

Natascha Bregy

GEOGRAPHISCHE NÄHE KULTURELLE DIFFERENZ

Eine ethnographische Studie
zur Migration zwischen
Deutschland und der Schweiz

[transcript]

Kultur und soziale Praxis

Natascha Bregy
Geographische Nähe – Kulturelle Differenz

Editorial

Die Reihe **Kultur und soziale Praxis** präsentiert sozial- und kulturwissenschaftliche Studien, die zwischen empirischer Forschung, theoretischer Reflexion/Konzeption und textueller Praxis neue Zugänge zu Kultur und sozialer Praxis entwickeln. Im Rahmen dieses Programms werden soziale Differenzen und identitäre Prozesse auf verschiedenen Ebenen und entlang verschiedener raumzeitlicher Achsen – etwa als (trans-)lokale oder (trans-)nationale Prozesse – untersucht.

Natascha Bregy ist Ethnologin und hat am Institut für Ethnologie der Universität Hamburg promoviert. Ihre Forschungsschwerpunkte umfassen hochqualifizierte Migration und europäische Migrationsdynamiken. Sie beschäftigt sich insbesondere mit den komplexen Identitäts- und Zugehörigkeitsprozessen von Migrant*innen in kulturell ähnlichen Kontexten.

Natascha Bregy

Geographische Nähe – Kulturelle Differenz

Eine ethnographische Studie zur Migration zwischen Deutschland und der Schweiz

[transcript]

Meine Promotion und die daraus entstandene Arbeit wurden durch die großzügige finanzielle und ideelle Förderung der Stiftung der Deutschen Wirtschaft (sdw) ermöglicht. Auch der FAZIT-STIFTUNG sowie dem Gleichstellungsfonds der Universität Hamburg danke ich für die Förderung durch ein Stipendium in der Abschlussphase. Ohne die tatkräftige Unterstützung von Jan Budniok, Laila Prager, Tsypylma Darieva und Julia Pauli wäre eine erfolgreiche Bewerbung undenkbar gewesen.

Die Publikation als Open Access wurde ermöglicht durch: Institut für Ethnologie der Universität Hamburg (Arbeitsbereich Prof. Dr. Habeck), FAZIT-STIFTUNG, Auslandschweizer-Organisation (ASO) Deutschland, Centre Marc Bloch, Schweizer Verein Düsseldorf & Deutsch-Schweizerische Wirtschaftsvereinigung zu Düsseldorf e.V., Helmut Uwer & Monika Uwer-Zürcher.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz BY-SA 4.0 lizenziert. Für die ausformulierten Lizenzbedingungen besuchen Sie bitte die URL <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>.

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

2026 © Natascha Bregy

transcript Verlag | Hermannstraße 26 | D-33602 Bielefeld | live@transcript-verlag.de

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (Text und Data Mining) zu gewinnen, ist ohne schriftliche Zustimmung der Rechteinhaber*innen untersagt.

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus

Umschlagabbildung: Natascha Bregy

Druck: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen

<https://doi.org/10.14361/9783839465776>

Print-ISBN: 978-3-8376-8081-2 | PDF-ISBN: 978-3-8394-6577-6

Buchreihen-ISSN: 2703-0024 | Buchreihen-eISSN: 2703-0032

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Danksagung

Ich möchte mich zuerst bei allen Teilnehmenden meiner Forschung bedanken, welche mich mit ihrer Zeit und Energie unterstützt haben. Danke für den offenen Einblick in eure Lebensgeschichten, euer Vertrauen und die vielen interessanten Lebensgeschichten, die ihr mit mir geteilt habt. Ohne euren Beitrag würde diese Arbeit nicht existieren.

Besonderer Dank geht an meinen Doktorvater J. Otto Habeck für die langjährige fachliche Betreuung und den Glauben an mich und meine Forschungsideen. Tsypylma Darieva gebührt mein Dank für die Übernahme der Zweitprüfung.

Die Mitglieder des Instituts für Ethnologie der Universität Hamburg haben mich und meine Arbeit durch ihren eigenen Enthusiasmus für Lehre und Forschung, neue Perspektiven und teilweise kritische Fragen stetig vorangebracht. Mein Dank gebührt insbesondere Inga Sievert, Robert Pijpers, Coral O'Brian, Asya Karaseva, Nina Eggenhofer, Lena Borlinghaus-ter Veer, Hannah Bartels, Aman, Nataliya Aluferova und Can Akin für unzählige produktive und unproduktive Diskussionen und wahrscheinlich zu viele Kaffeepausen; Franziska Neubauer für den Sonnenschein am Montagmorgen.

Hiroki Takakura und die Universität Tōhoku haben mir einen lehrreichen Forschungsaufenthalt in Sendai ermöglicht, als die Türen nach Japan nach der Covid-19-Pandemie gerade erst wieder aufgingen. Vor und während des Aufenthaltes haben mir zudem Huan Piao, Tao Zheng, Kaori Ishi und Wakaba Mori durch ihre Freundschaft und über viele bürokratische Hürden hinweggeholfen. Johanna Rust, Franziska Maier, Judith Kalweit und Adrien Huguet haben den Forschungs- und Schreibprozess in Zeiten der Pandemie fortgetrieben und bis zum Erfolg begleitet. Maurice Saß war mir als Mentor in Zeiten des Wandels eine wichtige Stütze mit der nötigen Außenperspektive. Julia Hufnagl und Tamara Achatz waren darüber hinaus Wegbegleiterinnen, deren Beitrag zu meiner mentalen Gesundheit insbesondere in Zeiten der Pandemie unerlässlich war.

*Zu guter Letzt: Eine Dissertation fertigzustellen ist unter den besten Bedingungen nicht einfach. Umso schwieriger wird es, wenn zu persönlichen Schwierigkeiten eine globale Pandemie und Konflikte hinzukommen. Danke an all die Menschen, die mich begleitet und stets unterstützt haben, während sie ihre eigenen Kämpfe durchmachten. An meine Freunde, Familie und Kolleg*innen in der Schweiz, Deutschland und darüber hinaus:*

Merci!

Inhalt

Abbildungsverzeichnis	11
Tabellenverzeichnis	13
1 Einleitung	15
2 Forschungsstand: Wissenschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen und Diskurse zum Thema Migration	23
2.1 Migration in westlichen Industrienationen	28
2.2 Deutsche Migrationsgeschichte	36
2.3 Schweizer Migrationsgeschichte	42
2.4 Migration zwischen der Schweiz und Deutschland	49
3 Methodisches Vorgehen	55
3.1 Annäherung an das Feld und die Teilnehmenden der Studie	58
3.2 Schweizer Vereine als zentrale Akteure	63
3.3 Forschen während der Covid-19-Pandemie	65
3.4 Zur Rolle der Forscherin	69
4 Darstellung des Samples	73
4.1 Deutsche Migrant*innen in der Schweiz	74
4.2 Schweizerische Migrant*innen in Deutschland	80
4.3 Vergleich der beiden Samples	83
I. Marina	85
Langweilige Beständigkeit?	85
5 Migrationsgründe: Die Suche nach dem besseren Leben?	89
5.1 Strukturelle und individuelle Faktoren	91
5.2 Berufliche Motive: Von Handwerkern, Akademiker*innen und einem Clown	93
5.3 Beziehungsaspekte: Menschen als zentrale Antriebskraft	108

5.4	Spezifische Migrationsorte: Schillernde Welten, Hafencharme und menschenleere Landschaften	116
5.5	Neugierde, Abenteuer und der Zufall	124
5.6	Zwischenfazit: Lebensstilmigration?	126
II.	Georg	129
	Ein Berliner in der Schweiz	129
6	Wahrnehmung des Heimat- und Ziellandes: Vom ersten Eindruck zu gelebter Realität ..	133
6.1	Sicht auf das Zielland vor der Migration	135
6.2	Erste Erfahrungen im Zielland: Es kommt anders als erwartet	139
6.3	Gesellschaftliche, kulturelle und strukturelle Differenzen	147
6.4	Deutsch ist nicht gleich Deutsch: Sprache und deren Einfluss auf die Identität	167
6.5	Wahrnehmung von Wandel im Heimat- und Zielland	176
6.6	Zwischenfazit: Prägende Dichotomien	186
III.	Arnold	189
	Praktizierender Schweizer	189
7	Lebensgestaltung: Aushandlung des scheinbar Unspektakulären	193
7.1	Wohnsituation: Mehr als nur ein Dach über dem Kopf	195
7.2	Der ganz normale Alltag	204
7.3	Leben mit Kindern: Betreuung und Erziehung abseits vertrauter Strukturen	211
7.4	Verbindungen zwischen Heimat- und Zielland	226
7.5	Zufriedenheit: Eine Beurteilung der Gesamtsituation	235
7.6	Zwischenfazit: Privilegierte Lebensstile	239
IV.	Marco	243
	Fast wie in England	243
8	Zugehörigkeit: Netze spannen und Wurzeln schlagen	247
8.1	Zuhause und Heimat: physischer Wohnort oder tiefe Verwurzelung?	251
8.2	Der Aufbau von Netzwerken im Zielland und damit verbundene Deutungsmuster	253
8.3	Beziehungen zur Heimat: Asymmetrien im Zugehörigkeitsgefühl	269
8.4	Heimatvereine als Raum für gelebte Zugehörigkeit	275
8.5	Identität zwischen erster und zweiter Heimat	280
8.6	Zwischenfazit: Multiple, komplexe Verbindungen zu Mensch und Mitwelt	298
V.	Neele	301
	Ein gar nicht so schwieriger Balanceakt	301
9	Zukunftswünsche und -pläne: Optimistische Perspektiven	305
9.1	Temporalität: Von Übergängen und Umbrüchen	309
9.2	Lokalität: Hier, da oder dort?	314
9.3	Motive: Bedürfnisse, Wünsche und Ressourcen in Einklang bringen	326

9.4 Ein Blick vier Jahre in die Zukunft 331

9.5 Zwischenfazit: Schritt für Schritt in die Zukunft 333

VI. Rosa 335

Eine unwahrscheinliche Geschichte 335

10 Zwischen Nähe und Differenz: Erkenntnisse aus dem deutsch-schweizerischen Kontext 339

10.1 Von der Migrationsentscheidung bis zur Zukunftsperspektive: Zentrale Befunde 340

10.2 Wissenschaftliche Implikationen und Limitierungen der Studie 347

10.3 Implikationen für Wirtschaft, Politik und Gesellschaft 351

Literaturverzeichnis 355

Anhang 385

Glossar 385

Liste an Schweizerdeutschen Begriffen und Helvetismen 385

Abkürzungsverzeichnis 386

Übersicht über die Teilnehmenden 386

Teilnehmende: Herkunft Deutschland 387

Teilnehmende: Herkunft Schweiz 389

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:	Altersverteilung des deutschen Samples	74
Abbildung 2:	Deutsche Teilnehmende: Migrationsgründe	74
Abbildung 3:	Deutsche Teilnehmende: Alter zum Zeitpunkt der Migration	75
Abbildung 4:	Deutsche Teilnehmende: Aufenthaltsdauer in Jahren	76
Abbildung 5:	Deutsche Teilnehmende: Verdienst (CHF, abzüglich Steuern)	77
Abbildung 6:	Herkunft nach Bundesländern	79
Abbildung 7:	Altersverteilung des Schweizer Samples	81
Abbildung 8:	Schweizer Teilnehmende: Migrationsgründe	81
Abbildung 9:	Schweizer Teilnehmende: Aufenthaltsdauer in Jahren	81
Abbildung 10:	Schweizer Teilnehmende: Alter zum Zeitpunkt der Migration	81
Abbildung 11:	Schweizer Teilnehmende: Nettoverdienst (Euro)	82

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Faktoren, die pro oder kontra Einbürgerung sprechen..... 294

1 Einleitung

Migration ist in Deutschland und der ganzen Welt seit geraumer Zeit ein sehr präsent und kontrovers diskutiertes Thema. Als problematisch wird meist die Einwanderung scheinbar andersdenkender Menschen aus kulturell und geographisch fernen Regionen identifiziert. Etwaige Probleme, welche diese Migration mit sich bringt und mögliche Lösungsvorschläge basieren häufig auf der Annahme größerer kultureller Fremdheit. Für diesen Diskurs lassen sich zahlreiche Beispiele anführen: Eine neue Studie zeigt, dass sich die Arbeitsmarktintegration von außereuropäischen Migrant*innen in den letzten Jahren verschlechtert hat (Welt, 19.06.2023), die damalige Bundesinnenministerin Nancy Faeser lotet in Tunesien eine Vereinbarung aus, um das Sterben im Mittelmeer zu reduzieren (Süddeutsche Zeitung, 19.06.2023) und ein Bürgerentscheid in Greifswald gegen die Verpachtung von Land für Flüchtlingsunterkünfte zeigt die Unzufriedenheit der Bevölkerung mit der aktuellen Migrationspolitik (dpa 2023). Meldungen wie diese könnten von jedem beliebigen Tag der letzten Jahre stammen, einzig die Akteure und Orte unterscheiden sich.

Während die öffentliche Debatte häufig auf Migration aus geographisch und kulturell fernen Regionen fokussiert, bleibt die Migration innerhalb Europas – trotz ihrer wachsenden Bedeutung – ein Randthema. Eine Annäherung an Deutschland und die Schweiz erfolgt in der Ethnologie bisher vornehmlich im Rahmen der Auseinandersetzung mit Immigrant*innen aus außereuropäischen Regionen und ist oftmals mit den Themen Flucht und Integration verbunden (Duchêne-Lacroix/Beutter 2011; Farin/Schami/Helberg 2018; Gay 1998; Schneider 2025; Zaimoglu 2017). Dem gegenüber steht ein stetig zunehmender Anteil an Migrant*innen mit heterogenen demographischen Hintergründen und Migrationsmotiven, welche im Rahmen des Freizügigkeitsabkommens innerhalb Europas migrieren (Castro-Martin/Cortina 2015: 114).

»Weiße«, christliche Migrant*innen aus europäischen und post-sowjetischen Ländern gelten mittlerweile als nicht-sichtbare Migrationsgruppen, da sie durch ihr Aussehen nicht als solche identifizierbar sind (Salomo 2021: 60). Auch bei den Themenbereichen Migration, Bildung und Integration wird bei innereuropäischer Migration eine geringere Notwendigkeit sozialwissenschaftlicher Forschung impliziert (Gilmartin/Migge 2015). Entsprechend wenige Studien gibt es zur Wahrnehmung sowie zu den Problemen, die mit dieser Migration einhergehen. Diese Forschungslücke betrifft auch die deutsch-

schweizerische Migration, die in der wissenschaftlichen Literatur bislang kaum behandelt wird.

Die folgenden Zahlen verdeutlichen jedoch die gesellschaftliche und politische Relevanz des Themas. Deutsche bilden mittlerweile – mit über 323.000 Menschen, etwas über 13 % der gesamten ausländischen Wohnbevölkerung oder ca. 3,6 % der Gesamtbevölkerung – nach Italiener*innen die zweitgrößte Gruppe an Migrant*innen in der Schweiz (Stand 2023: BFS 2024), was sie vermehrt in das Licht der Öffentlichkeit rückt. In der Schweiz wurden seit den 2000er Jahren zahlreiche Berichte über deutsche Migrant*innen in den öffentlichen Medien veröffentlicht (Imhof 2008). Dies beinhaltet Dokumentationen über Deutsche in der Schweiz (Fokus TV Reportage 2015; NZZ Format 2014; Schweizer Radio und Fernsehen 2014), Diskussionsrunden mit Politiker*innen und wichtigen Persönlichkeiten (Schweizer Radio und Fernsehen 2010), oder Zeitungsartikel und Blogeinträge (Alich 2014; Brönnimann 2017; Jakubetz 2012; Sadecky 2014; Schwarze-Thurm/Hansen 2014). Die meisten Berichte thematisieren eine negative Haltung der Schweizer*innen gegenüber den Deutschen. Trotz kultureller, sozialer, geographischer und sprachlicher Nähe zwischen der Schweiz und Deutschland begegnen Deutsche nach ihrer Migration in die Schweiz einer mehr oder weniger offenen Germanophobie (Helbling 2011: 20) und einem Diskurs, welcher dem über die sogenannten »Wirtschaftsflüchtlinge« in Deutschland ähnelt. Oftmals wird diese Haltung in den Medien jedoch nur dokumentiert und nicht ergründet (vgl. Köllen 2015). Eine mögliche Erklärung liefert der Schweizer Politikwissenschaftler und Soziologe Marc Helbling (2010a, 2011). Er sieht Germanophobie als Konsequenz einer wahrgenommenen Gefahr durch kulturelle Ähnlichkeit sowie durch Konkurrenz hochqualifizierter Migrant*innen mit der lokalen Bevölkerung mit ähnlichem Bildungsstand. Diese Erklärung gilt es zu ergründen und gleichzeitig in einen erweiterten Kontext einzuordnen.

Schweizer*innen in Deutschland bilden zwar mit über 98.000 Menschen (hinter Frankreich) die zweitgrößte Gruppe an Auslandschweizer*innen, gemessen an der deutschen Gesamtbevölkerung macht dies jedoch nur etwas mehr als 0,1 % aus (BFS 2023). Entsprechend unsichtbar sind Schweizer Migrant*innen in Deutschland in der Öffentlichkeit und in wissenschaftlichen Debatten. Erstaunlich ist dies insbesondere aus Schweizer Perspektive. In einem Bericht des Swiss Forum for Migration and Population Studies (Schönenberger/Efionayi-Mäder 2010) wird festgestellt, dass die Forschung zur Auswanderung und zur Fünften Schweiz – so wird die Gesamtheit der Auslandschweizer*innen oft bezeichnet – gerade in Bezug auf Europa noch in den Anfängen steckt. Mit einer steigenden Zahl von über 800.000 (BFS 2023) machen diese Menschen einen relevanten, aber oft übersehenen Anteil der Schweizer*innen aus. Die wenigen Daten zu Auslandschweizer*innen finden sich oft in statistischen Analysen, wie z. B. in Auswertungen des Wahlverhaltens (Hermann 2012) oder in Forschungen mit einem historischen Bezug (Berwein 2003; Schweizerisches Bundesarchiv 2002; Studer 2015). Ethnographische Forschung zu Auslandschweizer*innen existiert bisher nur in Ansätzen. Camenisch und Müller (Camenisch 2019; Camenisch/Müller 2019) untersuchen Identität und Zugehörigkeit von Auslandschweizer*innen in China und Nordeuropa. Sanders (2019) diskutiert die Position von Schweizer Migrant*innen in Lima, Peru, vor dem Hintergrund kolonialer Logiken. Piccoli (2020) wiederum analysiert, wie soziale Sicherung – von Arbeitslosigkeit bis Renten – politisch ausgehandelt wird. Alle Studien

beschreiben Auslandschweizer*innen als privilegiert und fernab ökonomischer oder sicherheitsbezogener Not. Inwieweit dies auch auf Deutschland übertragbar ist, wird im Laufe dieser Studie deutlich werden.

Schweizer Migrant*innen in Deutschland und deutsche Migrant*innen in der Schweiz fallen damit häufig in die Kategorie der Lebensstilmigrant*innen (Benson/O'Reilly 2009: 609), also Personen, die nicht durch Not, sondern durch die Aussicht auf eine bessere Lebensqualität motiviert sind. Die vorliegende Arbeit bereichert und ergänzt damit den bisherigen Korpus an Literatur zu diesem Phänomen (vgl. Bantman-Masum 2011; Benson 2013; Croucher 2007, 2009; Gustafson 2008; Hayes 2014, 2015, 2018; O'Reilly 2000; Rodriguez/Fernandez-Mayoralas/Rojo 2004) um eine Vielfalt an Motiven und Motivationen im Kontext geographischer und kultureller Nähe.

Vor diesem Hintergrund befasst sich meine Forschung mit der Untersuchung von Migrationserfahrungen und Herausforderungen, denen Menschen bei der Mobilität zwischen der Schweiz und Deutschland gegenüberstehen. Auf den ersten Blick zeichnen sich beide Länder nur durch minimale Unterschiede aus. Deutschland und die Schweiz weisen zu weiten Teilen die gleiche Sprache und Kultur auf, sie besitzen einen ähnlichen Entwicklungsstand und auch die wirtschaftliche Situation, der Lebensstandard und die Sicherheitslage sind ähnlich gut (Steiner 2019: 242). Die Beziehungen zwischen derart ähnlichen Gruppen scheinen auf den ersten Blick entsprechend unproblematisch (Helbling 2011: 20) und sollten beste Bedingungen für die Migration bieten. Inwiefern sich die Situation jedoch wesentlich komplexer darstellt, wird Gegenstand dieser Studie sein.

Anstatt in einer Dichotomie von »guten« und »schlechten« Migrant*innen zu denken, liefert meine Studie einen Einblick in die Vielschichtigkeit der Erfahrungen und bezieht die tatsächliche Lebenswelt der Menschen mit ein (Glick Schiller 2010: 112). Das Ziel dieser Forschung ist es, Xenophobie nicht als Prämisse, sondern als Teil einer größeren Migrationserfahrung in einem bisher wenig beachteten Feld zu begreifen. Eine Diskussion ohne Polemik kann einen Beitrag zur Migrationsdebatte leisten, welcher für Migrant*innen und gleichermaßen für wirtschaftliche und gesellschaftliche Akteure des Heimat- und Ziellandes von Belang ist.

Dies bringt mich zur zentralen Forschungsfrage: Wie unterscheiden sich die Migrationserfahrung, die Zukunftspläne und das Gefühl der Zugehörigkeit von Migrant*innen aus dem jeweiligen anderen Land bei zwei kulturell, sozial, geographisch und sprachlich nahen Ländern, in diesem Fall die Schweiz und Deutschland, und welche Faktoren sind für die jeweiligen Aspekte signifikant und prägend?

Um diese Frage aufzuschlüsseln, müssen die folgenden Aspekte untersucht werden: 1) Was für ein demographisches, berufliches und biographisches Profil haben die deutschen und Schweizer Migrant*innen? 2) Was sind die Auslöser und Gründe für die Migration in die Schweiz bzw. nach Deutschland, und inwiefern beeinflussen diese die Erfahrungen der Menschen im Zielland? 3) Mit welchen Reaktionen und Debatten werden Schweizer*innen und Deutsche im Nachbarland im täglichen Leben konfrontiert? Inwiefern beeinflussen diese Debatten nachhaltig, positiv wie negativ, das Leben der Teilnehmenden meiner Studie, ihre Integration und ihre Entscheidungen zur Zukunftsgestaltung? Konkreter differenziert: 4) Wie sieht die Lebensgestaltung im Zielland aus? 5) Wie zeigt sich die Zugehörigkeit und eventuell auch die Distanz zum Ziel- und

Heimatland? 6) Welche Entscheidungsprozesse und Gestaltungsmöglichkeiten eröffnen sich in der Zukunftsgestaltung? Diese Unterfragen bilden zugleich die Struktur der empirischen Kapitel und leiten den Aufbau der Analyse.

Die Forschung konzentriert sich auf zwei Gruppen: deutsche Migrant*innen in der Deutschschweiz und Deutschschweizer Migrant*innen in Deutschland. Um unterschiedliche Lebensrealitäten abzudecken, beziehe ich mich auf Hamburg, Berlin und Schleswig-Holstein, sodass sowohl städtische als auch ländliche Kontexte vertreten sind. In der Schweiz umfasst die Untersuchung den Großteil der Deutschschweiz. Bei den Teilnehmenden strebt die Studie eine Vielfalt in Alter, Geschlecht, Beruf, ökonomischem Stand und Familienkonstellation an. Eine gewisse Einschränkung besteht beim Bildungsniveau: Die Zusammensetzung der Stichprobe entspricht der Struktur dieser Migration, die typischerweise von Personen mit höherem Bildungsniveau geprägt ist.

Die Datengrundlage der Arbeit stammt aus einer mehrjährigen Forschungstätigkeit. Sie umfasst eine sechsmonatige intensive Feldphase in Hamburg, Schleswig-Holstein und Berlin (Frühjahr 2019 bis Anfang 2020), einen weiteren sechsmonatigen Forschungsaufenthalt in der Schweiz im Sommer 2020 sowie eine fortgesetzte Begleitung der untersuchten Gruppen – online und vor Ort – bis Sommer 2023. Der Kern der Erhebung sind qualitative, halbstrukturierte Interviews mit Migrant*innen auf beiden Seiten der Grenze. Ergänzt werden diese durch eine langfristige teilnehmende Beobachtung beim Schweizer Verein in Hamburg, darunter regelmäßige Stammtischbesuche und die Begleitung einzelner Mitglieder. Aufgrund der Covid-19-Pandemie war eine vergleichbare Begleitung in der Schweiz nur eingeschränkt möglich. Daher wurden hier zusätzlich ein Online-Forum sowie populäre Zeitschriften und Medien miteinbezogen.

Im Anschluss gebe ich einen Überblick über den Aufbau der Arbeit und erläutere, wie die einzelnen Kapitel zur Beantwortung der Forschungsfrage beitragen. In Kapitel 2 gehe ich ausführlicher auf den Forschungsstand ein. Dabei nähere ich mich dem Themenbereich deutsch-schweizer Migration, ausgehend von globalen Entwicklungen der Migration und Migrationsstudien sowie europäischer und hochqualifizierter Migration. In den späteren Kapiteln gehe ich detaillierter auf die dazugehörigen theoretischen Diskurse ein. In diesen theoretischen Rahmen binde ich die empirische Forschung ein und nutze sie, um bestimmte Thesen der Migrationsforschung zu nuancieren.

In Kapitel 3 stelle ich das methodische Vorgehen dar, was den Zugang zu meinen Teilnehmenden vor und während der Covid-19 Pandemie sowie meine eigene Positionalität aufgreift. Kapitel 4 enthält das komplette Sample mit einer demographischen Übersicht sowie dem Vergleich der jeweiligen Gruppe mit der deutschen bzw. Schweizer Migrationsbevölkerung in den beiden Ländern. Dieses Kapitel führt über in die empirische Analyse.

Teil einer holistischen Betrachtung der Migration zwischen der Schweiz und Deutschland ist die Abdeckung der drei zeitlichen Aspekte Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Chronologisch zu Beginn stehen die Entscheidungsprozesse und damit die Migrationsgründe wie auch die Wahrnehmung des Heimat- und Ziellandes vor der Migration. Die heutige Wahrnehmung beider Länder und ihrer Bewohner*innen führt über in die Gegenwart. Teil dieses zeitlichen Abschnittes ist überdies die Zugehörigkeit sowie die Lebensgestaltung. All diese Aspekte stehen in einem Wirkungsverhältnis zur

Zukunft, wie ich im späteren Verlauf dieser Studie im Kapitel zur Zukunftsgestaltung ausführen werde.

Als erstes gilt es also zu eruieren aus welchen Gründen die Teilnehmenden sich für die Migration ins Nachbarland entschieden haben und unter welchen Umständen die Entscheidung gefallen ist (Kapitel 5). Neben der Migrationsmotivation, welche die Gesamtheit aller in die Entscheidung eingeflossenen Aspekte bezeichnet, sind auch einzelne Motive relevant (Moravek 2006: 15). Damit lassen sich neben einer groben Kategorisierung verschiedener Typen auch ergänzende Faktoren festmachen, welche sich im Heimat- und Zielland positiv und negativ auf die Migrationsentscheidung auswirken. Demographische und strukturelle Aspekte beeinflussen die individuelle Entscheidungsfindung mit. Von besonderem Interesse ist das Alter, der Familien- und Bildungsstand der Teilnehmenden sowie die wirtschaftliche Lage und die Möglichkeit sozialer Absicherung in den beiden Ländern.

Migrationsmotivationen und -motive spiegeln jedoch selten ein objektives Bild des Heimat- und Ziellandes wider, sondern vielmehr die Wahrnehmung der Migrant*innen (Lee 1966: 52). In einem weiteren Schritt gilt es daher die Wahrnehmung sowohl vor als auch nach der Migration zu analysieren. Übergeordnet geht es darum, die wahrgenommenen Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Land und Leuten darzustellen und die dahinterliegenden Erklärungsmuster aufzudecken (Kapitel 6). Zentral bei der Betrachtung scheinbar geringer kultureller Unterschiede ist Theilers Konzept des »*Narcissism of minor difference*« (Theiler 2004: 648). Dieses besagt, dass bei diffusen kulturellen Grenzen kulturelle und gesellschaftliche Eigenheiten als Teil eines Identitäts- und Differenzierungsdiskurses stärker betont werden. Darzustellen welche Lebensbereiche diese Diskurse genau betreffen und wie sie sich äußern, ist der Teil der Analyse. Dies beinhaltet auch die Frage, inwiefern aus diesem Diskurs Germanophobie bzw. allgemeinere Formen von Xenophobie erwachsen oder welche anderen Erklärungsmuster hierfür vorliegen. Im Rückbezug auf die initiale Migrationsentscheidung ist es signifikant, inwiefern die Wahrnehmung der Teilnehmenden mit den vorgefundenen Realitäten übereinstimmt. Für die persönliche Einschätzung der Zukunftsaussichten in einem der beiden Länder ist auch die Wahrnehmung von Wandel im Heimat- und Zielland von Bedeutung.

In der Lebensgestaltung (Kapitel 7) ist der Lebensstil (Barth 2023; Benson/O'Reilly 2009: 616; Habeck 2019c: 9), eingerahmt in Konzepte von Habitus (Bourdieu 2021 [1979]) und Milieu (Barth/Flaig/Schäuble 2023), zentral. Der Lebensstil zeigt sich in der Suche und Gestaltung von Wohnraum sowie der Teilnahme am sozialen und kulturellen Leben im Zielland im kollegialen, familiären und freundschaftlichen Umfeld. Besonders relevant ist bei ersterem die Wahl des Wohnraums entlang des ländlich-städtischen Spektrums. Bei der Teilnahme am sozialen Leben geht es darum, zu verstehen, wie Migrant*innen ihren Alltag jenseits migrationsspezifischer Themen gestalten und welche Routinen, Kontakte und Praktiken dabei entstehen. Für Eltern sind die Kinderbetreuung und die Erziehung zwischen zwei Kulturen essenzielle Bestandteile eines transnationalen Lebens. Auch das Heimatland nimmt durch aktive Kommunikation mit Freund*innen und Verwandten sowie regelmäßige Besuche einen hohen Stellenwert ein. Der Alltag ist für die Teilnehmenden meist, jedoch nicht immer, eine wichtige Quel-

le der Zufriedenheit und stellt somit einen wichtigen Aspekt für die danach folgenden Themenbereiche Zugehörigkeit und Zukunftsgestaltung dar.

In Form von alltäglichen Praktiken von Belonging beinhaltet die Lebensgestaltung bereits essenzielle Aspekte der Zugehörigkeit (Kapitel 8), z. B. in Form von »*homemaking*« (Boccagni 2023b) und »*place-making*« (Cresswell 2011: 6–8; Gieryn 2000), welche in einem »*sense of place*« (Agnew 1987) als subjektive und emotionale Bindung an einen Ort kulminieren können. Belonging, hier verstanden als menschliches Grundbedürfnis bedeutungsvolle Beziehungen zu bilden (Baumeister/Leary 1995), zeigt sich als gelebte Zugehörigkeit unter anderem in beruflichen, familiären und freundschaftlichen Netzwerken im Heimat- und Zielland sowie darüber hinaus. Ergänzt wird dies durch eine Verbundenheit zur physischen Umgebung im lokalen und regionalen Kontext. Die Beziehungen ins Heimatland und zu Menschen aus dem Heimatland werden an dieser Stelle erneut thematisiert. Es soll u. a. gezeigt werden, inwiefern Heimatvereine Akteure in der Auslandsgemeinschaft darstellen und wie sich dies äußert.

Ergänzend zur Auseinandersetzung mit der Außenwelt stellt auch die Identität als Selbstverständnis einen wichtigen Teil der Zugehörigkeit dar. Dies kann sich auf verschiedenen Ebenen – lokal, regional, national, europaweit oder international – zeigen, wobei die einzelnen Ebenen sich nicht gegenseitig ausschließen. Darüber hinaus gilt es formale und informelle Modi von Zugehörigkeit zu beachten, was vor allem die Staatsbürgerschaft von anderen Modi trennt. Während bei den Teilnehmenden meiner Studie trotz der Möglichkeit zur doppelten Staatsbürgerschaft nur wenig Zugeständnisse auf nationaler Ebene erfolgten, scheint die regionale und lokale Zugehörigkeit einfacher greifbar und gleichzeitig weniger im Konflikt mit der eigenen nationalen Identität zu stehen. Diese Erkenntnisse bedürfen der Erklärung, was im zweiten Teil des achten Kapitels erfolgt.

Das Kapitel zur Zukunftsgestaltung (Kapitel 9) knüpft an bestimmte Themen an, welche bereits in Kapitel 4 (Migrationsgründe) erörtert werden. Die Zukunftsgestaltung ist bis zur Umsetzung hypothetisch und spiegelt den gegenwärtigen Wissenstand wider. Entsprechend sind Zukunftswünsche eine Projektion der Wahrnehmung der Gegenwart. Auch die Zukunftsgestaltung lässt sich in konkrete Pläne und Erwartungen sowie eher unsichere oder antizipatorische Auseinandersetzungen teilen, wobei auch deutlich wird, dass nur bei wenigen Teilnehmenden ein Handlungsdruck besteht.

Faktoren, welche die Migration beeinflussen, wirken sich erwartungsgemäß auch auf die Remigration und Remigrationswünsche aus. Entsprechend werden auch im neunten Kapitel demographische, strukturelle und individuelle Faktoren gemeinsam betrachtet. Übergänge im Lebenszyklus, wie die Gründung einer Familie oder der Eintritt in den Ruhestand, stellen zeitliche Horizonte dar, welche potenzielle Remigrationsentscheidungen einrahmen. Bei der Lokalität kommen neben dem Heimatland und anderen Drittländern auch hybride Arrangements in Frage, aufgrund der geographischen Nähe insbesondere transnationale Lebensstile zwischen Deutschland und der Schweiz. Neben der Remigration sollen in meiner Studie auch Zukünfte unabhängig von der Migration beleuchtet werden. Diese stehen im engen Zusammenhang mit vorherigen Kapiteln zur Lebensgestaltung und Zugehörigkeit.

Im abschließenden Kapitel komme ich auf die hier thematisierten Hypothesen und Fragen zurück und verdeutliche die Interdependenz von Migrationsgründen, der Wahr-

nehmung, Lebensgestaltung, Zugehörigkeit und Zukunftsgestaltung, sowie individuellen Biographien. Ich betone die gruppenspezifischen Besonderheiten und zeichne nach, wie sich diese wie ein roter Faden durch die Kapitel ziehen. Zentral dabei sind die ökonomische Asymmetrie zwischen den Ländern und die unterschiedliche Fremdwahrnehmung. Gleichzeitig wird deutlich, dass strukturelle Aspekte immer nur einen Teil des Gesamtbildes darstellen können, in dessen Rahmen die Teilnehmenden ihre Ressourcen und Handlungsmacht nutzen, um sich ein Leben aufzubauen, was ihren Wünschen entspricht. Dadurch entsteht ein Profil von Migrant*innen, die einerseits nicht dem typischen Bild entsprechen, andererseits jedoch essenzielle Fragen, die mit der Migrationserfahrung einhergehen – wie Konflikte in Bezug auf Zugehörigkeit, Identität, das alltägliche Leben und die Zukunftsgestaltung – in einem ihnen fremden System aushandeln müssen. Die Erkenntnisse dieser Forschung bringen auch Implikationen für andere Forschungsbereiche und politische Diskurse mit sich, auf welche ich abschließend eingehe.

Verbunden werden die empirischen Kapitel (5–9) mit Portraits einzelner Teilnehmender meiner Studie, welche ein breites Spektrum an demographischen Markern sowie individuellen Lebensentwürfen repräsentieren. Die Portraits verdeutlichen die Verbindung der thematisierten Aspekte der einzelnen Kapitel und die dahinterliegenden Denk- und Entscheidungsprozesse.

2 Forschungsstand: Wissenschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen und Diskurse zum Thema Migration

Migration is defined broadly as a permanent or semipermanent change of residence. No restriction is placed upon the distance of the move or upon the voluntary or involuntary nature of the act, and no distinction is made between external and internal migration (Lee 1966: 50).

Diese grundlegende Definition von Everett Lee (1966) dient als Ausgangspunkt für eine allgemeinere Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Migration. Es geht dabei also um einen freiwilligen oder unfreiwilligen, längerfristigen, räumlich nicht definierten Wechsel des Wohnortes. Ausgeschlossen werden dadurch temporäre Wanderarbeiter*innen oder nomadisch lebende Menschen. Die Schweizer Sozialanthropologin Janine Dahinden vertritt ebenfalls einen weiten Migrationsbegriff, welcher die Mobilität in den Vordergrund rückt und weder temporale noch geographische Einschränkungen beinhaltet: »Was als Migration bezeichnet wird, ist in erster Linie eine Frage von unterschiedlichen Bewegungen von Menschen im Raum – zunächst unabhängig von Nationalstaaten« (Dahinden 2016b: 10). In dieser Studie spielt die Distanz eine untergeordnete Rolle, während das Überschreiten einer Landesgrenze ein zwingender Faktor ist – selbst wenn der vorherige und der zukünftige Wohnort nur wenige Kilometer voneinander entfernt sind. Es handelt sich somit um eine Form der externen, transnationalen Migration.

In seinem Pionierwerk »*The Laws of Migration*« (Ravenstein 1885), welches durch statistische Analysen Migrationsbewegungen in Großbritannien und Irland nachvollzog, erstellte der Geograph Ernst Georg Ravenstein Kategorisierungen von Migrant*innen und zeigte die zugrundeliegenden Strukturen bestimmter Wanderungsbewegungen auf. Ravenstein stellte u.a. Migrationsströme vom Land in die Städte fest, welche als Handels- und Industriestandorte Arbeitskräfte anlockten (Ravenstein 1885: 204) – ein Trend, welcher bis heute sichtbar ist. Zusätzlich benannte er ökonomische Gründe als wichtigsten Aspekt in der Entscheidung zur Migration. Lee (1966) knüpfte an Ravensteins Arbeit an und erweiterte sie um eine eigene Migrationstheorie, die grundlegende Strukturen größerer Migrationsströme zu erklären suchte. Er betrachtete verschiedene

Phasen der Entscheidungsfindung und der Migration: »No matter how short or how long, how easy or how difficult, every act of migration involves an origin, a destination, and an intervening set of obstacles« (Lee 1966: 50). Diverse positive und negative Faktoren am Ziel- und am Heimatort – sogenannte push- und pull-Faktoren – sowie dazwischenliegende Hürden beeinflussen die Migrationsentscheidung. In neuerer Zeit wurde dieser Ansatz von den Ökonom*innen Belot und Ederveen aufgegriffen (2012: 1083–1085): Analysiert werden Migrationskosten, welche je nach Kontext niedriger oder höher ausfallen, so z.B. kulturelle Unterschiede, die Sprache sowie Werte und Normen. Entscheidend ist dabei die Wahrnehmung dieser Faktoren seitens der Migrant*innen, nicht die tatsächlichen Faktoren. Spezifische Lebensphasen und damit einhergehende Umbrüche im Leben eignen sich besonders als Startpunkt für die Migration, da sie grundlegend mit Veränderungen einhergehen. Dies ist z.B. der Abschluss einer Ausbildung und der folgende Start ins Arbeitsleben, der Beginn des Ruhestands, aber auch soziale Aspekte wie die Familiengründung oder deren Auflösung durch den Tod eines Partners, eine Trennung oder Ehescheidung (Lee 1966: 52–53).

Hinzu kommen individuelle Faktoren wie die Persönlichkeit: Veränderungsfreudige Menschen benötigen weniger zwingende Gründe für eine Migration als eher skeptische. Lee konzentrierte sich zwar auf strukturelle Ursachen, betonte jedoch, dass Migrationsentscheidungen selten völlig rational getroffen werden (Lee 1966: 50–51). Moderne Forschungen, besonders in wohlhabenden Ländern, ergänzen entsprechend strukturelle um individuelle Motive und unbewusste Prozesse (Moravek 2006: 32). Migration wird dabei meist durch eine auslösende Situation angestoßen, gefolgt von einer Bewertung der eigenen Lebenslage; erscheint die Differenz zwischen Ist- und Soll-Zustand zu groß, kann Migration als Lösung erscheinen (Moravek 2006: 32–40).

Migration ist auch in der Ethnologie schon lange ein präsentés Thema, wenn es auch im Vergleich zu den traditionellen Forschungsbereichen geringere Bedeutung besitzt. Dies liegt unter anderem daran, dass die Ethnologie bis in die 1960er-Jahre die Sesshaftigkeit als Standard betrachtete; Kulturen galten entsprechend als lokal verortet und Migration als vom Standard abweichendes Verhalten. Ab den 1970ern veränderte sich diese Wahrnehmung, welche in den 1980er- und 1990er-Jahren auch mit neuen paradigmatischen Diskursen und Theorien einherging, welche bis heute präsent sind (Darieva 2007: 71–73; Gandelsman-Trier 2017: 332–337). Bevor ich auf aktuelle Beiträge verweise, gehe ich näher auf die theoretischen Ansätze der Ethnologie in den letzten 100 Jahre ein.

Anders als bei den Arbeiten von Ravenstein (1885) und Lee (1966) lag der Fokus von ethnologischen Arbeiten zunehmend auf dem Zielland und dem Leben der Migrant*innen innerhalb der empfangenden Gesellschaft. Entsprechend der Migrationsströme in den 1920er und 1930er-Jahren, auf die ich im folgenden Abschnitt näher eingehe, beschäftigte sich die Soziologie der Chicagoer Schule zu dieser Zeit mit der Migration aus Süd- und Osteuropa in urbane Zentren der USA. Migration galt dabei als singulärer Akt des Umzugs aus traditionalistisch geprägten, ruralen Orten in ein modernes, urbanes Umfeld, welcher mit der Assimilation und dem Wechsel von der Heimatkultur in die des Ziellandes verbunden war. Entsprechend stand die Aufnahmegesellschaft im Fokus, und mit ihr die strukturellen Veränderungen in den Großstädten, während die Migrationsursachen vernachlässigt wurden (Darieva 2007: 72–75; Drotbohm 2017: 249; Klocke-Daffa 2014: 33–35).

Darauffolgende ethnologische Studien in den 1930er und 1940er-Jahren spiegelten ebenfalls ein Verständnis von Migration als singuläre Mobilität vom Heimat- zum Zielort wider. Während ländliche Gegenden weiterhin als rückständig wahrgenommen wurden, galten Migrant*innen als Treiber für ländliche Entwicklung. Angesiedelt an der Universität Manchester – am ersten Lehrstuhl für Social Anthropology unter der Führung von Max Gluckman – wurde in den 1940er bis 1960er-Jahren die Manchester-Schule mit diversen Studien zur Binnenmigration im heutigen Sambia wegweisend. Die Manchester-Schule verdeutlichte, dass bei der Migration alte Netzwerke erhalten bleiben, während in den urbanen Zielorten neue soziale Beziehungen entstehen. Ethnische Zugehörigkeiten und Verwandtschaftsstrukturen gehen in der Stadt nicht verloren (Darieva 2007: 76; Klocke-Daffa 2014: 35–37).

Die in den 1960er-Jahren entstandenen dependenztheoretischen Ansätze gingen vermehrt den ausgebliebenen Entwicklungen in peripheren Gegenden auf den Grund, welche laut früherer Theorien durch die Migration in die wirtschaftlichen Zentren eintreten sollte. Im Gegenteil stellten sie vermehrt fest, dass die ruralen Gebiete ärmer wurden, unter Depopulation und, aufgrund ökonomischer Abhängigkeiten zu den Zentren, teilweise unter sozialer Instabilität litten. Globale Interdependenzen des Kapitalismus überlagern die individuellen Handlungsmöglichkeiten. Im Gegensatz dazu stellte die Genderforschung ab den 1980er weibliche Migrantinnen und mit deren Handlungsmacht erneut individuelle Perspektiven in den Vordergrund. Dabei wurde gezeigt, dass Frauen sowohl als Migrierende als auch als Zurückgebliebene aktiv am Migrationsprozess teilnehmen und sich ihre sozioökonomische Position innerhalb einer Gesellschaft dadurch mitverändern kann (Klocke-Daffa 2014: 39–41).

Bei der Transnationalismusforschung wurden neben Frauen und Männern verstärkt die Rolle der Kinder miteinbezogen und die Verbindung von Heimat- und Zielland betont. Anna Amelina, Professorin für Interkulturalität mit einem Schwerpunkt auf Migrations- und Transnationalisierungsforschung, fügt hinzu, dass der Fokus dabei auf der »temporären, zirkulären, nichtabschließbaren Qualität von Migrationsprozessen« liegt (Amelina 2013: 35). Neben dem Akt der Migration werden auch die umgebenden Strukturen in Form von transnationalen Netzwerken und sozialen Beziehungen miteinbezogen. Es wird von einer Verflechtung von Netzwerken, Familien, Gemeinschaften und Organisationen im Heimat- und Zielland ausgegangen. Migrant*innen werden dabei als mehreren Kulturen gleichzeitig zugehörig angesehen, was sich auf die Identitätsbildung der Migrant*innen und ihrer Kinder auswirkt. Die Migration wird zu einem Prozess, im Zuge dessen Migrant*innen selbst entscheiden inwieweit sie sich integrieren und wo sie sich zugehörig und verortet fühlen (Darieva 2007: 80–85; Klocke-Daffa 2014: 40–43).

Auch Integration, Assimilation, Akkulturation, Anpassung oder andere Konzepte folgen der Logik eines stetigen Wandels, welcher nie als beendet angesehen werden kann (Esser 2008; Wingens et al. 2011). Während bei Wingens der Lebensverlauf und verschiedene Lebensphasen im Mittelpunkt stehen, geht die zeitliche Dimension bei Esser darüber hinaus zu intergenerationalen Fragen der Integration, Assimilation und Akkulturation über. Bei Alba (2008: 39), welcher spezifisch von Assimilation redet, werden Konzepte der Zugehörigkeit nicht als Akt der Grenzüberschreitung gesehen, indem man von einer Kategorie in eine andere wechselt, sondern als verschwimmende Gren-

zen. Letztere können sich zudem mit der Zeit verändern und neu verhandelt werden. Dies gilt auch für scheinbar starre Konzepte wie die Staatsbürgerschaft (Faist 2001).

Seit den späten 1990er-Jahren hat sich die Auseinandersetzung mit Migration in Deutschland erneut verändert, was auch in der Migrationsforschung sichtbar wurde. Die weitgehende Präsenz von Migration als gesellschaftliches und politisches Thema führte u.a. zu einer Pluralisierung migrationsrelevanter Thematiken wie auch zu mehr Forschungsprojekten, Publikationen, Neubesetzungen von Lehrstühlen mit dem Schwerpunkt Migration und einer erhöhten Nachfrage nach Wissenschaftler*innen mit Migrationsexpertise. Im Rahmen der sogenannten »reflexiven Wende der Migrationsforschung« (Drotbohm/Nieswand 2014) gilt es, »die kulturellen Selbstverständlichkeiten herauszuarbeiten, die das Denken und Handeln von Migrantinnen und in Beziehung zu Migrantinnen bestimmen« (Drotbohm/Nieswand 2014: 3). Einerseits geht es darum die emische Perspektive von Migrant*innen sowie ihre Lebenswelten und -verläufe sichtbar zu machen, andererseits darum staatliche und politische Diskurse und Praktiken zu untersuchen (Drotbohm/Nieswand 2014: 2–3).

Die Forschungsbiographien von Paolo Boccagni und Julia Pauli verdeutlichen, dass Migration in der Ethnologie mittlerweile in seiner gesamten Diversität thematisiert wird: Von öffentlichen, politischen und gesellschaftlichen Diskursen bis zu reichen ethnographischen Beschreibungen des Privaten sowie Analysen der Empfangs- wie auch der Sendegesellschaften und der Bewegungen dazwischen – wenn auch der Fokus auf nicht-europäische und marginalisierte Gruppen weiterhin sichtbar bleibt.

Paolo Boccagni befasst sich in seiner Forschung mit politischen und gesellschaftlichen Aspekten der Migration (Ambrosini/Boccagni 2015; Boccagni/Lafleur/Levitt 2018), zeigt jedoch auch die fließenden Übergänge und Vermengungen von öffentlich und privat (Boccagni 2010; Boccagni/Brighenti 2017). Ein Fokus des Privaten bei Boccagni ist der häusliche Raum, das Zuhause und Prozesse von »homemaking« (Boccagni 2014, 2023a; Boccagni/Bonfanti 2023). Darüber hinaus hat er sich mit diversen anderen Themen im Kontext von Migration auseinandergesetzt u.a. Rückkehr (Boccagni 2011; Boccagni/Lagomarsino 2011), Zukunft (Boccagni 2017a), Eltern- und Mutterschaft (Boccagni 2012; Bonizzoni/Boccagni 2014) sowie Emotionen (Boccagni/Baldassar 2015).

Das Verständnis von Migration als zirkuläre Bewegung und nicht-abgeschlossener Prozess, bei dem sowohl Migrant*innen als auch von Migration betroffene Gemeinschaften betrachtet werden, informiert eine Vielzahl an Forschungen. Im Zuge ihrer mehrjährigen Forschung in einer mexikanischen Gemeinde¹, welche von starker Emigration in die USA betroffen ist, stellt Julia Pauli (Pauli 2008, 2015, 2022, 2023a; Pauli/Bedorf 2018) sowohl die Migrant*innen als auch die Zurückgebliebenen und die Veränderungen in der Heimatgemeinde in den Fokus. Der durch Remittances finanzierte Hausbau prägt das Erscheinungsbild der Gemeinde, beeinflusst Geschlechterrollen und Verwandtschaftsbeziehungen und hat damit auch Auswirkungen auf Vorstellungen vom guten Leben.

Die Entwicklungen und Erkenntnisse der Transnationalismusforschung und der ethnologischen Migrationsforschung der letzten zwei Dekaden sind auch für diese Stu-

1 Ein zweiter langjähriger Forschungsschwerpunkt Paulis findet sich in der Auseinandersetzung mit Namibia und Klasse, welche sie ebenfalls in Verbindung zu Migration gestellt hat (Coe/Pauli 2020; Pauli 2020, 2023b).

die zentral. Enge Verbindungen zwischen Heimat- und Zielland finden sich aufgrund der geographischen, gesellschaftlichen und ökonomischen Nähe vermehrt auch bei europäischer und insbesondere bei deutsch-schweizerischer Migration wieder.

Die Transnationalismusforschung legt die gleichzeitige Existenz unterschiedlicher Wissensordnungen zugrunde, welche in sozialen Situationen zur Anwendung kommen können. Wissensordnungen werden als »inkonsistente und deterritorialisierte Wissensvorräte definiert, die historisch-spezifisch sind« (Amelina 2013: 40). Diese führen zeitweise zu kulturellen Interferenzen, wenn in sozialen Situationen gleichzeitig unterschiedliche Wissensordnungen relevant werden. Migrant*innen werden im Verlauf ihres Lebens – sowohl vor, während als auch nach der Migration – von diversen Erfahrungen geprägt, welche zu unterschiedlichen Erklärungsmustern und damit wiederum zu diversen sozialen Praktiken führen. Die vorliegende Arbeit geht nicht davon aus, dass im Rahmen von deutsch-schweizerischer Migration lediglich zwei national geprägte Wissensordnungen aufeinanderprallen. Trotz der Eingrenzung des Forschungsrahmens auf die Migration von einem Nationalstaat in einen anderen werden lokale, regionale, transnationale und globale Perspektiven und Erfahrungen miteinbezogen². Ungeachtet der Ergebnisse der Transnationalismusforschung herrscht in den meisten westlichen Ländern weiterhin das Verständnis, dass Migrant*innen sich an die Gastgesellschaft anpassen sollen. Damit ist meist eine Assimilation gemeint. Migrant*innen werden von der Aufnahmegesellschaft teilweise nicht als zugehörig wahrgenommen oder explizit abgelehnt, wenn sie nicht dem Bild der Einheimischen entsprechen. Folglich müssen nicht nur die Migrant*innen, sondern auch das Zielland als Referenz Teil der Untersuchung werden (Klocke-Daffa 2014: 44–45).

Die gegenseitige Wahrnehmung von Migrant*innen und angestammten Personen beeinflusst maßgeblich das Gefühl von Zugehörigkeit, widerspiegelt sich aber auch in diversen Integrationsdebatten. Als Konzepte finden sich u.a. das informelle Belonging (Baumeister/Leary 1995; Westwood/Phizacklea 2000) wie auch formale Aspekte der Zugehörigkeit, z.B. die Staatsangehörigkeit (Maier 2021). Dem gegenüber stehen vermehrt negative Formen der Wahrnehmung von Migrant*innen seitens der ansässigen Bevölkerung, welche sich in medialen Diskursen, als Xenophobie oder Diskriminierung zeigen (Hjerm 1998; Talhout 2019; Wessendorf 2008). Auf formaler Seite rahmt die Migrationspolitik viele Debatten um Immigration und Integration, da sie gleichzeitig den rechtlichen Rahmen bereitstellt, als solches aber auch Ziel diverser Verhandlungsprozesse von Migrant*innen wird (Gehrig 2003; Stienen 2001; Waldis 2001).

Weiter muss darauf Rücksicht genommen werden, dass Migrant*innen nicht, im Sinne eines methodologischen Nationalismus (Glick Schiller 2010, 2014), lediglich auf ihre migrantische und nationale Identität reduziert werden. Es ist wichtig, auf die Effekte von Migration und Integration auf die Lebensgestaltung und Zugehörigkeit einzugehen (Grillo 2008). Andere demographische Aspekte müssen jedoch ebenso Gewicht finden wie die scheinbar typischen migrationsrelevanten Faktoren Religion und Herkunftsland. Bei Allenbach (2012) werden z.B. die diversen Zugehörigkeiten muslimischer Jugendlicher der zweiten Migrationsgeneration in der Schweiz untersucht und kritisch hinter-

2 Auf das Konzept und die Implikationen von Nationalität gehe ich auch im Rahmen der methodischen Auseinandersetzung näher ein.

fragt. Die Forschung zeigt, dass Aspekte wie Schule, Ausbildung, Hobbies und, gerade bei Mädchen und jungen Frauen, auch die Mitarbeit im Haushalt in alltäglichen Auseinandersetzungen dominieren. Die Lebensgestaltung unterscheidet sich daher teilweise nicht signifikant von der anderer Jugendlicher (ohne Migrationshintergrund). »Diese vielfältigen Identifizierungen und Zugehörigkeiten sollten stärker berücksichtigt werden, anstatt die muslimischen Jugendlichen auf ihre Zugehörigkeit zu einer religiösen Minderheit zu reduzieren« (ebd.: 93). Dies kann durch den Fokus auf den gesamtheitlichen Lebensstil geschehen. Als Kontext sind dabei auch die Lebensstile der Mehrheitsgesellschaft und des Heimatlandes relevant (vgl. z.B. Notarp 2018; Rindlisbacher 2021). Auch bei Aspekten der Zukunftsgestaltung, wie z.B. Familiengründung und Altersgestaltung, führt die Betrachtung durch eine rein migrantischen Linse potenziell zur Entfremdung und einem *othering* (Jesse 2020; Said 1978; Sonnis-Bell 2019). Bei Kaiser (2011) zeigen sich im Rahmen von Altersmigration ähnliche Fragen und Problemfelder bei älteren Deutschen, wie sie auch in der Zukunftsgestaltung von älteren deutschen und Schweizer Migrant*innen auftauchen. Zwar erfolgen die Erkenntnisse von Kaiser im Rahmen von Migration, sie weisen aber grundsätzlich auf mögliche Gemeinsamkeiten von migrantischen Gruppen – die aus Deutschland emigriert oder nach Deutschland immigriert sind – und der heimischen Bevölkerung hin.

Betrachtet man diese Dimensionen zusätzlich aus einer zeitlichen Perspektive, werden Veränderungen in der Wahrnehmung sichtbar: Vor der Migration sind Wissen und Erwartungen oft ungenau und von Stereotypen geprägt, nach der Migration entwickeln sich neue Bewertungen, die für Bleibe- oder Remigrationsentscheidungen zentral werden. Damit rücken auch Übergänge wie Ausbildung, Familiengründung oder der Eintritt ins Rentenalter in den Fokus, die für die Zukunftsplanung von Migrant*innen eine entscheidende Rolle spielen können (Bryant/Knight 2019; Kley/Mulder 2010; Lee 1966: 51–52).

All diese Aspekte finden sich in Migrationsstudien wieder, mit unterschiedlichen regionalen, theoretischen und methodischen Schwerpunktsetzungen. Die Annäherung an die Migration zwischen Deutschland und der Schweiz geschieht in dieser Arbeit unter Berücksichtigung regionaler und sozioökonomischer Aspekte. Im ersten Schritt gehe ich näher auf europäische Migration ein, sowie auf Migration in, aus und zwischen westlichen Industrienationen, ferner auf hochqualifizierte Arbeitsmigration. In einem zweiten Schritt enge ich den Fokus weiter auf die Schweiz und Deutschland ein, indem ich die Migrationsgeschichten beider Länder genauer aufarbeite. Der letzte Teil dieses Kapitels dreht sich dann spezifisch um Migration zwischen der Schweiz und Deutschland mit einem Fokus auf die Staatsbürger*innen dieser Länder. Die interdisziplinären Theorien und Erkenntnisse der einzelnen Themenbereiche werden in den späteren Kapiteln erneut aufgegriffen und auf den spezifischen Fall dieser Studie angewandt.

2.1 Migration in westlichen Industrienationen

In general, destinations have diversified, migration projects have become more individualized, and decisions to move to another European country are nowadays driven by a plurality of motives. Although career considerations and the possibility of earn-

ing a better salary remain an important motivation to leave the country of origin, non-work reasons for migrating (family, affective relationships, study, retirement or lifestyle considerations) are an important aspect of intra-European migration (Castro-Martin/Cortina 2015: 110).

Viele der heutigen Industrienationen, welche als typische Immigrationsländer gelten, wurden dies erst im Verlaufe der letzten etwa 150 Jahre. Mit dem Aufkommen der Industrialisierung wandelte sich das Arbeitsleben und viele Menschen fanden neue Arbeit in nahegelegenen Zentren von Industrie und Handel (Ravenstein 1885: 189). Beginnend zu dieser Zeit über die Weltwirtschaftskrise hinaus bis zum Zweiten Weltkrieg wurde die Übersiedlung in die »Neue Welt« das dominierende Ziel der transnationalen Migration.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wandelten sich die Wanderungsbewegungen erneut drastisch. Die Wirtschaft und die Bevölkerungszahlen wuchsen als Teil eines Nachkriegsbooms ab den 1950ern stark an. Auch außerhalb Europas, beispielsweise in den USA oder Japan, herrschte zwischen 1950 und den späten 1960ern eine Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs. Die USA galten bereits seit ihrer Gründung als Einwanderungsland und behielten diesen Status weiterhin bei (Anderson 2021), während Japan an einer restriktiven Einwanderungspolitik festhielt und nur wenige Immigrant*innen anzog (Oishi 2012). Viele zentral- und nordeuropäische Länder, durch den Krieg zerstört und/oder den Wirtschaftsboom beflügelt, benötigten für den Wiederaufbau eine große Zahl von Arbeitskräften mit niedriger Qualifikation, welche sie vielfach in süd- und osteuropäischen Ländern und in Nordafrika vorfanden. Deutschland schloss Anwerbeverträge u.a. mit Italien, Spanien, Griechenland und der Türkei. Schweden und Österreich zogen Arbeitskräfte hauptsächlich aus dem ehemaligen Jugoslawien, Griechenland und der Türkei. Italien, wichtiges Immigrationsland für andere europäische Staaten u.a. die Schweiz, wurde gleichzeitig zum wichtigsten Einwanderungsland im Mittelmeerraum. Im Falle der Kolonialmächte wurden vermehrt die Verbindungen zu den Kolonien bzw. früheren Kolonien aktiviert: Der Großteil der Immigrant*innen in Frankreich stammte aus Algerien, Marokko und Tunesien, im Vereinigten Königreich aus dem Commonwealth oder aus Irland und in den Niederlanden aus Indonesien und Suriname (Currle et al. 2004).

In den meisten Fällen betrachteten sich die Länder bis in die 1980er oder 90er-Jahre nicht als Einwanderungsland, obwohl die Zuwanderung stark stieg. Dies ist zum einen darauf zurückzuführen, dass es sich in manchen Fällen faktisch um eigene Staatsbürger und nicht um ausländische Personen handelte. Andererseits herrschte die Annahme, dass es sich bei den Immigrant*innen um temporäre Arbeitskräfte handelte, welche sich nicht langfristig im Land niederlassen würden (Currle et al. 2004). Entsprechend wenig wurde Migration innerhalb Europas als Forschungsfeld thematisiert (Dahinden 2016b: 1). Sowohl in der Politik als auch in der Forschung zeigte sich daher erst Ende der 90er-Jahre ein steigendes Bewusstsein für Migration, insbesondere Immigration und die damit einhergehende Integration.

Betrachtet man die Migrationszahlen innerhalb der OECD-Länder heutzutage, zeigen sich klare Tendenzen: Bei den Aufnahmestaaten lag die USA 2010/11 an der Spitze mit 40 Millionen Immigrant*innen, gefolgt von Deutschland, dem Vereinigten Königreich, Frankreich und Kanada (Arslan et al. 2014: 16). Die größten Migrationsgruppen

stammen aus sogenannten Schwellenländern, welche ein großes Wirtschaftswachstum erleben, während die soziale Entwicklung stagniert – was sich im Vergleich zu OECD-Staaten z.B. in einer niedrigeren Lebenserwartung oder einem niedrigeren Bildungsniveau widerspiegelt (BMZ 2022). China, Indien und Rumänien belegten 2018/19 die ersten drei Plätze (OECD 2021a: 36). Diese Entwicklungen setzten sich in den folgenden Jahren sowohl bei den Aufnahme- als auch bei den Sendeländern fort, allerdings zeigte sich in allen Ländern aufgrund der Covid-19-Pandemie ein zeitweiser Rückgang der Migration (OECD 2021a).

Nach diesem groben Überblick der Entwicklung von Migration in westlichen Industrienationen gehe ich auf spezifische Aspekte dieser Bewegungen und Veränderungen ein, welche auch für die spätere Analyse der Migration zwischen Deutschland und der Schweiz relevant sein werden. Als erstes verfolge ich den Aspekt des Geschlechts und der Bildung und stelle einige Typisierungen von hochqualifizierten Migrant*innen vor. Als nächsten Schritt betrachte ich den öffentlichen Diskurs, die Migrationspolitik und einige Erklärungsversuche häufig auftretender Dynamiken. In einem weiteren Schritt thematisiere ich Forschungen, welche hochqualifizierte Migration mit ökonomischem, aber auch gesamtheitlichem Fokus betrachten. Abschließend stelle ich die Migration zwischen kulturell ähnlichen Ländern und Regionen dar, um wichtige Vergleichspunkte in diesem Feld auszumachen.

Gender findet als wichtiger Aspekt bei Migrationsstudien schon seit längerer Zeit Beachtung (Klocke-Daffa 2014; Kraler et al. 2011; Meares 2010; Pedraza 1991). Während Migration zunächst als ein männlich dominiertes Phänomen galt, gibt es durchaus Teilbereiche der Migration, welche weiblich konnotiert sind. Relevant für den Anteil an Frauen an der Migrationsbevölkerung sind spezifische Entwicklungen in den Migrationsströmen, so z.B. vermehrte Familienmigration in die USA (OECD 2021a: 38). Ein Problem von Statistiken zu Migrationsströmen zeigt sich in der Fokussierung auf kurzzeitige Migrationsbewegungen, bei denen Männer überrepräsentiert sind. Dadurch scheint z.B. die Migration nach Deutschland klar männlich dominiert: 62 % der Immigrant*innen im Jahr 2019 waren Männer, allerdings repräsentieren Männer 2020 nur 50,6 % der gesamten Migrationsbevölkerung (OECD 2021a: 39–40). Seit den 2000ern ändert sich die Zusammensetzung von Migrationsbewegungen mit Bezug auf Geschlecht. Die Migration von Frauen in den OECD-Ländern steigt schneller an als die von Männern. Dies rückt Genderfragen und die Gendergerechtigkeit weiter in den Mittelpunkt (Arslan et al. 2014: 11).

Bezüglich des Bildungsgrades sieht man in den letzten 20 Jahren einen enormen Anstieg an tertiär gebildeten Migrant*innen. Relativ zur Gesamtbevölkerung emigrieren Hochqualifizierte häufiger. (Arslan et al. 2014: 4). Je nach Perspektive handelt es sich dabei um einen Brain-Gain oder einen Brain-Drain, also den Gewinn bzw. Verlust hochqualifizierter Arbeitskräfte (vgl. Müller-Jentsch 2008; Hunger 2000 zu Brain-Gain, Mayr/Peri 2009; Güngör/Tansel 2008; Gursoy/Badur 2021 zu Brain-Drain)³. Nach Mahroum (2000) bestand 1996 die absolute Mehrheit der hochqualifizierten Migration

3 Ein verwandter Begriff ist der »brain waste«, welcher für Migrant*innen genutzt wird, welche im Zielland keiner Beschäftigung nachgehen, welche ihrer Qualifikation entspricht (Mahroum 2000: 24).

von Europa in die USA aus Führungskräften und Manager*innen, welche oft innerhalb internationaler Firmen einen Standortwechsel durchmachen. Im Vergleich zu traditioneller Migration handelt es sich hier um Expats (*expatriates*), welche nach einiger Zeit im Zielland und der Erfüllung arbeitsbezogener Ziele wieder zu ihrem ursprünglichen Arbeitsort zurückkehren. Diese Art von Migrant*innen erhält die Beziehungen zum Heimatland insbesondere auf formaler Ebene aufrecht, sie sind z.B. weiter in ihrem Heimatland angestellt und integrieren sich aufgrund der kurzen Aufenthaltsdauer und der geplanten Rückkehr oft nur in einem Arbeitskontext (Albrecht et al. 2017: 429).

Betrachtet man hochqualifizierte Migration detaillierter, zeigt sich eine große Diversität bei den Migrationsmotivationen, welche im Heimat- und im Zielland begründet sein können. Neben persönlichen Gründen wie Heirat, Patriotismus oder dem Wunsch an einen bestimmten Ort zu ziehen, identifiziert Mahroum (2000: 23) bei verschiedenen Gruppen spezifische Migrationsgründe und Push- und Pull-Faktoren. Ingenieur*innen und technisches Personal folgen v.a. ökonomischen Faktoren von Angebot und Nachfrage auf der Suche nach dem bestmöglichen individuellen Ergebnis. Forschende und Akademiker*innen folgen dem Ruf von Qualität und Expertise eines Landes oder einer spezifischen Institution in ihrem Forschungsfeld. Beide Gruppen würden entsprechend weiterziehen, wenn sich andernorts bessere Möglichkeiten anbieten. Studierende folgen ähnlichen Trends wie Akademiker*innen, sind aber noch mehr an Kooperationen und den internationalen Austausch zwischen Ländern und Institutionen gebunden. Trotz der Intention einer brain-circulation, welche die Rückkehr ins Heimatland nach dem Studienabschluss beinhaltet, verbleiben viele international Studierende langfristig im Zielland. Unternehmer*innen wiederum achten einerseits auf gesetzliche Rahmenbedingungen wie Einwanderungsbestimmungen, Steuern oder den rechtlichen Schutz, andererseits werden sie von finanziellem Kapital und für Arbeitgeber*innen vorteilhaften Arbeitsbedingungen angezogen. Auch sie verbleiben oft längerfristig in ihrem Zielland, um ein erfolgreiches Unternehmen aufzubauen (Mahroum 2000: 24–29). Auch wenn sich die spezifischen Rahmenbedingungen verändern, können die Herleitungen und Migrationsmotive auf aktuelle Forschungen übertragen und verglichen werden.

Debatten und Diskurse sowie die Migrationspolitik folgten in den letzten Jahren in vielen Teilen der Welt ähnlichen Entwicklungen. Die Terroranschläge vom 11. September 2001 und die darauffolgenden Konflikte im Nahen und Mittleren Osten stellten eine Zäsur dar und dominierten restriktive Politiken und die negative Berichterstattung insbesondere über spezifische religiöse und ethnische Gruppen. Längerfristig führen derartige Diskurse auch zu einer verallgemeinerten und stereotypen Sichtweise von Migrant*innen (van Houtum/van Naerssen 2002: 127). Zudem werden oftmals distinkte Aspekte vermischt, vereinfacht und, gerade von rechtskonservativen Parteien, instrumentalisiert (Glorius 2018: 23). Durch den raschen Anstieg an Immigration im Kontext der sogenannten »Flüchtlingskrise« 2015 wurde diese Debatte erneut angefeuert. Ressentiments gegen Immigrant*innen stehen in einer kausalen Beziehung zum Erfolg von rechten Parteien in ganz Europa, welche im letzten Jahrzehnt so viel Unterstützung genossen wie nie zuvor (Salomo 2021: 83).

Derartige Ansichten gehen mitunter auf eine wahrgenommene Gefahr (*perceived threat*) zurück, wie der Schweizer Politikwissenschaftler und Soziologe Marc Helbling ausführt: »I define a cultural threat as the perceived harm caused by immigrants with distinct mo-

rals, norms and values. When an individual believes his or her culture to be threatened by increasing cultural heterogeneity, that person is likely to have more negative feelings towards immigrants« (Helbling 2011). Entsprechend negative Ansichten von Immigrant*innen beruhen oft auf Aspekten, welche im Widerspruch zu einem Kern der eigenen Kultur stehen oder die scheinbare Homogenität gefährden, seien dies religiöse oder gesellschaftliche Werte oder Moralvorstellungen. Bei der wahrgenommenen Gefahr steht nicht die eigene empirische Wahrnehmung im Fokus: So finden sich auch in Nachbarschaften mit nur geringer Präsenz von Migrant*innen ausländerfeindliche Haltungen. Insbesondere eine in den Medien und der Politik viel diskutierte steigende Immigration in einer Stadt, einer Region oder einem Land bleibt für einzelne Menschen abstrakt, was die stärkste Abwehrreaktion hervorruft (Salomo 2021: 30–31).

Auf der anderen Seite staatlich gelenkter Migrationspolitik stehen immer häufiger gewisse Wirtschaftsträger und der Fachkräftemangel, welcher insbesondere bei sinkenden Geburtenraten lediglich durch Migrant*innen ausgeglichen werden kann. Migrationspolitik auf der ganzen Welt ist mittlerweile, gerade in reicheren Ländern, darauf ausgelegt, als wertvoll angesehenes ausländisches Humankapital anzuziehen und gleichzeitig »ungewünschtes Kapital« auszusieben. Gut ausgebildete Fachkräfte, aber auch Künstler*innen und Sportler*innen werden genauso wie wirtschaftliche Investitionen willkommen geheißen (van Houtum/van Naerssen 2002: 128). Van Houtum und van Naerssen fassen den Zwiespalt derart zusammen: »*In the post-modern performance game between places, others are welcome, but some others are more welcome than other others*« (Van Houtum/van Naerssen 2002: 129).

Während bei niedrigqualifizierten Migrant*innen oft eine Begrenzung der Einwanderung und der Aufenthaltsdauer diskutiert wird, ist das Ziel bei Fachkräften eher, diese auch zu halten: »*[A]ttracting and selecting new immigrants is only half the story, successfully retaining them in the country in ways that contribute to the development of social capital is the other half*« (Bürgelt/Morgan/Pernice 2008: 283). Dies ist eine eindeutig ökonomische Perspektive auf Migrant*innen, welche insbesondere in Forschungen zu hochqualifizierten Migrant*innen oft über die kulturelle oder soziale dominiert (Koser/Salt 1997). Hinzu kommt, dass Migrationsforschung oft im Auftrag von staatlichen Verwaltungseinheiten mit spezifischen Interessen durchgeführt wird (Dahinden 2016b: 4). Dieser Fokus auf wirtschaftliche und politische Interessen findet sich daher auch in Studien zur Rückkehr wieder (Hagan/Wassink 2020).

In den letzten 15 Jahren hat die Rückkehrmigration innerhalb der Migrationsforschung und auch der Ethnologie einen zentraleren Stellenwert eingenommen, wodurch auch die gelebte Realität von (potenziellen) Rückkehrer*innen in den Mittelpunkt gestellt wurde (Pauli 2021: 95). Neben diversen Gruppen, z.B. Arbeitsmigrant*innen (King 2015), Studierenden (Soon 2008), Hochqualifizierten (Mayr, K./Peri 2009) und Geflüchteten (Ghosh 2000), wurden auch bestimmte Typen der Rückkehr, z.B. freiwillige/unfreiwillige Rückkehr (Drotbohm 2012; Webber 2011), Rückkehr als Erfolg/Misserfolg (Haas/Fokkema/Fihri 2015), permanente/temporäre Rückkehr (Bilgili/Siegel 2017) oder Rückkehr der ersten bzw. zweiten oder dritten Generation (Darieva 2023; Kılınc/King 2017; Potter 2005) betrachtet. Forschungen, welche sich auf die Sicht der Migrant*innen fokussierten, findet man u.a. bei Haas et al. (2015), welcher sich mit Rückkehrmigration marokkanischer Migrant*innen aus Europa beschäftigt. Carling und Pettersen (2014)

wählten die umgekehrte Herangehensweise, indem sie die Rückkehrintentionen diverser Migrant*innengruppen in Norwegen untersuchten. Bei beiden stehen bestimmte Formen von Integration und Transnationalismus als Einflussfaktoren im Mittelpunkt. Die Rückkehr wird somit in soziale und ökonomische Beziehungen am Ziel- und Heimatort integriert. Sinatti (2015) zeigt anhand der Rückkehrmigration senegalesischer Migrant*innen, dass sich eine Vielzahl an Akteur*innen an diesem Diskurs beteiligt; politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Akteure im Heimat- und Zielland, sowie die Migrant*innen selbst.

Bei vielen Forschungen stehen asymmetrische Beziehungen im Fokus: Migration von einem wirtschaftlich schwächeren Land in reichere Länder. Es scheint daher meist offensichtlich, wieso Menschen von einem Land in das andere migrieren möchten. Bei der Emigration aus Industriestaaten ist die Motivation weniger offensichtlich. Van Dalen und Henkens (2007) weisen darauf hin, dass in vielen Industrieländern geringqualifizierte Immigration einer hochqualifizierten Emigration gegenübersteht. Wenn die üblichen Push- und Pull-Faktoren jedoch nicht Hauptverursacher für die Emigration von hochqualifizierten Personen sind, welche Motivationen finden sich dann vor?

Hier kann es helfen spezifisch innereuropäische Migration zu betrachten: »*The wide variety of reasons for migration results in a highly heterogeneous profile of intra-EU migrants and their demographic behaviour*« (Castro-Martin/Cortina 2015: 122). Castro-Martin und Cortina betrachteten Migration innerhalb der EU-15 Länder⁴ und stellten eine große Diversität in den Profilen der Migrant*innen – geringqualifizierte, hochqualifizierte aber auch Studierende und Rentner*innen – mit diversen Migrationsmotiven fest. Während Migrant*innen aus Osteuropa noch eher dem traditionellen Bild der Arbeitsmigrant*innen der 1950er und 60er-Jahre entsprechen, findet man bei westeuropäischer Migration vermehrt ambitioniertes junges Fachpersonal auf der Suche nach besseren Karriereoptionen, bei welchen auch Familien- und andere Beziehungen wie auch der Lebensstil in die Auswanderungsmotivation eingehen (Castro-Martin/Cortina 2015: 116–117).

Ein ebenso wichtiger Aspekt dieser Arbeit ist die Migration zwischen kulturell ähnlichen Ländern oder Regionen. Das Argument ist hierbei, dass kulturelle Ähnlichkeiten Probleme der Migration zu minimieren scheinen: »*The relationships between culturally and socially similar groups are popularly considered unproblematic*« (Helbling 2011: 20) – eine Annahme, die sich mit dem Konzept der Homophilie (McPherson/Smith-Lovin/Cook 2001: 416; Schnegg 2008: 186) erklären lässt, also der Tendenz, Ähnlichkeit als Grundlage sozialer Nähe, Akzeptanz und Zugehörigkeit zu betrachten. Dies setzt auf den ersten Blick gleiche oder ähnliche kulturelle und gesellschaftliche Hintergründe voraus, welche sich auch in der Religion und Sprache zeigen. Kulturelle Ähnlichkeit muss nicht zwingendermaßen auch mit einer geographischen Nähe einhergehen (vgl. z. B. Luncă 2023), und ist zudem oft Interpretationssache. Grundsätzlich finden sich zwischen vielen europäischen Ländern kulturelle, gesellschaftliche und sprachliche Ähnlichkeiten, welche eine

4 Dabei handelt es sich um die EU-Länder vor der Erweiterung vom 01.05.2004: Österreich, Belgien, Dänemark, Finnland, Frankreich, Deutschland, Griechenland, Irland, Italien, Luxemburg, die Niederlande, Portugal, Spanien, Schweden und das Vereinigte Königreich.

Migration zwischen diesen begünstigen können⁵. Bei diesen Migrant*innen handelt es sich meist um Personen mit weißer Hautfarbe und einem christlich geprägten Hintergrund aus anderen europäischen Ländern (Rumänien, Ungarn, Ukraine, Serbien oder Polen); also um nicht-sichtbare Migrantengruppen (Salomo 2021: 60).

Die »Unsichtbarkeit« zeigt sich auch in der Forschung von Helleiner (2017), welche die kurzzeitige Migration von Irland nach Kanada im Rahmen der Working Holiday Visa untersucht. Das Working Holiday Programm ermöglicht die selektive Rekrutierung von Migrant*innen, welche kulturell kompatibel sind (Helleiner 2017: 300). Meist sind dies weiße Migrant*innen der Mittelklasse, welche aus dem globalen Norden stammen. Im Fall von irischen Migrant*innen wurden die Grenzen der üblichen Differenzierung des »wir« und »der anderen« rekonstruiert. Entgegen der üblichen Ausgrenzung erfolgte hier eine Inklusion der irischen in die kanadische Identität mit Verweis auf die frühen kanadischen Siedler aus Irland. Irische Migrant*innen wurden damit von politischen Akteuren in eine weiße kanadische Identität eingeschlossen, womit sie auch aus Anti-Immigrationsdebatten herausfallen (Helleiner 2017: 311–312).

Entgegen dieser Rhetorik und Intention erleben die irischen Migrant*innen Kanada jedoch z.T. anders: »*The emerging, largely applied policy-oriented work on the new Irish emigration to Canada, however, already documents some disjuncture between Irish migrant expectations and their lived experiences*« (Helleiner 2017: 313). In einem gesellschaftlichen Diskurs fallen Iren und Irinnen (noch) nicht in die in-group⁶ der Kanadier*innen und erleben daher im beruflichen und privaten Leben entsprechende Probleme. Bei Helleiner wird klar, dass die Grenzen von in-group und out-group fluide und wandelbar sind, und durch politische Interessen bewusst gesteuert werden können. Dabei können bestimmte Identitätsmarker zur Inklusion oder Exklusion verwendet werden (vgl. Schlee 2017). Im gleichen Zug wie irische Migrant*innen eingeschlossen werden, werden andere Gruppen z.B. aufgrund ihrer Ethnizität oder Klasse ausgeschlossen.

Gilmartin und Migge (2015) untersuchten EU-Immigranten in Irland, welche oft nicht Ziel von Integrationsbemühungen der Gastländer sind und dennoch ähnliche Hürden überwinden müssen. »[A]t European and national policy levels, intra-European migrants are seen as being »at home« within Europe« (Gilmartin/Migge 2015: 296). Sie weisen auf den Umstand hin, dass auch innereuropäische Migrant*innen nicht automatisch Teil der Gesellschaft ihres Ziellandes werden. Diese Integration in die Gesellschaft ist zusätzlich gebunden an die lokale und regionale Integration in einen sozialen Rahmen wie z.B. Hobbies, Freund*innen und Kolleg*innen. Derartige Schwierigkeiten existieren

5 Das World Value Survey (Haerper et al. 2022) und das European Value Survey (EVS 2022), welche kulturelle Ähnlichkeit an den zwei Dimensionen emanzipativer und Überlebenswerte sowie säkularer und traditioneller Werte messen, stellen beispielsweise eine große Ausprägung emanzipativer und säkularer Werte in west- und nordeuropäischen Ländern (aber auch mehreren englischsprachigen Ländern und Japan) fest.

6 In-group bezieht sich auf eine Gruppe, mit der sich Personen identifizieren oder der sie zugehören, während Personen der out-group nicht dazugehören. Teil der Distinktion zwischen in- und out-group ist ein positiver Bias gegenüber der eigenen und ein negativer Bias gegenüber der anderen Gruppe, d.h. Personen der eigenen Gruppe werden positive Eigenschaften und Werte zugeordnet, während der anderen Gruppe gegenüber eine negative Wahrnehmung und Emotionen vorherrschen (Salomo 2021: 9).

nicht nur bei internationaler Migration; auch bei der Binnenmigration erfolgt oft eine Entwurzelung von Freund*innen, Familie, einem Arbeitsumfeld und einem bekannten nachbarschaftlichen Umfeld im alten Heimatort, welche im neuen Wohnort ersetzt und neu aufgebaut werden müssen. Gilmartin und Migge verdeutlichen in ihrer Langzeitstudie mit 39 Immigrant*innen zudem, dass ökonomische Aspekte zwar nicht die primäre Motivation darstellen, aber die Migration aus sozialen und kulturellen Gründen ermöglicht.

In einem erweiterten regionalen Rahmen weisen die ostasiatischen Staaten China, Japan und Korea kulturelle und gesellschaftliche Ähnlichkeiten auf. Aufgrund ihrer geschichtlichen und politischen Hintergründe unterhalten sie jedoch sehr komplexe Beziehungen zueinander. Min (1992) verglich koreanische Migrant*innen in Japan und China und zeigte, dass der historische Kontext, die Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie die Integrationspolitik entscheidend für die Identität und Zugehörigkeit sind. Während koreanische Minderheiten in China durch Segregation viele Bräuche bewahrten, verloren Koreaner*innen in Japan infolge von Integration und Diskriminierung zahlreiche ethnische Merkmale; beispielsweise die Sprache. Trotz ihrer Bemühungen, ihre Identität zu verschleiern, führte dies nicht zu größerer Akzeptanz. Mitglieder dieser Gruppe sind häufiger von psychischen Erkrankungen und Selbstmord betroffen. In China sind Koreaner*innen dagegen besonders erfolgreich, etwa im Bildungsbereich. Mins Ergebnisse zeigen, dass Integrationserwartungen mit den Interessen von Migrant*innen kollidieren können und dass positive Integrationsmarker nicht zwangsläufig zu mehr Akzeptanz führen.

Zuletzt betrachte ich den süd- und mittelamerikanischen Kontext. Migration aus Süd- und Mittelamerika wurde medial oft durch die Migrationsbewegungen in die USA, die Hauptdestination für Migration aus Süd- und Mittelamerika (United Nations 2020), dargestellt. Entsprechend wichtig und relevant sind Forschungen im Kontext süd- und mittelamerikanischer Migration in die USA und Kanada (vgl. Menjivar 2015a, 2015b; Menjivar/Cervantes/Staples 2021; Pauli 2008, 2015, 2022; Simmons/Menjivar/Valdez 2021). Diesen Migrationsbewegungen liegt jedoch eine größere kulturelle Differenz zugrunde. Ökonomische Asymmetrien zwischen den Ländern Süd- und Mittelamerikas u.a. gekoppelt mit bestehenden überregionalen Netzwerken und einfach zu überquerenden Grenzen fördern die interne Migration (Kritz/Gurak 1979: 407), nicht unähnlich den europäischen Entwicklungen. 2020 migrierte ca. ein Viertel aller Migrant*innen Lateinamerikas innerhalb der Region. Wichtige Migrationsgründe finden sich vermehrt in den Heimatländern: ökonomische Veränderungen und fehlende Zukunftschancen, gewalttätige Konflikte, politische Instabilität sowie Naturkatastrophen (Fussell 2010: 163; Statista 2022d). Auch eine ansteigende Xenophobie und vermehrter Populismus im Rahmen einer Kriminalisierung von Migration und Migrant*innen ähneln Phänomenen in Europa und Nordamerika (van Ramshorst 2018). Zwar ist der soziale und kulturelle Rahmen der letzten beiden Beispiele sehr unterschiedlich, in der weltweiten Prävalenz dieser Themen werden aber immer wieder auch Ähnlichkeiten in den Strukturen und Debatten sichtbar.

2.2 Deutsche Migrationsgeschichte

Seit den 1990er Jahren und besonders seit der Jahrhundertwende war ein von Politik und Öffentlichkeit lange nicht erkannter Anstieg der Fortzüge von deutschen Staatsangehörigen ins Ausland zu beobachten. Das zeigte, dass Deutschland zwar seit langem ein modernes Einwanderungsland geworden war, im Blick auf das Wanderungsverhalten seiner eigenen Staatsangehörigen aber nicht aufgehört hatte, Auswanderungsland zu sein (Bade 2017: 87).

In Deutschland erfolgten in den 1990ern signifikante Umbrüche was das Thema Migration und Integration betrifft. Deutschland identifizierte sich bis dahin weder als Auswanderungs- noch als Einwanderungsland; grundsätzlich war das Thema Migration in der Politik und Gesellschaft weniger präsent als heute. Um zu verstehen, wie es zu diesem Umbruch und auch zum heutigen Verständnis von Migration kam, betrachte ich zuerst die historische Entwicklung von Migration in Deutschland. Später ergänze ich diese Darstellung mit einer detaillierteren Betrachtung der Themen Integration und Wahrnehmung von Immigrant*innen, Staatsbürgerschaft und Auswanderung von Deutschen.

Die Entwicklung Deutschlands vom Emigrations- zum Immigrationsland erfolgte über mehrere Jahrzehnte, in denen historische Schlüsselereignisse stattfanden. Bis Anfang des 20. Jahrhunderts wanderten Millionen von Deutschen insbesondere aus dem Nordosten Deutschlands – aus Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg, Ostpreußen und Pommern – nach Amerika aus. Der Haupttreiber für die Emigration war das schnelle Bevölkerungswachstum, was nicht mit den vorhandenen Arbeitsmöglichkeiten korrespondierte. Deutsche waren neben Migrant*innen aus Irland die größte Migrationsgruppe in den USA: bis zum Ende des Ersten Weltkriegs hatten mehr als 6,5 Millionen Deutsche die transatlantische Reise angetreten.

In dieser Zeit entwickelte sich Deutschland von einem Agrarstaat mit einem relativ kleinen industriellen Sektor zu einem Industriestaat, in welchem Landwirtschaft jedoch weiterhin eine wichtige Rolle spielte. Dies brachte auch eine verstärkte Binnenmigration vom Land in die industriellen Zentren im Westen, hauptsächlich in das Ruhrgebiet, mit sich, welche ebenfalls hauptsächlich aus den nordöstlichen Regionen gespeist wurde. In der Folge fehlten für die Landwirtschaft jedoch Arbeitskräfte, welche durch die Immigration aus Zentralpolen und Galizien kompensiert wurde. Anfang des 20. Jahrhunderts lebten bereits fast eine Million ausländische Arbeitskräfte in Deutschland, welche jedoch keinerlei politische Rechte erhielten (Bade 1980: 349–369; Bade 1995: 512–513)

Ab 1930 überstieg die Anzahl der Rückkehrer*innen aus den USA die der Emigrant*innen, aufgrund der großen Depression in den USA und sinkender Arbeitslosigkeit in Deutschland. Zudem wurde der Zugang zum deutschen Arbeitsmarkt für Ausländer*innen beschränkt. Im Zweiten Weltkrieg stieg die Anzahl der Emigrant*innen wiederum, diesmal vor allem aufgrund der Verfolgung der Juden (Bade 1980: 362–375). Nach dem Zweiten Weltkrieg muss die Migrationsgeschichte der BRD und der DDR getrennt betrachtet werden.

In der DDR wurden viele Aspekte von Migration nicht thematisiert, insbesondere die Emigration aus der DDR sowie die Immigration aus anderen östlichen Nachbarstaaten.

Im Kontrast dazu hieß man in der BRD Geflüchtete aus der DDR und anderen sozialistischen Staaten als Heimatvertriebene willkommen. Zwar wurde die Emigration aus der DDR durch den Bau der Mauer im Jahr 1961 fast komplett gestoppt, doch durch die kontinuierliche Emigration zuvor waren in Ostdeutschland die Arbeitskräfte knapp geworden. Dies sollte durch Kooperationen mit spezifischen Herkunftsländern kompensiert werden. Insbesondere aus Vietnam, Mosambik und Kuba wurden Arbeitsmigrant*innen angeworben, die nur allein und für die Dauer ihres Arbeitsvertrags einreisen durften. Vor dem Mauerfall lebten in der DDR rund 93.000 ausländische Arbeitskräfte, wovon fast 60.000 aus Vietnam stammten. Arbeitsmigrant*innen wurden oftmals in getrennten Unterkünften untergebracht, was zu einer Segregation und einer schwelenden Xenophobie führte. Nach der Wiedervereinigung kam dazu für viele Ostdeutsche das Gefühl fremd im eigenen Land zu sein, was die Offenheit gegenüber Migrant*innen weiter minderte (Bade 1995: 528–529; Currie et al. 2004: 19).

In Westdeutschland folgte nach dem Zweiten Weltkrieg, ähnlich wie in vielen anderen europäischen Ländern, eine Zeit schnellen Wachstums. Bereits 1955 wurde ein deutsch-italienisches Abkommen zur Anwerbung von Arbeitskräften geschlossen. In den 1960er- und 70er-Jahren wurden hauptsächlich industrielle Arbeiter*innen aus Süd- und Südosteuropa angeworben. 1973 folgte ein Anwerbestopp für ausländische Arbeiter*innen. Dies führte jedoch nicht zu einer Verringerung der Ausländerzahlen, sondern im Gegenteil zu einer Erhöhung. Da ausländische Personen nach einer Rückkehr in ihr Heimatland keine Chance auf eine Wiedereinreise nach Deutschland hatten, entschieden sich viele dafür permanent in Deutschland zu bleiben und stattdessen ihre Familien nachzuholen. Durch diese Dynamik und die natürliche Bevölkerungszunahme wuchs die Zahl an Migrant*innen bis in die 1980er-Jahre stetig. Anfang der 1980er kam hierzu ein Anstieg an Geflüchteten.

Da Deutschland sich jedoch weiterhin nicht als Einwanderungsland sah, wurden auf politischer Ebene keine Immigrationspolitiken entwickelt. Dies sorgte für mehr Unruhe in vielen Teilen der Bevölkerung, welche die Entwicklungen sehr wohl wahrnahmen: *»the political and social scenario became more and more frightening: from above, politicians denied the existence of problems which, from below, people were experiencing in everyday life«* (Bade 1995: 534). Die politischen Akteure kümmerten sich lediglich um die ökonomischen Aspekte und soziale Integration wurde nicht debattiert. Aus diesem Grund nennt Bade die 1980er-Jahre aus Sicht von Migrations- und Integrationspolitik auch ein verlorenes Jahrzehnt (Bade 1995: 528–529; Bade 1980: 349; Bade 2017: 85).

In den 1990er-Jahren stellten Rückwanderer*innen, Spätaussiedler*innen und ihre Familienangehörigen die größte Gruppe der Einwandernden. Spätaussiedler*innen, meist Nachfahr*innen deutscher Familien aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion, wurden dabei jedoch nicht als Ausländer*innen erfasst. Nach der Wiedervereinigung stieg auch die Binnenmigration aus dem früheren Ost- nach Westdeutschland enorm an, was Konsequenzen für die demographische Entwicklung der neuen Bundesländer mit sich brachte. Dort verblieb eine insgesamt schrumpfende und alternde Bevölkerung, welche zusätzlich durch die Emigration von insbesondere jungen, gut ausgebildeten weiblichen Migrantinnen belastet wurde. Die Geburtsraten sanken seit der Wiedervereinigung kontinuierlich. Insbesondere die ländlichen Gegenden litten zusätzlich unter der Urbanisierung. *»The unique aspect of demographic developments in East Germany is, how-*

ever, that these different developments are all reshaping the East German society simultaneously» (Salomo 2021: 57). Während also einzelne der genannten Entwicklungen in anderen Ländern bereits zu beträchtlichen demographischen Problemen geführt haben, findet sich in Ostdeutschland eine Ansammlung all dieser Probleme. Neben den Netzwerken und den sozialen Faktoren fallen insbesondere in ländlichen Gebieten auch Transportmöglichkeiten, Einkaufsmöglichkeiten, ärztliche Betreuung oder lokale kulturelle und Freizeitangebote vermehrt weg. Die Zurückgebliebenen, welche keine Möglichkeit haben ebenfalls zu migrieren oder diese nicht nutzen wollen, empfinden ihr Umfeld als einen Ort ohne Perspektive (Ringel 2020; Salomo 2021: 58–59).

Die Probleme einer alternden Bevölkerung mit geringer Geburtenrate sind jedoch nicht auf Ostdeutschland beschränkt. Deutschland insgesamt ist eines der »ältesten« Länder der Welt mit einem Durchschnittsalter von 44,8 Jahren (Statista 2022c). Auf Basis der gegenwärtigen Trends müsste Deutschland jährlich eine positive Migrationsbilanz von 100.000 bis 200.000 Personen aufweisen, um die wegfallende Arbeitsbevölkerung zu kompensieren (Glorius 2018: 4). Es ist daher offensichtlich, dass Immigration eine mögliche Lösung für die demographischen Entwicklungen in Deutschland darstellen kann. 2001 lebten entsprechend 1,95 Millionen türkische Staatsbürger*innen in Deutschland, welche damit die größte Gruppe bildeten. Hinzu kam ca. eine Million Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien (627.523 aus der Bundesrepublik Jugoslawien, 223.819 aus Kroatien und 159.042 aus Bosnien-Herzegowina), ca. 616.000 Migrant*innen aus Italien, 362.000 aus Griechenland und 310.000 aus Polen. 2002 lebten 7,3 Millionen Ausländer*innen in Deutschland, was einen Ausländeranteil von 8,9 % ausmachte; ungefähr ein Viertel davon stammte aus Ländern der Europäischen Union (Currle et al. 2004: 32–42). Ausgehend von Ostdeutschland sahen sich Ausländer*innen in den 1990er-Jahren allerdings mit offener Feindseligkeit und Gewalt konfrontiert, welche sich auch auf Westdeutschland ausdehnte

Maßgeblich verändert hat sich der Umgang mit Migration erst in der rot-grünen Regierungsperiode unter Gerhard Schröder von 1998 bis 2005. Während Migration und Integration vorher nur während der Wahlkämpfe thematisiert worden waren, wurden sie nun in einen Dialog von Wissenschaft, Politik und Staat eingefügt. Mit der Unabhängigen Kommission Zuwanderung und dem Sachverständigenrat für Zuwanderung und Integration wurden zwischen 2000 und 2004 zwei Institutionen der Politikberatung geschaffen, welche die Migrationsdebatte auf eine objektivere Ebene hob. 2005 wurde zusätzlich das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) gegründet. Mit diesen institutionellen Veränderungen ging auch ein Wandel der Selbstbeschreibung Deutschlands als Einwanderungsland einher (Bade 2017: 55ff.; Currle et al. 2004: 17).

Ein wichtiges Ereignis im Diskurs über Migration war die sogenannte »Flüchtlingskrise« im Jahr 2015. Die »Flüchtlingskrise« war auf politischer Ebene sowohl innerhalb Deutschlands als auch im europäischen Kontext extrem polarisierend. Kanzlerin Angela Merkel positionierte sich wiederholt positiv bezüglich der Aufnahme von Geflüchteten und der Bewältigung der aufkommenden gesellschaftlichen Konflikte, was auf viel Widerstand stieß. Die scheinbare Aufnahmewilligkeit Deutschlands stand dabei zusätzlich im starken Kontrast zu den meisten europäischen Ländern. Deutschland gehörte zu den europäischen Staaten, welche am meisten Menschen aufnahmen: Zwischen 2014 und 2017 kamen 1,2 Millionen Geflüchtete und Asylsuchende nach Deutschland (Salomo

2021: 30). 2020 war die Anzahl im Ausland geborener Menschen in Deutschland auf 16,3 % gestiegen (OECD 2021a: 371). Dadurch veränderte sich auch die Zusammensetzung der Gesamtpopulation an Migrant*innen in Deutschland. Neben 1.458.360 Immigrant*innen aus der Türkei und 870.995 aus Polen stellten im Jahr 2021 Menschen aus Syrien mit 867.585 die drittgrößte Migrantengruppe dar (Statista 2022b).

Die »Flüchtlingskrise« hat viele Probleme bezüglich Migration in der Politik und Gesellschaft sichtbar gemacht, gleichzeitig aber auch zu einem vermehrt polemischen Diskurs des Themas geführt. Die »Flüchtlingskrise« war auch der Treiber für einen erneuten Anstieg an Gewalt und Feindseligkeit gegenüber Migrant*innen. Es standen sich zwei Extrempositionen – »Willkommenskultur« und Ablehnung – gegenüber. Insbesondere die Ereignisse der Silvesternacht 2015 am Kölner Bahnhof erhitzen die Gemüter und führten in Umfragen zu sinkender Unterstützung der Geflüchteten (Bade 2017: 84–101). Bereits früher erstarkende Bewegungen wie Pegida (»Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes«) oder die Alternative für Deutschland (AfD) setzten den Konflikt für sich ein und gewannen an Unterstützung, welche letztlich auch zu politischen Wahlerfolgen führte. Allerdings fand sich auch bei moderaten Parteien, beispielsweise der Union, eine polemische und ausländerfeindliche Rhetorik mit Begriffen wie: »Überflutung«, »unkontrollierte Zuwanderung«, »Einwanderung in die Sozialsysteme«, »Armutszuwanderung«, »Wirtschaftsflüchtlinge« und »Asylbetrüger« (Bade 2017: 83). Die negative Rhetorik gegenüber Migrant*innen hält bis heute an. Der Wahlerfolg der AfD in Gesamtdeutschland und die Aussagen mehrerer CDU-Politiker*innen zeigen eine weitere Verschärfung der politischen und gesellschaftlichen Debatten.

Immigrationsgeegner*innen stützen sich oft auf die geringe Bildungs- und Berufsqualifikation von Immigrant*innen und verweisen darauf, dass diese den Fachkräftemangel nicht beheben könnten. In Deutschland ist der Anteil der gering- und mittelqualifizierten Migrant*innen höher als der der hochqualifizierten. Fast 40 % geringqualifizierte Migrant*innen stehen knapp 20 % in der einheimischen Bevölkerung gegenüber (Arslan et al. 2014: 16). Hinzu kommen die insbesondere vor der Jahrtausendwende fehlenden Integrationsbemühungen, welche dazu führten, dass der Bildungsabstand zwischen Kindern mit Migrationshintergrund und Kindern ohne Migrationshintergrund größer wurde (Bade 2017: 69). Neuste Studien zeigen wiederum, dass sich die Arbeitsmarktbeteiligung der 2015 geflüchteten Menschen fast an das der einheimischen Bevölkerung angeglichen hat. Zudem arbeiten sie häufig in systemrelevanten und Engpassberufen, beispielsweise im Gesundheitswesen (Brücker/Jaschke/Kosyakova 2025).

Entgegen den Kontroversen in der Politik stellt Salomo (2021) in Deutschland aber grundsätzlich weniger Abneigung gegen Ausländer*innen fest, als dies angesichts demographischer und wirtschaftlicher Bedingungen zu erwarten wäre. Dies führt sie auf die Erinnerungskultur in Deutschland zurück, welche mehr Toleranz gegenüber Minderheiten fordert und fördert (Salomo 2021: 119). Darüber hinaus existiert nun neben nachgeholten Integrationsmaßnahmen des Staates auch eine vermehrt differenzierte Auseinandersetzung in diversen Medien, welche »komplexe Erfahrungen, Empfindungen und Wahrnehmungen von Zugehörigkeit und Diskriminierung« (Ezli 2022: 33) darstellen und damit dem reduzierenden Stereotyp entgegenwirken.

In Verbindung mit der wirtschaftlichen Stärke führt dies dazu, dass Deutschland auch für Hochqualifizierte einen attraktiven Lebensmittelpunkt darstellt. Laut einer

Studie des Forschungsbereichs beim Sachverständigenrat für Integration und Migration (SVR) kann sich die große Mehrheit internationaler Master- und Promotionsstudierender vorstellen, für einige Jahre in Deutschland zu verbleiben. Eine Folgestudie des FSVR zeigt, dass über 80 % derer, die im Land bleiben wollten, dies auch taten (Glorius 2018: 13).

Für Migrant*innen, die längerfristig oder dauerhaft im Land verbleiben wollen, werden deutsche Einbürgerungspraktiken relevant. Bis zum Jahr 2000 basierte das Staatsangehörigkeitsgesetz auf dem Abstammungsprinzip (*jus sanguinis*), welches den Erwerb der Staatsbürgerschaft an die Abstammung von deutschen Eltern knüpfte. Das neu eingeführte Gesetz sah zunächst eine Optionspflicht vor, d.h. Kinder ausländischer Eltern erhielten unter bestimmten Voraussetzungen die deutsche Staatsbürgerschaft, mussten sich jedoch bis zum 23. Lebensjahr für eine Staatsbürgerschaft entscheiden. Kinder mit einem deutschen und einem ausländischen Elternteil können beide Staatsbürgerschaften behalten. Erst 2014 wurde die Möglichkeit für eine doppelte Staatsbürgerschaft auch für Kinder ausländischer Eltern geschaffen (Currle et al. 2004: 26). Aufgrund dieser Einbürgerungspraxis leben in Deutschland viele Menschen mit Migrationshintergrund, welche statistisch als Ausländer*innen geführt werden, auch wenn sie in Deutschland geboren und aufgewachsen sind⁷. Folglich blieb die Anzahl Ausländer*innen in Deutschland bis zur Revision des Staatsangehörigkeitsgesetzes vergleichsweise hoch (Currle et al. 2004: 31). Mit der Revision wurde auch die Einbürgerung ausländischer Staatsbürger*innen erleichtert, welche nun nach acht statt fünfzehn Jahren Anspruch auf die Einbürgerung haben (Currle et al. 2004: 27).

Neben Deutschland als Einwanderungsland sind im Kontext dieser Studie auch die Auswandernden relevant. Diverse Forschungen verweisen darauf, dass Deutschland zwar ein Einwanderungsland ist, wenn man die heimische Bevölkerung betrachtet, handelt es sich jedoch um ein Auswanderungsland (vgl. Althaus 2017: 22; Bade 2017: 56; Förderprogramm »Integration durch Qualifizierung« 2020). Aufgrund hoher Einwanderungszahlen sind die negativen Wanderungssalden von Deutschen lange nicht aufgefallen. Dies gilt insbesondere für die Zeit nach der Wiedervereinigung, da die Statistik aufgrund der Zuwanderung von Spätaussiedler*innen ausgeglichen schien:

Als man schließlich die zeitgleich zugewanderten Spätaussiedler herausrechnete, wurde deutlich, dass es allein in den anderthalb Jahrzehnten vor 2009 bei der grenzüberschreitenden Mobilität deutscher Staatsangehöriger Wanderungsverluste in einer Gesamthöhe von mehr als einer halben Million Menschen gegeben hatte (Bade 2017: 88).

2000/01 lebten 3,1 Millionen in Deutschland geborene Personen im Ausland. Bis 2010/11 stieg die Zahl auf 3,3 Millionen an, bis 2015/16 auf 3,5 Millionen (OECD 2020a). Betrachtet man die Zielländer, handelt es sich in den meisten Fällen um ein anderes westliches Land mit vergleichbarem Lebensstandard (Moravek 2006: 14). Absolut gesehen emigrieren vergleichsweise viele Menschen aus Deutschland, prozentual gesehen ist es jedoch

7 Aussiedler*innen werden wiederum trotz Migrationshintergrund nicht als Ausländer*innen geführt, da sie als deutsche Staatsbürger*innen gelten.

nur ein kleiner Teil der Bevölkerung. Dies beinhaltet zudem auch ausländische Staatsbürger sowie nicht eingebürgerte Migrant*innen der zweiten Generation, welche in die Heimat ihrer Eltern oder Großeltern zurückkehren.

Bei der Auswanderung werden kaum demographische Daten erfasst, daher war lange Zeit schwer einzuschätzen, wie das Profil deutscher Auswandernder aussieht. Das berufliche und Bildungsprofil von deutschen Emigrant*innen wurde nur ausschnittsweise mit Fokus auf bestimmte Berufsgruppen erforscht. Auch die Aufenthaltstitel im Zielland und der Zeithorizont der Migration werden nicht erfasst. Entsprechend ist unklar, ob die Emigrant*innen einen unbefristeten Aufenthalt oder Rückkehr ins Heimatland geplant haben. Erfasst wird die Anzahl der Fortzüge, die Zielländer, das Geschlecht und das Alter der Auswandernden (Prognos 2007: 7; Bade 2017: 87–88; Moravek 2006: 13).

Genauer erforscht wurde die Emigration aus Deutschland oftmals von staatlich beauftragten oder wirtschaftlich motivierten Organisationen (IQ 2020; OECD 2015; Prognos 2007). Auch andere wissenschaftliche Forschungen basieren Großteils auf Statistiken oder Zensusdaten – wie den Wanderungs-, Arbeits- oder Rentenstatistiken –, amtlichen Bevölkerungsumfragen oder eigenen quantitativen Umfragen (Schupp/Liebau 2010; Ette/Sauer 2010; Uebelmesser 2005). Diese helfen zugrundeliegende Strukturen sichtbar zu machen und stellen eine repräsentative Basis für meine Studie dar.

Trotzdem wurde erst spät deutlich, dass die Qualifikation der Auswandernden im Durchschnitt höher ist als die der gesamten Erwerbsbevölkerung Deutschlands. 2015/16 lag der Anteil tertiär gebildeter unter den Emigrant*innen bei knapp über 40 %. Zum Vergleich: 2019 war knapp 30 % der deutschen Bevölkerung im Besitz einer Tertiärbildung (OECD 2020b: 50).

Betrachtet man die Gründe für die Emigration von Deutschen, zeigt sich ein relativ differenziertes Bild. Moravek (2006) sieht sowohl die Unzufriedenheit und Perspektivlosigkeit in Deutschland wie auch positive Ereignisse oder »schicksalhafte« Begegnungen im Zielland als Auslöser. Hinzu kommen Umbruchssituationen oder der Einfluss eines Partners (Moravek 2006: 37). Wichtig zu erwähnen ist, dass es einen Wandel von strukturellen zu vermehrt individuellen Migrationsmotiven gegeben hat (Moravek 2006: 18). Auch individuelle Migrationsmotive basieren jedoch mitunter auf strukturellen Hintergründen. Ein wichtiger Push-Faktor sind wirtschaftliche und arbeitsmarktpolitische Gründe: Ungewisse Karriere- und Einkommensperspektiven, aber auch die Angst vor Arbeitslosigkeit sind insbesondere bei schlechter Wirtschaftslage entscheidend. Auf struktureller Ebene ergänzen schlechte Rentenaussichten und eine hohe Steuerlast das Bild. Die Abgabenlast ist in Deutschland z.T. fast doppelt so hoch wie in Großbritannien, den USA oder der Schweiz. Hinzu kommt, dass die deutsche Bürokratie als undurchlässig und unflexibel wahrgenommen wird, was berufliche Umorientierungen oder Neuanfänge im Inland erschwert. Im wissenschaftlichen Bereich wird die fehlende Innovationsfähigkeit Deutschlands gerade im Vergleich zu den USA kritisiert. Viele emigrationswillige Deutsche bemängeln aber auch Aspekte, welche »als bestimmende Elemente der deutschen Gesellschaft« (Moravek 2006: 51) gesehen werden, so u.a. ein großer Konkurrenzkampf und Leistungsdruck am Arbeitsplatz, Egoismus, Neid oder Schadenfreude. Entsprechend sind sie auch grundsätzlich mit dem deutschen Alltag unzufrieden. Zuletzt wird auch die Vereinbarkeit von Familie und Beruf negativ bewertet, dies

hauptsächlich im Vergleich zu skandinavischen Ländern (Moravek 2006: 51–52; Prognos 2007: 15–16)

All diese Negativfaktoren im Heimatland geben bereits Auskunft über mögliche Pull-Faktoren im Ausland. Bessere Einkommens- und Beschäftigungsmöglichkeiten sind entsprechend der häufigste Auswanderungsgrund. Häufig genannte Gründe waren zudem die bessere Verwirklichung von persönlichen Werten und Vorstellungen, eine höhere Lebensqualität und die Verbesserung des materiellen Lebensstandards. Unter Werten und Vorstellungen fallen u.a. eine optimistischere Grundhaltung der Bevölkerung, mehr Freiräume für die Selbstverwirklichung und Akzeptanz für den eigenen Lebensstil, mehr Möglichkeiten das Leben genießen zu können, aber auch mehr Wertschätzung für unternehmerisches Denken. Insbesondere Menschen mit niedrigem oder mittlerem Einkommen suchten nach Möglichkeiten den Leistungsdruck zu senken und das Leben genießen zu können (Prognos 2007: 23–28).

Während bei Prognos die Zielländer nicht spezifiziert werden, emigrieren Moraveks Teilnehmende alle nach Übersee (Kanada, USA, Neuseeland, Australien, Südamerika). Es wird aber bereits deutlich, dass bestimmte Push- und Pull-Faktoren nur in einem bestimmten Länderzusammenhang gelten, so z.B. die Innovationsfähigkeit von Forschungsinstitutionen in den USA oder die Familienfreundlichkeit Skandinaviens. Entsprechend muss sich zeigen, ob die hier genannten Pull-Faktoren auch für die Schweiz bzw. Deutschland Anwendung finden können (vgl. Kapitel 5).

2.3 Schweizer Migrationsgeschichte

Die Schweiz – ein Einwanderungsland? Diese Frage würde sicherlich von weiten Teilen der eidgenössischen Öffentlichkeit verneint werden. Eine eindeutige Anerkennung von Seiten der Politik, ein Einwanderungsland zu sein, fehlt, und dies obwohl der Anteil der ausländischen Bevölkerung höher ist als in fast allen anderen europäischen Staaten. Doch trotz restriktiver Zuwanderungsbestimmungen besitzt die Schweiz dank ihrer ökonomischen Prosperität und eines damit zusammenhängenden Bedarfs an Arbeitskräften eine relativ lange Tradition der Arbeitsmigration. Die Schweiz ist heute das Land mit der höchsten Immigrationsrate in Europa und nimmt gleichzeitig, gemessen an der Einwohnerzahl, eine deutlich höhere Anzahl an Flüchtlingen auf als andere Länder Europas (Currell et al. 2004: 317).

Die Geschichte der Migration in die Schweiz beginnt erst mit der Gründung im Jahre 1848. Vorher handelte es sich um eine Allianz von Kantonen, deren Bürger*innen kein freies Niederlassungsrecht in anderen Kantonen hatten. Das Recht zur freien Ansiedlung fiel zusammen mit der industriellen Revolution, in deren Folge die Zahl der in der Landwirtschaft Beschäftigten drastisch sank. Insbesondere aus landwirtschaftlichen Kantonen zogen Menschen in Kantone mit einem hohen Wirtschaftswachstum (Bohn 1980: 170). Schweizer*innen migrierten dabei auch über Sprachgrenzen hinaus und integrierten sich an ihrem neuen Wohnort sprachlich und gesellschaftlich. Auch die Heiratsraten zwischen Menschen aus unterschiedlichen Sprachregionen sind hoch.

(Bohn 1980: 174–176). Kulturelle Integration bzw. sprachliche Assimilation hat in der Schweiz folglich bereits im Rahmen von Binnenmigration eine lange Tradition.

Historisch sieht man in der Schweiz die gleiche Entwicklung vom Auswanderungs- zum Einwanderungsland wie im Deutschen Reich bzw. der Bundesrepublik Deutschland und anderen europäischen Ländern. In der Schweiz begann der Wandel jedoch um einiges früher. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sorgte der wirtschaftliche Aufschwung für einen Anstieg der Immigration. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebten bereits 600.000 Ausländer*innen in der Schweiz, was 15 % der Gesamtbevölkerung ausmachte (Currell et al. 2004: 318). Durch den Ersten und Zweiten Weltkrieg sank der Anteil der ausländischen Bevölkerung, gleichzeitig folgten auch Beschränkungen der Zuwanderung. Bereits zur Zeit des Ersten Weltkriegs erfolgten Maßnahmen, um neben dem Arbeitsmarkt auch die kulturelle Identität zu schützen (Dahinden 2014: 103–104; Schweizerisches Bundesarchiv 1991: 294). 1934 trat das Bundesgesetz über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer (ANAG) in Kraft, was grundsätzlich das Schweizer Ausländerrecht regelt: »*Implizit enthalten ist die Forderung, zum einen die Schweiz vor ›Überfremdung‹ zu schützen, zum anderen aber mit Hilfe ausländischer Arbeitskräfte eine wirtschaftliche Prosperität zu gewährleisten*« (Currell et al. 2004: 318). Die Balance zwischen der Gefahr der »Überfremdung« und gleichzeitig den Bedürfnissen des Arbeitsmarktes gerecht zu werden, wird ein zentrales Thema der Schweizerischen Ausländerpolitik bleiben.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Schweiz in einer wirtschaftlich idealen Lage, da ihre Infrastruktur nicht zerstört worden war. Entsprechend folgte ein großes Wirtschaftswachstum, was gleichzeitig viele Migrant*innen auf der Suche nach Arbeit anzog. Der Ausländeranteil stieg von 5,2 % im Jahr 1941 auf 6,1 % im Jahr 1960 bis zu einem Höchstwert von über 17 % in den 1970er-Jahren (Currell et al. 2004: 319). Die Steuerung der Immigration erwerbstätiger Menschen war seit den 1960er-Jahren ein zentrales Element. So wurden Höchstzahlen zur Einwanderung bestimmt, welche an den wirtschaftlichen Bedarf angepasst wurden. Die Rekrutierung sollte auf bestimmte Länder in Westeuropa (einschließlich Jugoslawien), die USA und Kanada begrenzt werden: »*das heisst Länder, in denen kulturelle, religiöse und gesellschaftliche Wertvorstellungen gelten, die den unsrigen entsprechen*« (Schweizerisches Bundesarchiv 1991: 295). Damit sollte erneut die Integration bzw. Assimilation neu Zugewanderter erleichtert und die schweizerische kulturelle Identität gewahrt werden.

Die Immigrant*innen erhielten in der Schweiz jeweils nur befristete Aufenthaltsgenehmigungen, erst nach 10 Jahren konnten Ausländer*innen eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis, eine Niederlassungsbewilligung, erwerben. Dies verhinderte in Krisenzeiten u.a. den Aufenthalt arbeitsloser Migrant*innen. Aufgrund der Wirtschaftskrise Anfang der 1970er sank der Anteil Ausländer*innen erneut von 17,2 % im Jahr 1970 auf 14,8 % im Jahr 1980. Auf Drängen anderer Länder wurde die nötige Zeitspanne von 10 Jahren für die Niederlassungsbewilligung später für EU- und EFTA-Staaten auf fünf Jahre verkürzt. 1999 besaßen 74 % der Ausländer*innen in der Schweiz eine Niederlassungsbewilligung, welche eine einfache Ausweisung verhinderte. Wie in der Bundesrepublik Deutschland auch folgte auf verringerte Möglichkeiten zur Arbeitsmigration eine Zeit des Familiennachzugs. Hinzu kamen Anfang der 1990er-Jahre ansteigende Konflikte und Geflüchtete (Currell et al. 2004: 319–21).

Bereits 1985 bestimmte der Schweizer Bundesrat einen »Delegierten für das Flüchtlingswesen« (ab 1990 das Bundesamt für Flüchtlinge. Schweizerisches Bundesarchiv 1991: 296), welcher eine Infrastruktur im Land aufbauen sollte, um den Entwicklungen gerecht zu werden. Grundsätzlich für die Belange von Ausländer*innen zuständig ist das Bundesamt für Zuwanderung, Integration und Auswanderung (IMES)⁸ (Currle et al. 2004: 320).

Die Schweiz ist seit den 1990er-Jahren zunehmend bemüht die eigene Ausländerpolitik mit den rechtlichen Bestimmungen des europäischen Auslands vereinbar zu machen:

Von der Ausgestaltung unserer Beziehungen zur EG [Europäische Gemeinschaft] wird es auch abhängen, in welchem Ausmass künftig Schweizer Zugang zum Arbeitsmarkt der EG haben werden (ein Zugang, der für unsere Wirtschaft wegen der Möglichkeit, im Ausland Know-how in Wissenschaft, Forschung und Entwicklung zu erwerben, lebenswichtig ist) (Schweizerisches Bundesarchiv 1991: 298).

Ein Teil der Aushandlungen mit der EG beinhaltete den freien Personenverkehr zwischen der Schweiz und den EU-Ländern, welcher ab 2002 im Rahmen der Personenfreizügigkeit schrittweise umgesetzt wurde. Durch ein »Drei-Kreise-Modell« sollte die Zuwanderung aus Ost-, Südosteuropa und Afrika beschränkt werden, während Bürger aus EU- und EFTA-Staaten freien Zugang zum Arbeitsmarkt erhalten sollten. Menschen aus den USA, Kanada, Australien und Neuseeland erhielten erleichterten, jedoch keinen freien Zugang (Currle et al. 2004: 320).

Gewisse Branchen und Regionen in der Schweiz sind abhängig von ausländischen Arbeitskräften. 1991 stammte mehr als ein Viertel der Erwerbstätigen Personen in der Schweiz aus dem Ausland. Trotzdem bleibt die Sorge vor dem kulturellen Einfluss bestehen: »Andererseits ist ihre grosse Anzahl eine bedeutende Herausforderung für den nationalen Zusammenhalt, der bereits angesichts von vier verschiedenen schweizerischen Kulturen und Lebensarten nicht leicht zu wahren ist« (Schweizerisches Bundesarchiv 1991: 293). Hier zeigt sich erneut, dass die Sprachregionen klar als unterschiedlich wahrgenommen werden, jedoch im Sinne der »Willensnation Schweiz« (Church/Head 2013: 3) eine Einheit bilden.

Durch die Ausländerpolitik kann die Schweiz die Immigration weiterhin regulieren: »Since 2010, [immigration flows] have remained within a narrow range (115 000–135 000), and in 2020, they totalled 117 000, down only 4 % compared with 2019« (OECD 2021a: 21). Über den Zeitraum 2013 bis 2017 hinweg betrachtet überstiegen die Einwanderungen von ausländischen Arbeitskräften jene der Auswanderungen um 253 000 Personen. 2018 standen 1,7 Millionen ausländische Arbeitskräfte 3,6 Millionen Schweizer Erwerbstätigen gegenüber, der Anteil ausländischer Arbeitskräfte beträgt entsprechend über 32 % (Bundesamt für Statistik 2019a: 10). Die Zahl zeigt bereits, wie wichtig Immigration für die Schweiz ist. Der Prozentsatz tertiär gebildeter Migrant*innen ist gleich hoch wie in der einheimischen Bevölkerung (31,3 %, Arslan et al. 2014: 18); insbesondere die Einwanderung von hochqualifizierten Arbeitskräften ist also ein wichtiger Aspekt.

Der Ausländeranteil in der Schweiz ist mit der höchste in Europa und der Welt, was nicht nur an restriktiven Einbürgerungsgesetzen liegt. Dies wird deutlich, wenn man

8 Das IMES ging 2003 aus dem Bundesamt für Ausländerfragen (BfA) hervor, was wiederum 1979 aus der Fremdenpolizei hervorging.

die Prozentzahl der im Ausland geborenen Bevölkerung betrachtet. Nach Luxemburg mit 48 % folgen als zweites Australien und die Schweiz mit 30 % der Gesamtbevölkerung (OECD 2021a: 38). In Deutschland liegt der Prozentsatz bei lediglich 16,3 %. Auch die Einbürgerungsrate der Schweiz ist prozentual höher als in Deutschland: 2018 und 2019 nahmen 2,1 % bzw. 2 % der Gesamtbevölkerung die schweizerische Staatsbürgerschaft an. In Deutschland lag der Anteil bei 1,1 bzw. 1,2 % (OECD 2021a: 415–416).

Die Einbürgerungspraxis der Schweiz weist einige Spezifika auf, die hier kurz skizziert werden sollen. Die Schweiz kennt ein dreistufiges Bürgerrecht auf Bundes-, Kantons- und Gemeindeebene, das nur gemeinsam erworben werden kann (Currle et al. 2004: 326). Theoretisch kann jede Instanz das Bürgerrecht ausstellen, faktisch fallen die Entscheidungen jedoch auf Ebene der Gemeinde. In vielen Kantonen war und ist das Einbürgerungsverfahren an den langjährigen Aufenthalt im gleichen Kanton oder gar im gleichen Ort gebunden. In den letzten Jahren wurde diese Praxis in mehreren Kantonen gelockert. Trotzdem bleibt die Einbürgerung Ermessensfrage; auch wenn Kandidat*innen die nötige Aufenthaltsdauer auf Staatsebene⁹ erfüllen, gibt es kein verbrieftes Recht auf Einbürgerung. Das gesamte Einbürgerungsverfahren kann bis zu vier Jahre dauern. Meist gilt es neben der Aufenthaltsdauer eine gewisse Eignung zu erfüllen, wozu mitunter die erfolgreiche Integration in die schweizerische Gesellschaft gehört (Arn/Fassnacht 2004: 35). Entsprechend wichtig ist die Gemeindeebene: »Man kann davon ausgehen, dass der Entscheid über Einbindung oder Ausgrenzung von potenziellen neuen BürgerInnen im Wesentlichen auf der kommunalen Ebene fällt« (Achermann/Gass 2004: 39). Auf Bundesebene werden die Mindestvoraussetzungen bestimmt, welche auf Kantons- und Gemeindeebene spezifiziert und erweitert werden. Die Erfahrungen von Ausländer*innen mit der Einbürgerung in der Schweiz ist entsprechend stark abhängig von ihrem Wohnort, was schweizweite Vergleiche erschwert (Achermann/Gass 2004; Currle et al. 2004: 327).

Ein derart hoher Ausländeranteil bringt diverse Hürden und Herausforderungen mit sich, welche sich diskursiv immer wieder um die Balance zwischen »Überfremdung« und nötigen Arbeitskräften dreht. Der Diskurs der »Überfremdung« wird in der Politik und Gesellschaft aufgegriffen und teils instrumentalisiert. Die Angst geht auf eine wahrgenommene Gefahr zurück, dass das eigene Land durch den Einfluss von außen negativ verändert würde. Dies geht auch mit einer sehr positiven Eigenwahrnehmung und Patriotismus einher. Baley Jones (2011) verdeutlicht dies, im Vergleich amerikanischer und schweizerischer politischer Rhetorik, im Kontext der Terroranschläge des 9. Septembers 2001, welche eine ähnliche Distinktion zwischen »wir« und »den anderen« aufzeichnet: »The more we are pushed to rally around the flag and our own ›special-ness‹ and ›goodness‹, the greater the anxiety that something will invade, disturb, or infect us with difference« (Baley Jones 2011: 36). Seit den 1990er-Jahren wirkt die Schweizerische Volkspartei (SVP) auf politischer Ebene als Anti-Immigrationspartei. Durch diverse Initiativen rückten sie das Thema Ausländer*innen, Immigration und »Überfremdung« seither immer wieder ins

9 Personen müssen 10 Jahre in der Schweiz und eine bestimmte Anzahl Jahre in einem Kanton bzw. Ort gewohnt haben. Für die erleichterte Einbürgerung gilt eine Aufenthaltsdauer von fünf Jahren. Davon unabhängig gelten zusätzliche kantonale und kommunale Bestimmungen (Staatssekretariat für Migration SEM 2020).

Zentrum der Schweizer Politik. Ihre – meist polemisch simplifizierenden – Wahlplakate wurden mit der Zeit berüchtigt; sie wurden im Ausland von anderen rechtskonservativen und rechtspopulistischen Parteien wie auch von Protestbewegungen aufgegriffen. Zu sehen ist meist die Schweiz, welche in irgendeiner Art von außen angegriffen wird; durch schwarze Schafe, Krähen oder Hände. Die umstrittenste Initiative¹⁰ war die sogenannte »Minarett-Initiative« (Volksinitiative gegen den Bau von Minaretten) im Jahr 2009, welche auf Wahlplakaten durch das Bild der Schweizer Flagge repräsentiert wurde, welche überstellt wurde von schwarzen Minarett-Türmen. Eine schwarze Gestalt einer Person mit Burka ergänzt das Bild. »The use of graphic propaganda in the Swiss movement to ban minarets is an example of neo-Orientalism that positions the Muslim other as a darkly ominous force intent on invading and sullyng the ›pure‹ Swiss (or western) homeland« (Baley Jones 2011: 38).

Bei der Wahrnehmung von Ausländer*innen entsteht somit auch eine gewisse Hierarchie: Insbesondere muslimische Immigrant*innen werden in der Schweiz negativer wahrgenommen als andere (europäische) Immigrant*innen. Auch außerhalb des Islams erfolgt jedoch eine weitere Differenzierung: »However, Germans are among the most disliked migratory ethnicities when compared to immigrants from other Western Europeans« (Helbling 2011). Wieso gerade Deutsche in der Schweiz negativ wahrgenommen werden, hängt u. a. mit der Stärke der Migrationsströmungen zusammen. Dies kann man gut an der Wahrnehmung italienischer Immigrant*innen in der Schweiz nachvollziehen. In den 1950er und 1960er-Jahren richtete sich die Fremdenfeindlichkeit in der Schweiz insbesondere gegen Italiener*innen, welche zu dieser Zeit vermehrt in die Schweiz einwanderten. Heute gehören Italiener*innen jedoch zu den am meisten geschätzten Migrationsgruppen, obwohl sie nach wie vor den größten Anteil der Migrant*innen stellen (Helbling 2011: 12). »Various studies have shown that it is not necessarily the percentage of immigrants, but the rapid changes of immigration patterns that leads to conflicts« (Helbling 2011: 11). Eine negative Haltung und wahrgenommene Gefahr als Folge von verstärkter Migration sind damit meist auch zeitlich gebunden. Dies erklärt zumindest teilweise, dass Deutsche in der Schweiz seit den 2000ern vermehrt negativ wahrgenommen werden, jedoch nicht, worin diese Haltung begründet ist. Dies werde ich im Kapitel zur Wahrnehmung genauer analysieren. Gleichzeitig deutet dieser Befund darauf hin, dass die Unbeliebtheit von Deutschen kein permanentes Phänomen bleiben muss.

Um das Kapitel zur Schweizer Migrationsgeschichte abzuschließen, folgt nun eine Betrachtung der Emigration aus der Schweiz. Die Fünfte Schweiz, wie die Gesamtheit der Auslandschweizer oft genannt wird, ist historisch gut dokumentiert, die moderne

10 Die Initiative selbst stieß auf große Aufmerksamkeit im In- und Ausland, Aufsehen erregte jedoch letztlich die Annahme der Initiative, welche zukünftig den Bau neuer Minarette verbot. Neben dem Verstoß gegen Menschenrechte widerspricht der Bann auch der Schweizer Verfassung. Er hat jedoch weitreichendere Konsequenzen für die Wahrnehmung des Islams und die Zugehörigkeitsgefühle von Muslim*innen (Baycan Herzog/Gianni 2019: 178–179). Die Initiative zeigte klar, dass insbesondere der Islam in der Schweiz als Gefahr wahrgenommen wird. Während frühere Initiativen zumindest nominell nur gegen kriminelle Ausländer*innen gerichtet waren und deswegen fremdenfeindliche Tendenzen noch eher kaschieren konnten, wurden durch die »Minarett-Initiative« grundlegende Ressentiments gegen Muslim*innen und den Islam auch in der Gesellschaft sichtbar (Beyeler/Suter Reich: 141).

Emigration ist jedoch in wissenschaftlichen Studien der letzten zwei Jahrzehnte oft vernachlässigt worden¹¹. In einem Bericht des Swiss Forum for Migration and Population Studies (Schönenberger/Efionayi-Mäder 2010) wird grundsätzlich zur Schweizer Emigration angemerkt, dass die Forschung im Bereich Auswanderung und Fünfte Schweiz, insbesondere in Bezug auf Europa, noch in den Anfängen steckt. Daten zu Auslandschweizer*innen finden sich in statistischen Analysen (nccr – on the move 2022a), in einem politisch-institutionellen Zusammenhang (Hermann 2012; Piccoli 2020), oder bei Forschungen mit einem historischen Bezug (Berwein 2003; Schelbert 2004; Schweizerisches Bundesarchiv 2002; Studer 2015). Eine systematische Darstellung des Profils von Auslandschweizer*innen ist aufgrund der verfügbaren statistischen Daten oft schwierig. Schönenberger und Efionayi-Mäder (2010) nennen soziodemographische und sozioökonomische Merkmale, sowie das Migrationsverhalten, Auswanderungsmotive und -motivationen als wichtige Aspekte zukünftiger Forschung.

Hinzu kommt, dass die Anzahl der Auslandschweizer*innen aufgrund der Vererbung der Staatsbürgerschaft (*jus sanguinis*) und vermehrter Registrierungen bei den Behörden stärker wächst als durch die aktuelle Emigration. Es gibt also mitunter nur einen bedingten Zusammenhang zwischen Emigration und der Population der Auslandschweizer*innen. Aufgrund der Praxis der vererbten Staatsbürgerschaft und der Möglichkeit der doppelten Staatsbürgerschaft sind 75 % der Auslandschweizer*innen Mehrfachbürger*innen. Sie werden daher in ihrem Zielland oftmals nicht statistisch als Ausländer*innen erfasst. Die Wichtigkeit von Auslandschweizer*innen wurde auch politisch bereits vor längerer Zeit erkannt: 1966 wurde mit dem »Auslandschweizerartikel« der Schutz und die Rechte von Auslandschweizer*innen auch in der Bundesverfassung aufgenommen. Teil davon ist das aktive und passive Wahlrecht, Das Recht auf Sozialhilfe oder Arbeitslosenversicherung nach der Rückkehr, aber auch die Militärpflicht (Bundesamt für Statistik 2019b; Schönenberger/Efionayi-Mäder 2010).

Ähnlich wie in Deutschland fällt das Wanderungssaldo der Schweiz grundsätzlich positiv aus, jedoch negativ, wenn man Schweizer Staatsbürger betrachtet. 2013 bis 2017 ergaben die Wanderungen der schweizerischen Erwerbspersonen einen Negativsaldo von 13 000 Personen (BFS 2019a: 14). 2024 lebten 826.708 Schweizer*innen im Ausland, davon 444.562 Frauen und 382.146 Männer; der Anteil an Auslandschweizer*innen an allen Schweizer*innen beträgt damit 11,2 %. Die häufigsten Zielländer sind Frankreich mit 209.287, Deutschland mit 99.582 und die USA mit 83.667 Auslandschweizer*innen. Danach folgen Italien (51.964), Kanada (41.463), das Vereinigte Königreich (40.183) und Australien (26.374). 64 % der Auslandschweizer*innen leben in Europa, 16 % in Nordamerika. Die große Mehrheit befindet sich im Erwerbsalter zwischen 18 und 64 Jahren. Die Mehrheit der Emigrant*innen ist, bis auf asiatische Länder, weiblich. »Auslandschweizerinnen und -schweizer unterscheiden sich hauptsächlich in zwei Aspekten von ihren in der Schweiz ansässigen Landsleuten: Sie sind jünger und Frauen sind leicht stärker vertreten« (Bundesamt für Statistik 2019c).

11 Die meisten Studien zu spezifischen Zielländern oder Herkunftsregionen Schweizer Emigrant*innen sind bereits älter oder beziehen sich auf historische Emigration, vgl.: Andrzejewski (2002); Arlettaz (1979); Bovay (1976); Bühler et al. (1987); Geissbühler (1999); Glatz (1997); Nicoulin/Chaunu (2002); Perret (1950); Schneiter (1983); Wegmann (1989).

Walter Leimgruber (2016), Professor für Kulturwissenschaft und europäische Ethnologie an der Universität Basel, nähert sich anhand von Daten aus qualitativen Interviews und Umfragen aus diversen Zielländern dem Profil von Schweizer Auswandernden im Erwerbsalter – nicht eingeschlossen werden somit u.a. Altersmigrant*innen, welche sich wahrscheinlich im Profil unterscheiden. Ungefähr ein Drittel der Emigrant*innen seit den 1990ern besitzt die Schweizer Staatsbürgerschaft¹². Sie sind mehrheitlich gut qualifiziert und haben bereits vor der Emigration transnationale Beziehungen ins Zielland. Entsprechend nimmt auch die temporäre Migration zu, welche in einen multilokalen Lebensstil eingebunden wird. Strukturelle Gründe können jedoch meist nicht erklären, wieso Menschen aus der Schweiz emigrieren: »Die Schweiz bietet in vielerlei Hinsicht optimale Perspektiven« (Leimgruber 2016: 34). Entsprechend treten individuelle Gründe wie die Selbstverwirklichung in den Vordergrund. Aus beruflicher Perspektive sind Länder mit Innovationspotenzial interessant, aber auch die persönliche berufliche Herausforderung oder ein kompetitives Feld ziehen Schweizer*innen an. Die bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie oder die gleichzeitige Existenz einer positiven Firmenkultur in einem ansprechenden, z.B. naturnahen oder touristisch interessanten Umfeld sind weitere Gründe (Leimgruber 2016: 34–36).

Da Schweizer Emigrant*innen nicht aus Notlagen, sondern freiwillig zu dieser Entscheidung kommen, schließt Leimgruber (2016: 35), dass es sich bei ihnen vermehrt um starke Persönlichkeiten handeln muss. Schweizer Emigrant*innen sind entweder bereits risikofreudiger oder werden dies aufgrund der Auslandserfahrung. Darüber hinaus wird in vielen Ländern Risikobereitschaft und innovative Denken eher begrüßt, als dies in der Schweiz der Fall ist. In der Wahrnehmung der Emigrant*innen erscheint die Schweiz meist positiv: gelobt wird die Stabilität, die Ordnung, aber auch das Bildungssystem. Kritisch gesehen werden die fehlende Offenheit und ein geringes Interesse am Rest der Welt. Die Wahrnehmung und die Persönlichkeit passen in dieser Hinsicht zusammen: Es migrieren Menschen, die im Ausland Herausforderungen und neue Dynamiken suchen, da die Schweiz mit der großen Stabilität und Ordnung zu starr und einengend wirken kann.

Einen Fokus auf die Lebenswelt Schweizer Emigrant*innen findet man bei Camenisch (2019), welche sowohl das Arbeitsleben als auch die soziale Ebene von Schweizer Emigrant*innen in China beleuchtet. In ihrer Dissertation widmet sie sich unter anderem der Aushandlung von multiplen Zugehörigkeiten als weiße, westliche, Schweizer Ausländer*innen. Eine ähnliche Auseinandersetzung zeigt sich bei Sanders (2019) bei Auslandschweizer*innen in Lima, welche von der positiven Konstruktion einer weißen Schweizer Identität profitieren. Bei Müllers (2019) Forschung in Nordeuropa verlaufen die Grenzen der Zugehörigkeit nicht entlang äußerlicher Faktoren, sondern entlang der Sprache: Schweizer*innen sind an ihrem Akzent erkennbar, auch wenn sie die Sprache des Ziellandes fließend sprechen. Entsprechend fühlen sich die Schweizer*innen in ihrer neuen Heimat aufgrund der Sprache zwar eingebettet, aber gleichzeitig bleibt der Akzent ein Marker der Differenz (Camenisch/Müller 2019: 23–24). Bei allen dreien zeigt

12 Die geringe Anzahl Schweizer Staatsbürger*innen kann auch von einer Überrepräsentation kurzzeitiger Migration stammen, so sind z.B. temporäre Arbeitskräfte in der Immigrationsstatistik überrepräsentiert.

sich jedoch die privilegierte Position Schweizer Emigrant*innen, welche auf die Konstruktion als »gute« Migrant*innen zurückzuführen ist.

Es ist anzunehmen, dass viele der hier genannten Aspekte sich übertragen lassen, auch wenn die erwähnten Forschungen nicht spezifisch zu Schweizer Migrant*innen in Deutschland durchgeführt wurden. Vermehrt handelt es sich um gut qualifizierte weibliche Migrant*innen, welche freiwillig auf der Suche nach Herausforderungen und Selbstverwirklichung auswandern und in ihrem Zielland positiv aufgenommen werden. Inwieweit das auch für die Migration nach Deutschland zutrifft, wird Gegenstand der späteren Kapitel dieser Studie sein.

2.4 Migration zwischen der Schweiz und Deutschland

Switzerland and Germany are two industrialised and neighbouring countries that share to a great extent the same language and culture. Economic prospects, security situations, living standards and lifestyles are similar, if not slightly better in Switzerland (Steiner 2019: 242).

Die Migration zwischen der Schweiz und Deutschland ist eng mit den Entwicklungen in Europa in den letzten Jahren und Jahrzehnten verknüpft. Dies trifft sowohl auf historische Trends als auch auf jüngere Entwicklungen zu. Die Gründung der Europäischen Union als Nachfolgerin diverser früherer Abkommen durch das Maastrichter Abkommen, welches 1992 implementiert wurde, war der Start für weitere Abkommen, welche den Austausch und die Kooperation zwischen europäischen Ländern fördern sollte. Die Einführung des europäischen Wirtschaftsraums (EWR) 1994, des Schengener Abkommens im Jahre 1995 und der Eurozone 1999 waren weitere Schritte und brachten Europa näher zusammen. In der Schweiz gab es vermehrt Widerstand gegen die EU und spätere Abkommen; so stellte sich die Schweiz gegen einen EU- und EWR-Beitritt ebenso wie gegen die Eurozone. Durch bilaterale Abkommen zwischen der EU und der Schweiz¹³ erhielt letztere jedoch quasi den Status eines EWR-Mitglieds. Ab 2002 wurde der freie Personenverkehr mit der EU in Kraft gesetzt, welcher den Start setzte für die verstärkte Migration zwischen Deutschland und der Schweiz. Innerhalb der Territorien der Vertragsstaaten wurde es Schweizer und EU-Bürger*innen möglich, frei einen Arbeitsplatz und Wohnort zu wählen, wenn sie eine finanzielle Absicherung und Krankenversicherung besaßen (Abbate/Fernández G. G. 2018: 447–448).

Betrachtet man verschiedene ökonomische Statistiken, belegen sowohl die Schweiz als auch Deutschland meist vordere Plätze. In den meisten Fällen rangiert die Schweiz etwas besser als Deutschland. Betrachtet man Nominallöhne oder Durchschnittslöhne nach Kaufkraftparität, so schneiden die Schweiz, Norwegen, Dänemark und Irland am besten ab – signifikant besser als Deutschland. Dies relativiert sich, wenn man die Lebenshaltungskosten betrachtet: Genf und Zürich waren 2015 die teuersten Städte der Welt. Insgesamt findet man in der Schweiz vergleichsweise hohe Lebenshaltungskosten

13 1999 bzw. 2004 wurden die Bilateralen Verträge I und II unterzeichnet, 2002 bzw. 2005 traten sie in Kraft.

(Glassdoor/Llewellyn Consulting 2016: 3–7). Relevant ist letzten Endes jedoch der Lebensstandard, also die Differenz von Lohn und Lebenshaltungskosten. Auch hier steht die Schweiz an der Spitze, an dritter Stelle nach Dänemark findet sich jedoch Deutschland; geringere Löhne treffen hier auf geringere Lebenshaltungskosten, was letztlich zu einer höheren Kaufkraft führt (Glassdoor/Llewellyn Consulting 2016: 8–10). Beide Länder bieten also einen sehr guten Lebensstandard, es bleibt am Ende aber trotzdem eine gewisse ökonomische Asymmetrie zugunsten der Schweiz. Diese Asymmetrie lässt strukturelle Gründe für Schweizer Auswandernde an Relevanz verlieren. Da die Lebenshaltungskosten für potenzielle Auswandernde zudem erst im Nachhinein ersichtlich werden, ist es möglich, dass die Unterschiede der Durchschnitts- und Nominallöhne für die Migrationsentscheidung mehr ins Gewicht fallen. In diesem Fall wirkt die Schweiz vorteilhafter als Deutschland. Dies dürfte insbesondere für ökonomisch motivierte Migrant*innen relevant sein.

Im Folgenden wende ich mich beiden Migrationsströmen zu, beginnend mit der Migration aus der Schweiz nach Deutschland. Aufgrund der besseren Datenlage und des größeren öffentlichen Interesses fällt die Analyse der Migration in die Schweiz deutlich umfassender und detaillierter aus. Spezifisch zu Schweizer*innen in Deutschland finden sich aufgrund der vergleichsweise geringen Anzahl Schweizer Migrant*innen kaum Forschungen oder Literatur. Dies bezieht sich sowohl auf quantitative Analysen als auch auf ethnographische Forschung. Wie in den vorigen Abschnitten gezeigt, ist die Emigration aus der Schweiz prozentual zwar einiges höher, Schweizer Staatsangehörige stellen jedoch in jedem ausländischen Staat nur eine kleine Bevölkerungsminderheit dar. Dies änderte sich auch nicht durch einen Zuwachs von ca. 30 % seit Inkrafttreten der bilateralen Verträge. In Frankreich stellen Auslandschweizer*innen 0,3 % der Bevölkerung, in allen anderen Ländern ist der Wert niedriger. Die fehlende Forschung ist daher vor allem aus Schweizer Perspektive erstaunlich. Die Auslandsbevölkerung *»umfasst beinahe ebenso viele Personen wie die drei [größten Städte der Schweiz] Zürich, Genf und Basel zusammen Einwohner haben«* (BFS 2019c). Mit über 776.296 Auslandschweizer*innen und über 94.555 von ihnen in Deutschland machen diese Menschen einen interessanten, aber oft übersehenen Anteil der Schweizer Bevölkerung aus (nccr – on the move 2022b).

Drei Jubiläen im Norden Deutschlands im Sommer 2023 zeigen, dass Schweizer*innen aber schon früh in Deutschland ihre Spuren hinterließen: 125 Jahre Schweizer Verein »Rütli« in Bremen, 130 Jahre Schweizer Verein Schleswig-Holstein und 140 Jahre Schweizer Verein »Helvetia« Hamburg. Hellmuth Schulzes Chroniken (2003) zum 120. Jubiläum des Hamburger Schweizer Vereins geben Einblick in die Beweggründe und das Leben dieser frühen Auslandschweizer*innen. Ein Teil dieser Auslandschweizer*innen strandete infolge einer geplanten, aber nicht umgesetzten Transatlantikmigration in Norddeutschland. Viele von ihnen wurden auf Bauernhöfen als Melker beschäftigt, sodass »Schweizer« zum Synonym für diesen Beruf wurde. Gleichzeitig bot Hamburg als Hafenstadt und kommerzielles Zentrum, insbesondere nach dem Großen Brand im Jahr 1842, gute Möglichkeiten für Kaufleute und Handwerker. Weitere Institutionen zeigen die Diversität des schweizerischen Lebens in Hamburg: 1846 wurde das Schweizerische Konsulat und wahrscheinlich 1862 der Schweizer-Club Eintracht Hamburg gegründet. Teilweise aus diesen Institutionen und dem Schweizer Verein gingen weitere hervor, wie z.B. die Schweizerische Unterstützungskasse (1864) und das »Home Suisse« (1885)

sowie die Schweizerische Beerdigungskasse (1899). Ersteres unterstützte hilfsbedürftige Schweizer*innen finanziell, zweiteres sollte sich um kranke Schweizer Erzieherinnen und Kindermädchen kümmern und ihnen kostenlose Behandlungen durch einen Genfer Arzt ermöglichen. Letzteres beinhaltete den Erwerb eines Genossenschaftsgrabes auf dem Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg und gab den Mitgliedern damit die Möglichkeit, auf einem Schweizer Friedhof beerdigt zu werden (Schulz 2003: 8–30). Der große Nachteil der Chroniken ist, dass sie wenig Auskunft über die Mitglieder und deren Demographie aussagt, da lediglich besondere Errungenschaften, Persönlichkeiten und Institutionen im Mittelpunkt stehen. Was über die Jahre abgebildet wird, sind mehrheitlich männliche, hochqualifizierte Geschäftsleute in zentralen Positionen in Hamburger und Schweizer Institutionen – was weder der Demographie der Teilnehmenden dieser Studie noch der Gesamtheit der Auslandschweizer*innen in Hamburg entspricht.

An wissenschaftlichen Beiträgen zu deutscher Migration ins Ausland existieren neben mehreren Artikeln von Roland Verwiebe (Verwiebe 2006; Verwiebe et al. 2010; Verwiebe 2014; Verwiebe/Wiesböck/Teitzer 2014) und Thomas Köllen (2015, 2016) zu hochqualifizierter europäischer Migration aus und nach Deutschland auch spezifische Studien zu Deutschen in der Schweiz. Die meisten drehen sich um deutsche Arbeitsmigration (Althaus 2017; Simon 2011). Auch eine umfassende Studie der OECD (2015) wurde im Kontext eines stärker werdenden Fachkräftemangels verfasst und sieht ausgewanderte Deutsche als potenzielles Humankapital für die deutsche Wirtschaft. Gerade bei Forschung zu gut und hochqualifizierten Migrant*innen dominiert die ökonomische Perspektive meist die kulturelle oder soziale (vgl. Koser/Salt 1997: 294).

Steiner (2014) benennt regionale bzw. räumliche Selektivität je nach Typ von Migration als wichtigen Faktor bei der Niederlassung deutscher Migrant*innen in der Schweiz. In weiteren Studien (Steiner 2012; 2019) fokussiert sie auf die Faktoren und Entscheidungsprozesse zur Rückkehr oder den Verbleib von deutschen Migrant*innen in der Schweiz und stellt dabei persönliche oder externe statt politische Gründe in den Vordergrund. In beiden Fällen wird nicht nur die Arbeitsmigration, sondern auch die Aspekte Ausbildung, Familie und Abenteuerlust miteinbezogen. Deutsche Migrant*innen in der Schweiz stellen heute sehr heterogene demographische Gruppen dar, was großen Einfluss auf diese Entscheidungsprozesse hat.

Bei der Betrachtung Deutscher in der Schweiz steht die Einführung der Personenfreizügigkeit im Fokus: Die Anzahl der Deutschen in der Schweiz hat seit diesem Ereignis (2002) schlagartig zugenommen. Bereits in den 1990er-Jahren zogen mehr Deutsche aufgrund wirtschaftlicher Entwicklungen in die Schweiz. In den zehn Jahren nach 2002 stieg die Anzahl Deutscher jedoch von 126.048 auf 275.300. Bis heute ist die Zahl weiter steigend, wenn auch nicht mehr so stark. Insbesondere während der Corona-Pandemie sank die Zahl der neu Zugewanderten (BFS 2022b). Deutsche machen in der Schweiz 3,6 % der Gesamtbevölkerung aus, nur Italiener stellen mit 3,8 % eine größere Gruppe dar (BFS 2024). Entsprechend groß ist das öffentliche Interesse, was zu Berichterstattungen in Medien, aber auch zu wissenschaftlichen Forschungen führt.

Ein Migrationskorridor zwischen Deutschland und der Schweiz entstand aufgrund historischer Entwicklungen und geographischer Nähe schon weit früher. In der Schweiz herrschte in bestimmten Berufszweigen Arbeitskräftemangel, der häufig durch deutschsprachige Migrantinnen gedeckt wurde. Deutsche und österreichische Frauen

fanden über soziale Netzwerke Anstellung als Hausangestellte; 1930 stammten über 20 % der 110.600 Hausangestellten aus Deutschland, 1960 noch über 15 %. Da Migrant*innen nur in Mangelberufen arbeiten durften, waren 1952 rund 85 % der deutschen Arbeiterinnen als Haus- oder Gewerbeangestellte beschäftigt. Diese Migration war stark weiblich geprägt, ging aber ab den 1960ern zurück – unter anderem begünstigt durch den wirtschaftlichen Aufschwung in der BRD und die zunehmende Anwerbung von Arbeitskräften aus Südeuropa (Althaus 2017: 10–16). Das Profil dieser Migrantinnen war relativ homogen: 95 % der von Althaus Befragten waren bei der Migration jünger als 24 und suchten berufliche Perspektiven und Selbstverwirklichung fernab elterlicher Kontrolle. Althaus interpretiert ihre Erzählungen als »coming-of-age Geschichten« (Althaus 2017: 245). Die Motive reichten von Emanzipation und Ausbildung bis zu sozialem Aufstieg. Die Schweiz war dabei meist Mittel zum Zweck und als Zielland von geringer Bedeutung (Althaus 2017: 355–408).

Österreichische und deutsche Frauen wurden aufgrund ihrer vermeintlichen Anspruchslosigkeit gepaart mit einer guten Arbeitsethik angeworben. Dies bewahrte sie jedoch nicht vor Xenophobie, welche, ausgelöst durch steigende Immigrationszahlen, in gesellschaftlichen sowie politischen Diskursen aufkam¹⁴. Vor dem Zweiten Weltkrieg wurde oft kritisiert, dass sie arbeitslosen Schweizerinnen die Arbeitsplätze streitig machen. Spätestens mit dem Aufkommen der nationalsozialistischen Ideologie in den 1930ern wurde aus den Immigrantinnen eine »nationale Bedrohung« (Althaus 2017: 14). Als Hausangestellte waren sie mitunter für die Kindererziehung zuständig und als junge Frauen waren sie potenzielle Ehepartnerinnen für Schweizer Männer. Ihnen wurde sowohl Beeinflussung als auch Spionage vorgeworfen. Nach dem Krieg kam die Befürchtung »einer biologischen Infizierung des schweizerischen ›Volkskörpers‹ mit ansteckenden Krankheiten« (Althaus 2017: 14) hinzu. Während der Diskurs um Überfremdung oft mit Italiener*innen und James Schwarzenbach bzw. der Schwarzenbach-Initiative¹⁵ assoziiert wird, entstand er ursprünglich als Abgrenzung zu Deutschen. Bis in die 1950er zielte der Diskurs auf diese Gruppe, wobei es sich aufgrund der Intersektion von Nationalität und Geschlecht noch spezifischer um einen feminisierten antideutschen Diskurs handelte (Althaus 2017: 23–24). Germanophobie ist daher tief in der Schweizer Geschichte verankert und keinesfalls eine neue Entwicklung.

Heute finden sich in der Schweiz in öffentlichen Medien eine Vielzahl an Berichterstattungen über deutsche Migrant*innen (Imhof 2008). Dies beinhaltet Dokumentationen über Deutsche in der Schweiz (Fokus TV Reportage 2015; NZZ Format 2014; Schweizer Radio und Fernsehen 2007), Diskussionsrunden mit Politikern und wichtigen Persönlichkeiten (SRF 2010), oder Zeitungsartikel und Blogeinträge (Alich 2014; Brönnimann 2017; Sadecky 2014; Schwarze-Thurm/Hansen 2014). Die meisten Berichte thematisieren die negative Haltung der Schweizer*innen gegenüber den Deutschen.

14 In den Diskursen wurden österreichische und deutsche Arbeitsmigrant*innen auf gleiche Weise verallgemeinert. Aufgrund der geringeren Anzahl der Österreicherinnen waren diese teilweise besser angesehen, meist wurde jedoch nicht unterschieden zwischen den zwei Nationalitäten bzw. Österreicherinnen wurden zu den Deutschen gezählt.

15 Die Eidgenössische Volksabstimmung »Überfremdung« wurde vom rechtspopulistischen Politiker James Schwarzenbach lanciert und 1970 letztlich abgelehnt (Bundeskanzlei 1970a, 1970b).

Oftmals wird diese Haltung in den Medien jedoch nur dokumentiert und nicht ergründet (vgl. Köllen 2015).

Wissenschaftliche Analysen zur Ergründung der Germanophobie finden sich bei Helbling (2010a; 2011) und Theiler (2004). Zu Beginn seiner Argumentation stellt Helbling die gängige Annahme infrage, dass xenophobe Einstellungen vor allem bei gering Qualifizierten auftreten und sich überwiegend gegen Menschen aus geographisch und kulturell fernen Ländern der Unterschicht richten. Er kontrastiert dies mit dem Fall deutscher Migrant*innen in der Schweiz, die überdurchschnittlich gut ausgebildet sind und aus einem geographisch wie kulturell nahen Land stammen. Daraus entwickelt Helbling zwei Hypothesen: Erstens, ob die Grenzen zwischen kulturell ähnlichen Gruppen tatsächlich weniger stark ausgeprägt sind als die zwischen unterschiedlich(eren) Gruppen – und ob Schweizer*innen Deutsche daher als Gefahr für die eigene Kultur wahrnehmen. Zweitens, ob sich hochgebildete Personen in guten beruflichen Positionen von ähnlich qualifizierten Einwandernden in ihren Aufstiegschancen bedroht fühlen. Beide Hypothesen kann Helbling empirisch bestätigen (Helbling 2011: 5).

Der Politikwissenschaftler Tobias Theiler benennt ein wichtiges Phänomen in dieser Argumentation als »*Narcissism of minor difference*« (Theiler 2004: 648), zurückgehend auf den Psychoanalytiker Sigmund Freud (1930) und den Ethnologen Ernest Crawley (1927). Keine ebenso wie große kulturelle Unterschiede sorgen für Sicherheit innerhalb der Gruppe, da eine Distinktion entweder nicht nötig oder bereits gegeben ist. Problematisch werden geringe kulturelle Unterschiede: »*The boundary appears fragile, triggering a process of continuous self-differentiation and often subconscious fears of insufficient separation from and damaging exposure to the other category*« (Theiler 2004: 648)¹⁶. Die Angst vor dem negativen Einfluss anderer migrantischer Gruppen mit spezifischen Normen, Moralvorstellungen und Werten wird als »*cultural threat*« (Helbling 2011: 13) bezeichnet. Fühlen Menschen sich persönlich oder ihre Kultur durch die zunehmende Heterogenität bedroht, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit einer negativen Reaktion. Wichtig sind dabei nicht objektive Unterschiede wie Sprache, Religion, Nationalität, Aussehen, sondern die subjektive Wahrnehmung: »*Indeed, despite apparent similarities, there may be significant tensions between the two groups, stemming from differences that are regarded as fundamental by one or both groups*« (Helbling 2011: 13: 13). Die Wahrnehmung einer kulturellen Gefahr kann zudem einseitig erfolgen, was bei der Migration zwischen Deutschland und der Schweiz zutrifft: »*the cultural difference between Germans and Swiss-Germans is considered to be very large in Switzerland*« (Helbling 2010b: 5). Dies wurde bereits in einer früheren Studie von Schläpfer et al. (1985: 151–154) festgestellt.

Die ungleiche Wahrnehmung der Bedrohung geht wie erwähnt auch auf die unterschiedlich verlaufenden Migrationsströme zurück. Da die Migration von Schweizer*innen weder signifikant noch starken Schwankungen unterlegen ist, löst sie auch keine

16 Theiler zeigt mit der gleichen Argumentation auf, dass französischsprachige Schweizer*innen sich eher in einen gesamtfranzösischen Diskurs einfügen können, da die sprachlichen Unterschiede entfallen, sie auf institutioneller Ebene jedoch ihre Schweizer Identität bewahren können. Deutschsprachige Schweizer*innen sehen sich jedoch in einem Zwischenraum: Sie gehören teilweise zum deutschsprachigen Kulturraum, bleiben jedoch immer außen vor. Dies wird im Kapitel zur Wahrnehmung, insbesondere dem Abschnitt zur Sprache, erneut thematisiert.

Abwehrreaktion in Deutschland aus. Dem gegenüber steht Deutschlands dominante Position im deutschsprachigen Raum: Aufgrund der Größe Deutschlands ist das Land in vielen Bereichen des deutschsprachigen Raumes maßgebend und stellt daher für die Schweiz eher eine vermeintliche Gefahr dar als andersherum. Minderwertigkeitsgefühle seitens der Schweiz aufgrund deutscher Errungenschaften beispielsweise in der Politik, Wissenschaft und Kultur sowie der Sprache sind daher ein Beiprodukt des Differenzierungsdiskurses (Helbling 2011, Lüdi 2008, Zarate et al. 2004).

Zurzeit gibt es jedoch nicht nur in der Schweiz negative Stimmen zu Deutschland. Auch in Österreich (Köllen 2016) und den Niederlanden (Dekker/Dijkgraaf/Meijerink 2007; Dekker/Jansen 1995; Kinzer 1995) finden sich Ressentiments gegenüber Deutschen, welche sich mit kultureller Nähe und Abgrenzungsbemühungen erklären lassen. Mit dem Aufkommen der Euro-Krise und dem damit einhergehenden verstärkten Einfluss Deutschlands in der EU ging auch eine verstärkte Antipathie von mehreren Krisenländern sowie von Großbritannien einher (Blome et al. 2015; Heffner 2016). Damit wird klar, dass auch ein größerer politischer oder wirtschaftlicher Einfluss unabhängig von kultureller Nähe oder Distanz als Gefahr wahrgenommen werden kann, welche wiederum negative Reaktionen auslöst.

Konträr zu diesen Berichten ergibt eine Umfrage der BBC (2013) unter mehr als 26.000 Menschen weltweit – wohlgemerkt vor der »Flüchtlingskrise« 2015 –, dass Deutschland das am positivsten gesehene Land der Welt ist. 59 % der Teilnehmenden nahmen Deutschland positiv wahr. Auch die Ausländerfeindlichkeit der Schweiz muss möglicherweise relativiert werden. Im Rahmen ihrer Forschung über Ressentiments stellte Salomo (2021) fest, dass die Schweiz durchgängig niedrigere Werte bei der Abneigung gegen Ausländer*innen aufweist als Deutschland¹⁷. Grundsätzlich sind die Werte beider Länder, der Schweiz und Deutschland, relativ gering und ähneln denen anderer Länder mit guten wirtschaftlichen Bedingungen innerhalb Europas wie z.B. Schweden, Norwegen, Irland oder den Niederlanden (Salomo 2021: 177). Die Wahrnehmung von vermehrter Xenophobie kann auch eine Konsequenz eines größeren Bewusstseins für das Thema sein und muss keinen faktischen Anstieg von Xenophobie darstellen (El-Mafaalani 2018). Trotz der in diesem Abschnitt zitierten Studien und Erklärungsansätze bleibt die Frage nach der gegenwärtigen Relevanz der Germanophobie in der Schweiz nur teilweise beantwortet. Auf dieses Phänomen werde ich insbesondere im sechsten Kapitel zur Wahrnehmung und im achten Kapitel zur Zugehörigkeit zurückkommen.

17 Der Messung der Ressentiments liegen u.a. die Daten des European Social Survey von 2002–2016 zugrunde, bei welchem in europaweiten Umfragen alle zwei Jahre über 30.000 Teilnehmende zu ihrer politischen Einstellung befragt werden. Neben einem Ländervergleich gibt die Studie auch Einsicht zu Einstellungen auf regionaler und individueller Ebene.

3 Methodisches Vorgehen

Erinnernd konstituieren sich Personen, welche ihr Leben als eine zusammenhängende Kette von Begebenheiten zu reproduzieren, kurz: die es zu erzählen imstande sind. Wer sich an gar nichts zu erinnern vermöchte, hätte auch keine Antwort auf die Frage, wer er sei. Erinnerung und Erhaltung des Selbst implizieren einander. Ohne Erinnern kein ich. Wir sind, was wir erinnern, und: Wir sind, wie wir erinnern (Dorschel 2007: 13).

Während es sich bei Migration um räumliche Mobilität handelt, geht mit dieser Mobilität eine weitreichende Veränderung einher. Die Mobilität zeigt sich in der Erschließung neuer sozialer und kultureller Räume und damit einhergehend meist mit erweiterten Perspektiven. Der biographische Hintergrund ist sowohl für die Migrationsentscheidung als auch für die zukünftige Deutung und Gestaltung der erfahrenen Lebenswelten relevant. Entsprechend wird in dieser Arbeit »*Migration als lebensgeschichtlicher Prozess*« (Althaus 2017: 12) betrachtet.

Die biographischen Erfahrungen der Teilnehmenden sind in ihre Lebenswelt eingebettet und prägen ihre Wahrnehmung. Durkheim (2007 [1893]) prägte den Begriff des Kollektivbewusstseins (*conscience collective*), den Halbwachs (2020 [1925]) zum kollektiven Gedächtnis (*la mémoire collective*) erweiterte. Dieses bietet durch gemeinsame Werte, Moral, Recht, Gewohnheiten und Sprache Orientierung. Individuelle Erinnerung ist darin eingebettet, der soziale Rahmen beeinflusst somit die Rekonstruktion biographischer Erlebnisse. Ähnlich verweist Bourdieu (2021 [1979]) Konzept des Habitus auf die Wirkung sozialer und kultureller Strukturen. »*To simplify, habitus refers to how we are predisposed (though not required) to think and act in certain ways because of how we have been socialized*« (Ahearn 2017: 26). Sozialisierung wirkt auf verschiedenen Ebenen, von Familie bis Nationalstaat, und wird zusätzlich durch das spezifische Umfeld, bei Bourdieu vor allem Klasse und Schicht, geprägt. Dies knüpft auch an die zuvor diskutierten Wissensordnungen an (vgl. Kapitel 2).

Zeit ist ein weiterer Aspekt, der das Gedächtnis und die Wahrnehmung, und damit auch die Lebenswelt, prägt. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind eng miteinander verbunden und beeinflussen sich gegenseitig. Ereignisse der Vergangenheit wirken sich logischerweise auf die Gegenwart und die Zukunft aus. In gleicher Weise wirkt sich

die Gegenwart und die Zukunft jedoch auch auf die Rekonstruktion der Vergangenheit aus (Althaus 2017: 35). Die unterschiedlichen Lebensphasen, Sozialisierungen und Erfahrungen meiner Teilnehmenden – einschließlich jener, die sie nicht gemacht haben – prägen ihre Wahrnehmungen und Vergleiche zwischen Herkunfts- und Zielland, wie Klara betont: »Ich bin mit 22 weg. Ich habe kein Gefühl, ich kann nicht vergleichen, wie die Bürokratie in der Schweiz ist. Dafür bin ich einfach viel zu lang weg« (Klara, 64/CH). Diese Aspekte müssen im Rahmen dieser Arbeit entsprechend analysiert und in Einklang gebracht werden.

Hier gilt es zudem zu wiederholen, dass eine Reduzierung von Menschen mit Migrationserfahrung auf ihre Nationalität oder Ethnizität problematisch ist, da diese nur einen Aspekt der individuellen Identität darstellen und nicht als alleinige Erklärung für soziale Phänomene dienen können. Die institutionalisierte Dichotomie zwischen Migrant*innen und Nicht-Migrant*innen wurde erst durch die Bildung von Nationalstaaten geschaffen (Amelina 2013: 43–44; Dahinden 2016b: 3–5; Glick Schiller 2014). Trotzdem können diese nicht ignoriert werden: Staatsbürgerschaft und Nationalität beeinflussen die Rechte und Möglichkeiten zur Mitbestimmung, die Zugehörigkeit und Handlungsweisen. Darüber hinaus werden soziale Realitäten geschaffen, welche die Menschen von außen treffen – beispielsweise durch Diskriminierung. Grenzziehungsprozesse geschehen ebenfalls auf nationaler Ebene und wirken sich auf Fragen von Identität und Integration aus. Nicht zuletzt die Bestimmungen für das Erlangen der Staatsbürgerschaft und damit die Zugehörigkeit zur Mehrheitsgesellschaft zeigen eine klare Trennung auf (Dahinden 2016b: 5–11).

Unabhängig oder zusätzlich zur nationalen Zugehörigkeit können Menschen sich diversen Gruppen zugehörig fühlen und durch deren Einfluss geprägt werden. Die Forschung muss entsprechend die lokale, regionale, nationale, transnationale sowie globale Ebene als relevante Kategorien beachten (Amelina 2013: 43; Charmillot/Dahinden 2021: 2). Auf lokaler und regionaler Ebene werden die Lebensstile der Teilnehmenden in den Fokus gerückt, was das tägliche berufliche und private Leben, die Wohnsituation, die Interaktion am Wohnort und in der Nachbarschaft berücksichtigt. Auf nationaler Ebene werden die Lebensstile von Schweizer*innen und Deutschen im Nachbarland verglichen. Entsprechend stehen hier die Nationalität und Vergleiche auf Basis von Nationalstaaten eher im Vordergrund. Die globale Ebene findet sich vermehrt im Vergleich der Literatur zu den Konzepten der Migrationsforschung mit den empirisch vorliegenden Daten. Nicht zuletzt verbindet die transnationale Ebene das Heimat- und das Zielland mit einer erweiterten Mobilität von Migrant*innen (Amelina 2013: 44). Die Bedeutung von Lokalität und Regionalität wird zusätzlich in den Migrationserzählungen der Teilnehmenden zentral thematisiert.

Die methodische Herangehensweise sollte den Vergleich der zwei Migrationsgruppen auf Basis ähnlicher Parameter erlauben und trotzdem Raum lassen für unterschiedliche Menschen und Erfahrungen. Daher wählte ich semi-strukturierte qualitative Interviews mit offenen Fragen als zentrale Methode der Untersuchung. Diese orientieren sich am Lebensverlauf der Teilnehmenden, um die Migration in einen weiteren Kontext einzubetten: »The life course perspective emphasizes the importance of socio-historical context and geographical location, time, the role of social ties and important others as well as human agency in the shaping of the individual life« (Castro-Martin/Cortina 2015: 110). Um der Komplexität und Tiefe der Migrationsgeschichten Rechnung zu tragen, wurden die Folgefragen

adaptiert und je nach persönlichem Fokus vertieft. Je nach Alter der Teilnehmenden und Zeitpunkt der Migration können die Erfahrungen Jahrzehnte zurückliegen. Unabhängig davon handelt es sich immer um biographische Rekonstruktionen der Teilnehmenden im Gespräch mit der interviewenden Person (Moravek 2006: 18).

Analog zu Goffman (1959) wirkt diese Erzählsituation als Theater, in welchem Teilnehmende rollenkonform agieren, wobei physischer Kontext, Anwesenheit der Interviewerin und Umfeld auf sie einwirken. Während bei Gemeinschaftsaktivitäten konsistente Identitätsskripte beobachtet werden können, bietet die individuelle Interviewsituation eher die Möglichkeit außerhalb der eigenen Rolle zu wirken. Um dies zu ermöglichen wurden die Interviews, wenn möglich, bei den Teilnehmenden zuhause durchgeführt, was gleichzeitig einen Einblick in die ganz persönliche Lebenswelt ermöglicht. Auf diese Weise kann die Aushandlung der eigenen Identität in verschiedenen Situationen miteinbezogen werden.

Um die Vernetzung der Migranten und ihre soziale Einbettung im Ziel- und Herkunftsland besser zu verstehen, sollten die persönlichen Netzwerke durch Netzwerkanalysen untersucht werden (Schweizer 1989; Wellman 2007). Die Netzwerkanalyse erfordert jedoch einen beträchtlichen zeitlichen Aufwand, der insbesondere aufgrund der Gesundheitsmaßnahmen während der Covid-19-Pandemie nicht umsetzbar war. Die in der Netzwerkanalyse übliche Ermittlung von Schlüsselpersonen anhand von Alltagssituationen wurde nicht quantitativ durchgeführt. Stattdessen wurden Rollentermini (Freund*innen, Familie, Kolleg*innen) für Beziehungen genutzt, welche von den Teilnehmenden selbst gewichtet wurden (Dahinden 2007: 130, 2016b: 12). Diese (wenngleich nicht erschöpfende) Analyse von Netzwerken hilft jedoch die eigenen Erzählungen zu ergänzen und ein allgemeines Bild der Vernetzung zu erhalten, was Aufschluss über die transnationalen Beziehungen und die Zugehörigkeit bieten kann. Insbesondere heterogene Netzwerke im Zielland deuten auf den erfolgreichen Zugang zu diversen Gruppen, welche in Form von Mobilität und Transnationalismus zu sozialem Kapital umgewandelt werden kann (Dahinden 2007: 133).

Zusätzlich wurde zu deutschen Migrant*innen in der Schweiz eine Diskursanalyse (Foucault/Konersmann 2017; Kiefl 2014) in den wichtigsten Medien – Zeitungen, Fernsehen und Internet – durchgeführt¹, deren Ergebnisse in die Interviews eingeflossen sind. Dabei wird erfasst welche Akteur*innen welche Art von Bild über die Migrant*innen verbreiten, und wie dieses rezipiert wird. Gerade im Internet haben Nutzer*innen eine wachsende Zahl an Möglichkeiten mit veröffentlichten Artikeln oder Videos zu interagieren und zu kommentieren, was einen tieferen Einblick in den Diskurs erlaubt. Die Diskursanalyse diente somit dazu, individuelle Erzählungen im Kontext öffentlicher Repräsentationen von Migration zu verorten und narrative Muster zu identifizieren, die in den Interviews aufgegriffen wurden.

In den folgenden Abschnitten beschäftige ich mich mit verschiedenen Aspekten des Forschungsprozesses auseinander. Ich beginne mit Gedanken zum Sample und zum Sampling-Prozess, danach gehe ich auf den konkreten Feldzugang ein. Ursprünglich

1 Über und von Schweizer Migrant*innen in Deutschland gibt es, wahrscheinlich aufgrund der kleinen Gruppengröße, keinen derartigen Diskurs.

war geplant, den Feldzugang, analog zur methodischen Herangehensweise, für beide Gruppen gleich zu gestalten. Aufgrund der Corona-Pandemie wurde dies jedoch unmöglich. Ich habe 2019 begonnen, Daten zu schweizerischen Migrant*innen in Deutschland zu erheben und plante im Frühjahr 2020 den gleichen Schritt mit deutschen Migrant*innen in der Schweiz durchzuführen. Aufgrund der Covid-19-Pandemie musste ich meine Pläne adaptieren und neue Wege finden, Daten zu erheben. Es ist daher nötig, zwei unterschiedliche Feldzugänge darzustellen. Im letzten Abschnitt setze ich mich mit meiner eigenen Rolle während der Forschung auseinander.

3.1 Annäherung an das Feld und die Teilnehmenden der Studie

Für meine Untersuchung suchte ich nach Schweizer und deutschen Migrant*innen im Nachbarland, die eine möglichst vielfältige Demographie repräsentieren. Da sich das Verständnis von Staatsbürgerschaft häufig mit Zugehörigkeit und Identität überschneidet (Maier 2021: 6), bildeten für meine Untersuchung weniger der Pass, sondern vielmehr die Sozialisierung in Deutschland oder der Schweiz und die bewusste Entscheidung zur Migration die zentralen Auswahlkriterien. Nationalität und Staatsangehörigkeit sind in vielen gesellschaftlichen Bereichen wichtige Definitionskategorien, daher wollte ich sie nicht ausklammern – jedoch bewusst erweitern. So schloss mein Sample auch Menschen ein, die im Zielland eingebürgert wurden und keine doppelte Staatsbürgerschaft besitzen, ebenso wie Menschen mit Migrationshintergrund, die in Deutschland oder der Schweiz aufgewachsen sind, jedoch nicht notwendigerweise die Staatsbürgerschaft besitzen. Im Interviewprozess habe ich zudem explizit Raum geschaffen, damit sich Teilnehmende von den Kategorien »deutsch« und »schweizerisch« abgrenzen können – und mehr noch von der Vorstellung, dass Staaten und Staatsangehörigkeit zentrale Zugehörigkeitsmarker sein müssen.

Praktisch bedeutete dies, dass ich in Deutschland einen Ort finden musste, an dem Schweizer Migrant*innen tatsächlich anzutreffen waren. Da sie eine kleine Minderheit darstellen, wären Sport- oder Kulturvereine sowie persönliche Kontakte keine erfolgsversprechenden Zugänge gewesen. Die Suche über Schweizer Vereine erwies sich daher als der einzig sinnvolle Weg. Diese Vereine setzten meist keine Staatsbürgerschaft voraus, implizieren jedoch eine gewisse Identifikation mit der Schweiz. Bei der Suche nach deutschen Migrant*innen zeigte sich ein ähnliches Bild: Gruppen waren zwar leicht auffindbar, waren aber bereits per Definition auf Deutsche zugeschnitten.

An dieser Stelle müssen die Bezeichnungen deutsch und schweizerisch selbst thematisiert werden. Ich werde in dieser Arbeit hauptsächlich auf drei Kategorisierungen zurückgreifen: Deutsche bzw. Schweizer*innen, deutsche und schweizerische Migrant*innen sowie das deutsche bzw. schweizerische Sample. Im Folgenden erkläre ich alle drei Kategorien anhand der deutschen Kategorie: Die Deutschen bezieht sich auf eine verallgemeinerte Gruppe von Deutschen unabhängig von Migrationserfahrungen. Diese Kategorie wird oft in der Literatur oder von meinen Interviewpartner*innen benutzt, um allgemeingültige Aussagen zu machen. Deutsche Migrant*innen bezieht sich auf Deutsche, welche in ein fremdes Land migriert sind. Auch zu dieser Kategorie folgen oft allgemeingültige Aussagen. Insbesondere in den theoretischen Teilen dieser Arbeit greife

ich oft auf diese beiden Kategorien zurück, um Migrationstheorien, Entwicklungen und Statistiken zu erläutern. Das deutsche Sample bezieht sich spezifisch auf meine Gruppe von Teilnehmenden, welche aus Deutschland in die Schweiz migriert sind.

Die Bezeichnung als deutsch bezieht sich dabei, unabhängig von der Staatsbürgerschaft, auf das Herkunftsland bzw. das Land der frühen Sozialisation. Eingebürgerte Menschen oder Doppelbürger werden der Einfachheit halber ebenso eingeordnet. In einigen Kapiteln, insbesondere beim Vergleich zwischen den Ländern und der Mentalität, fallen sehr viele Verallgemeinerungen seitens meiner Interviewpartner*innen. Damit möchte ich jedoch keine Allgemeingültigkeit bezüglich aller schweizerischen oder deutschen Migrant*innen oder aller Schweizer*innen oder Deutschen geltend machen. Bei Stereotypen ist es einfach von den Deutschen und den Schweizer*innen zu reden und damit eine fiktive Gesamtheit zu implizieren. Dass sich viele Interviewpartner*innen wiederum selbst von ihren verallgemeinernden Aussagen ausnehmen, untermauert dies.

Da in der Schweiz kulturelle und gesellschaftliche Unterschiede auch in den Sprachregionen sichtbar werden, beschränkte ich meine Forschung auf deutschsprachige Gebiete. Dies gilt sowohl für die Herkunft der Schweizer*innen als auch für die Wohnorte der Deutschen. Dies bestärkt die kulturellen Ähnlichkeiten und lässt eine fokussierte Auseinandersetzung mit dem Begriff »deutsch« in ethnischer, kultureller und sprachlicher Hinsicht zu. Bei der räumlichen Verteilung wurden sowohl städtische als auch ländliche Gebiete einbezogen. Viele Migrationsstudien wurden entsprechend der Migrationstrends in Städten durchgeführt oder fokussierten auf die Migration in Metropolen (Charmillot/Dahinden 2021: 3). Städte wirken als wirtschaftliche und gesellschaftliche Zentren als Anzugspunkt insbesondere für Arbeitsmigrant*innen, insbesondere Altersmigration und Familiennachzug folgen jedoch oft anderen Strukturen. In der Schweiz führte die geringere Urbanisierung und die oft fließenden Übergänge zwischen Stadt und Land automatisch zu einer Einbeziehung ländlicher Migration in das Sample. In Deutschland wurden dagegen bewusst sowohl urbane als auch ländliche Regionen ausgewählt: Neben den zwei großen Zentren Berlin und Hamburg wurde Schleswig-Holstein als ländlich geprägte Region in die Forschung einbezogen.

Grundsätzlich habe ich ein Sample verfolgt, welches der Gesamtpopulation an Migrant*innen aus der Schweiz bzw. Deutschland möglichst nahekommt. Eine spezifische Fokussierung auf Berufsbranchen, Ausbildungen oder Bildung erfolgte nicht. In der vorhandenen Literatur wird oft entweder auf hochqualifizierte Migrant*innen fokussiert bzw. impliziert, dass es sich bei Migration zwischen diesen Ländern um hochqualifizierte Migration handelt. Der Begriff hochqualifiziert ist jedoch nicht universal definiert: »Is a highly trained executive or technician with no formal qualifications considered a highly skilled person? Or should a highly skilled construction worker be included in data on highly skilled persons?« (Mahroum 2000: 24). Oftmals wird der Begriff hochqualifiziert mit einer tertiären Bildung gleichgesetzt. Dies beinhaltet sowohl Universitätsabschlüsse als auch weiterführende Handwerksabschlüsse, z.B. einen Meisterbrief.

Zur präzisen Einordnung folgen hier einige technischere Details zum Bildungswesen und zu Berufsqualifikationen. Die OECD arbeitet mit der Internationalen Standardklassifikation des Bildungswesens (ISCED), wonach die Stufen 5 (tertiäre Bildungsgänge) und 6 (Promotion) als hohe Bildungsabschlüsse gelten. ISCED 3 beinhaltet die Hoch-

schulreife oder eine Berufsausbildung und ISCED 4 die Kombination beider Abschlüsse. Beides gilt als mittleres Bildungsniveau (OECD 2015: 78). Dies bezieht sich jedoch nur auf die Bildungsabschlüsse, nicht auf die Berufe, in denen Menschen arbeiten. Für Berufe gibt es wiederum die Internationale Standardklassifikation der Berufe (ISCO), welche neben Bildungsabschlüssen auch die benötigten Fähigkeiten und Erfahrung in einem Berufsfeld miteinbeziehen und zu einem skill level vereinen. Hierbei werden 10 Berufshauptgruppen unterschieden u.a. Führungskräfte, akademische Berufe (Professionals), technische Berufe, Büroangestellte, Dienstleistungs- oder Handwerksberufe. Die ersten drei gehören in die höchsten skill level, nämlich 3 und 4, und korrespondieren, was die Bildungsstufe angeht, weitgehend mit ISCED 5 und 6. Die letzten drei fallen in das skill level 2 und damit weitgehend in die ISCED-Stufen 3 und 4² (International Labour Organization 2022). Als Fachkräfte zählen wiederum die meisten der genannten Berufsgruppen, solange sie eine berufsbefähigende Ausbildung beinhalten. Bei der großen Mehrheit der in der Schweiz und Deutschland arbeitenden Bevölkerung handelt es sich um Fachkräfte (ISCO 2–4) mit mindestens mittlerem Bildungsniveau (ISCED 3–6).

Um die in dieser Studie untersuchten Teilnehmenden besser – nicht nur nach beruflich relevanten Aspekten – differenzieren zu können, genügt eine Einordnung allein anhand demographischer Marker jedoch nicht. Ein Konzept, das eine detailliertere Kategorisierung erlaubt, sind Milieus. Ähnlich dem Lebensstil (Benson/O'Reilly 2009: 616; Habeck 2019b: 9) beschreiben Milieus vermehrt selbst gewählte Gemeinschaften »mit ähnlichen Grundwerten und Prinzipien der Lebensführung« (Flaig/Barth 2023: 4), welche jedoch beständiger sind. Langanhaltende milieuspezifische Werteorientierungen, welche üblicherweise im Jugendalter entstehen, können entsprechend in Lebensstilen ausgedrückt werden. Wie das Konzept der Milieus wurden auch die Sinus-Milieus (Barth/Flaig/Schäuble 2023) als Erweiterung einer Zuordnung von Menschen anhand ihrer Schichtzugehörigkeit entwickelt, als sich eine horizontale Einordnung anhand demographischer Merkmale nicht mehr als ausreichend herausstellte (Barth/Flaig 2023: 66–67).

Die auf Basis von qualitativen und quantitativen Daten erstellten Sinus-Milieus werden meist für die Zielgruppenforschung im Marketing verwendet, lassen sich jedoch auch für sozial- und kulturwissenschaftliche Forschung nutzen (Barth 2023: 86; Flaig/Barth 2023: 5–6). Sie vermögen Milieus im deutschsprachigen Raum anhand der sozialen Lage und der Grundorientierung der Menschen abzubilden. Die soziale Lage beinhaltet die Bildung, das Einkommen und den Beruf – die Schichtzugehörigkeit – während die Grundorientierung Werte zwischen Tradition, Moderne und Neuorientierung einordnet (Flaig/Barth 2023: 13–22). Neben spezifischen Milieus für die Schweiz und Deutschland existieren auch »Migrantenmilieus« (Sinus-Institut 2018), welche eine Einordnung von Menschen mit Migrationshintergrund (in Deutschland) primär aufgrund von Wertvorstellungen, Lebensstilen und ästhetischen Vorlieben vornehmen, während die ethnische Herkunft und die Herkunftsländer sekundär sind.

2 Das skill level 1 beinhaltet »elementary occupations«, d.h. Reinigungs- und Hilfskräfte, Mitarbeitende in der Landwirtschaft, im Gastgewerbe oder im Baubereich, die über keine qualifizierende Ausbildung verfügen.

Wie jede Kategorisierung haben auch die Milieus ihre Nachteile und müssen je nach Fall überprüft und hinterfragt werden. Wie erwähnt entstehen Milieuzugehörigkeiten meist im Jugendalter und sind relativ beständig; das würde suggerieren, dass die Herkunftsländer (und deren Milieus) bei erwachsenen Migrant*innen ausschlaggebend sind, was jedoch bei den Migrantenmilieus nicht der Fall sein sollte. Die Milieuzugehörigkeit ist zudem veränderlich; einerseits ändern sich die Milieus und deren Anteil an der Gesellschaft, andererseits können sich die Werte und Lebensumstände der Menschen verändern³. Ein weiterer Nachteil ergibt sich aus der Methodologie der Milieuzugehörigkeit. Die Einordnung der Teilnehmenden erfolgte nicht systematisch anhand eines auf die Abfrage von Werten abgezielten Fragebogens⁴, sondern im Rückbezug auf die Narrative der Teilnehmenden. Entsprechend handelt es sich um eine Annäherung auf Basis der in den Interviews sichtbar gewordenen Werte in Kombination mit den demographischen Daten. Die Milieuzugehörigkeit stellt damit eine Ergänzung zur demographischen Darstellung dar und wird in bestimmten Kapiteln zu Rate gezogen, um die Narrative der Teilnehmenden zu kontextualisieren⁵.

Aufgrund der sprachlichen Situation ergaben sich bei der Durchführung wie auch bei der Nachbearbeitung und Analyse der Interviews drei methodische Aspekte, die erst im weiteren Verlauf festgelegt werden konnten. Erstens: Zu Beginn der Forschung war unklar, in welcher Sprache die Interviews durchgeführt werden sollten, idealerweise in jener, die den Teilnehmenden die beste Vermittlung persönlicher Eindrücke ermöglicht. Da dies im Vorhinein nicht immer ersichtlich ist und nicht alle Schweizer*innen zwingend Dialekt oder alle Deutschen Hochdeutsch bevorzugen, bot ich sowohl Berndeutsch als auch Hochdeutsch an. Erste Besuche bei Schweizer Vereinstreffen bestätigten, dass alle Teilnehmenden Schweizerdeutsch verstehen und sprechen können. Bei deutschen Teilnehmenden begann ich standardmäßig mit Hochdeutsch, wodurch ich für sie nicht direkt als Schweizerin erkennbar war: habe ich mich nicht als solche zu erkennen gegeben, wurde ich als deutsch wahrgenommen. Da jedoch mehrere deutsche Teilnehmende im Alltag Schweizerdeutsch sprechen oder den Dialekt bevorzugten, galt es individuell abzuwägen, welche Sprache verwendet werden sollte.

Zweitens: Bei der Nachbearbeitung stellte sich die Frage: Wie sollen nicht-Standardvarietäten repräsentiert werden? »[E]xactly as pronounced using the International Phonetic Alphabet, through standardized spellings of the words that misrepresent the exact spellings but might be easier to read, or some other alternative« (Ahearn 2017: 60)? Dies bezieht sich auf beide Gruppen. Bei den Schweizer*innen ist die Abweichung von der Standardvarietät mit

3 Im Abschnitt Rolle der Forscherin in diesem Kapitel gehe ich näher auf meinen eigenen Hintergrund ein, welcher die hier erwähnten Veränderungen und einen Wechsel der Milieus verdeutlicht.

4 Der Fragebogen, detailliertere Beschreibungen der Milieus und spezifische Infopakete mit Daten u.a. zum Werteprofil, zur Identität und Weltansicht wie auch zum Konsum- und Freizeitverhalten sind nur gegen Bezahlung erhältlich, da es sich beim SINUS-Institut letztlich um einen Wirtschaftsakteur handelt, der vornehmlich Auftragsforschung für Unternehmen und Institute ausführt.

5 Es werden nicht alle Teilnehmenden systematisch einem Milieu zugeordnet, da die Daten nicht für alle Teilnehmenden eindeutig genug sind.

großer Wahrscheinlichkeit gegeben, da diese nur in formalen Situationen oder schriftlich verwendet wird. Zudem ist die Abweichung meist signifikanter, insbesondere in der Phonetik. In einem ersten Schritt habe ich mich dafür entschieden bei der Transkription jegliche Eigenheiten beizubehalten u.a. Auslassungen, dialektische Eigenheiten und Phonetik. Dies entspricht der verschriftlichten Kommunikation, wie sie auch über Messenger und soziale Medien stattfindet, und bildet daher am ehesten die natürliche Kommunikation ab, ohne zu sehr in die sprachwissenschaftliche Analyse abzudriften. Da die Analyse auf Basis von bestimmten Stichworten nicht Teil der Auswertung war (z.B. Wortfrequenz), war der Nachteil fehlender Vereinheitlichung irrelevant. Vielmehr konnte Sprache als Teil diverser Aspekte der Forschung miteinbezogen werden.

In einem dritten Schritt stellte sich jedoch auch die Frage, welche Varietät in der Verschriftlichung der Dissertation verwendet wird. Da diese Arbeit an einer deutschen Universität verfasst wird, bildet Standardhochdeutsch die Referenz. Bei Aussagen und Zitaten meiner Teilnehmenden soll der Originalwortlaut so weit wie möglich erhalten bleiben, es soll jedoch auch keine Abwertung oder unnötige Exotisierung stattfinden. Spezifische Idiome und die Lexik werden daher beibehalten, auch weil deren Übersetzung oftmals nicht eindeutig ist, während die Syntax und Grammatik standardmäßig angepasst werden. Ich gehe im Kapitel zur Wahrnehmung genauer auf die Eigenheiten der Sprache und deren Auswirkungen ein, was häufige Abweichungen miteinbezieht. Um gewisse Themen zu verdeutlichen, kann es daher in Einzelfällen nötig sein die exakte Transkription zu verwenden.

Ein letzter Punkt, der bei der Verschriftlichung relevant wurde, ist die Pseudonymisierung der Teilnehmenden. Dies gilt vor allem für Personen, die öffentliche oder offizielle Rollen einnehmen, die mit dem Thema der Arbeit in Verbindung stehen. Das Gleiche gilt für Personen, auf die man aufgrund einer bestimmten Kombination spezifischer demographischer Merkmale rückschließen könnte. Bereits während des Interviews habe ich daher mit den Teilnehmenden die Pseudonymisierung thematisiert und nach Wunsch eine spätere Absprache der verwendeten Aussagen angeboten. Bei Teilnehmenden mit bestimmten Rollen innerhalb der Gemeinschaft bilden diese meist einen wichtigen Teil der Lebensgestaltung und sind damit kaum von der privaten Person trennbar. Im individuellen Gespräch ging es daher darum, abzuwägen, ob die öffentliche Rolle von der privaten Person getrennt werden sollte oder ob es möglich ist, diese im Rahmen dieser Studie zu vereinen. Für die meisten dieser Teilnehmenden war die Antwort klar: Letzteres. Als Folge wurden fünf Teilnehmende nicht pseudonymisiert⁶. Umso wichtiger wurden die adäquate Repräsentation und die Rückversicherung, dass ihre Aussagen für die Teilnehmenden auch noch einige Zeit nach dem Interview stimmig sind. Bei der zweiten Gruppe wurden teilweise strategische Änderungen vorgenommen, welche Rückschlüsse verunmöglichen sollten. Dies geschah unter anderem in Rücksprache mit diesen Teilnehmenden während der Verschriftlichung der vorliegenden Studie.

6 Diese Teilnehmenden sind zwar erkennbar, sie wollten jedoch auch nicht spezifisch hervorgehoben werden, weswegen ich sie hier nicht namentlich nenne.

3.2 Schweizer Vereine als zentrale Akteure

Ein geeigneter Weg einen Einblick in das Leben und die Kultur von Migrant*innen zu erhalten, führt über die jeweiligen Gemeinschaften. Insbesondere kleine Minderheiten sind im öffentlichen Raum oder in den Medien kaum vertreten, kulturelles Leben findet über die Gemeinschaften jedoch trotzdem statt. Meine Aufgabe war es daher in einem ersten Schritt Gemeinschaften im nördlichen Deutschland und in Berlin ausfindig zu machen und einen Zugang zu finden.

In Hamburg und Berlin gibt es eine Vielzahl an schweizerischen Organisationen oder Firmen, von Läden bis zu Vereinen. In Berlin und Hamburg gibt es jeweils einen Verein, in Niedersachsen finden sich mit Hannover und Braunschweig zwei Vereine und auch in Schleswig-Holstein existiert ein aktiver Verein, welcher jedoch keiner Stadt zugeordnet ist. Einzig Bremen und Mecklenburg-Vorpommern scheinen keine aktiven Schweizer Vereine zu besitzen.

Insbesondere in Hamburg, wo ich durch die räumliche Nähe eine intensivere und langfristige Begleitung der Gemeinschaft geplant hatte, stellte sich der Schweizer Verein »Helvetia« Hamburg schnell als ein Schlüsselnetzwerk heraus. Der Verein pflegt aktive Beziehungen zur Botschaft in Berlin und zum Honorarkonsul in Hamburg, aber auch zu anderen von Schweizer*innen geführten Geschäften, welche wiederum bei Veranstaltungen miteinbezogen werden. Einmal pro Monat organisiert der Verein einen Stammtisch. Darüber hinaus organisiert der Verein Veranstaltungen: von Stadtführungen und Wandertouren bis zu Fondueabenden und Weihnachtsfeiern. Der zentrale Akteur der Schweizer Gemeinschaft in Hamburg, und damit meine primäre Anlaufstelle, ist klar dieser Verein. Das Ziel war daher die diversen Veranstaltungen des Vereins während meiner Forschung wahrzunehmen. Zusätzlich sollte der Verein als auch Quelle für Einzelinterviews dienen. Zur Diversifizierung des Samples kontaktierte ich die Vereine in Berlin und Schleswig-Holstein. Berlin hat den Ruf einer kosmopolitischen und kulturell vielfältigen Stadt; das ländliche Schleswig-Holstein wiederum bietet geringere berufliche Möglichkeiten, was wiederum eine andere Demographie anzieht.

Meinen eigenen Zugang zur Schweizer Gemeinschaft und zum Verein in Hamburg fand ich über den monatlichen Stammtisch. Er bot Gelegenheit, sich über alle Themen des Lebens auszutauschen und Schweizerdeutsch zu reden. Der eigentliche Titel des Stammtisches ist denn auch »Schwiizerdütsche Stammtisch«. Trotzdem sind alle vier Landessprachen beim Stammtisch grundsätzlich willkommen (Schweizer Verein »Helvetia« Hamburg 2022).

Der erste Besuch diente unter anderem auch dazu meine eigene Rolle zu reflektieren. Zu Beginn meiner Forschung lebte ich bereits seit 10 Jahren in Hamburg, hatte jedoch nie das Bedürfnis andere Schweizer*innen kennenzulernen, beziehungsweise Teil einer Gemeinschaft zu werden, welche sich über dieses Attribut definiert. In meinem Feldforschungstagebuch reflektierte ich dies vor dem Besuch des Stammtisches: »Die Idee, dass die Gemeinsamkeiten der Gruppe rein auf der Nationalität bestehen, ruft in mir tiefe Skepsis hervor, dass ich dort Menschen finden würde, mit denen ich mich gut verstehen werde« (Feldforschungstagebuch, Eintrag vom 2.1.2019). Ich befürchtete, vermehrt ältere Menschen mit konservativer Haltung und überhöht positiver Meinung über die Schweiz anzutreffen. Faktisch hatte ich keine Vorstellung, wie der Stammtisch aussehen würde, welche

Art von Menschen ich treffen würde, und was die Gesprächsthemen sein könnten. Dazu kamen Befürchtungen, dass es sich beim Stammtisch um eine eingeschworene Gruppe handeln könnte, an welche man als Gast nur schwer Anschluss fände.

Der erste Stammtisch zeigte mir, wie falsch ich mit meinen Vorstellungen lag. Um 18 Uhr waren bereits ein halbes Dutzend Leute anwesend, klar erkennbar am lebhaften Gespräch auf Schweizerdeutsch. Insgesamt waren 10 bis 12 Leute anwesend, manche kamen später von der Arbeit dazu, andere gingen nach ein bis zwei Stunden wieder. Als Neuling in der Gruppe drehten sich viele meiner Gespräche um die Eckdaten meiner Migration. Thematisiert wurde auch mehrfach der geringe Anteil Schweizer*innen in Hamburg, welche Mitglieder des Schweizer Vereins sind. Dies deckt sich mit meinen oben erwähnten Erfahrungen; das Bedürfnis zu einer schweizerischen Gemeinschaft zu gehören, scheint unter Auslandschweizer*innen eher gering. Den 1506 gemeldeten Schweizer*innen im Bundesland Hamburg (Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein 2021: 21) stehen circa 150 Mitglieder*innen des Schweizer Vereins gegenüber.

In den folgenden Monaten besuchte ich den Stammtisch regelmäßig, um ein allgemeines Verständnis für die übliche Zusammensetzung und die Gesprächsthemen zu entwickeln. Er ist vorwiegend weiblich geprägt. Da er unter der Woche stattfindet, hat er ein hohes Durchschnittsalter und es nehmen weniger Berufstätige teil. Die meisten von ihnen leben bereits seit Jahren oder Jahrzehnten in Hamburg. Die Gespräche umfassen alle Lebensbereiche, von Alltagsthemen wie Hobbys bis hin zu persönlichen Sorgen und Wünschen. Bei aktuellen Geschehnissen oder gesellschaftspolitischen Diskussionen spielt die Gegenüberstellung spezifisch schweizerischer bzw. deutscher Inhalte und Positionen eine wichtige Rolle. In der ersten Zeit stellte ich meine Forschung den Organisator*innen und dem gesamten Stammtisch vor. Einerseits wollte ich über den Stammtisch Interviewpartner*innen gewinnen, andererseits wollte ich meine Erfahrungen und die Gesprächsthemen beim Stammtisch in meiner Forschung aufgreifen. Wichtiger war für mich jedoch, dass ich auch als Forscherin beim Stammtisch akzeptiert wurde und alle Teilnehmenden meine Rolle kannten. Meine Hauptmotivation für den Besuch des Stammtisches war, mitzuerleben, wie Gemeinschaft gelebt wird und welche Themen wie besprochen werden.

Über den Stammtisch habe ich in der Folge auch den Zugang zum Verein und seinen Veranstaltungen gefunden, und damit auch zu vielen anderen Interviewpartner*innen (s.u.). Die Veranstaltungen des Vereins finden meist an Wochenenden statt und sind daher für berufstätige oder Personen mit Familie einfacher zu besuchen. Dazu kommen festliche Anlässe wie der Nationalfeiertag oder die Weihnachtsfeier, welche aus meiner Erfahrung besonders stark frequentiert werden.

Wie erwähnt sind nicht alle Auslandschweizer*innen in Vereinen organisiert. Ursprünglich sollte ein größerer Teil meines Samples nicht mit einem Verein affiliert sein, jedoch erwies sich der Zugang zu dieser Gruppe als enorm schwierig. Es existieren keine Kirchgemeinden oder andere religiöse Gruppen, es gibt keine informellen Sprach- oder Kulturgruppen und keine Lokaltäten, welche jenseits der Vereinsaktivitäten das Zusammenkommen von Schweizer*innen fördern würde. Auch Aushänge in von Schweizer*innen geführten Lokalen erwiesen sich zur Kontaktaufnahme als unproduktiv.

Die meisten Interviewpartner*innen, welche nicht formell Teil eines Schweizer Vereins waren, fanden sich in Berlin. Auch aus Schleswig-Holstein meldeten sich Menschen, welche bisher keinerlei Veranstaltungen des Schweizer Vereins besucht hatten. In beiden Regionen waren dies Personen, welche zwar die Emails des jeweiligen Schweizer Vereins erhielten, jedoch keine Vereinsmitglieder waren. Diese stellen folglich einen Kontrast zu den Vereinsmitgliedern her, fühlen sich jedoch trotzdem in irgendeiner Weise mit den Vereinen verbunden. Hinzu kommen wenige persönliche Kontakte ohne Verbindung zu einem Schweizer Verein. Die Gesamtzahl der Interviews mit in Deutschland lebenden Personen mit Schweizer Hintergrund beträgt 32 (vgl. Kapitel 4).

Was sich im Sample nicht wiederfindet, sind Interviewpartner*innen, welche sich explizit von der Schweizer Gemeinschaft bzw. dem Verein distanzieren. Durch die Herangehensweise über den Verein besteht möglicherweise ein gewisser Bias zugunsten der Menschen, welche eine eher positive Sicht gegenüber der Schweiz vertreten. Grundsätzlich haben die Auslandschweizer*innen, welche ich in den Vereinen angetroffen habe, keine romantisierende Sicht, weder auf die Schweiz noch auf Deutschland. Die überwiegende Mehrheit sieht in beiden Ländern Vor- und Nachteile, es gibt jedoch gute Gründe für ihren momentanen Verbleib in Deutschland. Was sie zum Schweizer Verein gebracht hat, war zum Teil die Sehnsucht nach dem Heimatland, das Bedürfnis in der Fremde die eigene Sprache hören und sprechen zu können und einen Rahmen für einen Austausch zu finden, welcher die eigene Sozialisierung und Erfahrungen als Schweizer*innen in Deutschland berücksichtigt.

3.3 Forschen während der Covid-19-Pandemie

Bis Anfang Mai sind jegliche Restaurants und die meisten Geschäfte geschlossen, es wird allgemein geraten weiterhin zuhause zu bleiben und nur zum Einkaufen oder für kurze Spaziergänge mit genügend Abstand nach draußen zu gehen. Diese Richtlinien schränken die Möglichkeiten zur teilnehmenden Beobachtung enorm ein. Stammtische und Veranstaltungen von Vereinen finden bis auf weiteres nicht statt, aber auch Treffen in kleineren Gruppen sollten weitestgehend unterlassen werden. Gerade als unbekannte Person ist es momentan unmöglich sich mit Menschen persönlich zu treffen, die den Kontakt zu ihren Familien und Freunden meiden (Feldforschungstagebuch, Eintrag vom 22.04.2020).

Anders als ursprünglich geplant konnte ich den zweiten Teil meiner Forschung nicht auf die gleiche Art und Weise durchführen wie den ersten. Von April bis Oktober 2020 wollte ich in der Schweiz an Vereinsaktivitäten der deutschen Vereine teilnehmen, deren Stammtische und Veranstaltungen besuchen und aus dem Pool der Teilnehmenden Interviewpartner*innen gewinnen. Aufgrund der Covid-19-Pandemie musste ich meine Herangehensweise anpassen und pragmatisch abwägen, wie ich alternativ Daten erfassen kann. Letztlich konnte ich nicht nur keine Veranstaltungen und Stammtische besuchen, ich musste auch neue Quellen für Teilnehmende finden und den Großteil der Interviews online durchführen. All diese Änderungen in der Herangehensweise bringen gewisse Konsequenzen für die Datensammlung und die gesamte Forschung mit sich.

Geplant war aus den Reihen der Vereine für Deutsche in Bern, Basel und Zürich Teilnehmende zu gewinnen, welche ich idealerweise in ihrem Zuhause für ein Interview besucht hätte. Da neue behördliche Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie fast im Wochentakt bekannt gegeben wurden, war es kaum möglich, eine Anfrage an die Vereine zu schicken, welche die zukünftigen Entwicklungen voraussagen konnte. Aufgrund dieser Unsicherheit habe ich von Anfang an die Möglichkeit für Onlineinterviews und Interviews zuhause erläutert. Zusätzlich hielt ich meinen eigenen Zeitrahmen bewusst flexibel, um Interessierten auch die Möglichkeit zu geben, Termine zu einem späteren Zeitpunkt zu vereinbaren, wenn sich die Situation etwas beruhigt hätte. Da die Vereine jedoch lange keine Reaktion zeigten, suchte ich gleichzeitig alternative Möglichkeiten mein Sample aufzubauen.

Teilnehmende über persönliche Kontakte zu finden und durch ein Snowball-Sample zu erreichen, wäre bei Deutschen in der Schweiz möglich gewesen. Ich befürchtete jedoch, dass Teilnehmende aus meinem engeren Umfeld mein Sample verzerren würden, da sie ähnliche demographische Merkmale aufweisen und keine regionale Vielfalt gegeben wäre. Insbesondere im Kanton Zürich, wo den Statistiken zufolge die meisten deutschen Auswanderer*innen wohnen, hatte ich keine Kontakte. Ich musste daher eine Möglichkeit finden, Interviewpartner aus anderen Regionen und mit diverseren demographischen Merkmalen zu identifizieren.

Diese fand sich am Ende online in einer Facebookgruppe für Deutsche in der Schweiz. Bei Facebook wird man auf der Suche nach Deutschen in der Schweiz sowohl bei regional begrenzten Gruppen als auch bei schweizweiten Gruppen fündig. Da ich eine schweizweite Abdeckung erreichen wollte, fragte ich letztere an. Die Gruppe hatte über 1000 Mitglieder und war sehr aktiv, was sich sowohl in der Menge initialer Posts als auch bei den darauffolgenden Antworten zeigte. Thematisch beschäftigt sie sich mit bürokratischen Problemen, z.B. der Zulassung eines Autos, Anerkennung von Diplomen, Wechsel der Krankenkasse, wie auch mit sozialen und politischen Aspekten des Lebens in der Schweiz, wie z.B. Volksabstimmungen, der Suche nach neuen Bekanntschaften oder Sprachdiskussionen. Ursprünglich diente die Gruppe mehr der Bildung einer Gemeinschaft, so veranstaltete sie vor der Covid-19-Pandemie regelmäßige Stammtische in diversen Gegenden der Schweiz⁷.

Forschung in einem digitalen Feld bringt einige Besonderheiten und Probleme mit sich. Bei Gruppen auf sozialen Netzwerken findet man diverse Aspekte von »networked publics« (boyd 2011), einem (semi-)öffentlichen Raum, welcher durch Netzwerkstrukturen imaginierte Kollektive ordnet. »Networked publics serve many of the same functions as other types of publics – they allow people to gather for social, cultural, and civic purposes and they help people connect with a world beyond their close friends and family« (boyd 2011: 39). Die Art der Strukturierung online erfolgt jedoch anders als in realen öffentlichen Räumen:

7 In meiner Wahrnehmung wurde diese Absicht jedoch immer wieder durch aufgeheizte Diskussionen überlagert, welche eine Polarisierung aufzeigte zwischen einer größeren Teilgruppe, welche es in der Schweiz »geschafft« hatte, und einer anderen, welche Probleme mit kulturellen Differenzen und Xenophobie oder finanzielle Schwierigkeiten hatte. Das Ziel von derartigen Diskussionen war selten das gegenseitige Verständnis und die Administratorinnen mussten oft eingreifen, verletzende Beiträge löschen oder Mitglieder der Gruppe verweisen.

Profile, Freundes- bzw. Mitgliederlisten, die Möglichkeit »öffentlich« zu kommentieren und vom Algorithmus zugeschnittene Updates auf einer persönlichen Seite bestimmen die Vernetzung. All diese Elemente bieten die Bühne für individuelle Performanz, aber auch für die Zurschaustellung von Netzwerken und Verbindungen vor einem weiteren Publikum (boyd 2011: 42–44).

Ein Problem von Onlineforschung besteht in der einfachen Verfügbarkeit enormer Datenmengen, auf welche man zugreifen kann (Beer/König 2020: 228–229). Insbesondere zu filtern, welche Aussagen und Meinungen in der Gruppe von welchen Mehrheiten oder Individuen vertreten werden, ist aufgrund der fehlenden Sichtbarkeit der dahinterstehenden Personen schwierig. Trotzdem zeigt ein reges Interesse an spezifischen Themen, dass diese mit dem Kollektiv in irgendeiner Art resonieren und die Thematik in den Interviews wieder aufgegriffen werden sollte (boyd 2011: 47–48).

Während bei jeglichen Veröffentlichungen der Aussagen von Menschen klar eine Einwilligung erforderlich ist, verschwimmen diese Grenzen online oftmals (American Anthropological Association 2013). Auch bei öffentlich zugänglichen Inhalten gilt jedoch: Allein die öffentliche Bereitstellung bedeutet nicht, dass diese ohne Zustimmung für Forschungszwecke genutzt werden dürfen (Beer/König 2020: 233). Dies galt in dieser Gruppe umso mehr, da der Zugang eingeschränkt und die Inhalte daher nicht öffentlich zugänglich waren. Gleichzeitig handelte es sich um eine derart große Gruppe, dass man sie kaum als privaten Raum betrachten kann, daher auch die Einordnung als »*networked public*«. Trotzdem gilt für meine Forschung, dass keine Posts oder Aussagen der Mitglieder der Gruppe ohne Einwilligung oder Anonymisierung verwendet werden. Konsequenterweise verwende ich die Diskussionen in diesem Forum lediglich als abstrakte Stimmungsbilder und Impulse für die Einzelinterviews. In der Gruppe unerwartet aufgekommene Themen habe ich teilweise in den Interviews angesprochen, wodurch diese wiederum in die Dissertation eingehen können.

Aufgrund der Gruppengröße kannten sich meine Teilnehmenden untereinander selten persönlich – die Interaktion fand, wenn überhaupt, ausschließlich online statt. Das lag mitunter auch daran, dass die Teilnehmenden aus diversen Gegenden kamen und sich nie bei einem Treffen begegnet waren. Gemeinsame Treffpunkte wie Restaurants oder kulturelle Stätten gab es nicht. Auch die Besorgung von heimischen Gütern wurde weitgehend online durchgeführt. Einzig die Suche nach gutem deutschem Brot vereinigte einige Deutsche bei spezifischen Bäckern in größeren Städten. Dass ich während meiner Forschung keine solche Orte ausmachen konnte, liegt jedoch nicht nur an Corona und dem Onlinesetting, sondern auch an der grundsätzlichen Organisation der deutschen Gemeinschaft. Darauf werde ich im Kapitel zur Zugehörigkeit im Abschnitt zu den Beziehungen zur Heimat zurückkommen.

Zur konkreten Vorgehensweise: Ich stellte mich und meine Forschung in der Online-Gruppe gekoppelt mit einer Anfrage für Interviewpartner*innen vor. Initial meldeten sich über 50 Interessierte. Mit den Interessierten versuchte ich ein Interview entweder online oder in deren Zuhause zu vereinbaren. Die überwiegende Mehrheit entschied sich für das Onlineinterview. Dadurch war es zwar einfacher möglich, Interviews mit Leuten aus entfernteren Regionen abzudecken, es nahm mir jedoch die Gelegenheit in das Leben meiner Teilnehmenden einzutauchen. Bei mehreren Teilnehmenden wurde später deutlich, dass sie den persönlichen Kontakt nicht aus Vorsicht vor Covid-19 mieden, son-

dern da sie keine Bekanntschaften aus dem Internet zu sich nach Hause einladen wollten. Durch die Anonymität des Internets und Facebooks war ich in den Augen meiner deutschen Teilnehmenden eine Fremde, während ich in Berlin durch die Anfrage über die Vereine scheinbar vertrauenswürdiger wirkte. Obwohl mich meine Berliner Teilnehmenden vor dem Interview nicht kannten, wurde ich von fast allen nach Hause eingeladen.

Von den knapp über 50 Interessierten online kamen mit 25 Personen Interviews zustande. 10 weitere Teilnehmende habe ich über ein Snowball-Sampling aus meinem persönlichen Netzwerk rekrutiert. So ergibt sich eine Gesamtzahl von 35 Interviews mit Deutschen, die Migrationserfahrung in der Schweiz haben. 10 der Interviews führte ich in Person durch; unter diesen Interviews fanden sich sowohl Kontakte von Facebook als auch von anderswo, allerdings fanden lediglich 6 Interviews bei den Teilnehmenden zuhause statt (2 weitere jeweils in Restaurants und in den eigenen Geschäften). Die restlichen 25 Interviews führte ich online, idealerweise über Jitsi, eine Software für Video-Konferenzanrufe.

Die Besonderheit von Online-Interviews in meiner Forschung waren nicht die unumgänglichen technischen Hürden und Störungen, sondern eine Veränderung im persönlichen Umgang durch die neuen Umstände der Technik. »*Science is tacit in its content and requires face to face contacts for its transfer, the physical mobility of scientists becomes a necessity*« (Mahroum 2000: 26). Neben der Tatsache, dass die Anwesenheit im Zuhause meiner Schweizer Teilnehmenden oftmals neue und unerwartete Themen hervorgebracht hat, welche ich nicht selbst angesprochen hätte, erschwerte der fehlende persönliche Kontakt den Aufbau tiefgehender, langfristiger Beziehungen mit deutschen Teilnehmenden. Während wir uns bei den Präsenzinterviews entweder zuhause oder in einem Café gemeinsam an einen Tisch setzten, begegneten wir uns online jeweils über den Bildschirm.

In Präsenz schafften die Interviews einen Zeitrahmen, welcher nicht durch Arbeit oder andere Verpflichtungen belegt war. Online sah dies ganz anders aus. Mehrere Interviews wurden während der Arbeit geführt und zwischenzeitlich unterbrochen. Andere waren zeitlich so knapp bemessen, dass neben meinen Fragen keine Zeit für Smalltalk war und die Teilnehmenden nach der verabredeten Dauer sofort das Meeting verließen – und damit augenblicklich aus dem gegebenen Raum verschwanden. Nicht zuletzt gab es auch noch die Interviews, welche mit Kindern auf dem Spielplatz, während des Hundespaziergangs oder beim Stillen eines Babys stattfanden. Dies ließ auch sehr wenig Raum für Fragen bezüglich meiner Forschung und bisherigen Resultaten. Tatsächlich stellten nur wenige deutsche Teilnehmende online Fragen zu mir und meinem Projekt.

Dies zeigt zugleich eine Flexibilität, die mir überhaupt erst den Zugang zu bestimmten Teilnehmenden ermöglichte. So konnte ich unter anderem Termine früh morgens, spät abends oder an Wochenenden wahrnehmen, was bei entfernt lebenden Teilnehmenden von großem Vorteil war. Zusätzlich konnte ich sicher sein, dass mein Zeitplan funktionieren würde, während dies bei Reisen nicht immer garantiert werden kann. Für mich persönlich hatte dies den zusätzlichen Vorteil, dass ich vor und nach Interviews zur Ruhe kommen konnte und nicht mit der Navigation im Verkehr oder an mir unbekannten Orten beschäftigt war. Darüber hinaus war es mir auch möglich Interviews mit Menschen zu führen, welche mich als Fremde nicht zu sich nach Hause einladen wollten. Die Alternative sich in Cafés zu treffen war während der Covid-19 Pandemie nicht für alle ein

geeignetes Mittel. Während der Pandemie stellte sich daher nicht die Frage, ob ich Online- oder Offline-Interviews führen sollte, sondern ob ich überhaupt Interviews führen kann. Vor diesem Hintergrund lieferten Online-Interviews den größtmöglichen Vorteil: Sie erlaubten mir meine Forschung durchzuführen und Daten zu sammeln, während das Leben in vielen anderen Bereichen stillstand.

Trotzdem hat es Folgen für mein Sample, dass ich die Mehrheit der Interviewpartner*innen mit Migrationserfahrung in der Schweiz über Facebook kontaktierte. Während sich über Facebook nicht weniger Menschen mit hoher Bildung finden ließen, so scheint es zumindest schwierig Menschen in beruflich hohen Positionen zu finden bzw. zu erreichen. Ob dies daran liegt, dass Menschen in Führungspositionen nicht auf Facebook vertreten sind, ob sie nur nicht in dieser Gruppe präsent waren, oder ob sie sich durch meine Anfrage nicht angesprochen fühlten, lässt sich im Nachhinein kaum beurteilen. Es bleibt die Tatsache, dass im Vergleich zum Schweizer Sample das deutsche Sample weniger Menschen in hohen Positionen beinhaltet, welche eigentlich in der Gesamtpopulation der Migrant*innen vertreten sein sollten.

Zusammenfassend hat die Herangehensweise über Facebook einige Nachteile mit sich gebracht. Demgegenüber steht der Vorteil, dass ich in der Lage war überhaupt zu forschen. Die Online-Gruppe hat mir, gerade in Zeiten, wo keine Stammtische möglich waren, eine sinnvolle Alternative geboten.

3.4 Zur Rolle der Forscherin

Nach dem Überqueren der Grenze nordwärts fallen als erstes die unterschiedlichen Verkehrsschilder auf, dann verändert sich langsam die Landschaft, es wird flacher, man kann weiter in der Ferne sehen, wo Windräder wie Pilze aus dem Boden schießen. Das Land scheint endlos und das Auto kriecht trotz fehlender Tempobeschränkung nur langsam Richtung Norden. Die Architektur der vorbeiziehenden Dörfer und Häuser ist bekannt und trotzdem finde ich immer wieder kleine Unterschiede, die mir zeigen, dass ich hier nicht mehr in der »Heimat« bin. Die Sprache auf der Raststätte ist eine andere – wenn auch nur geringfügig – genauso wie die Essensauswahl im Restaurant oder der Bäckerei. Gleichzeitig kommt in mir ein seltsames, fast greifbares Gefühl der Bekanntheit auf. Dies steht im direkten Kontrast zu meinen Schweizer Reisegefährten*innen, für welche das Gefühl von Fremdheit mit der Zeit zunimmt. Im Gegensatz zu ihnen kenne ich die Verkehrsschilder, die Weite gefüllt mit Windrädern und die Architektur nur zu gut, mittlerweile wahrscheinlich besser als die »Heimat«. Es ist das erste Mal, dass ich den Weg von Bern nach Hamburg mit dem Auto zurücklege. Dies gibt mir die Gelegenheit die graduellen Veränderungen wahrzunehmen und über meine eigene Verbindung zu beiden Ländern nachzudenken. Es ist auch das erste Mal seit meinem Wegzug aus der Schweiz, dass ich nach einem längeren Aufenthalt in der Schweiz nach Deutschland reise. Nach sechs Monaten Feldforschung in der Schweiz kehre ich im Oktober 2020 wieder nach Hamburg zurück.

Ich bin in der Schweiz geboren und aufgewachsen, habe die ersten 18 Jahre meines Lebens dort verbracht. Die andere Hälfte meines Lebens habe ich, mit kurzen Unterbrechungen für Auslandsaufenthalte, in Deutschland verbracht. Damit gehöre ich nicht nur

selbst zu einer der Gruppen, welche ich erforsche; ich sehe mich auch in beiden Ländern in gewisser Weise als beheimatet an. Diese Sonderrolle hat sich in vielen Situationen als Vorteil herausgestellt, sie bringt aber auch einige Herausforderungen mit sich und erfordert eine kritische Auseinandersetzung mit dem, was uns allzu bekannt und selbstverständlich erscheint.

»Central to maintaining reflexivity is the need for researchers to constantly locate and relocate themselves within their work, and to remain in dialogue with research practice, participants and methodologies« (Bott 2010: 160). Als Schweizerin in Deutschland habe ich eine tiefe Vertrautheit mit dem Thema, welche auf meinen persönlichen Erfahrungen beruht. Vor dem Beginn meiner Forschung war ich jedoch nicht Teil der Schweizer Gemeinschaft und hatte sehr wenig Austausch mit Schweizer Emigrant*innen. Ich hatte ein Gefühl für relevante Themen, trotzdem waren mir gewisse Migrations- und Lebenserfahrungen unvertraut. Nur weil ich zu einer der erforschten Gruppen gehöre, teile ich nicht die Meinungen und Erfahrungen aller Schweizer Migrant*innen in Deutschland. Das Verständnis bildet sich aus der Auseinandersetzung mit meinen Interviewpartner*innen und der Gemeinschaft, wissenschaftlicher Literatur und Mediendiskursen. Meine Staatsbürgerschaft gibt mir weder die Autorität noch die Repräsentanz, für alle Schweizer Migrant*innen zu sprechen. Grundsätzlich erhebt diese Arbeit nicht den Anspruch, für die Gesamtheit der Schweizer Migrant*innen in Deutschland zu sprechen, sondern versucht, deren Diversität offenzulegen.

Trotzdem muss die Rolle der Forscherin in der »eigenen Kultur« genauer betrachtet werden (vgl. Jackson 1987; Nakagawa 2007). Als Ethnolog*in taucht man traditionell in die Lebenswelten von Menschen anderer Kulturen ein und versucht Hintergründe und Zusammenhänge zu verstehen. Meine Forschung weicht von dieser Norm ab. In der Soziologie findet sich dazu die Auseinandersetzung mit dem eigenen Bias, insbesondere wenn die eigene westliche Kultur erforscht wird (Glassner/Hertz 2003).

Wie erwähnt bin ich in der Schweiz geboren und aufgewachsen. Viele meiner heute noch gültigen Überzeugungen und Grundhaltungen wurden in der Schweiz geformt. Seither hat sich meine Meinung bezüglich vieler Dinge verändert, es bleibt jedoch immer ein Grundtenor, der mein Denken beeinflusst. In meiner Kindheit und Jugend beeinflussten drei inhärent schweizerische Aspekte maßgeblich meine Haltung bezüglich der Schweiz und dem Ausland, spezifisch Deutschland: der Schweizer Nationalstolz, die schweizerische Volkspartei (SVP), und eine medial verbreitete Germanophobie ab den 2000er Jahren.

Während Nationalstolz in Deutschland als Tabu gilt – im Kontext der deutschen Geschichte nachvollziehbar – pflegt die Schweiz ein komplett gegensätzliches Verhältnis dazu. Der Gründungsmythos um Wilhelm Tell, die »Willensnation Schweiz« und die »geistige Landesverteidigung« (Jorio 2006) als identitätsstärkende Maßnahme im Verlauf des 19. Jahrhunderts sind einige Stichworte, welche zur Erklärung des Patriotismus in der Schweiz herangeführt werden. Die Schweizerische Volkspartei (SVP) baute in den 1990ern auf diesen Gefühlen auf und wurde so 1999 die stärkste Kraft im Nationalrat, was sie bis heute geblieben ist. Sie argumentiert vehement für eine souveräne und unabhängige Schweiz; gegen Zuwanderung, gegen den UN-, EWR- und EU-Beitritt. Insbesondere mit ihren Initiativen gegen Zuwanderung hatte die SVP viel Erfolg und normalisierte bis zu einem gewissen Grad ausländerfeindliche Debatten.

Die Aussagen und Initiativen der SVP wurden nicht kommentarlos hingenommen: Bei Einwanderungsdebatten sammelten sich oftmals alle anderen Parteien im gegnerischen Lager⁸. Der Einfluss dieser Debatten während meiner Jugend führte bei mir zu einer differenzierteren Auseinandersetzung mit und letztlich einer Distanzierung von den Positionen der SVP.

Ab den 2000er-Jahren kam mit dem drastischen Anstieg deutscher Migration in die Schweiz auch eine größere mediale Aufmerksamkeit für das Thema und ein, für mich mitunter befremdlicher, teilweise germanophober Diskurs auf, welcher durch den Patriotismus und die SVP angetrieben schien. Auch nach Jahren in Deutschland stelle ich mir vor diesem Hintergrund ab und an die Frage, ob negative Reaktionen auf Menschen und bestimmte Aussagen auf den damals ausgeprägten patriotischen bzw. nationalistischen Diskurs, wie er in der Schweiz verbreitet war (und ist), zurückzuführen sind. Ich erlebte aber auch eine gegensätzliche Entwicklung; meine heutige Sichtweise deckt sich oft nicht mehr mit der Mehrheitsmeinung in der Schweiz, auch wenn ich sie nachvollziehen kann. Durch meine eigenen Erfahrungen kenne ich den Kontext, in den Deutsche und Schweizer Interviewpartner*innen eintauchen; gleichzeitig habe ich ausreichend Distanz, um kein bestimmtes Narrativ betonen zu wollen.

Auf der anderen Seite ist es naheliegend, dass auch die an dieser Studie teilnehmenden Personen mir gegenüber eine bestimmte Reaktion aufweisen, welche auf demographischen Markern, nicht zuletzt der Staatsbürgerschaft, basiert. Von Schweizer Teilnehmenden erhielt ich in einigen Fällen eine Zusage zu einem Interview, welche auf meine Staatsbürgerschaft zurückzuführen ist – nach dem Motto: Schweizer*innen müssen sich gegenseitig unterstützen. Bei den deutschen Teilnehmenden muss ich unterscheiden zwischen persönlichen und Facebook-Kontakten, welche meine Nationalität oft nicht kannten. Bei den persönlichen Kontakten liegt eine gewisse Sympathie zugrunde, welche einerseits eine Basis für ein offenes Gespräch bildet, aber auch hemmend für dem Rollenbild nicht entsprechende Gedanken und Erfahrungen wirken kann. Diese Sympathie musste bei den Facebook-Kontakten in kürzester Zeit geschaffen werden. Die Online-Teilnehmenden waren jedoch grundsätzlich bereit, positive und negative Aspekte des Lebens in beiden Ländern hervorzuheben: Meine Nationalität führte nicht zu einer positiveren oder negativeren Darstellung der Schweiz oder Deutschlands, hatte aber Auswirkungen auf den Referenzrahmen.

Dieser zeigte sich beispielweise in einem angenommenen Konsens über die Bedeutung von Aussagen in Form von geteiltem Wissen (Schnegg/Lang 2008: 5). Je mehr Charakteristika ihrer Identität Menschen teilen und je kleiner die Gruppe ist, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, einen Konsens zu finden und die Chance, beim Gegenüber auf Verständnis zu stoßen. In meiner Forschung waren nicht unverständliche Aussagen, sondern Missverständnisse über die genaue Bedeutung und einen vermeintlichen

8 Auch in den Medien und im Ausland wurden die Entwicklungen in der Schweiz kritisch betrachtet (Vallely 2007). Die 25,6 % Stimmenanteil für die SVP bei der Nationalratswahl 2019 zeigt jedoch klar, dass die SVP und ihre Ansichten großen Rückhalt in der ganzen Schweiz finden. Mit 25,6 % Stimmenanteil lag die SVP zudem mit großem Abstand vor allen anderen Parteien (SP: 16,8 %/FDP: 15,1 %/Grüne: 13,2 %/CVP: 11,4 %) (BFS 2019d).

Konsens zu erwarten. In vielen Interviews machten die Teilnehmenden, sowohl Schweizer*innen als auch Deutsche, von Phrasen wie »du weißt, was ich meine«, »du weißt ja, wie es ist« oder »du weißt schon« Gebrauch, ohne ihre Aussagen explizit zu formulieren. Um Missverständnissen vorzubeugen war es daher oftmals nötig, bei implizitem Wissen weiter nachzuhaken. Grundsätzlich half mir meine Vertrautheit mit Themen beider Gruppen und insbesondere das Alltagswissen, schnell in Gespräche einzutauchen und tiefergehende Fragen zu stellen, welche die Meinungen und Erfahrungen meiner Teilnehmenden herausforderten und auch kritisch hinterfragten.

Abschließend ist festzuhalten, dass erst durch meine Forschung viele tieferliegende Gedankenprozesse zu den entsprechenden Themen in mir in Gang gesetzt wurden. Es war nicht meine Intention, selbst auf diese gedankliche Reise zu gehen, vielmehr ergab sie sich im Prozess. Trotzdem kam in mir eines Tages der Gedanke auf, dass ich die Dissertation unbewusst vielleicht aus egoistischeren Gründen begonnen hatte:

Ich habe manchmal das Gefühl, ich mache diese Dissertation, damit mir andere Ausgewanderte ihre Antwort auf diese Fragen geben können, damit ich selbst nicht so viel darüber nachdenken muss, weil ich Lösungsvorschläge kriege von Menschen und selber sehe »das sind Ideen und Lösungen, auf die andere Leute gekommen sind« (Feldforschungstagebuch, Eintrag vom 03.02.2020).

Ob dies am Ende meine Intention war oder nicht, die Arbeit an meiner Dissertation hat auch für mich persönlich viele Erkenntnisse zum Vorschein gebracht. Ich habe durch die intensive Auseinandersetzung mit anderen Migrant*innen immer Themen besprochen, die auch mein Leben tangieren, und Lebensentwürfe kennengelernt, welche meine Zukunft darstellen können. Ich habe gelernt, unterschiedliche Ebenen meiner Identität in der deutsch-schweizerischen Dynamik zu erkennen und diese gleichzeitig anzuerkennen. Auch wenn ich mich weiterhin als Schweizerin sehe, so ist Deutschland doch ein integraler Teil meines Lebens und wird immer einen festen Platz in meinem Herzen besitzen.

Diese teilweise widersprüchliche Identität zwischen Deutschland und der Schweiz verbindet mich mit den Teilnehmenden dieser Studie. Auch ich habe ähnliche Aushandlungsprozesse durchlaufen, wurde sowohl von Deutschland als auch von der Schweiz geprägt und bin in mancher Hinsicht »deutscher« geworden als zuvor. Insofern spiegelt sich meine eigene Geschichte implizit in diesem Buch wider, ohne dass sie hier eigens weiter ausgeführt wird – nicht zuletzt, weil meine Erfahrungen in Deutschland jenen der Teilnehmenden ähneln und genau diese geteilten Erfahrungen den Gegenstand des restlichen Buches bilden.

4 Darstellung des Samples

In diesem Kapitel stelle ich diverse demographische Daten meiner Interviewpartner*innen vor. Zuerst gebe ich eine Übersicht über das gesamte Sample, bevor ich die beiden Gruppen näher betrachte. Im ersten Schritt analysiere ich das deutsche Sample und das Schweizer Sample entlang der zentralen Kategorien (d.h. Alter, primäres Migrationsmotiv, Alter zum Zeitpunkt der Migration, Aufenthaltsdauer, Bildungsstand, Verdienst, Herkunftsregion und Staatsbürgerschaft), um sie in einem weiteren Schritt zu vergleichen.

Für meine Forschung habe ich insgesamt 68 Personen interviewt: 35 deutschen Migrant*innen in der Schweiz, 32 Schweizer Migrant*innen in Deutschland sowie einen kürzlich zurückgekehrten Deutschen. Letzteren betrachte ich gesondert und schließe ihn in dieser Betrachtung der demographischen Daten aus. Das Sample sollte möglichst repräsentativ sein für eine größere Gruppe an Migrant*innen im Zielland bzw. am Zielort oder der Region. Ich vergleiche daher die beiden Samplegruppen mit verfügbaren Statistiken. Viele für diese Forschung relevante demographische Daten werden in diesen Statistiken jedoch nicht erhoben. Bei den deutschen Migrant*innen können zusätzliche Erhebungen nähere Informationen liefern, welche jedoch bei den Schweizer Migrant*innen wegfallen.

Die folgende Darstellung bezieht sich auf das Sample als Ganzes; die individuellen Lebenserfahrungen der Teilnehmenden sind darin noch nicht sichtbar, werden aber im weiteren Verlauf dieses Buchs hervortreten. Zum einen geschieht dies durch Porträts, welche die einzelnen Kapitel voneinander abgrenzen und als narrative Zwischenspiele betrachtet werden können. In den Kapiteln 5 bis 9 werde ich auf eine große Zahl von Interviewpartner*innen zu sprechen kommen und sie nach und nach vorstellen. Bei der ersten Vorstellung erscheint der Name der Person in Fettdruck; ein Register aller im Text zitierten Personen findet sich am Ende dieses Buchs. Ich habe mich entschieden, alle Teilnehmenden – bis auf eine Person, die der Verarbeitung ihrer Daten aus privaten Gründen widersprochen hat – im Text vorzustellen. Dies ist eine Frage der Anerkennung: Die Interviewpartner*innen haben mir ihre Zeit und Energie zur Verfügung gestellt, und es ist mir ein Anliegen, dass sie nicht nur im abstrakten Sinne vertreten sind, sondern mit ihren eigenen Stimmen und Perspektiven sichtbar werden. Des Weiteren soll hier daran erinnert werden, dass die Mehrheit der Teilnehmenden pseudonymisiert wurde.

4.1 Deutsche Migrant*innen in der Schweiz

Die Gesamtzahl von 35 Personen setzt sich aus 20 Frauen und 15 Männern zusammen. Damit sind Frauen in meinem Sample überrepräsentiert: Der Frauenanteil deutscher Migrant*innen weltweit betrug 2010/11 laut einer OECD-Studie 55 % (OECD 2015: 16), in der Schweiz liegt der Anteil jedoch bei lediglich 51,8 % (OECD 2015: 137). Das deutsche Sample setzt sich zu einem kleinen Teil aus indirekten Bekanntschaften und zu einem größeren Teil aus Mitgliedern einer Facebook-Gruppe zusammen. Aus diesem Grund wäre ein niedrigeres Durchschnittsalter zu erwarten, was wiederum zu einer geringeren Quote an verheirateten Interviewpartner*innen mit Kindern führen kann. Der jüngste Teilnehmer war zum Zeitpunkt meiner Forschung 22 Jahre alt, die älteste Teilnehmerin 95. Das Durchschnittsalter liegt bei 45,1 Jahren.

Eingeteilt in Alterskategorien ergibt sich folgende Verteilung des Samples (Abbildung 1): Die beiden Kategorien am Ende des Spektrums sind sehr viel weniger vertreten, obwohl sie größere Altersspannen abdecken. Die Ballung der Altersverteilung bei der arbeitsfähigen Bevölkerung entspricht der Verteilung der gesamten deutschen Migrationsbevölkerung in der Schweiz. 75 % der deutschen Migrant*innen fallen in die Gruppe der 25–64-Jährigen (OECD 2015: 136). Darüber hinaus fallen ca. 5 % in die Gruppen der 15–24-Jährigen und ca. 13 % in die Gruppe der über 65-Jährigen. Die über 65-Jährigen sind folglich in meinem Sample minimal unterrepräsentiert.

Abbildung 1: Altersverteilung des deutschen Samples

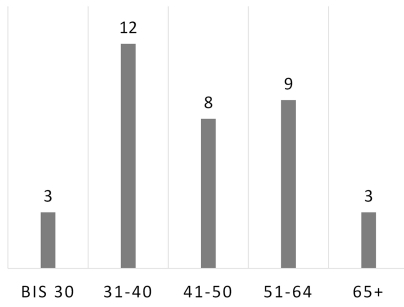
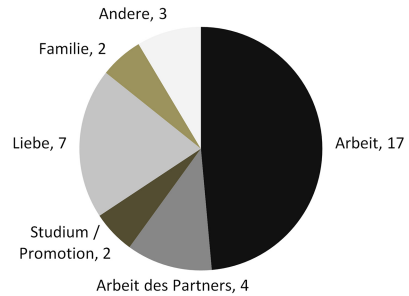


Abbildung 2: Deutsche Teilnehmende: Migrationsgründe

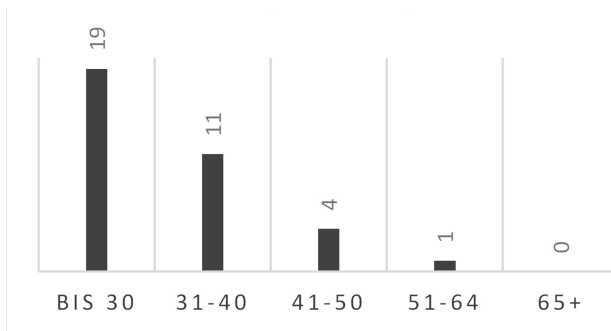


Einer der wichtigsten Aspekte bei der Forschung zu Migrant*innen ist der Migrationsgrund (Abbildung 2). Die verschiedenen Faktoren, die Migrationsentscheidungen beeinflussen, werden im entsprechenden Kapitel noch vertieft. Bei deutschen Migrant*innen wird häufig von der Arbeitsmigration gut ausgebildeter Menschen ausgegangen – ein Bild, das sich in meinem Sample bestätigt: Arbeit ist bei fast der Hälfte der Teilnehmenden mit Abstand der häufigste genannte Grund. Innerhalb des Migrationsgrundes Arbeit finden sich zwei Hauptmotivationen wieder, der berufliche Aufstieg im Zielland einerseits und die fehlende berufliche Perspektive in der Herkunftsregion andererseits. Dazu kommen Fälle, in denen eine Person aufgrund der Arbeit in die Schweiz zieht und die Familie bzw. der Partner oder die Partnerin mitzieht. Auch das Studium oder eine

Promotion fallen im weitesten Sinne in die Sparte der arbeitsbezogenen Migrationsgründe. Die Liebe ist der häufigste private Grund. Dieser beinhaltet alle möglichen Kombinationen, sowohl schweizerische als auch deutsche Partner*innen, welche die Interviewpartner*innen in der Schweiz, Deutschland oder in einem Drittland kennengelernt haben. »Familie« als Migrationsgrund ist seltener vertreten und zugleich als Phänomen vielschichtiger; wenn z.B. Kinder, Elternteile oder Geschwister zu einem früheren Zeitpunkt bereits in die Schweiz gezogen sind, wirkt dies als Pull-Faktor für andere Familienmitglieder. Familie wird nur als Migrationsgrund benannt, wenn Teilnehmer*innen die Familie explizit als Hauptgrund genannt haben. Familie und Arbeit des Partners unterscheiden sich dadurch, dass die Entscheidung bei zweiterem zusammen als Paar oder Familie gefällt wird und die Migration dann auch zeitgleich stattfindet. Bei der Familie als Migrationsgrund hat sich jede Person individuell zur Migration entschieden und oftmals liegen mehrere Jahre zwischen der Migration des ersten Familienmitgliedes und weiteren Angehörigen. Andere Gründe sind in meinem deutschen Sample sehr individuell und spezifisch. Eine Person floh aus der DDR und kam später in die Schweiz, eine weitere Person wollte nach dem Ende einer Liebesbeziehung ihre Heimat verlassen und die dritte Person verliebte sich in die Stadt Bern.

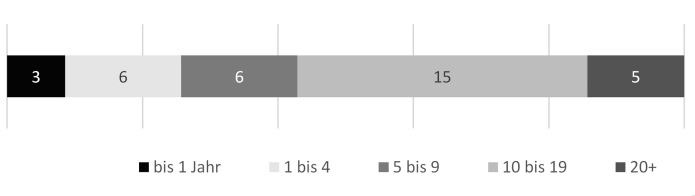
Neben dem Alter zum Zeitpunkt des Interviews sind auch das Alter zum Zeitpunkt der Migration (Abbildung 3) und die Aufenthaltsdauer (Abbildung 4) relevante Aspekte. Zuerst gilt es zu unterscheiden zwischen der Emigration aus dem Heimatland und der Immigration in die Zielländer Schweiz und Deutschland, welche bei wiederholter Remigration nicht übereinstimmen. Einerseits gibt es Teilnehmer*innen, welche vor ihrer Immigration nach Deutschland bzw. in die Schweiz in einem Drittland gelebt haben. Andererseits gibt es Fälle mit mehreren Umzügen zwischen Deutschland und der Schweiz. Frühere Aufenthalte in der Schweiz oder in anderen Ländern werden hier nicht berücksichtigt. Im Fall von mehreren Aufenthalten wurde die Länge des letzten Aufenthaltes bemessen. Die akkumulierte Dauer würde lediglich bei einer Person dazu führen, dass sie von der Kategorie 5–9 Jahre zu 10–19 Jahre wechseln würde.

Abbildung 3: Deutsche Teilnehmende: Alter zum Zeitpunkt der Migration



Die Mehrheit meines Samples ist in jungen Jahren in die Schweiz ausgewandert: Das durchschnittliche Alter zum Zeitpunkt der Migration liegt bei 32 Jahren. Altersmigration findet sich im deutschen Sample nicht wieder. Die Ansammlung in den ersten beiden Kategorien, also bei einem Migrationsalter von 20–40 Jahren, passt zu einer Arbeitsmigration von Menschen, welche ihre Ausbildung und erste Arbeitserfahrung im Heimatland gemacht haben und danach auswandern.

Abbildung 4: Deutsche Teilnehmende: Aufenthaltsdauer in Jahren

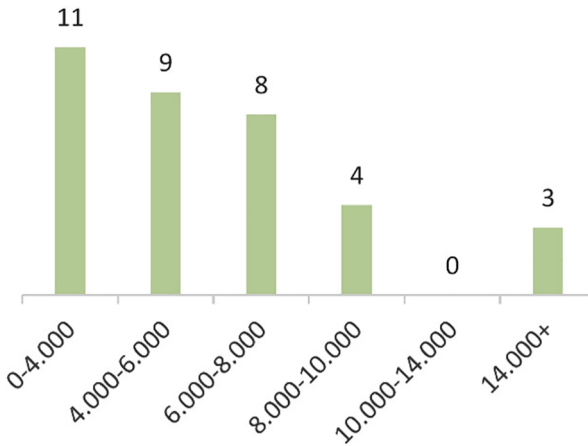


Bei der Dauer des Aufenthaltes (Abbildung 4) wird deutlich, dass die Mehrheit der deutschen Migrant*innen in meinem Sample bereits seit zehn oder mehr Jahren in der Schweiz wohnt. Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer liegt bei 12,7 Jahren. Ein Median von 11 Jahren bestätigt, dass die Aufenthaltsdauer von einigen älteren Teilnehmenden die durchschnittliche Aufenthaltsdauer nicht übermäßig in die Höhe treibt. Aufgeteilt auf ein hohes und mittleres Bildungsniveau hat die Studie der OECD (2015: 140) folgende Verteilung der bisherigen Aufenthaltsdauer ermittelt: 41,8 % der deutschen Migrant*innen mit hohem Bildungsniveau leben weniger als fünf Jahre in der Schweiz, 16,5 % zwischen fünf und zehn Jahren und 41,4 % über zehn Jahre. Bei den deutschen Migrant*innen mit mittlerem Bildungsniveau leben 34,2 % weniger als fünf Jahre im Land, 12,4 % zwischen fünf und zehn Jahren und 53,2 % über zehn Jahre. Die bisherige Aufenthaltsdauer liegt bei meinem Sample daher etwas höher als bei der OECD-Studie, welche jedoch zum Zeitpunkt meiner Forschung fünf Jahre zurückliegt.

Um das Argument der Arbeitsmigration wieder aufzunehmen und zu erweitern, sind die Kategorien Bildungsstand und Verdienst (Abbildung 5) relevant. Von den 35 Teilnehmer*innen verfügten 25 über eine tertiäre Bildung und zehn über eine Berufsausbildung bzw. einen Hochschulzugang ohne bisherigen tertiären Bildungsabschluss. Mein Sample beinhaltet damit einen überdurchschnittlich hohen Anteil Personen mit hohem Bildungsniveau. 2010/11 hatten 55 % der deutschen Migrant*innen, welche in den letzten fünf Jahren ausgewandert sind, ein hohes Bildungsniveau, 39 % ein mittleres und lediglich 5 % niedriges Bildungsniveau. Dies steht im starken Kontrast zur Bevölkerung Deutschlands, wo lediglich 29 % ein hohes Bildungsniveau erreichen (OECD 2020b: 50–52). Ein hohes Bildungsniveau bezieht sich dabei auf tertiäre Bildung, ein mittleres auf die Sekundarstufe II, welche Berufsausbildungen und das Abitur beinhalten (vgl. die Ausführungen in Kapitel 3: Annäherung an das Feld und die Teilnehmenden der Studie). Unter den Teilnehmer*innen, die über Facebook von der Forschung erfahren haben, war der Anteil mit hohem Bildungsniveau besonders hoch. Dies zeigt jedoch, dass sich möglicherweise – nicht nur über Facebook – vermehrt Menschen für derartige Interviews

zur Verfügung stellen, welche den Anschein erwecken in ihrem Leben erfolgreich zu sein. Eine Teilnehmerin hatte sich explizit vor dem Hintergrund gemeldet, dass sie als weniger gebildete und verdienende Person ein anderes Bild deutscher Migrant*innen zeigen wollte.

Abbildung 5: Deutsche Teilnehmende: Verdienst (CHF, abzüglich Steuern)



Ein hohes Bildungsniveau führt jedoch nicht automatisch zu einem hohen Verdienst. Zudem sind die Lebenshaltungskosten bei jedem Menschen unterschiedlich, weshalb der Verdienst nur bedingt Auskunft über die Lebensgestaltung geben kann. Je nach Wohnsituation, Wohnort, Familienstand, Anzahl der Kinder, Lebensstil und weiteren Faktoren kann selbst ein höherer Verdienst am Ende des Monats in einem geringeren verfügbaren Ertrag resultieren. Der Verdienst setzt jedoch das hohe Bildungsniveau in Relation. Als Vergleichspunkt steht der Median-Bruttolohn der Vollbeschäftigten im Jahr 2018 von 6538 Franken (Bundesamt für Statistik/Schweizerische Arbeitskräfteerhebung/Schweizerische Lohnstrukturerhebung 2021). Der Median beim Nettolohn liegt bei Vollbeschäftigten bei 5972 und für alle Arbeitnehmenden bei 5024 Franken (Bundesamt für Statistik 2020b). Betrachtet man die ersten zwei Kategorien meines Samples als unterdurchschnittlichen Lohn und die folgenden vier Kategorien als überdurchschnittlich, so zeigt sich ein relativ ausgeglichenes Bild mit 20 Teilnehmer*innen unter und 15 über dem Durchschnittslohn.

Wenn die Annahme zutrifft, dass es sich bei der Migration von Deutschen in die Schweiz mehrheitlich um Arbeitsmigration handelt, so korreliert dies zwar mit dem hohen Bildungsstand, jedoch würde man einen höheren Durchschnittsverdienst erwarten. Es muss also andere Aspekte geben, welche erklären können, wieso ein derart gut gebildetes Sample nicht überdurchschnittlich gut verdient.

Tatsächlich lässt sich dies einfach erklären. Insbesondere in die erste Kategorie fallen neben Geringverdiener*innen auch Arbeitslose, Studierende, Rentner*innen und

Teilzeitarbeiter*innen. Unter Teilzeitarbeiter*innen fallen meist auch Mütter, die sich mehrheitlich um die Kinder der Familie kümmern. Da mehrere Teilnehmer*innen mit hohem Bildungsniveau in diese Gruppe fallen, verbinden diese eine hohe Bildung mit einem unterdurchschnittlichen Verdienst. Beim Verdienst ging es mir bewusst nicht um das Haushaltseinkommen, sondern um das Einzeleinkommen, da dieses mehr über die berufliche Situation der Interviewpartner*innen aussagt. Aussagen zum Lebensstil aus dem Interview ergänzen später die statistischen Aussagen zu einem sehr viel komplexeren Bild.

Um das Bild meines deutschen Samples zu erweitern, betrachte ich nun noch die Familienzusammenstellung, die Herkunft und die regionale Verteilung der Wohnorte genauer. Bei ersterem ist sowohl der Familienstand als auch die Anzahl der Kinder relevant. 15 Teilnehmer*innen sind ledig, jedoch befinden sich sechs davon in einer Partnerschaft. 12 Personen sind verheiratet, weitere sieben geschieden und eine verwitwet. 12 Teilnehmer*innen haben Kinder, welche alle aus Ehen entstanden sind. Vier Interviewte haben ein Kind, sechs haben zwei Kinder und zwei haben drei oder mehr Kinder. Das heißt wiederum auch, dass aus acht von 20 Ehen keine Kinder hervorgegangen sind.

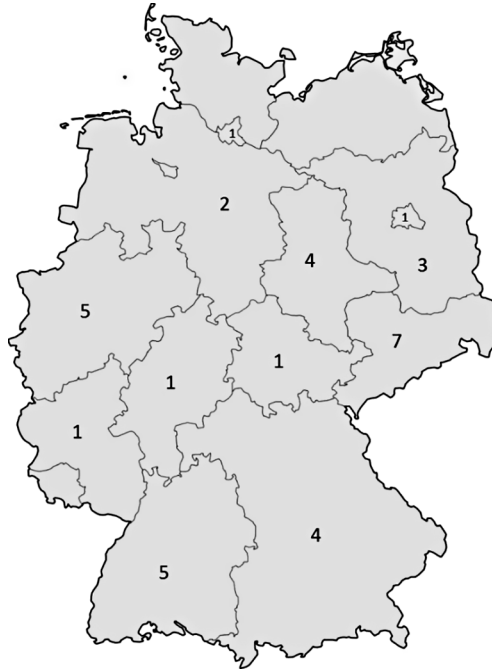
Grundsätzlich sind die Aussagen zum Familienstand allein jedoch vorsichtig zu betrachten. Eine Scheidung schließt beispielsweise eine spätere Partnerschaft nicht aus. Eine Partnerschaft kann sowohl als Migrationsgrund als auch als Teil eines Netzwerkes von großer Bedeutung sein. Die Angabe, dass der Partner deutsch oder schweizerisch ist, bedeutet auch nicht zwangsläufig, dass die Beziehung in Deutschland oder der Schweiz entstanden ist. Die Demographie müsste also viel detaillierter ausfallen als dies zu diesem Zeitpunkt sinnvoll ist.

Die Herkunft der Teilnehmer*innen (Abbildung 6) vermittelt uns einen besseren Einblick, aus welchen Regionen Menschen aus Deutschland auswandern. Mit Herkunft ist der Ort oder die Region gemeint, in der die Person aufgewachsen ist. Obwohl die Bevölkerung der neuen Bundesländer nur ca. 15 % der gesamten Bevölkerung Deutschlands ausmacht – ca. 18 %, wenn man ganz Berlin hinzuzählt (Statistisches Bundesamt 2023) – stammen 16 Teilnehmer*innen aus den neuen Bundesländern. Berlin zählt in diesem Falle ebenfalls als neues Bundesland, da die betroffene Person in Ostberlin aufgewachsen ist und sich eindeutig als ostdeutsch identifiziert. Da für die Mehrheit der Teilnehmer*innen Arbeit der Hauptmigrationsgrund war, liegt die Vermutung nahe, dass die wirtschaftliche Situation der neuen Bundesländer eher zur Migration anregt als jene der alten Bundesländer. Dies wird gestützt durch Statistiken, welche sowohl die Auswanderung als auch die Binnenwanderung innerhalb Deutschlands untersuchen (vgl. auch Kapitel 2: Deutsche Migrationsgeschichte). Nordrhein-Westfalen, Bayern und Baden-Württemberg sind als bevölkerungsstarke Bundesländer auch in meinem Sample relativ häufig vertreten. Dazu kommt im Falle von Bayern und Baden-Württemberg wahrscheinlich die Nähe zur Schweiz, welche Migrationsbewegungen begünstigt. Im Kontrast dazu sind die Bundesländer Mecklenburg-Vorpommern, Schleswig-Holstein, Bremen und Saarland entweder weit entfernt und/oder eher bevölkerungsschwach.

Bestätigt wird die Abwanderung aus den neuen Bundesländern auch durch die Betrachtung der letzten Wohnorte. Lediglich 11 Teilnehmende wohnten vor der Emigration noch in neuen Bundesländern. In vielen Fällen zeigt sich eine Tendenz der Abwanderung von wirtschaftlich schwächeren und ländlichen Gegenden in größere Städte. Nicht

erkennbar war ein Trend, erst in den Süden Deutschlands und dann in einem weiteren Schritt in die Schweiz zu ziehen.

Abbildung 6: Herkunft nach Bundesländern



Was die gegenwärtigen Wohnorte der Teilnehmenden angeht, zeigen sich zwei klare Tendenzen; eine wegen der Ballung der deutschen Migrant*innen in der Region Zürich und eine aufgrund des Samplings. 16 Teilnehmer wohnen zum Zeitpunkt der Untersuchung in der Großregion¹ Zürich, welche mit 74.982 der 273.955 Deutschen 27,4 % der gesamten deutschen Bevölkerung in der Schweiz ausmacht (OECD 2015: 138). In der Großregion Espace Mittelland, welche die Kantone Bern, Solothurn, Jura, Freiburg und Neuenburg umfasst, wohnen 12 Teilnehmende. Diese Großregion macht lediglich 13,6 % der deutschen Bevölkerung in der Schweiz aus. Sowohl die Großregion Zürich, trotz der hohen Gesamtzahlen, wie auch die Großregion Espace Mittelland sind damit in meinem Sample überdurchschnittlich vertreten. Darüber hinaus sind die Großregionen Ostschweiz (3), Nordwestschweiz (2), Zentralschweiz (1) und Genferseeregion (1) präsent. All diese Regionen sind unterdurchschnittlich vertreten. Die Teilnehmerin aus der Genferseeregion wohnte zur Zeit der Forschung in der französischsprachigen Schweiz, verbrachte jedoch die große Mehrheit ihrer Zeit in der Deutschschweiz. Ihre Erfahrungen sind entsprechend komparabel mit denen der anderen Teilnehmer*innen und bieten gleichzeitig einen kleinen Einblick in die Romandie.

1 Die Großregion korrespondiert mit dem Kanton Zürich (Bundesamt für Statistik 2000).

Zum Schluss lohnt sich noch ein Blick auf die Staatsbürgerschaft. Von allen Teilnehmer*innen hatten lediglich vier die doppelte schweizerisch-deutsche Staatsbürgerschaft, eine Person nur die schweizerische und die überwiegende Mehrheit von 29 Personen nur die deutsche. Eine Person besaß die deutsch-amerikanische Staatsbürgerschaft. Setzt man diese Zahlen in Bezug zur Aufenthaltsdauer, könnte man eine höhere Anzahl Personen mit Schweizer Staatsbürgerschaft erwarten. Restriktive schweizerische Einbürgerungsrechte erklären diese auffallend geringe Zahl nur unzureichend. Dazu kommen individuelle, kulturelle und gesellschaftliche Gründe, auf die ich im Abschnitt 8.5. näher eingehen werde.

4.2 Schweizerische Migrant*innen in Deutschland

Mein Schweizer Sample umfasst 32 Personen. Mit 19 weiblichen und 13 männlichen Teilnehmenden sind erstere überrepräsentiert. Es ist möglich, dass sich weibliche Teilnehmerinnen eher auf eine Interviewanfrage von mir als weibliche Forscherin meldeten. Im Falle von Hamburg ist erwähnenswert, dass der Stammtisch des Schweizer Vereins klar weiblich dominiert ist. Aus Berlin haben sich ebenfalls mehrheitlich Frauen gemeldet, einzig in Schleswig-Holstein sind männliche Teilnehmende in der Überzahl. Ein Vergleich meines Samples mit dem Frauenanteil der Schweizer Migrant*innen in Deutschland zeigt jedoch, dass ein höherer Frauenanteil der Standard ist: Der Frauenanteil der Schweizer Migrant*innen in Hamburg beträgt 56,4 %, in Schleswig-Holstein 57,7 % (Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein 2021: 21; 2020: 5). Zu Berlin gibt es keine spezifischen Daten. Im Konsularbezirk Berlin, welcher die Bundesländer Berlin, Sachsen, Thüringen, Brandenburg, Bremen, Hamburg, Mecklenburg-Vorpommern, Niedersachsen, Sachsen-Anhalt und Schleswig-Holstein abdeckt, bestätigt sich die Tendenz. Von 18.803 gemeldeten erwachsenen Schweizer*innen sind 10.858 weiblich, was zu einem Frauenanteil von 57,7 % führt. Für ganz Deutschland liegt der Frauenanteil bei 56,7 % (BFS 2023).

Der jüngste Teilnehmer meines Schweizer Samples ist 27 und die älteste Teilnehmerin 83 Jahre alt. Die Altersspanne des Schweizer Samples ist also kleiner als die des deutschen Samples. Das Durchschnittsalter liegt mit 55,5 Jahren sehr hoch, was verschiedene Gründe haben kann². Wie erwähnt stammen die Kontakte fast ausschließlich von Schweizer Vereinen. Viele Vereine erleben den Trend, dass ihre Mitglieder älter werden und es weniger Nachwuchs gibt, d.h. das Durchschnittsalter des Vereins kann höher sein als das der ganzen Auslandschweizer-Bevölkerung in Deutschland. Tatsächlich liegt das Durchschnittsalter der gesamten Schweizer Migrationsbevölkerung in Deutschland mit 51,4 Jahren nicht weit von meinem Sample entfernt (Statistisches Bundesamt 2019: 47). 56,7 % der Schweizer Migrant*innen fallen in die Altersgruppe von 18–64 Jahren, 21,5 % in die der über 65-jährigen und 23,3 % in die der unter 18-jährigen (BFS 2023). Da mein Sample explizit nur Erwachsene beinhaltet, lässt sich die Altersverteilung (Abbildung 7) jedoch schwer vergleichen.

2 Der Median der Altersverteilung in meinem schweizerischen Sample liegt bei 55, was zusammen mit dem Durchschnittsalter zeigt, dass es sich um eine gleichmäßige Verteilung handelt.

Abbildung 7: Altersverteilung des Schweizer Samples

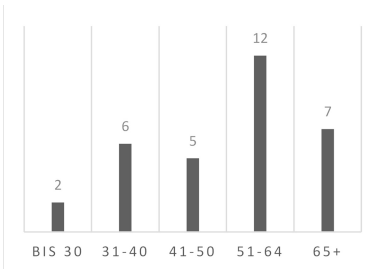
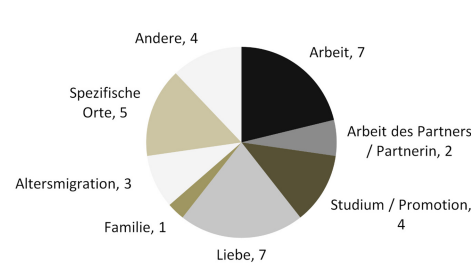


Abbildung 8: Schweizer Teilnehmende: Migrationsgründe



Beim Migrationsgrund (Abbildung 8) sieht es bei den Schweizer Teilnehmenden um einiges diverser aus. Bei sieben Teilnehmenden war Arbeit der Hauptmigrationsgrund, zwei weitere begleiteten ihre Partner*innen. Vier zogen für ein Studium oder eine Ausbildung nach Deutschland. Auch für Schweizer*innen spielt die Liebe eine zentrale Rolle, während nur eine Person aus familiären Gründen migrierte. Drei Teilnehmende entschieden sich im Alter für ein Leben in Deutschland, fünf weitere wurden primär von der Attraktivität eines bestimmten Wohnorts motiviert – beide Motive traten ausschließlich im Schweizer Sample auf. Vier weitere gaben persönliche Gründe wie Abenteuerlust oder Selbstfindung an.

Bei der durchschnittlichen bisherigen Aufenthaltsdauer liegen die Teilnehmenden meines Samples unter der aller Schweizer Migrant*innen: Durchschnittlich 18,5 Jahre leben meine Teilnehmenden bisher in Deutschland, während die durchschnittliche Aufenthaltsdauer 24 Jahre beträgt (Destatis 2019: 47). Der Median von 14 Jahren zeigt zusätzlich, dass überdurchschnittlich lange Aufenthalte von wenigen Teilnehmenden den Durchschnitt erhöhen. Die größte Gruppe hat eine Aufenthaltsdauer von bereits über 20 Jahren, davon leben wiederum sechs über 40 Jahre in Deutschland. Dies kann auch ein Hinweis darauf sein, dass Schweizer Migrant*innen Deutschland entweder nach kurzer Zeit wieder verlassen oder sehr lange, vielleicht bis ans Lebensende, bleiben.

Abbildung 9: Schweizer Teilnehmende: Aufenthaltsdauer in Jahren

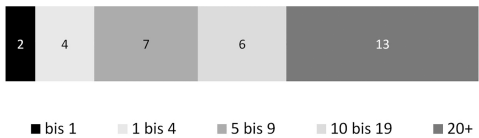
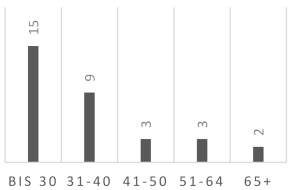


Abbildung 10: Schweizer Teilnehmende: Alter zum Zeitpunkt der Migration



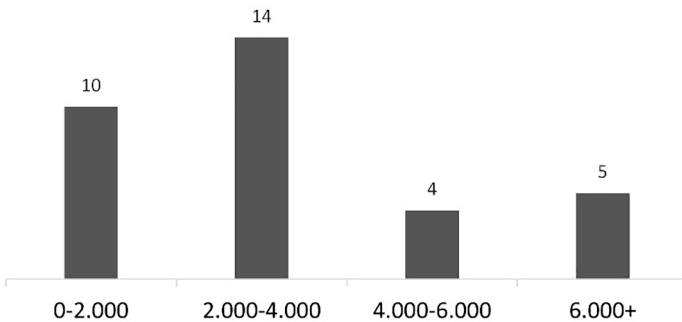
Entsprechend der langen Aufenthaltsdauer müsste das Alter zum Zeitpunkt der Migration relativ jung sein. Im Durchschnitt sind meine Teilnehmenden mit 34,5 Jahren nach Deutschland migriert. Hierzu passt auch der Median von 32 Jahren. Teilnehmende

bis 40 stellen eine große Mehrheit dar, wiederum gibt es auch Menschen, welche erst im höheren Alter migrieren, also kurz vor oder nach Eintritt in die Rente.

Beim Bildungsstand finden sich auch im Schweizer Sample nur Teilnehmende mit mittlerem oder hohem Bildungsniveau. Von 32 Teilnehmenden haben 18 eine tertiäre Bildung und 14 eine Ausbildung oder eine Hochschulzugangsberechtigung ohne Studienabschluss. Obwohl Migrationsgründe jenseits der Arbeit stark vertreten sind, liegt die Zahl der tertiären Abschlüsse (mit über 56 %) einiges höher als im schweizerischen Durchschnitt. Dieser lag 2019 bei 25–64-jährigen bei 44 %, aber auch die jüngere Kohorte von 25–35-jährigen weist nur in 53 % der Fälle eine tertiäre Bildung auf (OECD 2020b: 50–52).

Beim Verdienst (Abbildung 11) gelten für das Schweizer Sample die gleichen Anmerkungen wie für das deutsche Sample; dass der Verdienst nicht die Lebensbedingungen einer Person darstellen kann. Zum Vergleich muss auch hier der Durchschnittslohn in Deutschland herangezogen werden. Dieser betrug im Jahr 2020 3975 Euro brutto für Vollzeitbeschäftigte. Aufgrund der höheren Steuerlast liegt der Nettolohn je Arbeitnehmer, was auch Teilzeitarbeitskräfte beinhaltet, lediglich bei 2088 Euro. Dementsprechend verdient die erste Kategorie unterdurchschnittlich, die zweite leicht überdurchschnittlich und die letzten beiden weit überdurchschnittlich. Anders als beim deutschen Sample fallen neben Rentner*innen und wenigen Teilzeitarbeitenden vermehrt auch Vollzeitbeschäftigte in die Kategorie unterdurchschnittlich verdienender.

Abbildung 11: Schweizer Teilnehmende: Nettoverdienst (Euro)



Wenn der primäre Antrieb, wie es den Anschein macht, nur für wenige Personen ein finanzieller ist, muss es weitere Gründe für die Migration geben. Folglich betrachte ich auch hier den Heiratsstand und die Anzahl Kinder. Von 32 Teilnehmenden sind 19 verheiratet, sechs geschieden und eine Person verwitwet. Dies lässt sechs ledige Personen, von denen zwei in einer festen Partnerschaft sind. Damit enthält das Schweizer Sample weit mehr verheiratete Personen, was einerseits zum Migrationsgrund Liebe passt, andererseits zum höheren Durchschnittsalter. Entsprechend haben auch mehr Teilnehmende Kinder: Sieben haben ein Kind, acht haben zwei Kinder, zwei haben drei oder mehr Kinder. 15 Teilnehmende haben keine Kinder.

Die nächsten Kategorien sind die Herkunft und die regionale Verteilung. Die häufigsten Kantone bzw. Regionen bei der Herkunft sind Zürich mit acht Teilnehmenden, der Espace Mittelland inklusive Bern mit neun und die Großregion Nordwestschweiz inklusive Basel mit sieben Teilnehmenden. Die Großregion Zentralschweiz und die Großregion Ostschweiz sind jeweils mit zwei Teilnehmenden (Luzern/Zug und Sankt Gallen/Thurgau) vertreten. Dazu kommt eine Person aus Graubünden. Zwei Teilnehmende konnten sich aufgrund häufiger Umzüge nicht zuteilen, können nach dem Konzept des Heimatortes jedoch dem Kanton Bern zugeordnet werden.

Der letzte Wohnort vor der Migration war für sieben Teilnehmende Zürich, für elf Teilnehmende der Espace Mittelland und für lediglich vier die Großregion Nordwestschweiz. Die Großregion Zentralschweiz ist wiederum mit je einem Teilnehmenden aus Zug und Luzern vertreten. Aus der Großregion Ostschweiz zogen sieben Teilnehmende nach Deutschland, jeweils drei aus St. Gallen und Appenzell Ausserrhoden und eine Person aus Thurgau. Für die Schweiz ist eine Korrelation zwischen Herkunft bzw. Wohnort und der Bereitschaft auszuwandern schwierig herzustellen, da die wirtschaftlich schwächeren Kantone nicht vermehrt vertreten sind und bei emotional bedingten Migrationsmotiven wie der Liebe geographische Faktoren keine oder nur eine geringe Rolle spielen.

Zuletzt betrachte ich die Staatsangehörigkeit des Schweizer Samples. Überraschend ist, dass lediglich zwei Teilnehmende die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen haben. Beide besitzen weiterhin die schweizerische Staatsbürgerschaft, gelten also als Doppelbürger. Die restlichen 30 Teilnehmenden besitzen nur die schweizerische Staatsbürgerschaft. Dies ist insbesondere erstaunlich, da weltweit fast 75 % der Auslandschweizer eine doppelte Staatsbürgerschaft besitzen (BFS 2019c: 12). Es wurde bereits erwähnt, dass die schweizerische Staatsbürgerschaft durch die Abstammung vererbt wird (*jus sanguinis*). Ist ein Elternteil schweizerisch, können auch die Kinder die Schweizer Staatsbürgerschaft besitzen. Gekoppelt mit einer Staatsbürgerschaft durch das Geburtsortsprinzip, erhalten viele Kinder die doppelte Staatsbürgerschaft – nicht jedoch die Eltern. Dies erklärt die geringen Zahlen trotzdem nicht, da die Schweiz seit längerem ohne Nachteile die doppelte Staatsbürgerschaft erlaubt und Deutschland ein vergleichsweise offenes Einbürgerungssystem hat. Viele Teilnehmende könnten sich einbürgern lassen, tun dies jedoch bewusst nicht. Auch dies bedarf später einer genaueren Erklärung.

4.3 Vergleich der beiden Samples

In beiden Samples bestätigt sich der Trend, dass vermehrt junge und gut gebildete Menschen zwischen der Schweiz und Deutschland migrieren. Bei den Migrationsgründen dominiert die Arbeit, dicht gefolgt von der Liebe. Die Palette der Migrationsgründe fällt jedoch unterschiedlich aus. Altersmigration und die Migration an spezifische Orte werden als Hauptmotivationen nur von Personen erwähnt, die aus der Schweiz nach Deutschland migriert sind. Während in beiden Richtungen junge Menschen migrierten, sind seither meist viele Jahre vergangen; bei der Mehrheit mehr als 10 Jahre. Entsprechend zahlreich sind Teilnehmende mittleren oder hohen Alters. Beim deutschen Sample ist die Mehrheit zwischen 40 und 60 Jahre alt, bei den Schweizer*innen

über 50. Die Teilnehmenden hatten entsprechend viel Zeit sich privat und beruflich zu etablieren. Beim Schweizer Sample macht sich dies vermehrt auch in Form der Familiengründung, sowohl in der Eheschließung als auch bei Kindern, bemerkbar.

Der Frauenanteil ist im deutschen wie im Schweizer Sample ähnlich hoch. Das Schweizer Sample entspricht damit den Statistiken zum Frauenanteil im Konsularbezirk Berlin, während der Frauenanteil im deutschen Sample überdurchschnittlich ist. Hinsichtlich der Herkunft gab es in beiden Gruppen eine große Diversität, wobei in der deutschen Gruppe eine signifikante Zahl von Personen aus den neuen Bundesländern stammt. Während die Zielorte in Deutschland durch die Forschung eingeschränkt wurden, zeigt sich in der Schweiz eine gewisse Konzentration in Zürich und Bern. Ersteres entspricht den Migrationsbewegungen der letzten 20 Jahre, zweiteres ist dem Forschungsstandort im Kanton Bern geschuldet. Deutsche Teilnehmende verdienen trotz höherer Bildung nicht überdurchschnittlich, was aber durch Studierende und Mütter mit reduziertem Arbeitspensum erklärt werden kann. Schweizer Teilnehmende verdienen wiederum überdurchschnittlich gut. Insgesamt ähneln beide Samples in den einzelnen Aspekten der größeren Demographie der Gesamtgruppe von Migrant*innen aus Deutschland in die Schweiz und andersherum.

I. Marina

Langweilige Beständigkeit?

Vor 23 Jahren entschieden sich Marina und ihr Mann, ihr Leben zusammen in Hamburg zu verbringen. Marinas Mann lebte seit seiner Kindheit im gleichen Stadtteil im Nordwesten Hamburgs, ihre Schwiegermutter lebt seit bald 50 Jahren in derselben Wohnung. Zeitlich passend zu der Entscheidung von Marina und ihrem Mann wurde um die Ecke der Schwiegermutter eine Wohnung frei, welche mit ausreichend Vitamin B an die beiden vermittelt wurde. Die Wohnung ist umgeben von Bäumen und Grünflächen, Einkaufsmöglichkeiten sind fußläufig erreichbar und mehrmals die Woche findet ein Markt statt. In dieser Wohnung treffe ich Marina. Sie setzt sich auf einen dunkelbraunen Ledersessel – ich auf das dazugehörige Sofa – umgeben von einer dunkelbraunen rustikalen Regalwand, in der diverse Erinnerungsstücke der letzten Jahrzehnte ausgestellt sind.

Marina lernte ihren zukünftigen Mann während ihres Herbsturlaubs in Tunesien kennen. Er saß beim Frühstück mit ihr am Tisch und sie kamen ins Gespräch. Es war Liebe auf den ersten Blick. Nach dem Urlaub besuchte er, als Angestellter einer Fluggesellschaft, sie oft in der Schweiz. Marina besuchte ihren Freund mit dem Nachtzug in Hamburg. Als es ernst wurde, kam die Diskussion um den Lebensmittelpunkt zwischen Hamburg und Zürich auf. Sie entschieden sich für Hamburg, da es für Marina einfacher war in ihrem Berufsfeld als Pflegerin eine neue Stelle zu finden. Weniger als ein Jahr nach ihrem Kennenlernen zog Marina nach Hamburg. Damals ging alles sehr schnell, aber die Beziehung hat bis heute gehalten.

Über Kontakte des Schwiegervaters fand sie einen Job in einem Pflegeheim, aber bei der Bürokratie ging alles schief. Die Ausländerbehörde setzte einen falschen Stempel und alle anderen Ämter beriefen sich in ihren Entscheidungen darauf. Sie erhielt keine Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung. 1996 gab es noch kein Freizügigkeitsabkommen und viele Einzelheiten im Umgang mit Schweizer*innen waren den Behörden unbekannt. Nach langem hin und her schaltete Marina einen Anwalt ein und die Angelegenheit wurde innerhalb von zehn Minuten geregelt. Der Weg dahin war schwierig; Marina erinnert sich an viele Tage, an denen sie um drei Uhr morgens aufstehen musste, damit sie sich ab sechs in die Schlange vor der Ausländerbehörde stellen konnte. Teilweise wurden niedrige Wartenummern weiterverkauft. Um acht öffnete die Behörde und mit

etwas Glück wurde Marina vor dem Mittag hereingerufen. Es gab bereits Gespräche, ob sie nicht einfach heiraten sollten, damit Marina ihr Aufenthaltsrecht erhalten würde.

In ihrem vorherigen Leben hat Marina keinen Gedanken an Migration verschwendet. Auch Deutschland war nicht wirklich präsent. Die ein oder andere kleine Reise und einen Besuch im Europa-Park in Rust hatte sie unternommen, aber Hamburg musste sie nach der Rückkehr aus Tunesien erstmal auf der Karte suchen. Der Wind, die kalten Sommer und viel Regen, also das typische Hamburger Wetter, und der harte Kern der Hamburger*innen mit ihrem trockenen Humor, waren anfangs gewöhnungsbedürftig. Die Direktheit schockiert sie manchmal heute noch. Gerade im beruflichen Kontext musste sie über ihren eigenen Schatten springen, um sich vom stillen Mäuschen in die leitende Funktion hinein zu entwickeln, und Anweisungen auf die hamburgische Art, also direkt, geben zu können. Bei den älteren Menschen im Heim kam ihre freundliche Art wiederum immer gut an. Gleichzeitig schätzte sie die Offenheit, welche sie innerhalb der Familie und nach einer Eingewöhnungsphase auch bei Freund*innen und Arbeitskolleg*innen fand. Durch eine Reduzierung des Arbeitspensums und einen Wechsel weg vom Schichtdienst hat sie nach 25 Jahren auch mehr Zeit, ihre sozialen Beziehungen zu pflegen und Hamburg zu genießen. Alles in allem läuft das Leben in Hamburg seit langer Zeit unspektakulär gut.

Zurück in die Schweiz zu gehen war nie ein Thema, mittlerweile kommen aber die ein oder anderen Gedanken auf. Das Paar hat keine Kinder, ihr Mann keine Geschwister und der Freundeskreis ist relativ klein. Sind die Schwiegereltern eines Tages nicht mehr da, gibt es wenig, was sie in Hamburg halten würde – vielleicht die Bequemlichkeit; mittlerweile weiß Marina, wie der Hase in Hamburg und in Deutschland läuft, in der Schweiz sähe das wahrscheinlich anders aus. Schöne Natur gibt es rund um Hamburg ebenfalls, die Heiden, die Nord- und die Ostsee.

Statt wie früher mit dem Motorrad Passstraßen entlang und mit den Skiern den Berg hinunter, geht es in Hamburg und in umliegenden Bundesländern mit dem Fahrrad auf die Piste. Marina schätzt die Nähe zum Wasser und den Hamburger Hafen. Am Wochenende findet der Hafengeburtstag mit dem Schlepperballett als Höhepunkt statt. Ob Marina und ihr Mann das Volksfest besuchen, ist noch unklar. Sie müssen am Wochenende die Äpfel ihres eigenen Apfelbaumes im Alten Land südlich der Elbe ernten.

Während sie die Berge nicht vermisst, sieht das bei ihrer Herkunftsfamilie anders aus. Mindestens einmal die Woche möchte sie mit der Familie in der Schweiz telefonieren, um sich über aktuelle Geschehnisse zu informieren oder gemeinsame Urlaube zu organisieren. Sie hat zwei jüngere Geschwister mit jeweils zwei Kindern, alle im Alter zwischen neun und 15 Jahren. Ihr fehlt es, sich einfach mit Familienmitgliedern zum Kaffee treffen zu können. Gegen eine Rückkehr sprechen die Finanzen: Es wäre nicht unmöglich in der Schweiz zu leben, aber definitiv mit einem niedrigeren Lebensstandard verbunden.

Bis auf weiteres begnügen sich Marina und ihr Mann mit Reisen in die Schweiz. Obwohl sie nie in der Schweiz gewohnt haben, fühlt sich ihr Mann in der Schweiz aufgehoben und zugehörig. Vor einer Weile hat sich ihr Mann in der Schweiz einbürgern lassen, das funktioniert ohne Aufenthalt, wenn man mit einer Schweizerin verheiratet ist. Er ist interessiert an der Schweizer Politik und wählt mit Marina bei nationalen Entscheiden. Marina wiederum kann in Deutschland nicht wählen. Sie hatte bisher kein Bedürfnis,

die deutsche Staatsbürgerschaft anzunehmen, auch wenn sie die Möglichkeit zu wählen und den Sinn dahinter durchaus wahrnimmt. Einen wirklichen Vorteil sieht sie im deutschen Pass nicht.

Nachdem ich das Interview beende und meine Aufnahme stoppe, zeigt sich Marinas Neugierde. Sie möchte wissen, was ich bisher herausgefunden habe, ob es anderen ähnlich ergeht wie ihr, und welche ihr unbekannten Erkenntnisse und Probleme Schweizer*innen in Deutschland noch umtreiben. Marina ist seit langem Teil des Schweizer Vereins, aber scheinbar hat sie für ihre Fragen noch nie eine Ansprechperson oder ausführliche Antworten gefunden – oder sie wusste gar nicht, dass sie all diese Fragen mit sich trug. Wie bei anderen Teilnehmenden regen die Fragen neue Denkprozesse an, über die Marina sich selbst noch wenig Gedanken gemacht hat. Aus ihren Gedanken erwachsen neue Antworten auf frühere Fragen; Ergänzungen, neue Perspektiven, tiefergehende Erläuterungen, aber auch gewisse Zweifel an manchen Interpretationen.

Es vergeht eine weitere Stunde, bis der Hunger merkbar wird. Es scheint, als hätte Marina weiteren Bedarf an und Freude am Austausch; sie bietet an, das Gespräch bei einem Mittagessen in einem nahegelegenen Restaurant weiterzuführen. Nach dem Mittagessen folgt ein Kaffee und die Zeit rückt in den Hintergrund. Sechs Stunden nach Interviewbeginn verabschiede ich mich von Marina, da ich mich am späten Nachmittag noch mit einer weiteren Teilnehmerin verabredet habe.

5 Migrationsgründe: Die Suche nach dem besseren Leben?

The puzzle posed by the emigration of the native-born from industrialized countries is more complex, however. Why leave a country where the income level is high, public services are extensive, and the standard of living is the envy of immigrants from less developed countries? (Van Dalen/Henkens 2007: 38)

Migrationsgründe sind viel komplexer als eine einzelne Statistik darstellen kann. Neben bewussten Entscheidungsprozessen fließen unbewusstes Vorwissen und persönliche Präferenzen mit in die finale Entscheidung. Die Migrationsentscheidung wird durch Motivationen, Hoffnungen, Wünsche, aber auch durch Erwartungen und Vorstellungen des Individuums beeinflusst, welche prozesshaft und zirkulär reevaluiert werden. Dazu kommen Zufälle und Entwicklungen, die außerhalb der Kontrolle der Teilnehmenden stehen. In der Darstellung des Samples habe ich versucht einen vereinfachten Überblick zu den Hauptgründen der Migration zu geben. Dieser diene dazu eine grundsätzliche Einordnung meiner Teilnehmenden vorzunehmen. In diesem Kapitel folgt eine tiefergehende Analyse der einzelnen Migrationsgründe, deren Verflechtungen, bewusster Entscheidungsprozesse, äußerer Einflüsse und individueller Präferenzen. Analog zu Moravék (2006: 15) werden individuelle Beweggründe als Auswanderungsmotive und deren Gesamtheit als Auswanderungsmotivation bezeichnet.

Das Hauptmotiv einer Person mag die Arbeit gewesen sein, jedoch begleiten diese Entscheidung meist viele weitere Prozesse. Cai et al. (2014: 17) zeigen, dass sich insbesondere in reichen Ländern ein positives subjektives Wohlbefinden negativ auf Migrationswünsche auswirkt. Es muss also einen bestimmten Anlass dafür geben, dass die Migration überhaupt erst eine Option darstellt. Ist diese Entscheidung gefallen, gibt es weitere Aspekte, welche die Wahl des Zielortes beeinflussen: Jobangebot und Verdienstmöglichkeiten, geringe Einwanderungshürden, Sprache, das Sozialsystem oder soziale Netzwerke, um nur einen kleinen Teil von der Vielfalt der in diesem Kapitel illustrierten Beispiele zu nennen. Dies soll anhand von zwei Personen, die ich interviewt habe, kurz skizziert werden. Hier sei daran erinnert, dass ich die Namen der Interviewpartner*innen pseudonymisiert habe.

Romina war die Schweiz zu eng und sie sehnte sich nach der großen Welt. Dieses Gefühl verstärkte sich nach einem Auslandsaufenthalt außerhalb Europas und einem Umzug innerhalb der Schweiz. Seit ihrer Jugend hatte sie durch die Familie Verbindungen nach Deutschland, was ihr Bild von Deutschland positiv prägte. Dazu kam während des Grundstudiums ein deutscher Partner. Für das weitere Studium suchte sie dann nach einem passenden fachlichen Schwerpunkt, welchen sie in Hamburg fand. Als sie Hamburg besuchte und von der Stadt fasziniert und beeindruckt zurückkehrte, kamen viele Faktoren zusammen, welche die Migrationsentscheidung positiv beeinflussten. Der Hauptgrund für ihre Migration war das Studium, alle anderen Aspekte trugen jedoch dazu bei, dass Romina dieses Studium im Ausland, in Deutschland und spezifisch in Hamburg durchführte.

Dana hatte vor ihrer Migration wiederum keinerlei Beziehungen in die Schweiz. Der auslösende Faktor der Migration war das Ende einer Beziehung. Um dieser negativen Erinnerung zu entgehen, wollte sie ihre Heimatstadt in Nordrhein-Westfalen verlassen. Aus »Jux« sendete sie eine von vielen Bewerbungen in die Schweiz, erhielt prompt eine Einladung zu einem Bewerbungsgespräch und in der Folge auch den Job. Auf den ersten Blick überzeugte sie der Arbeitsplatz und sie zog kurz darauf ohne große Vorbereitung in die Schweiz. Sie war damit eine von vielen Pflegekräften, welche es aus Deutschland in die Schweiz zog, um den Fachkräftemangel in der Branche abzudecken. Dies war jedoch nie ihre Intention; sie hatte per Zufall diese Stellenausschreibung gesehen.

Diese zwei Beispiele zeigen die Verflechtungen verschiedener Faktoren, welche die Migrationsentscheidung maßgeblich beeinflussen. Darüber hinaus handelt es sich in allen Fällen um eine biographische Rekonstruktion vergangener Ereignisse aus heutiger Perspektive. Einerseits verändern sich Erinnerungen mit der Zeit, andererseits färbt die gegenwärtige Perspektive die Vergangenheit. Durch die Rekonstruktion ist oftmals auch die Chronologie nicht mehr intakt und mehrere Gründe und Ereignisse werden in einer diffusen Zeitspanne vermischt. Es ist daher in den meisten Fällen schwierig zwischen einem auslösenden Ereignis und der Motivation zu unterscheiden. Zwar kann die vorliegende Arbeit aus verständlichen Gründen keine konkreten Aussagen dazu machen, welcher Aspekt bei den Teilnehmenden dazu geführt hat, dass sie migriert sind, während andere Menschen in ähnlicher Situation diesen Schritt nicht vollzogen haben. Jedoch werden in den späteren Kapiteln Hürden und individuelle Beweggründe thematisiert, welche die Entscheidungsprozesse konkret beleuchten.

In den folgenden Teilkapiteln analysiere ich verschiedene Faktoren, welche für die Migration von Deutschen und Schweizer*innen relevant sind. Darauf folgend stelle ich vier Kategorien von Migrationsmotiven dar: berufliche Motive, Beziehungsaspekte, lokale Aspekte sowie eine Sammelkategorie aus Neugierde, Abenteuer und Zufall. Auch wenn die einzelnen Kapitel mit singulären Migrationsmotiven betitelt sind, gilt auch hier, dass den Entscheidungen der Teilnehmenden niemals nur ein einziges Motiv zugrunde liegt. Damit einher gehen auch diverse Push- und Pull-Faktoren, welche beim gleichen Hauptmigrationsgrund sehr unterschiedlich ausfallen können. Auch die persönlichen Faktoren variieren stark. Ein Grund dafür liegt in den unterschiedlichen demographischen Faktoren, wie z.B. Alter und der Familienstand. Eine wichtige Aufgabe bei der Analyse der initialen strukturellen und persönlichen Faktoren ist daher auch

mögliche Korrelationen zwischen demographischen Aspekten und Migrationsgründen auszuarbeiten.

5.1 Strukturelle und individuelle Faktoren

Ethnographic accounts especially have revealed a narrative of escape permeating migrants' accounts of the decision to migrate, further emphasised by their negative presentations of life before migration. [...] The fundamental features of the different lifestyles sought thus include the re-negotiation of the work-life balance, quality of life, and freedom from prior constraints. Through these strategies of reorientation, the migrants seek the greater good in life, however that might be perceived. Lifestyle migration is thus a search, a project, rather than an act, and it encompasses diverse destinations, desires and dreams (Benson/O'Reilly 2009: 609–610).

Ob meine Teilnehmenden unter den Begriff der hier beschriebenen Lebensstilmigration fallen, gilt es im Zuge der folgenden Abschnitte unter den von Benson und O'Reilly genannten Aspekte zu eruieren. Wie für weltweite Migration gilt: Für unterschiedliche Altersgruppen sind unterschiedliche Faktoren relevant. Da mit steigendem Alter meist auch eine stärkere Einbettung in der Heimat erfolgt, nimmt die Migrationswilligkeit grundsätzlich ab. In jungen Jahren nehmen Menschen eher Risiken in Kauf, sind offen für Abenteuer und finden sich weniger mit schlechten Lebensumständen ab. Mit steigendem Alter gehen jedoch wiederum Fragen der Zukunftsgestaltung nach dem Arbeitsleben einher (Belot/Ederveen 2012: 1080; OECD 2015: 81–85). Das Geschlecht und die Bildung spielen insofern eine Rolle, als dass im regionalen Setting dieser Studie ein hoher Anteil Frauen und Menschen mit hoher Bildung migrieren. Der Familienstand entscheidet meist nur, ob sich Menschen für oder gegen die Migration entscheiden, er ist nicht bzw. sehr selten ausschlaggebend für die dahinterliegende Motivation.

Der Kontext meiner Forschung schränkt den Rahmen so weit ein, dass es sich um Migration von vornehmlich gut gebildeten deutschen und schweizerischen Staatsbürger*innen handelt. Zwischen den beiden Gruppen und den Heimat- und Zielländern gibt es viele strukturelle Ähnlichkeiten, daher greifen auch ähnliche Push- und Pull-Faktoren. Bei beiden Gruppen entfallen wiederum Push-Faktoren, welche üblicherweise mit ärmeren Ländern oder Konfliktregionen einhergehen. Anwendbar sind sozioökonomische Gründe, wie z.B. Arbeitslosigkeit sowie fehlende Infrastruktur. Bei den Pull-Faktoren findet man ähnliche begünstigende Faktoren wie Sicherheit, Frieden und gute wirtschaftliche Grundlagen. Konkret sind es gute Arbeitschancen und Verdienstmöglichkeiten, eine ausgebaute Infrastruktur mit hoher sozialer Sicherheit sowie soziale Netzwerke, aber auch politische Gründe wie eine die Immigration begünstigende Einwanderungspolitik und eine gute Sicherheitslage. Im Rahmen dieser Arbeit besonders relevant sind unterschiedliche Migrationsgründe, welche bei Teilnehmenden aus einem Heimatland übermäßig oder ausschließlich vorhanden sind. Dies ist insbesondere der Fall bei der von mehreren Deutschen geäußerten Perspektivlosigkeit, bei schweizerischer Altersmigration und der Migration an spezifische Orte. Die in diesem Kapitel dargestellten Narrative der Teilnehmenden zusammen mit den demographischen Daten erlauben ei-

ne erste vorsichtige und nicht abschließende Zuordnung gewisser Gruppen zu bestimmten Milieus (Barth/Flaig/Schäuble 2023).

Für deutsche Migrant*innen war das Freizügigkeitsabkommen mit der Schweiz, welches 2002 in Kraft getreten ist, und die wegfallende Hürde ein wichtiger Faktor, welcher auf politischer Ebene die Immigration in die Schweiz erleichtert hat. Dies sieht man auch an den stark steigenden Migrationszahlen in den darauffolgenden Jahren. Zwar ist die deutsche Wirtschaft als Ganzes größer, für das Individuum sind aber oftmals Faktoren wie die Kaufkraft und der Lebensstandard wichtiger, welche in der Schweiz besser ausfallen¹. Diese Kombination mit einem Fachkräftemangel in ähnlichen Branchen begünstigte die Migration von Deutschland in die Schweiz. Für Schweizer*innen gilt die Freizügigkeit ebenso, jedoch entfallen die genannten ökonomischen Pull-Faktoren. Das heißt nicht, dass in die eine Richtung lediglich strukturelle und in die andere Richtung rein individuelle Gründe vorhanden sind. Auch bei deutschen Migrant*innen nehmen individuelle Auswanderungsmotive seit den 1970er-Jahren eine bedeutendere Rolle ein (Moravek 2006: 18).

Neben den Push- und Pull-Faktoren gibt es weitere strukturelle Aspekte, welche als wegfallende Hindernisse die Migration begünstigen. So existieren in Deutschland und der Schweiz diverse historische und soziokulturelle Ähnlichkeiten. Dies sind keine Gründe, aus dem Heimatland ins Zielland zu migrieren, sie vereinfachen jedoch die Transition und senken damit die Hürden bei der Entscheidung zur Migration. Gursoy und Badur (2021) zeigen, dass fehlende bzw. geringe Hürden bei der Migration zu einem Anstieg an Emigration führen, da die Rahmenbedingen im Zielland in individuellen Fällen besser sein können: »[L]ack of barriers results in large emigration even if the home country has better socioeconomic status in general, due to the fact that individual utilities might differ from the overall utility difference« (Gursoy/Badur 2021: 9). Bei der Emigration aus der Schweiz muss darauf geachtet werden, welche Ressourcen und Mittel im individuellen Vergleich zwischen beiden Ländern relevant sind.

Im konkreten Migrationsprozess treffen strukturellen Rahmenbedingungen auf individuelle Entscheidungsprozesse sowie unbewusste und teilweise irrationale Annahmen (Lee 1966: 52; Moravek 2006: 32). Förderlich für die Migration sind auf individueller Ebene eine offene Persönlichkeit, frühere Migrationserfahrungen, schwache soziale Beziehungen im Heimatland sowie die subjektive Wahrnehmung der Realisierbarkeit und des Zeitpunktes der Migration (Canache et al. 2013: 354; Lee 1966: 55; Moravek 2006: 42). Genau diese Balance zwischen individuellen Beweggründen und strukturellen Aspekten erklärt, wieso die Teilnehmenden meiner Studie die Migration in ein neues Land unternehmen haben.

1 Die Kaufkraft der Schweiz liegt seit Jahren weit über der von Deutschland (derzeit 40.739 zu 23.637 Euro) (GfK 2021). Das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf lag 2020 in der Schweiz bei 86.849 US-Dollar, in Deutschland bei 45.732 US-Dollar. Auch kaufkraftbereinigt zeigt sich ein ähnliches Bild. Die Schweiz liegt bei 72.873 Dollar und Deutschland bei 54.075 Dollar (International Monetary Fund 2022).

5.2 Berufliche Motive: Von Handwerkern, Akademiker*innen und einem Clown

[I]ch wollte einfach ein bisschen mehr vom Leben als nur meine Versicherung zahlen, mein Auto zahlen, meine Miete zahlen, zweimal im Monat einkaufen gehen und vielleicht einmal wegzugehen oder ins Kino zu gehen. Ich wollte einfach mehr (Lisa, 33/DE, vgl. 6.3.6.).

Die berufliche oder wirtschaftlich motivierte Migration war in den Medien und auch der sozialwissenschaftlichen Literatur in den letzten Jahren allgegenwärtig. Unter den Schlagworten Brain-Drain (Mayr, K./Peri 2009), Brain-Gain« (Müller-Jentsch 2008), »Wirtschaftsflüchtlinge« (Bartels 2021) u.v.a.m. diskutieren politische und wirtschaftliche Akteur*innen sowie Medien und die Gesellschaft über die Kosten, den Nutzen und die gesellschaftlichen Konsequenzen von Migration. Mehr noch als bei politischen oder Kriegsgeflüchteten wird bei ökonomisch motivierten Migrant*innen immer wieder darüber debattiert, ob diese überhaupt das Recht haben sollten, einzuwandern.

Das Narrativ von Wirtschaftsflüchtlingen ist auch bei den Teilnehmenden präsent, sowohl als Identifikation als auch als Distanzierung: *»Ich bin ja wie gesagt der Liebe wegen hergekommen und kein Wirtschaftsflüchtling«* (Paul, 53/DE, vgl. 5.3.2.). Die Aussicht auf bessere Perspektiven und bessere Verdienstmöglichkeiten ist der Kernpunkt bei vielen Interviewpartner*innen, welche aus beruflichen Gründen ihr Land verlassen haben. Andererseits scheint bei den Beteiligten der Konsens zu herrschen, dass niemand Deutschland oder die Schweiz, zwei westliche Wohlstandsgesellschaften, aus ökonomischen Gründen zwangsläufig verlassen muss.

Im Rahmen meiner Forschung setzt sich die berufliche Motivation auf struktureller Ebene aus sozioökonomischen Push-Faktoren und überwiegend ökonomischen und politischen Pull-Faktoren zusammen. Die relevanten Push-Faktoren sind hauptsächlich Arbeitslosigkeit, geringes Einkommen und Perspektivlosigkeit in der Heimat. Soziale Ungleichheit, hohe Abgaben und, vermehrt im ländlichen Raum, eine fehlende Infrastruktur tragen einen Teil zu den genannten Faktoren bei. Bei den Pull-Faktoren dominieren konsequenterweise ökonomische Faktoren wie der höhere Verdienst und die besseren Jobmöglichkeiten. Politische Faktoren bilden den Rahmen, welcher die Migration begünstigt, so z.B. legale Migrationswege, Rechtssicherheit, Frieden und persönliche Freiheit. Zu einem gewissen Teil sind auch demographische und gesellschaftliche Pull-Faktoren relevant, wie z.B. der Arbeitskräftemangel und das Bildungsangebot.

Soziale Netzwerke ergänzen die berufliche Motivation um eine wichtige Komponente (Gursoy/Badur 2021: 9). Sie stellen zwar oftmals nicht die Motivation hinter der Migration dar, beeinflussen aber die initiale Entscheidung. Dabei handelt es sich meist um berufliche Netzwerke, welche u.a. direkt durch die Vermittlung von Stellen oder Abwerbung oder indirekt mit dem Wissen zum Arbeitsmarkt und beruflichen Möglichkeiten auf die Entscheidung der Teilnehmenden eingewirkt haben. Darüber hinaus sind auch private Netzwerke förderlich, da sie den Teilnehmenden das Zielland oder den Zielort näherbringen und mögliche Hürden abbauen können, welche beim Migrationsprozess aufkommen.

In beiden Samples finden sich Personen, die durch eine neue Arbeitsstelle einen Karriereschritt erzielen konnten. Dies lässt sich sowohl bei Mitarbeiter*innen in ausführenden Tätigkeitsfeldern, bei Führungspositionen wie auch bei Akademiker*innen konstatieren. Hinzu kommen in beiden Samples Menschen, welche einer beruflichen Um- bzw. Neuorientierung nachgingen. Im Falle der deutschen Teilnehmenden war der zukünftige Beruf meist konventioneller Natur, während die Schweizer Teilnehmenden tendenziell in spezifischen Nischen, wie z.B. der Schifffahrt oder der Schauspielerei, ihr Glück suchten. Eine fehlende berufliche Perspektive in der Heimat benannten nur deutsche Teilnehmende als Migrationsgrund.

Ich habe die berufliche Motivation in der Darlegung dreigeteilt. Zuerst gehe ich Beispielen nach, welche sich durch eine berufliche Perspektivlosigkeit in der Heimat charakterisieren. Danach folgen Beispiele von Teilnehmenden, für welche die Migration mit einer beruflichen Aufstiegsmöglichkeit verbunden war. Zuletzt erfolgt die Darstellung von beruflicher Umorientierung und einzigartigen Karriereoptionen, welche aufgrund ihrer Lokalisation eine Migration nahelegten. Allen drei Kategorien liegen zusätzliche Implikationen zugrunde, auf welche ich in den jeweiligen Abschnitten näher eingehen werde.

5.2.1 Perspektivlosigkeit im Heimatland

In Ostdeutschland hätte ich 900 Mark Netto verdient und in der Schweiz war mein erster Lohn 3050 Franken, und da habe ich nicht lang überlegt (Eric, 41/DE).

Wie erwähnt findet sich eine berufliche Perspektivlosigkeit als Motivation nur im deutschen Sample wieder. Teilnehmende, welche von einer Perspektivlosigkeit sprachen, sahen im Heimatland oder zumindest in ihrer Region keine Optionen mehr. Die zugrundeliegende Motivation und der Auslöser sind jedoch unterschiedlich bei Teilnehmenden, die im Zielland Aufstiegsmöglichkeiten sehen, und solchen, die im Heimatland keine Perspektiven sehen. Bereits an der Formulierung wird der unterschiedliche Referenzrahmen deutlich: Die einen orientieren sich am Zielland, die anderen am Heimatland. Dementsprechend ist die Wahrnehmung der Heimat bei zweiteren vermehrt negativ. Mit der negativen Sicht des Lebens vor der Migration entsprechen die Teilnehmenden auch der Definition von Lebensstilmigration (Benson/O'Reilly 2009: 609–610).

Die Wahrnehmung von Perspektivlosigkeit ist keinesfalls objektiv oder universell. Was für manche Menschen als akzeptabel gilt, mag für andere das Gegenteil darstellen. So haben Sozialhilfeempfänger*innen oft eine niedrigere Migrationsbereitschaft, da sie durch die Migration ihren Anspruch verlieren könnten (Belot/Ederveen 2012: 1080). Charakteristisch für diese Teilnehmenden ist ihre eigene Wahrnehmung und Beurteilung ihrer Situation, bei der sowohl die gegenwärtige Situation als auch erwartete Zukunftsentwicklungen relevant werden: »[T]he future socioeconomic state of the country is more important than the current state in retaining the skilled workers at home« (Gursoy/Badur 2021: 9). Eine negative Beurteilung der Zukunft führt dazu, dass Ausharren keine sinnvolle Option darstellt. Je stärker die Wahrnehmung der Perspektivlosigkeit ist, desto höhere Widerstände und Hürden überwinden die Migrant*innen.

Auffallend sind demographische Ähnlichkeiten dieser Teilnehmenden: Die überwiegende Mehrheit waren zum Zeitpunkt der Migration junge Männer aus den neuen Bundesländern. Nach einer Ausbildung in handwerklichen Berufen waren sie mehrere Jahre in diesen tätig. Die meisten hatten keine vorherige Migrationserfahrung und kamen unmittelbar aus der Region, in welcher sie aufgewachsen waren. In diesem Kapitel stelle ich Fallbeispiele vor, welche in drei Kategorien fallen: 1) Teilnehmende, welche mit ihren Arbeitsbedingungen und insbesondere der Vergütung unzufrieden waren, 2) Teilnehmende, welche in (naher) Zukunft einen (neuen) Job finden mussten, und 3) Teilnehmende, welche bereits arbeitssuchend waren.

Henning ist der einzige Teilnehmende in dieser Kategorie mit vorheriger Migrationserfahrung. Er lebte und arbeitete als Anlagenmechaniker für Sanitär-, Heizungs- und Klimatechnik² in Sachsen-Anhalt. 2002 fand er durch eine Arbeitsvermittlung seinen Weg in die Niederlande, wo die Arbeitsbedingen und die Bezahlungen in seiner Branche besser waren. 2010 endete seine Zeit in den Niederlanden und er kehrte zurück nach Deutschland. Auch in den acht Jahren seiner Abwesenheit hatten sich die Bedingungen in Deutschland, insbesondere in Ostdeutschland, nicht verbessert. Henning weigerte sich, in Deutschland unter den vorherrschenden Bedingungen zu arbeiten. Der Lohn, so sagt er, habe gerade so ausgereicht zum Überleben. Insbesondere in seiner ländlichen Herkunftsgemeinde sah er keine Zukunft. Die Entwicklung sei eindeutig gewesen: Die Innenstädte seien verödet, Restaurants und Kneipen kaum noch vorhanden gewesen, und die Anbindung an den öffentlichen Verkehr habe sich stetig verschlechtert. Henning wohnte in einer schrumpfenden Gemeinde, wie es sie im früheren Ostdeutschland gerade nach der Wende vielfach gab (vgl. Ringel 2020 zu Hoyerswerda).

Henning hadert bis heute nicht nur mit den Arbeitsbedingungen und den demographischen Entwicklungen, er hadert mit Deutschland, der Politik, die seit Jahren nichts für die Menschen in seiner Region getan hätte. »*Ich geh doch nicht arbeiten für diesen scheiß Staat, ich geh arbeiten für mich*« (Henning, 53/DE). Zu viel seines geringen Lohns würde als Steuer an einen Staat gehen, der dieses Geld nicht für die Menschen investiert. Damit ist Hennig nicht allein: Eine Untersuchung von Prognos (2007: 27) unter Ausgewanderten zeigt, dass über ein Drittel der Fach- und Führungskräfte sowie über die Hälfte der Angestellten die Höhe von Steuern und Abgaben als Auswanderungsmotiv nennt.

Das Einzige, was noch für seine Heimat sprach, waren die seit der Kindheit bestehenden sozialen Verbindungen. Er war in einer festen Partnerschaft und hatte viele Freunde. Die sozialen Gründe allein reichten jedoch nicht aus. Über dieselbe Arbeitsvermittlung, welche ihm den Weg in die Niederlande bereitete, fand er 2010 den Weg in die Schweiz. Zu diesem Zeitpunkt war er bereits 43 Jahre alt. Seine Beziehung zur Schweiz war und bleibt nüchtern: Hauptsache viel Geld verdienen. Solange es geht, im Idealfall bis zur Rente, will er dort arbeiten und möglichst viel Geld ansparen. Der Lohn ist um ein Vielfaches besser als in Deutschland, die Steuern sind niedriger und durch Gemeindesteuern wird sein Geld in lokale Projekte investiert, die für ihn greifbar sind.

2 Dies ist die offizielle Berufsbezeichnung für den umgangssprachlich oft als Klempner bezeichneten Beruf in Deutschland. In der Schweiz handelt es sich hier um den Spengler. Henning selbst bezeichnet sich als Sanitärmonteur.

Und dennoch: Mit den Menschen kommt er auch nach zehn Jahren nicht klar. So paradox es klingen mag: Deutschland ist und bleibt seine Heimat, die Schweiz bezeichnet er ungern überhaupt als Zuhause.

Auch **Jan** erfuhr die Konsequenzen des demographischen Wandels. Jan war mit 25 Jahren bereits einige Jahre als Plattenleger in Sachsen-Anhalt tätig. Im Vergleich zu anderen Arbeitgebenden bezahlte seine Firma gut, sie konnte ihn jedoch aufgrund schlechter Auftragslage in naher Zukunft nicht mehr beschäftigen. Jan suchte monatelang vergeblich nach einer neuen Arbeitsstelle in der Region. Selbst wenn er eine neue Stelle gefunden hätte, wären die Arbeitsbedingungen für ihn keinesfalls zufriedenstellend gewesen. Dazu kamen finanzielle Probleme seiner Eltern, die in einer Zwangsversteigerung des Elternhauses endeten. Da er ebenfalls in dem Haus wohnte, blieb ihm keine andere Wahl, als umzuziehen. Infolgedessen zog er auch einen Umzug in die Ferne in Betracht.

In dieser Zeit erzählten ihm zwei Freunde, welche seit zwei Jahren in der Schweiz lebten, von ihren Erfahrungen. Beide waren der Meinung, die Schweiz würde für Jan gut passen. Kurz darauf suchte er nach Jobs in der Schweiz und bewarb sich per E-Mail. Geplant war zwei Jahre lang gut zu verdienen und dann nach Deutschland zurückzukehren. Zehn Minuten später erhielt er einen Anruf aus der Schweiz mit einem Angebot. Zeitrahmen? Sofort. Jan hatte sich bei mehreren Temporärbüros (Zeitarbeitsfirmen) gemeldet, welche sich alle ebenso schnell zurückmeldeten. Plötzlich war Jan in der Situation, dass er mehrere Angebote ablehnen musste. Das erste Temporärbüro hatte bereits gewonnen und seine Zusage erhalten.

2006 zog er in die Schweiz. Ohne große Vorbereitung – seine beiden Freunde hatten ihm bestätigt, dass er keine Probleme in der Schweiz erwarten müsste: »*Einfach ins Auto steigen und losfahren ohne viel überlegen, so hab ich's dann auch gemacht*« (Jan, 39/DE). Bei der Organisation und ab dem ersten Tag erhielt Jan Hilfe vom Temporärbüro. Von 12 Mitarbeitenden waren sechs aus Deutschland, entsprechend einfach fiel es ihm, Anschluss zu finden. All das geschah vor 14 Jahren.

Jan behielt den deutschen Arbeitsmarkt im Blick, jedoch wurden die Arbeitsbedingungen über die Jahre nicht signifikant besser. Die Konkurrenz war in Deutschland viel höher als in der Schweiz: »*[E]s haben zu viele angestanden an meinem Job in Deutschland, die Arbeit brauchten, und damit steigt der Lohn einfach nicht*« (Jan, 39/DE). Er verglich den Lohn jeweils mit der Teuerung, um ein Bild vom Lebensstandard zu erhalten. »*Dann war irgendwann der Fall für mich klar, dass ich nicht mehr zurückgehen kann, dass es nicht möglich ist vom Lebensstandard her*« (Jan, 39/DE). Die Lebensbedingungen, die seine initiale Perspektivlosigkeit ausgelöst hatten, blieben unverändert – die Hinzunehmen war er nicht mehr bereit.

Auch bei **Eric** stand in naher Zukunft das Ende seiner Anstellung an: Er war 1997 fast fertig mit seiner Ausbildung. Eric hatte nach der Wende in Ostdeutschland bereits Schwierigkeiten gehabt eine Lehrstelle zu finden, mit zukünftigen Arbeitsplätzen sah es nicht erfolgsversprechender aus. Bereits während seiner Ausbildung als Koch wurden den Auszubildenden immer wieder Arbeitsorte in der Schweiz und Österreich vorgestellt. Der Gedanke, für die Arbeit wegzuziehen, wurde auf diese Art nicht nur über eine längere Zeit kultiviert, er ist in dem Berufsfeld auch inhärent.

Aufgrund der unterschiedlichen Verdienstmöglichkeiten beschränkte Eric seine Jobsuche von Anfang an auf die Schweiz und Österreich und entschied sich letzten Endes

für die Schweiz. Zur Auswahl standen St. Moritz, Gstaad und Zermatt – Orte, die Eric auch mit einer pittoresken Landschaft beeindruckten und in starkem Kontrast standen zu seiner Heimatstadt Leipzig. Alle drei gelten als luxuriöse Urlaubsorte mit hochwertiger Gastronomie. Für Eric war dies ein wichtiger Grund; er wollte Karriere machen, vorwärts kommen im Beruf und im Leben, und diese Möglichkeit sah er nur in einem wohlhabenden Umfeld.

Direkt nach der Ausbildung kam Eric als 18-Jähriger das erste Mal in die Schweiz. In den ersten Jahren arbeitete er nur als Saisonarbeiter, erhielt also eine Arbeitsgenehmigung für neun Monate. Die restlichen drei Monate kehrte er nach Sachsen zurück und konnte von dem Geld leben, das er in den vorherigen Monaten verdient hatte. Eric lernte die Schweiz zuerst hauptsächlich als Arbeitsort kennen. Durch seinen Beruf sammelte er zwischenzeitlich auch weitere Auslandserfahrung in London und Australien. Er kehrte immer in die Schweiz zurück. In der Zwischenzeit war auch das Freizügigkeitsabkommen zwischen der EU und der Schweiz in Kraft getreten, was ihm einfacher eine längerfristige Aufenthaltsgenehmigung einbrachte. In den letzten 15 Jahren waren diverse Orte in der Schweiz für ihn Arbeits- und Lebensmittelpunkt. Der letzte Karriereschritt war sein eigenes Restaurant, welches er seit 2019 in einer kleinen Gemeinde im Kanton Bern betreibt. Eric sagt, durch seinen Ehrgeiz und seine harte Arbeit habe er sich in der Schweiz eine Perspektive und eine Zukunft geschaffen, welche in dieser Art in Deutschland nicht möglich gewesen wäre.

Besonders deutlich zeigt sich die Perspektivlosigkeit bei den Teilnehmern, welche durch eine Arbeitsvermittlung der Agentur für Arbeit oder des Jobcenters in die Schweiz vermittelt wurden. Sie waren bereits arbeitssuchend gemeldet. Bei der Jobsuche gibt es die Möglichkeit den Suchradius für Arbeitsstellen zu vergrößern und auf das Ausland auszuweiten. Aufgrund der Sprachbarriere in vielen anderen europäischen Ländern ist es schwierig in diese Regionen vermittelt zu werden, während Österreich und die Schweiz nicht nur beliebte, sondern auch naheliegende Ziele für die Arbeitssuche darstellen.

Mein Sample beinhaltet zwei Personen, welche auf diese Art und Weise in die Schweiz vermittelt wurden. Dies mag auf den ersten Blick wenig erscheinen, insbesondere, da eine Perspektivlosigkeit in der Heimat eines der stärksten Motive für eine Migration darstellt³. Es soll hier weder der Eindruck erweckt werden, dass Deutschland hauptsächlich Arbeitssuchende exportiert, noch, dass nur hochgebildete Fachkräfte Deutschland verlassen. Deutsche Arbeitssuchende, welche durch Arbeitsvermittlung den Weg in die Schweiz gefunden haben, stellen eine Minderheit der Migrant*innen dar, sie sind jedoch bei Weitem keine Einzelfälle. Die Teilnehmer, welche im Rahmen einer Arbeitsvermittlung aus Deutschland in die Schweiz vermittelt wurden, teilen die

3 Es gibt keine Zahlen zur Arbeitsvermittlung von Deutschen in die Schweiz, daher lässt sich kein konkreter Prozentsatz angeben. Die Schweiz veröffentlicht Zahlen zu allen Arbeitsvermittlungen, welche jedoch nicht nach Nationalität oder Zeitdauer unterschieden werden, weswegen insbesondere Vermittlungen mit kurzer Dauer übermäßig ins Gewicht fallen. Da eine Arbeitsvermittlung darüber hinaus sowohl für Arbeitstätige als auch für Arbeitssuchende durchgeführt werden kann, sagt die Zahl nichts über die Anzahl vermittelter Arbeitssuchender aus. Zum Zeitpunkt der Migration waren meine Teilnehmenden zudem bereits in der Schweiz angestellt.

Charakteristika der bereits genannten Fälle: Es handelt sich um junge Männer aus Ostdeutschland, welche in handwerklichen Berufen ausgebildet wurden und tätig waren. Sie hatten mehrere Jahre Berufserfahrung, waren flexibel und wollten einen Ausweg aus der empfundenen Perspektivlosigkeit finden.

Tim war vor seinem Umzug in die Schweiz in Sachsen-Anhalt heimisch. Nach mehreren Jahren bei der Bundeswehr war er auf der Suche nach einem neuen Job. Bei der Arbeitsvermittlung gab er neben mehreren skandinavischen Ländern auch Österreich und die Schweiz als mögliche Optionen an. Den Schritt aus seiner Heimat hätte er auf alle Fälle tun müssen; wäre es nicht das Ausland geworden, hätte er vielleicht in Bayern oder Baden-Württemberg eine Stelle finden können. Am Ende kamen mehrere Arbeitsstellen in Österreich und eine Stelle in der Schweiz in die engere Auswahl. Zwei Gründe sprachen für die Schweiz: die Jobs in Österreich waren alle im Tirol, zu weit weg von der Infrastruktur größerer Städte, und die Bezahlung in der Schweiz war besser.

So kam Tim 2007 mit 24 Jahren in die Schweiz. Rekrutiert wurde er als Fahrer für einen Schweizer Getränkehersteller – ein Knochenjob, da er auch dafür zuständig war, die Getränke beim Kunden auszuliefern. Heute beschäftigt die Firma neben dem Chef fast nur noch Ausländer*innen, »weil kein Schweizer mehr den Job machen will für das Geld, was sie jetzt zahlen wollen« (Tim, 37/DE). Auch Tim ist seit längerer Zeit nicht mehr in seinem ursprünglichen Job tätig. Damals, 2007, waren neben Tim noch mehrere Deutsche und einige Schweizer bei der Firma angestellt. Dies half ihm, sich in der Schweiz einzufinden. Die Firma half bei der Bürokratie und stellte für Tim ein Zimmer in einer Wohngemeinschaft zur Verfügung, die er sich mit anderen neu rekrutierten Deutschen teilte. Alles in allem verlief die Migration bei Tim dank der Arbeitsvermittlung problemlos und er startete direkt in seinen Job.

Dass sich Tim vor seiner Migration kaum mit der Schweiz als zukünftigen Arbeits- und Wohnort beschäftigte, hielt einige Nachteile bereit. Er konnte seinen scheinbar besseren Verdienst in der Schweiz kaum sinnvoll einordnen und wurde damit konfrontiert, dass der Alltag in der Schweiz nicht seinen Vorstellungen entsprach. Beide Aspekte findet man bei vielen Deutschen wieder, die in der Zeit von 2002 bis 2010 aus beruflichen Gründen in die Schweiz gezogen sind – so auch bei den anderen Teilnehmenden in diesem Abschnitt.

Wie erwähnt findet man in dieser Kategorie auch viele Menschen mit einer negativen Wahrnehmung des Heimatlandes Deutschland. Die Einordnung der Teilnehmenden in dieses Kapitel geschah unter anderem aufgrund dieser Wahrnehmung, welche dem Heimatland gegenüber negativ und dem Zielland relativ unwissend gegenüberstand. Meist fühlen sich die Teilnehmenden von der Politik nicht ausreichend wahrgenommen oder sie sind der Meinung, dass in der Politik zu viele Fehlentscheidungen getroffen würden. Ressentiments, ein Gefühl des Abgehängtseins, der Wunsch, am Lebensstil der breiten Mitte teilhaben zu wollen, und ein Selbstbild als robuste Durchbeißer sind zentrale Aspekte des prekären Milieus (Flaig/Barth 2023: 22), in welches die hier vorgestellten Teilnehmenden – zumindest vor ihrer Migration – folglich eingeordnet werden können.

Die meisten dieser Interviewpartner hatten keine frühere Migrationserfahrung und lebten in derselben Region, in welcher sie geboren waren. Erst nachdem die beruflichen Nachteile in der Region unausweichlich waren, kam ein Umzug in Frage. Für die meisten Teilnehmenden machte es an diesem Punkt keinen Unterschied, ob sie nach West- oder

Süddeutschland, nach Österreich oder in die Schweiz ziehen würden, da sie in jedem Fall nicht mehr am alltäglichen Leben ihrer Netzwerke teilhaben konnten.

Ein weiterer Aspekt bei der Auseinandersetzung mit dem Zielland ist der Zeithorizont des Aufenthalts. Die Fallbeispiele zeigen meist einen kurzen oder zumindest begrenzten Zeithorizont, was eine intensive Vorbereitung unwichtig scheinen lässt. Ein kurzer Zeithorizont senkt auch die Motivation zur Integration und den Leidensdruck durch fehlende Kontakte. Insbesondere mit den heutigen technischen Mitteln kann man Kontakte aus der Heimat auch aus der Ferne pflegen und ein fehlendes soziales Umfeld im Zielland kompensieren. Grundsätzlich führt ein kurzer oder begrenzter Zeitrahmen jedoch auch dazu, dass die erste Hürde zur Migration geringer ist. Es besteht immer die Option der Rückkehr mit besseren Jobchancen durch längere Berufs- und Auslandserfahrung (Lee 1966: 56). Auch viele große Fragen der Zukunftsplanung stehen nicht zur Debatte, da diese wiederum nach der Rückkehr in der Heimat stattfinden.

5.2.2 Berufliche und finanzielle Aufstiegsmöglichkeiten

Ich habe eine Weiterbildung gemacht, habe noch den MBA [Master of Business Administration] gemacht nebenher und eigentlich aufgrund dessen kam dann die Anfrage von meinem damaligen Arbeitgeber, ob ich nicht die Filiale in Deutschland übernehmen wolle, ob ich da Interesse hätte. Freitag oder Donnerstag habe ich erfahren, dass das eine Möglichkeit ist, habe es dann am Wochenende mit [meiner Frau Livia] besprochen und am Montag haben wir uns entschieden, dass wir gehen (Mario, 44/CH).

Die zweite Kategorie von beruflichen Migrationsgründen betrifft jene Menschen, welche durch die Migration aus einer relativ gesicherten Position einen Schritt vorwärts machen. Dies kann sowohl eine Position auf einer höheren Ebene, also ein hierarchischer Aufstieg, wie auch eine Position auf der gleichen Ebene mit besserer Bezahlung oder mehr Potenzial für die eigene Entwicklung sein. Insbesondere Personal- und Teamverantwortung sind in diesem Rahmen gefragte Fähigkeiten, welche zukünftig zu einer Beförderung führen können. Diese Motive decken sich mit Karriereerwartungen früherer Untersuchungen (Prognos 2007: 26).

Personen, welche durch die Migration einen Karriereschritt gemacht haben, fanden sich in beiden Samples wieder. Aufgrund des asymmetrischen ökonomischen Rahmens bedeuten Beförderungen für Schweizer*innen nach Deutschland nicht automatisch auch finanzielle Vorteile. In die andere Richtung führt diese Dynamik wiederum dazu, dass eine Position auf gleicher Ebene mit gleichen oder erweiterten Kompetenzen mit finanziellen Vorteilen verbunden ist und somit vorteilhafter wird.

Konsequenterweise sind Schweizer*innen oft in Führungspositionen von Firmen zu finden, also im Management oder in der Geschäftsleitung. Deutsche, welche aus dem gleichen Grund migrieren, findet man hingegen auch in rein ausführenden Tätigkeitsfeldern. Ein wichtiger Bereich in beiden Gruppen ist der akademische Betrieb. Die Berufung auf eine Professur stellt die einzige Aufstiegsmöglichkeit in diesem Bereich dar. Sie ist jedoch schwierig zu erreichen, weshalb andere Anreize eine untergeordnete Rolle einnehmen.

Die Interviewpartner*innen dieser Kategorie haben gemeinsam, dass sie meist sehr gut gebildet sind und über umfangreiche Berufserfahrung verfügen. Entsprechend sind diese Teilnehmenden älter als diejenigen, die aus Perspektivlosigkeit migrieren. Insbesondere bei wissenschaftlichen Karrieren sind frühere Auslandserfahrungen meist die Norm, aber auch viele Wirtschaftskarrieren verlaufen zumindest zeitweise international. Bereits im Studium haben viele Teilnehmende internationale Erfahrung durch ein Auslandsstudium oder ein Auslandssemester gesammelt. In meinem Sample handelte es sich dabei meist um Männer; aufgrund fehlender Statistiken zum Berufsstand von Migrant*innen ist jedoch nicht klar, ob dieser Trend in meinem Sample repräsentativ ist.

In diesem Unterkapitel stelle ich die Migrationsgründe von Teilnehmenden dar, welche in der freien Wirtschaft und in der Wissenschaft tätig sind. Ich beginne mit Mario und Livia, die ihren beruflichen Aufstieg als Paar vereinbaren mussten. Es folgen Fabian und Richard, welche als Expats in die Schweiz zogen. Michael und Nikolas sind zwei Personen, die jeweils nach Deutschland bzw. in die Schweiz gezogen sind, um Positionen in einer Geschäftsleitung einzunehmen. Zuletzt stelle ich Janine und Thomas vor, welche aufgrund des Rufs der Universität aus der Schweiz nach Deutschland migriert sind.

Mario und Livia verdeutlichen, dass auch berufliche Aufstiegsmöglichkeiten mit diversen anderen Migrationsmotiven einhergehen. Wie im Eingangszitat deutlich wird, kam der Wechsel nach Deutschland für Mario mit einem Aufstieg in die Geschäftsleitung. Die berufliche Weiterentwicklung war dem Doppelkarrierepaar mit zwei kleinen Kindern stets ein wichtiges Anliegen. Genauso relevant war jedoch die grundsätzliche Mobilität: »Wir fanden es nicht so cool uns ein Leben lang in der Schweiz vorzustellen und ich habe ihm den Auftrag gegeben, weil ich uns das erste Mal weggebracht habe ins Ausland, dass er jetzt den Auftrag hat zu sehen wie wir schnellstmöglich wieder weg kommen« (Livia, 44/CH). Der frühere Auslandsaufenthalt brachte sie in die USA, wo Livia eine Stelle als Postdoktorandin an einer Universität ergatterte – aber auch Mario fand als Ingenieur bald eine Anstellung. Ihr Drang, aus der Schweiz wegzukommen, war nicht in einer negativen Haltung gegenüber ihrem Heimatland begründet. Vielmehr wollte das Paar Neues erleben, in andere Welten und Kulturen eintauchen und ihr Leben in vollen Zügen leben⁴. Dieses Abenteuer wollten die beiden aber keinesfalls überstürzt und ohne die nötige Sicherheit wagen: »Je blöder ich tue im Leben, desto größer ist die Gefahr, dass ich weniger Lebenszeit habe und irgendetwas cooles machen kann« (Livia, 44/CH). Entsprechend suchten sie eine passende Gelegenheit, welche sich erst mehrere Jahre später in Berlin präsentierte. Berlin stellte sich Livia als »Schmelzpegel von allem Spannenden in Europa« (ebd.) vor, entsprechend groß war ihre Vorfreude. Auch Mario kannte Berlin, abgesehen von einem Besuch mehrere Jahrzehnte zuvor, hauptsächlich aus Medienberichten. Mario sagte zu, bevor er Berlin ein weiteres Mal besucht hatte.

Fabian wurde 2009 aus Deutschland in die europäische Konzernzentrale seiner Firma in der Schweiz befördert. Bei der Firma hatte er bereits seine Ausbildung absolviert und wurde danach übernommen. Weitere Jahre später wechselte der Besitz der Firma,

4 Aus diesem Grund entschied sich Mario gegen eine Entsendung als Expat, obwohl ihm diese Option offenstand. Er wollte den neuen Lebensmittelpunkt nicht als vorübergehend versetzter Mitarbeitender erleben, sondern vollständig in die örtlichen Strukturen eintauchen – inklusive des Sozialsystems und all dessen, was zum tatsächlichen Leben an einem Ort gehört.

welcher mit einer neuen Konzernzentrale in der Schweiz einherging. Fabian nahm seine Firma als sehr fordernd, aber auch entsprechend fördernd wahr. Dies passte laut Fabian sehr gut zu ihm, da er immer gern Verantwortung für übergeordnete Aufgaben übernahm. *»Ich habe immer wieder Probleme gehabt, [...] dass ich nicht gerne stur Befehle befolge, sondern ich möchte gern verstehen wieso und weshalb und ich möchte auch die Möglichkeit haben in gewisser Weise darüber zu diskutieren, also auch Entscheidungen mitzutragen«* (Fabian, 44/DE). Wichtig war Fabian die Mitbestimmung in der Firma und die Möglichkeit, in seiner Karriere fortzuschreiten. Fabian suchte aktiv nach Möglichkeiten sich einzubringen und fand seine Chance, als er bei einem weltweiten Treffen der Firma einen Vortrag halten durfte, welchen auch der Vizepräsident sah. Zusätzlich zur früheren Mitarbeit in internationalen Projekten führte dies zu einem Stellenangebot aus der Konzernzentrale. Nach einem erfolgreichen Bewerbungsgespräch kam Fabian mit 33 Jahren in die Schweiz.

Fabian war schon vorher offen für neue Angebote, er hatte zeitweilig die Option nach Australien zu gehen und auch im asiatischen Raum eröffneten sich Möglichkeiten. Es gab jedoch zu viele Gründe, die dagegensprachen: Zu weit weg, zu anders, nicht die richtige Position, nicht das richtige Feld. Die Stelle in der Schweiz hatte genau die richtige Kombination zu bieten. Die Schweiz versprach ausreichend Ähnlichkeit und die Arbeitsstelle lag nah an seinem bisherigen Arbeitsort in Baden-Württemberg. Der Hauptgrund war jedoch, dass er sich bei seinem neuen Job mehr einbringen konnte und er für die Zukunft weitere Aufstiegschancen sah. Beim Einstieg in der Schweiz unterstützte ihn seine Firma, indem sie bei der Beschaffung der Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis und der Wohnungssuche half. Über die Arbeit hinaus hatte Fabian sich nicht allzu sehr mit der Schweiz beschäftigt. Da er auch in seinem neuen Job sehr eingebunden war, änderte sich daran erstmal nichts.

Richard ist ein *»echter Regensburger«* (Richard, 53/DE) und war der Stadt zeitlebens treu. Er wurde in Regensburg geboren, wuchs dort auf, studierte und arbeitete in der Stadt. Er arbeitete als diplomierter Ingenieur bei einer internationalen Firma und war mit seinem Leben zufrieden. Das einzige Problem: Ohne Auslandserfahrung war es irgendwann unmöglich, innerhalb der Firma weiter aufzusteigen. Dazu kam, dass auch andere Optionen innerhalb Deutschlands zum Teil weiter entfernt waren als eine Arbeitsstelle im nahen Ausland. Richard war gerne im Ausland unterwegs und als Single eigentlich sehr flexibel, was seine Lebensgestaltung anging.

Da Richard bei einem international tätigen Unternehmen arbeitete, war die Lösung entsprechend simpel. Es gab ausreichend Möglichkeiten, innerhalb der Firma für einige Jahre an einem anderen Standort zu arbeiten. Diese Option wählte Richard, als er 2002 mit 35 in die Schweiz kam. Seine Anstellung lief weiterhin im deutschen System, aber die Vergütung war an Schweizer Lebenshaltungskosten angepasst. Der Vertrag lief für drei Jahre mit der Option auf eine Verlängerung bis zu fünf Jahren. Während dieser Zeit hätte er in Deutschland Jobsicherheit gehabt, d.h. seine Firma hätte ihm bei seiner Rückkehr einen Job anbieten müssen. Mit dem Wechsel in die Schweiz als Expat ergaben sich für ihn viele Vorteile und wenig Risiken oder Nachteile. Die Firma kümmerte sich zusätzlich um das Meistern vieler bürokratischer Hürden und machte das Ankommen einfacher. Durch den Einstieg in einer internationalen Firma waren auch soziale Bezie-

hungen schneller geschlossen. Zusätzlich hielt Richard den Kontakt zu seiner Heimat aufrecht: Besuche bei Freund*innen und Familie waren keine Seltenheit.

Dadurch, dass Fabian und Richard beide bei der jeweils selben Firma geblieben sind, haben sie den gesamten Prozess über eine Begleitung gehabt und kannten ihren neuen Arbeitsplatz bis zu einem gewissen Grad. Selbstverständlich ist die Arbeitskultur nie völlig identisch und mit neuen Arbeitskolleg*innen ergeben sich auch neue Dynamiken. Als Mitarbeiter ohne Führungsposition oder Personalverantwortung konnten sie sich aber in bestehende Strukturen einfügen. Anders war dies bei den folgenden zwei Beispielen, bei denen meine Interviewpartner die Geschäftsleitung übernahmen. Dies machte sie auch in gewisser Weise verantwortlich für die Aufrechterhaltung der Strukturen – und mehr noch, sie erhielten die Möglichkeit diese zu ändern.

Michael war vor seinem Umzug nach Deutschland erst bei einer großen Schweizer Firma beschäftigt und dann als Berater tätig. Während dieser Tätigkeit wurde er von einem Headhunter kontaktiert, der ihm ein Angebot für eine Position als Geschäftsführer in Hamburg machte. Michael war weder auf der Suche nach einem anderen Job noch nach einem Ortswechsel. Trotzdem betrachtete er die Stelle genauer und kam zum Schluss, dass es für ihn, rein beruflich, ein gutes und passendes Angebot war. Michael traf diese Entscheidung jedoch nicht allein, sondern mit seiner Frau und zwei Kindern. Sein Sohn war zu diesem Zeitpunkt 15 und seine Tochter 13 Jahre alt, beide waren also in einem Alter, wo die Migrationsentscheidung viele Konsequenzen mit sich brachte. Seine Tochter begleitete ihn daher auch auf einer Reise nach Hamburg, damit sie eine bessere Vorstellung von der Stadt bekommen konnte⁵. Die ganze Familie sollte gemeinsam die Entscheidung treffen nach Hamburg zu gehen, nicht nur der Vater.

Die Familie hatte bereits frühere Auslandserfahrung gesammelt und war der Option gegenüber erneut offen. Um den Schritt tatsächlich zu wagen, mussten jedoch mehrere Faktoren zusammenkommen. Einerseits stellte diese neue Stelle für Michael einen merklichen Karrieresprung dar. Andererseits passte auf den ersten Blick auch das Umfeld für die ganze Familie. Den großen Hinderungsgrund, ein negatives Bild der deutschen Schulbildung, umging die Familie mit einer internationalen Schule.

Nikolas erhielt eines Tages von einem langjährigen früheren Kollegen das Angebot, seine Nachfolge in der Schweiz zu übernehmen. Nikolas wohnte in jener Zeit in Nordrhein-Westfalen, war bereits 50 und verheiratet. Dementsprechend traf er die Entscheidung, den Wohnort und den Job zu wechseln, nicht mit leichtem Herzen. Da sowohl er als auch seine Frau eine gewisse Unzufriedenheit in ihrem damaligen Job spürten, entschied sich Nikolas dafür, dem Angebot eine Chance zu geben: »Dann haben wir gesagt, ich guck mir das mal an. Und vier Wochen später habe ich hier angefangen« (Nikolas, 55/DE). Nikolas hatte in der Schweiz bereits einen Teil seines Studiums absolviert und zwischenzeitlich für das Tochterunternehmen einer Schweizer Firma in Deutschland gearbeitet. Zudem kannte er seinen zukünftigen Arbeitsort Zürich und hatte dort durch regelmäßige private und geschäftliche Besuche einige Kontakte. Nikolas stützte seine Entscheidung daher darauf, ob der Vertrag für ihn passend war und die Arbeitsstelle spannend schien.

5 Sein Sohn war zu der Zeit für einen Schüleraustausch in den USA und konnte daher an der Erkundungstour in Hamburg nicht teilnehmen.

Seine zukünftige Arbeitsstelle bot ihm in der Tat diverse neue Herausforderungen, er erhielt in einem transnationalen Kontext die Verantwortung über mehrere Tochtergesellschaften und auch das neue, multikulturellere Arbeitsumfeld war für Nikolas reizvoll.

Nikolas war in der Probezeit allein, bevor seine Frau und er den Hausrat zusammenpackten und komplett in die Schweiz umzogen. Durch die kurze Zeit zwischen der Entscheidung und dem Arbeitsbeginn lebte Nikolas die ersten drei Monate in einem Hotel. Als die Entscheidung für die Schweiz definitiv gefallen war, suchte auch seine Frau aus Deutschland einen neuen Job in der Schweiz und wurde schnell fündig. Damit stand dem endgültigen Umzug »mit zwei quengelnden Katzen und einem großen LKW« (ebd.) nichts mehr im Weg.

Sowohl Michael als auch Nikolas waren sich bewusst, dass sie an ihrer neuen Arbeitsstelle andere Ideen und Vorstellungen antreffen würden, auch wenn sie in einer international agierenden Branche arbeiteten. Als Geschäftsführer mussten sie sich sowohl selbst an die Veränderungen gewöhnen als auch ihre Mitarbeitenden mit einem passenden Führungsstil mitnehmen können. In dieser Position trafen sie also nicht nur auf regionale kulturelle Unterschiede, sondern auch auf unterschiedliche Arbeitskulturen und interne Besonderheiten.

Im universitären Betrieb nehmen Professor*innen wiederum eine andere Rolle ein – auch die Einstellungsverfahren und Voraussetzungen sind nicht mit denen der freien Wirtschaft vergleichbar. Die verfügbaren Stellen sind sehr begrenzt und unterliegen großer Konkurrenz. Für Menschen, die im akademischen Betrieb verbleiben wollen, ist eine unbefristete Stelle als Professor*in jedoch meist das Ziel. Da Academia bereits ein sehr internationales Berufsfeld ist, sind Bewerbungen im deutschsprachigen Raum und darüber hinaus die Norm. Angehende Professor*innen können nicht davon ausgehen, ihre Karriere ausschließlich im eigenen Land voranzutreiben.

Janine, aufgewachsen in der Großregion Nordwestschweiz, hatte bereits eine Stelle als Assistenz-Professorin in der Schweiz ergattert, was mit einer befristeten Anstellung einherging. Um eine Stelle auf Lebenszeit zu finden, erweiterte sie ihre Suche auf die gesamte deutschsprachige Region und erhielt von drei Universitäten in Deutschland einen Ruf. Sie folgte dem Ruf der renommiertesten Universität nach Süddeutschland, wo sie mehrere Jahre lehrte. Ihr Mann, welcher in der Privatwirtschaft tätig war, begleitete sie nach Deutschland. Die Suche nach einem neuen Job war für ihn hauptsächlich deswegen schwierig, weil zuerst niemand glauben wollte, dass er in Deutschland für derart niedrige Löhne arbeiten wollte. War dieses Missverständnis ausgeräumt, fand auch er eine Arbeitsstelle. Aus Süddeutschland bewarb Janine sich weiterhin in der Schweiz, war jedoch nicht erfolgreich. In Deutschland bewarb sie sich nur einmal, bei einer Universität in Berlin. Die Bewerbung war erfolgreich. Nach der erfolgreichen Bewerbung in Berlin stellte sich für das Paar die Frage, ob sie einen weiteren Wechsel innerhalb Deutschlands wagen wollten oder ob der Weg eigentlich nur zurück in die Schweiz gehen sollte. An diesem Punkt kamen zusätzlich private und soziale Aspekte auf. Das Umfeld in Süddeutschland war eher konservativ, während Berlin das Gegenteil darstellte: »Berlin ist nochmal etwas ganz anderes, Berlin ist nicht Deutschland. Berlin ist Berlin« (Janine, 48/CH). Für das Paar war dies eine positive Entwicklung zu einem Umfeld, welches eher ihrer eigenen Weltanschauung entsprach.

Auf den ersten Blick sprach für Berlin hauptsächlich das höhere Renommee der Universität. Janine leitet in Berlin einen großen Arbeitsbereich und fand an der größeren Universität auch mehr finanzielle Ressourcen zur Kooperation mit angesehenen Kolleg*innen vor. Auch ihr Mann hatte Glück und machte mit seiner neuen Stelle den Karriereschritt in eine leitende Position. Aus beruflicher Sicht war der Wechsel nach Berlin ein Erfolg. Ein Wermutstropfen, welcher im ursprünglichen Motivationsgrund begründet ist, blieb: »Wir sind nicht so freiwillig nach Deutschland gezogen. Wir wären gern in der Schweiz geblieben. Aber es ist auch, wenn man so viele Jahre diese Schritte geht Richtung Professur, ist es nicht so einfach [...] plötzlich etwas anderes zu tun und auf dem gleichen Level einen Job zu finden« (ebd.). Der berufliche Erfolg und der Schritt zur Professur waren für Janine die Priorität. Zwar sind Janine und ihr Mann zum Zeitpunkt des Interviews erst sechs Monate in Berlin, trotzdem zeigt sich, dass der Wechsel nach Berlin nicht in allen Lebensbereichen erfolgreich war. Insbesondere die privaten sozialen Beziehungen haben sich noch nicht nach ihren Wünschen entwickelt.

Auch **Thomas** arbeitete einige Jahre im Süden Deutschlands, bevor er 1992 den Ruf nach Hamburg erhielt. Er bewarb sich in dieser Zeit bei diversen Universitäten im deutschsprachigen Raum. »[D]er Markt für Universitätsangehörige denke ich ist deutschsprachig und nicht national schweizerisch oder deutsch oder österreichisch. Ich glaube, dass ist einer von den Bereichen, wo definitiv Landesgrenzen hinter Sprachgrenzen und Forschungsfragen zurücktreten« (Thomas, 62/CH). Insbesondere die Forschungsthemen waren für Thomas interessant: Die gleichen wirtschaftswissenschaftlichen Fragen wurden in Deutschland in einem viel größeren Wirtschaftsraum erforscht. Dazu kam durch die Einbindung in die EU eine intensivere Auseinandersetzung mit Europa.

Die ersten sechs Monate pendelte Thomas zwischen Hamburg und der Schweiz. Diese Phase war für die Familie so belastend, dass sie ihren Lebensmittelpunkt nach Hamburg verlegten. Da die Kinder noch nicht schulpflichtig waren, fiel der Wechsel leichter. Seine Frau hingegen war sozial gut eingebunden und hatte eine unbefristete Stelle, weswegen sie auch nicht von Thomas Arbeitsstelle abhängig gewesen wären. »Von daher gesehen war das vor allem für meine Familie, für meine Frau, schon ein beträchtlicher Aufwand und eine großartige, großzügige Absichtserklärung, eine Zustimmung zu dem, was damals zu entscheiden war« (ebd.).

Seit seinem Arbeitsantritt in Hamburg ergab sich für Thomas die Möglichkeit, in den USA zu arbeiten, wohin ihn seine Frau und Kinder begleitet haben. Zudem erhält er immer wieder Angebote aus der Schweiz, welche rein finanziell lohnender wären. Trotzdem hat sich die Familie bisher entschieden in Deutschland zu bleiben – eine Entscheidung, die sich wohl auch künftig nicht ändern wird.

Bereits in frühen Phasen der Karriere zeigt sich, dass der universitäre Betrieb im deutschsprachigen Raum flexibel ist und viele Studierende oder Promovierende zumindest zeitweise im deutschsprachigen Ausland Erfahrung sammeln. Bei Promovierenden ist es oftmals ebenfalls die pragmatische Entscheidung dahin zu ziehen, wo sich ein Projekt oder eine Arbeitsstelle finden lässt. Auf diese Art und Weise sind zwei meiner Interviewpartnerinnen (Alena und Ida⁶) für ihre Promotion in der Schweiz gelandet. **Alena** wollte in Freiburg i.Br. in Biologie promovieren und hatte sich mit ihrem betreuenden

6 Ida wird in Abschnitt 6.3.1. näher vorgestellt.

Professor um eine Finanzierung beworben. Von der Antragstellung bis zur Zusage würden jedoch mindestens sechs Monate vergehen. Ihr Betreuer präsentierte ihr die perfekte Lösung für die Übergangszeit: Eine neunmonatige Stelle in der Schweiz, die es ihr ermöglichen würde, sich bereits mit den Modellen vertraut zu machen, die sie für ihre Dissertation verwenden würde. Es fiel ihr schwer, Freiburg zu verlassen, aber nach einigem Zögern sagte sie zu. Eine gute Entscheidung: »Nach neun Monaten kam dann raus, das Proposal wurde nicht angenommen und mein Chef, den ich da in der Schweiz hatte, hatte aber gerade Geld über, und dann habe ich einfach da meine Promotion begonnen« (Alena, 29/DE). Bereits in den ersten neun Monaten konnte Alena über das Institut, ihre Wohngemeinschaft und einen Verein neue Kontakte knüpfen, so dass die Wehmut über den Abschied aus Freiburg mit der Zeit abnahm.

Während der erwartete Zeithorizont bei einer Berufung auf eine Professur sehr lang ist, wird dieser bei einer Promotion oft durch die Projekt- oder Finanzierungsdauer begrenzt. Der Abschluss eines Studiums oder einer Promotion stellt eine berufsbiographische Übergangsphase dar, welche oft mit einer Relokalisierung einhergeht. Der akademische Betrieb ist grundsätzlich sehr international aufgestellt und viele Wissenschaftler*innen müssen für ihre Karriere mehrmals umziehen. Die Möglichkeit auf Deutsch zu kommunizieren ist bei komplexen Sachverhalten und bei einer eventuellen Lehrverpflichtung oft hilfreich. Zudem sind mit Bezug auf die deutschsprachigen Staaten die Entfernungen zur eigenen Heimatsregion begrenzt, was mehr Gelegenheit bietet, den Kontakt zur Heimat auch physisch aufrechtzuerhalten. Es zeigt sich jedoch, dass nicht alle Menschen in diesem Berufsfeld die internationale Mobilität positiv sehen. Legen Wissenschaftler*innen jedoch Wert auf die berufliche Entwicklung, bleibt ihnen oftmals keine andere Wahl.

Die in diesem Abschnitt vorgestellten Teilnehmenden stehen für diverse Formen von beruflichem Aufstieg. Je nach Person sind unterschiedliche Vorteile prägend bei der Entscheidung – entsprechend divers sind die Zeithorizonte und die Lebenszeitpunkte. Gemeinsam ist allen, dass die treibende Kraft bei der Migration eine berufliche Weiterentwicklung ist. Entsprechend passt das Milieu der Performer als »Leistungselite« (Flaig/Barth 2023: 21) am ehesten zu diesen Teilnehmenden. Bei den Migrationsgründen finden sich die direkte Beförderung, eine neue Arbeitsstelle mit einer höheren Position oder mehr Verdienst sowie die Verbesserung der Jobchancen in der Zukunft. Realisiert wird dies durch eine Anstellung im Zielland, welche intern oder extern durch eine klassische Bewerbung, Headhunter oder Netzwerke erreicht wurde. Im Vergleich zum Kapitel der Perspektivlosigkeit finden sich hier vermehrt Menschen, welche mitten in ihrer Karriere stehen und bereits eine Familie gegründet haben. Insbesondere die Zustimmung der Familie und Jobaussichten des Partners sind in diesem Kontext relevant. Offensichtlich gibt es keine universelle Sicht von beruflichem Erfolg und auch keinen sicheren Weg zu diesem. Entsprechend divers sind die Migrationswege der Teilnehmenden, auch wenn sie statistisch gesehen alle aus beruflichen Gründen migriert sind.

5.2.3 Einzigartige Karriereoptionen

Das, was ich machen wollte, war einmalig auf der Welt, das gab es nur [an einem Ort]. Das war einfach die Einmaligkeit der Ausbildung (Alice, 59/CH).

Neben der Motivation, im Zielland bessere Karriere- und Aufstiegschancen zu finden, besteht zusätzlich die Möglichkeit, berufliche Perspektiven zu erschließen, die es in der Heimat nicht gibt. In diesem Unterkapitel geht es um spezifische Ausbildungen oder berufliche Möglichkeiten, welche nur an einem bestimmten Ort oder Ausbildungsplatz angeboten werden. Zusätzlich geht es um kleine oder spezialisierte Branchen, welche nur in bestimmten Gegenden vorhanden sind. Dass diese Personen in die Schweiz oder nach Deutschland migriert sind, liegt an der lokalen Verortung dieser Branchen oder Ausbildungen. Hinzu kommen im Schweizer Sample mehrere Beispiele von Ausbildungen und Berufen im kreativen Sektor. Bei diesen Beispielen kommen viele Faktoren ins Spiel, welche tieferliegende Dynamiken, Vorstellungen und Möglichkeiten aufzeigen, welche auch andere Schweizer Interviewpartner*innen teilen.

Tendenziell verlassen deutsche Teilnehmende ihre Heimat, weil sie bereits in einer sehr spezifischen Branche tätig sind und neue Herausforderungen und ein neuer Arbeitsplatz daher in der Heimat schwer zu finden sind. Schweizer Teilnehmende wiederum finden in Deutschland Ausbildungen oder fachliche Schwerpunkte, die nur an wenigen Standorten angeboten werden. Die Gründe, nach Abschluss dieser Ausbildung an einem Ort, bzw. dauerhaft in Deutschland zu bleiben, sind jedoch nicht ausschließlich beruflicher Natur. **Alice** verließ beispielsweise mit 22 Jahren die Schweiz, um Musikpädagogik zu studieren – ein Bereich, der damals in der Schweiz noch wenig etabliert war. Nach ihrem Abschluss arbeitete sie an verschiedenen Orten in Deutschland, bevor sie aufgrund ihres damaligen Partners nach Hamburg zog. Während sie ursprünglich in Deutschland blieb, weil passende Stellen verfügbar waren, wählte sie ihren Wohnort später und aus anderen Gründen.

Da diese Karriereoptionen sehr individuell sind, finden sich in den Beispielen auch Menschen mit heterogenen demographischen Merkmalen⁷. Die Gemeinsamkeiten finden sich eher in den Motivationen und Aspirationen. **Viktoria** ist ein Beispiel für jene von mir interviewten Personen, welche in spezialisierten Branchen arbeiten und dadurch im Nachbarland gelandet sind. Viktoria war stets auf der Suche nach dem richtigen Job, der ihr die Herausforderung und Zufriedenheit bieten würde, die sie suchte. In Deutschland führte dies dazu, dass sie alle paar Jahre einen neuen Job suchte. In der Fachzeitschrift ihrer Branche stieß Viktoria auf eine Ausschreibung des Weltmarktführers in der Schweiz. Es handelte sich um den gleichen Job im Verkauf, den sie bisher in Deutschland ausgeführt hatte. Ihre Bewerbung war nicht erfolgreich, da die Firma für den regionalen Verkauf eine einheimische Person suchte. Mit Viktorias Erlaubnis behielt der Personaler jedoch ihre Bewerbung und tatsächlich erhielt sie später ein Angebot für den Bereich International Sales.

Zwar zog Viktoria für den Job in die Schweiz, beruflich hatte sie jedoch mit der ganzen Welt zu tun. Sie punktete neben den fachlichen Kompetenzen auch durch ihre Erfahrung als Ausbilderin. Der neue Job bedeutete gleichzeitig auch einen Wechsel vom

7 Auch Romina, welche eingangs in diesem Kapitel erwähnt wurde, fällt in diese Kategorie: Sie führte ihr Studium in Hamburg durch, weil sie dort eine Professorin fand, welche einen Schwerpunkt in ihrem Fachgebiet behandelte, für den Romina besonders brannte und welcher gerade erst im Entstehen war.

Außendienst in die Industrie. Dieser Wechsel brachte Viktoria endlich die gesuchte Abwechslung: »*Ich habe mich noch keinen einzigen Tag gelangweilt*« (Viktoria, 58/DE). Die neue Stelle beim Weltmarktführer war, wenn auch auf den ersten Blick überwältigend und »*eine Nummer zu groß*« (ebd.), genau das, was Viktoria suchte. Für Viktoria war nicht ein ökonomischer Vorteil oder ein beruflicher Aufstieg relevant, sondern die persönliche Erfüllung im Beruf. Wo genau die Arbeitsstelle lokal verortet war, interessierte Viktoria nicht. Auch hier zeigt sich deutlich der Trend von beruflichen Migrationsgründen: Wo der Arbeitsplatz liegt, ist zweitrangig. Entsprechend gering ist das Wissen über das Zielland.

Auch für **Ulrich** war die Lokalität seines Arbeitsplatzes irrelevant u.a., weil es sich nicht um einen permanenten Ort handelte. Ulrich verfolgte eine fachliche Spezialisierung, welche es in der Schweiz nicht gibt. Deutschland bot sich aufgrund der gemeinsamen Sprache als Startpunkt an, jedoch war und ist die Sprache am Arbeitsplatz meist Englisch. Während Ulrich in der Schweiz seine Ausbildung zum Mechaniker absolvierte, wuchs sein Wunsch, zur See zu fahren. Ein Vorarbeiter motivierte ihn mit den Worten: »*Wenn du ein Kerl bist, dann fährst du zur See*« (Ulrich, 65/CH). So kam es, dass Ulrich – ein junger Mann aus einem Tal in der ländlichen Schweiz – 1975 mit 20 Jahren von Hamburg aus erstmalig zur See fuhr. Er tat dies vier Jahre lang, bis er mit seiner Berufsausbildung in der Karriereleiter nicht mehr weiter aufsteigen konnte.

Für den weiteren Aufstieg benötigte Ulrich eine schiffsbezogene Ausbildung. Dieser Vorgang wiederholte sich mehrmals; Er wurde Seemaschinist, dann Schiffsbetriebstechniker und 11 Jahre nach seiner ersten Fahrt kehrte er als Schiffssingenieur zur See zurück. Die Ausbildungen absolvierte er jeweils in Bremerhaven. Bereits ab 1979 hatte Ulrich dort eine kleine Wohnung, jedoch schwankte der Lebensmittelpunkt zwischen der Schweiz und Deutschland. Die Ausbildung fand in Deutschland statt, die Freizeit und der Freundeskreis zogen ihn überwiegend in die Schweiz. Dies änderte sich in der Zeit als Schiffsbetriebstechniker: Er lernte seine zukünftige Frau kennen und sie bekamen kurz darauf einen Sohn. Die Familie war ein wichtiger Grund, wieso er nach weiteren vier Jahren auf See berufliche Alternativen suchte. Es gab diverse Möglichkeiten in verschiedensten Berufsfeldern in Deutschland und der Schweiz; schlussendlich entschied sich Ulrich für Hamburg und eine Position in der erweiterten Schifffahrtsbranche.

Auch **Jonas** zog es nach Deutschland, um eine ungewöhnliche Ausbildung zu verfolgen. Jonas arbeitete in der Schweiz mehrere Jahre in seinem Ausbildungsberuf, während er als Hobby Theater spielte. Er wollte nicht sein Leben lang in seinem Ausbildungsberuf arbeiten, wurde aber mehrmals beim Vorsprechen an Schauspielschulen abgelehnt. Wie bei mehreren anderen Teilnehmenden stand eine Auszeit am Anfang seines Weges ins Ausland. Jonas verbrachte diese in Berlin u.a. bei einem Clown-Workshop. Später kontaktierte ihn eine Teilnehmerin und erzählte ihm von einer Clownschole in Hannover. Jonas kehrte nach seiner Auszeit in die Schweiz in seinen alten Job zurück, nahm aber einige Monate später tatsächlich an der Prüfung der Clownschole teil. Entgegen seinen Erwartungen wurde er angenommen. Er entschied sich seinen sicheren Job mit einem guten Verdienst an den Nagel zu hängen und die Ausbildung als Clown zu absolvieren. Danach fand er eine Anstellung an einem Kinder- und Jugendtheater in Düsseldorf. Der damalige Chef versicherte ihm: »*Wenn du zu mir kommst, verspreche ich dir, dass du davon leben kannst*« (Jonas, 53/CH). So blieb Jonas auch nach seiner Ausbildung in Deutschland.

Ein konventioneller beruflicher Erfolg ist bei den Teilnehmenden in dieser Kategorie meist sekundär zu einer persönlichen Erfüllung, welche die Menschen in ihrer Arbeit finden. Es zeigen sich auch Ähnlichkeiten zu den Teilnehmenden, welche im Heimatland keine oder im Zielland eine bessere Perspektive vorfinden. Es gibt immer einen gewissen Zufallsfaktor, entweder dahingehend, wo man eine Zusage erhält, oder wo die Firma mit den besseren Perspektiven ihren Sitz hat. Dass die beiden Länder sich gesellschaftlich und kulturell ähneln und in einem gewissen Maße die gleiche Sprache gesprochen wird, mindert bestimmte Migrationshürden, ist jedoch nicht der initiale Grund.

5.3 Beziehungsaspekte: Menschen als zentrale Antriebskraft

Mit 22 habe ich mich entschieden nach Berlin zu gehen mit meinem damaligen Partner. Ich habe damals noch in Zürich Musikwissenschaften studiert und habe geschaut, wo in Deutschland das möglich ist und dann war unter anderem Berlin eine Möglichkeit. Und es hat ein bisschen eine Rolle gespielt, ich wollte weit weg von Zürich (Jessica, 70/CH).

Betrachtet man Migration als weltweites Phänomen, so sind soziale Beziehungen in ein Land ein wichtiger Grund für Menschen, zu migrieren. Eine ausreichend große Anzahl früherer Migrant*innen ebnet den Weg für nachkommende (Gursoy/Badur 2021: 9). Dies sieht man auch bei der deutschen Migration in die Schweiz, wo sich über die Jahre soziale und Wissensnetzwerke aufgebaut haben, welche heute von vielen Migrationswilligen genutzt werden. Auf diese Art standardisierte Wege sind einfacher zu beschreiten, da bürokratische Erfordernisse und berufliche Möglichkeiten bekannt sind und durch Netzwerke schneller neue Beziehungen entstehen können. Belot und Ederveen (2012: 1081) zeigen wiederum, dass der Einfluss von Netzwerken bei der Migration aus OECD-Ländern geringer ausfällt, bzw. kulturelle Gemeinschaften aus dem Heimatland für Immigrant*innen aus OECD-Ländern eine geringere Rolle spielen.

Wie in der obigen Aussage von **Jessica** zeigen sich enge Beziehungen vermehrt als auslösender Migrationsgrund, während entferntere Netzwerke kaum erwähnt werden. Gleichzeitig werden auch Beziehungsaspekte von pragmatischen Überlegungen zur Machbarkeit der Migration begleitet. Jessica suchte einerseits einen Ort, der ihre Präferenzen erfüllen, aber gleichzeitig auch die Fortsetzung ihres Studiums ermöglichen würde. Inzwischen lebt Jessica seit fast fünfzig Jahren in Berlin; sie ist pensionierte Lehrerin und aus ihrer damaligen Beziehung hat sich eine Familie entwickelt, die nun ihr erstes Enkelkind erwartet. Während die Beziehung das Hauptmotiv darstellt, ergänzen andere Motive das Bild.

In diesem Abschnitt widme ich mich vorrangig festen und direkten Beziehungen zwischen Menschen, welche dazu führen, dass eine Migration in Erwägung gezogen wird. In den Unterabschnitten zu beruflichen Möglichkeiten des Partners und familiären Verbindungen handelt es sich meist um langjährige Beziehungen, während der Teil »Liebesbeziehungen« sich neu entstandenen Verbindungen widmet. Durch diese Beziehungen haben die Teilnehmenden der Studie im Zielland bereits mindestens eine Bezugsperson, welche die Migration miterlebt hat und unterstützend zur Seite

steht. Dies mindert die emotionalen Schwierigkeiten, welche mit dem Verschieben des Lebensmittelpunkts und einem Start in einem neuen Land einhergehen.

5.3.1 Berufliche Möglichkeiten des Partners bzw. der Partnerin

Ich habe meinen Mann, er ist aus Hamburg, habe ich in der Schweiz kennengelernt. Wir haben in der Schweiz geheiratet und ja, dann kam so ein bisschen der weniger schöne Teil. Er war relativ lange arbeitslos in der Schweiz. Und er hat in der Schweiz, es war einfach nicht möglich. Er hat sehr intensiv gesucht, aber es ist ganz schwierig. Und dann haben wir gesagt »okay, was machen wir?« und dann habe ich von mir aus gesagt: »ja, dann bewirb dich eben auch in Deutschland« und in wenigen Monaten hat es dann in Hamburg geklappt (Esther, 36/CH).

Teilnehmende in dieser Kategorie sind die bisher weniger beachtete »andere Hälfte« von Migrant*innen mit beruflichen Möglichkeiten im Zielland. In den meisten Fällen werden die Partner*innen beim Entscheidungsprozess aktiv miteinbezogen. Bisher habe ich mich jedoch nur der Seite gewidmet, welche in diesem Prozess die initiale Zündung ausmacht. In diesem Unterabschnitt ziehe ich Beispiele heran, welche aus der Perspektive der Partnerinnen erzählt wurden. Bei den Beispielen handelt es sich in meinem Sample nur um Frauen, dies soll jedoch nicht implizieren, dass diese Art der Migration nur von Frauen ausgeführt wird⁸. Das Wort Partner*in bezieht sich in dieser Studie auf verheiratete und unverheiratete Paare. Obwohl es sich in vielen Fällen um Ehepartnerschaften handelt, ist dies keine Voraussetzung für die gemeinsame Migration.

Migration kann eine Lösung in verschiedenen Situationen darstellen, wie bei Esther klar wird; nicht immer geht es um Möglichkeiten der Karriereentwicklung. In dem Abschnitt über Aufstiegsmöglichkeiten wurden Michael und Nikolas vorgestellt, die zwei sehr unterschiedliche Partnerinnen haben. Eine ist Hausfrau und Mutter, die andere ist kinderfrei und beruflich erfolgreich. Ein Doppelverdiener-Haushalt ist jedoch unabhängig vom Geschlecht schwieriger zu koordinieren (Belot/Ederveen 2012: 1080). Entsprechend wird die »andere Hälfte« oft zumindest zeitweise arbeitslos und abhängig vom Partner oder der Partnerin. Dies illustriert das Beispiel von Tessa.

Tessa und ihr Mann wohnten vor dem Umzug in die Schweiz in Freiburg i.Br.. Ihr Mann arbeitete zwischen 1990 und 1995 als Grenzgänger in der Schweiz und auch Tessa sammelte ein Jahr als Grenzgängerin Erfahrung. Komplett in die Schweiz zu ziehen war vor dem Freizügigkeitsabkommen schwieriger. Erst 1995, mit einem neuen Jobangebot für ihren Mann, änderte sich dies: der Arbeitgeber bot ihm die nötige Unterstützung für den Erhalt einer Arbeits- und Aufenthaltsgenehmigung an. Ihr Mann war schnell von der Idee der Migration überzeugt, während Tessa zögerte. Sie erlebte jedoch über die Jahre, wie gestresst ihr Mann durch das Pendeln war. Hinzu kam ein kurzer Zeithorizont: Fünf Jahre wollten Tessa und ihr Mann in der Schweiz bleiben, bevor sie wieder nach Deutschland zurückkehren würden.

8 Die Partner der hier vorgestellten Frauen sind nicht Teil des Samples. Auch Livia fällt im Grunde genommen in diese Kategorie, da ein Jobangebot für ihren Mann der antreibende Faktor für die Migration war. Bei einem früheren Aufenthalt in den USA war Livias berufliche Entwicklung maßgeblich und Mario der begleitende Partner.

Tessa war in Deutschland arbeitstätig, begleitete ihren Mann jedoch erst einmal ohne einen neuen Job in der Schweiz. Entsprechend erhielt sie ihren Aufenthaltstitel über ihren Mann: »Für mich war der größte Schock meine Aufenthaltsbewilligung, wo drin stand Aufenthaltsgrund: Verbleib beim Ehegatten« (Tessa, 54/DE). Auch für Tessa war es schwierig einen Arbeitsplatz zu finden, da die Arbeitsgenehmigung an den Arbeitsplatz gebunden war und viele Firmen nicht bereit waren sich mit der Thematik auseinanderzusetzen. Auf dem Papier wurde Tessa zur abhängigen Partei, obwohl sie im Entscheidungsprozess und in der Ehe gleichberechtigt war.

Esther versuchte, dieses Problem zu vermeiden, suchte jedoch fast ein Jahr lang nach einer Arbeit, während sie von ihrem Mann getrennt lebte. Esther lernte ihren deutschen Mann in der Schweiz kennen und lieben. Kurz nach der Hochzeit verlor ihr Mann seine Arbeit und konnte trotz intensiver Suche keine neue Stelle finden. Sie beschlossen, die Suche auf Deutschland auszuweiten, und tatsächlich wurde er in Hamburg fündig. Für Esther war klar, dass sie ihren Mann begleiten würde, aber sie wollte erst mit einem sicheren Job nach Deutschland. Eine Hürde bei der Arbeitssuche war ein fehlender Hochschulabschluss: »Eine Lehre in der Schweiz hat einfach einen höheren Stellenwert als in Deutschland und es ist nicht ganz einfach in Deutschland einen Job zu finden« (Esther, 36/CH). Am Ende war die Suche nach knapp einem Jahr erfolgreich. Dieser Erfolg markierte auch den Zeitpunkt die Zelte in der Schweiz komplett abzubauen, sich in der Schweiz abzumelden und den Hausrat nach Hamburg zu bringen.

Obwohl die Schweiz für viele Deutsche berufliche Chancen bietet, übersetzt sich dies nicht zwangsläufig in eine Anstellung. Für **Lena** war der Einstieg mit kleinem Kind besonders schwierig. Lenas Mann wurde in Deutschland des Öfteren von Headhuntern angesprochen und ging meist auf Verhandlungen ein, um seinen Marktwert abzuschätzen. Sein Weg in die Schweiz verlief ähnlich. Er absolvierte erfolgreich die ersten Runden des Bewerbungsprozesses und wurde vor Ort eingeladen. Seine Aussage zu diesem Zeitpunkt: »Ich glaub echt die wollen mich, die sind echt verrückt« (Lena, 34/DE). In der Tat wollte die Firma den jungen promovierten Physiker einstellen. Bei der Stelle handelte es sich um eine große Aufstiegschance mit Personal- und Finanzverantwortung. Zudem hatte das Paar länger darüber nachgedacht, vor der Einschulung des dreijährigen Sohnes zumindest zeitweise ins Ausland zu gehen. Entscheidend war, dass alle Argumente der beiden Berücksichtigung finden sollten: »Was immer klar war, ist, dass wir diese Entscheidung gemeinsam treffen« (ebd.)⁹.

Ein wichtiges Argument für die Migration war das Versprechen der Firma, für Lena eine Arbeitsstelle zu finden. Ein Versprechen, woran sich die Firma nicht hielt. Schnell stellte sie fest, dass ihre Expertise in der Nachwuchsförderung in der Schweiz wenig gefragt war und ihre Bewerbungen über Monate erfolglos blieben. Zufällig fand sie eine Stelle an einer deutschen Universität, die sie während der Corona-Pandemie aus der Schweiz ausüben konnte – eine Übergangslösung, die weder langfristig tragfähig noch finanziell lohnend ist. Auch wenn sie in der Schweiz eine Arbeitsstelle fände, müsste es aufgrund der hohen Kosten für die Kinderbetreuung wahrscheinlich eine 60 %- oder 80 %-Stelle werden. Wenn sich Lena nicht selbst um die Kinderbetreuung kümmern

9 Einen früheren Auslandsaufenthalt in Schottland hatte das Paar nicht angetreten, weil Lena einen lukrativen Job an der Universität hatte und für sich wenig Jobchancen in dem Land sah.

kann, besteht die Gefahr, dass die Kosten für eine externe Betreuung ihren Verdienst übersteigen (vgl. den Abschnitt zum Leben mit Kindern in Kapitel 7). Für die ursprüngliche Dresdnerin und diplomierte Soziologin wäre dies eine enorme Umstellung.

Bei den bisherigen Beispielen zeigt sich, dass die nachfolgende Partnerin oft viele Hürden überwinden musste. Die Schwierigkeiten bei der Jobsuche waren unabhängig vom Bildungsgrad der Teilnehmenden. Die Frauen suchten nur noch in einem gewissen Umfeld, sodass ihre Möglichkeiten eingeschränkt wurden. Letztendlich fanden alle wieder eine Arbeitsstelle, die Suche war jedoch langwierig oder ergab nicht den passenden Job. Nicht zuletzt belasten diese langen ungewissen Zeiten, fehlenden Strukturen und sozialen Kontakte die eigene Gesundheit und die Beziehung.

Dass es auch schneller gehen kann, zeigt das Beispiel von **Marlen**. Marlen folgte ihrem Partner nach Zürich, da dieser dort die Möglichkeit hatte, zu promovieren. Obwohl sie in Leipzig fest verankert war, entschied sie sich für eine gemeinsame Zukunft in der Schweiz. Da Marlen im Tourismus arbeitete, war sie sich sicher, in der Schweiz einen Job zu finden. Die bestechende Logik: »*Tourismus gibt's auch in der Schweiz*« (Marlen, 38/DE).

Marlen war noch nie in der Schweiz gewesen, bevor ihr Partner das Angebot erhielt. Vor dem Umzug in die Schweiz fuhren sie zunächst für einige Wochen dorthin. Ausgerüstet mit Bewerbungsmappen suchte Marlen den direkten Kontakt zu potenziellen Arbeitgebern. »*Jetzt im Nachgang würde ich das nie mehr so machen. Nie mehr, weil ich selber schon verschweizert bin*¹⁰« (ebd.). Obwohl Marlen heute nicht mehr den direkten Weg wählen würde, waren die Reaktionen damals positiv. Sie erhielt die Versicherung, dass es freie Jobs gebe und sie relativ schnell eine Stelle finden könne. Zudem erhielt sie Tipps zu den wichtigsten Magazinen und Jobplattformen und zu den größten Tourismusangebietern in der Schweiz. Zwei Monate nach der Ankunft in der Schweiz und etwa ein halbes Jahr nach dem ersten Besuch hatte Marlen einen Job gefunden.

5.3.2 Liebesbeziehungen ins Zielland

Liebe ist ja ein sehr, sehr großer Begriff, aber es war schon, sagen wir mal, die Vorstufe von Liebe auf den ersten Blick. [...] [ich] stand da mit meiner Jacke und dachte mir eigentlich die ganze Zeit »ugh, ich will wieder gehen« und dann war's dieses typische, von rechts nach links ist er gelaufen und unsere Blicke haben sich getroffen. Tatsächlich wie man's aus dem Film kennt, man hat immer geguckt, wo ist denn der andere, und er hat sich dann irgendwann vorgestellt und mich auf ein Kaltgetränk eingeladen (Sophie, 31/DE).

Bei Liebesbeziehungen als Migrationsgrund handelt es sich um neu entstehende Beziehungen, in denen die Partner*innen jedoch zunächst örtlich getrennt leben. Um diesen Zustand der Fernbeziehung zu beenden und die Beziehung fortzuführen, muss ein oder müssen beide Partner*innen migrieren. Beide müssen sich an diesem Punkt bewusst für eine Beziehung entscheiden, was meist zu einer Diskussion und Evaluation diverser Optionen führt. Bei der Entscheidung des gemeinsamen zukünftigen Wohnortes sind

10 Marlen bezieht sich auf die typische Direktheit der Deutschen bzw. die Zurückhaltung der Schweizer*innen. Das Thema wird konkret im Kapitel zur Wahrnehmung erörtert.

im Rahmen dieser Arbeit nur die Schweiz und Deutschland relevant. Das heißt nicht, dass Drittländer nicht Teil des Entscheidungsprozesses waren, nur, dass die definitive Entscheidung für eines der beiden Länder fiel.

Aufgrund der im Vergleich vorteilhaften ökonomischen Bedingungen wäre anzunehmen gewesen, dass sich neue Paare mehrheitlich in der Schweiz niederlassen würden. Dies würde den beruflichen Möglichkeiten und gleichzeitig dem objektiv besseren Lebensstandard Rechnung tragen. In meinem Sample finden sich jedoch mehr Paare, welche aus Beziehungsgründen nach Deutschland gezogen sind. Dies lässt analog zu Gursoy und Bader (2021: 9) vermuten, dass Deutschland bei gleichzeitiger Flexibilität beider Partner*innen für Paare attraktiver ist oder bestimmte Leistungen und Ressourcen zur Verfügung stellt. Diese Flexibilität ist jedoch nicht immer gegeben. Ein Grund, ein bestimmtes Land zu wählen, ist die Einbindung: Wenn eine Person – beruflich, sozial oder emotional – mehr an einen Ort gebunden ist als die andere, so folgt meist der Schluss, dass man an den Ort der gebundenen Person zieht. Dies zeigen die folgenden zwei Beispiele¹¹:

Arnold und seine zukünftige Frau trafen und verliebten sich im Skiurlaub. In den nächsten Tagen bis Monaten folgten weitere Treffen im Skiort, in Hamburg und in der Schweiz, bis sie sich für eine feste Beziehung entschieden. Mit der Hochzeit im Jahr darauf kam die Frage nach dem gemeinsamen Lebensmittelpunkt. Arnolds Frau war in Hamburg beheimatet und sah als Lehrerin mit einem eigenen Haus wenig Flexibilität. Arnold war durch seine Anstellung weniger gebunden und entschied sich für den Schritt nach Hamburg, wo er schnell eine neue Arbeit fand.

Sonja lernte ihren heutigen Ehemann bei einem Französischkurs in Frankreich kennen. Sie wurden aber erst durch ein weiteres Treffen Jahre später ein Paar. Auch danach lebten sie mehrere Jahre in einer Fernbeziehung, bis sie sich entschieden, diesen Zustand zu beenden. Ihr Partner besuchte sie meist drei Mal pro Monat in der Schweiz, während sie ihn einmal in Hamburg besuchte. Ihr gefiel, was sie in Hamburg entdeckte, und sie konnte sich vorstellen in der Stadt zu leben. »Das war eigentlich eine tolle Entdeckung, ich war vorher noch nie in Hamburg« (Sonja, 55/CH). Nach 17 Jahren im gleichen Job war sie zudem bereit für eine Veränderung, während ihr Partner selbstständig und beruflich an Hamburg gebunden war. Letztendlich kamen sie aus den genannten Gründen zum Schluss, dass Sonja nach Hamburg ziehen würde – für fünf Jahre, bevor sie zusammen in die Schweiz ziehen würden.

Die Beispiele verdeutlichen, dass meist schon von Beginn an eine Attraktion bestehen muss, damit aus einer kurzzeitigen Begegnung eine Beziehung entsteht. Der Begriff der Liebe auf den ersten Blick ist in diesem Rahmen oft erwähnt worden. Viele Beziehungen entstehen aus einem Urlaubsflirt, der sich durch gegenseitige Besuche vertieft. Mit der Entscheidung für eine feste Partnerschaft fällt meist auch die gegen eine Fernbeziehung. Es wird evaluiert, wie eine gemeinsame Zukunft in der Schweiz oder in Deutschland aussehen könnte, meist beschränkt sich die Auswahl jedoch auf die Wohnorte der beiden Partner. Beim Entscheidungsprozess werden sowohl emotionale Faktoren wie die Einbindung der Personen in der Heimat als auch pragmatische

11 Marina, welche im ersten Portrait vorgestellt wurde, kann ebenfalls als Beispiel dienen.

Faktoren wie die beruflichen Möglichkeiten einbezogen. Auch zeitlich gibt es Übereinstimmungen: innerhalb von sechs Monaten entscheiden sich die meisten Paare für eine gemeinsame Zukunft, ein Jahr nach dem Kennenlernen folgt die Migration. Zuletzt wird auch die Ankunft im Zielland durch die emotionale Intensität der Beziehung und die Netzwerke der Partner vereinfacht. Anders als bei der Unterstützung im beruflichen Kontext beinhalten diese Netzwerke auch private soziale Verbindungen.

Der Ort der Begegnung bei den bisherigen Paaren war ein Drittland. Was ändert sich, wenn sich Paare im Heimatland eines oder gar beider Partner*innen kennenlernen? Frederike lebte in Nordrhein-Westfalen und dachte nicht an einen Wegzug, als sie gegen Ende ihrer Ausbildung ihren späteren Partner traf. Auch Sophie hatte dort bereits einen unbefristeten Job, als sie sich verliebte. Von hier wiederholen sich die Schritte der bisherigen Beispiele: Eine initiale Attraktion führt zu einem längerfristigen Kontakt, der schließlich in einer Beziehung und der Entscheidung mündet, die Zukunft gemeinsam zu verbringen. Trotzdem zeigen sich Unterschiede, welche den Entscheidungsprozess der beiden maßgeblich beeinflusst haben.

Frederikes zukünftiger Partner war Schweizer, welcher seine ausgewanderten Eltern in Deutschland besuchte. Dabei traf er auf eine abenteuerlustige Frederike im letzten Jahr ihrer Ausbildung. Mit ihrer Ausbildung im Gesundheitsbereich standen die Chancen gut, in der Schweiz eine Arbeitsstelle zu finden. Entsprechend schnell entschieden sich die beiden für eine gemeinsame Zukunft in der Schweiz.

Sophie wiederum lebte drei Jahre lang in einer Fernbeziehung. Sophie traf einen in der Schweiz ansässigen Deutschen auf Heimatbesuch, welcher von den beruflichen Vorteilen und der Lebensqualität der Schweiz überzeugt war. Er war bereits früher zum Schluss gekommen, dass sein Leben in der Schweiz stattfinden sollte. Sophie wiederum hatte nie den Gedanken gehabt, ihre Heimat zu verlassen. Sie pflegte enge Beziehungen mit ihrer Familie und Freund*innen und hatte einen gut bezahlten, unbefristeten Job. Den Ausschlag für eine gemeinsame Zukunft in der Schweiz gaben am Ende übereinstimmende private Zukunftspläne, positive Erfahrungen bei gemeinsamen Besuchen und die intensive, persönliche Unterstützung des Partners im Migrationsprozess. Eine Migration in die Schweiz ist für Sophie jedoch keineswegs mit einer lebenslangen Zukunft in der Schweiz verbunden.

Paul beschreibt seinen Weg in die Schweiz am besten selbst: »Ich habe vor etwa 15 Jahren eine Frau kennengelernt, welche schon in der Schweiz wohnte. Nach einem Jahr Fernbeziehung mit viel, viel Reiserei haben wir uns dann entschlossen, okay, wer hat wo die tieferen Wurzeln? Das war eindeutig sie, also war klar, ich ziehe um« (Paul, 53/DE). Bei besagter Frau handelte es sich um eine Deutsche, welche beruflich den Weg in die Schweiz gefunden hatte. Eines Tages besuchte sie beruflich die gleiche Ausstellung wie Paul und die beiden kamen über den Aussteller in Kontakt – zuerst auf beruflicher Ebene. Die private Beziehung entwickelte sich hauptsächlich online. Als klar wurde, dass sich eine Beziehung abzeichnet, kam ebenso schnell der Punkt, an dem sie sich gegen die Fernbeziehung entschieden. Zur oben genannten Bindung seiner Frau an ihren Wohnort kam hinzu, dass Paul sehr schnell einen Job in der Schweiz fand – der Arbeitgeber der Freundin war nämlich auf der Suche nach Verstärkung.

Interessant ist bei Sophie und Paul festzustellen, dass nicht die Person mit Migrationserfahrung in ihre Heimat zurückkehrt, sondern die andere Person ihre Heimat ver-

lässt. Das Argument ist jedoch nachvollziehbar: Wenn die bereits emigrierte Person aus beruflichen Gründen in die Schweiz gezogen ist, spricht dies stark für einen Verbleib, zumal sie sich im Migrationsprozess bereits intensiv mit den Vor- und Nachteilen des Lebens in beiden Ländern auseinandergesetzt hat¹². Bei Sophie zeigt sich, welchen Einfluss ein positiv geprägtes Bild des Ziellands auf die Entscheidungsfindung haben kann. Hervorzuheben ist auch die Aussage von Paul, dass seine Partnerin die tieferen Wurzeln in der Schweiz hat, obwohl diese selbst zehn Jahre vorher in die Schweiz ausgewandert ist (das Konzept der Wurzeln wird in Kapitel 8 wieder aufgegriffen).

Bisher folgte aus dem Ort des Kennenlernens keine positive Entscheidung für diesen Ort als zukünftigen Lebensmittelpunkt. Dass der Ort des Kennenlernens jedoch einen positiven Einfluss haben kann, zeigt sich am Beispiel von Remo, welcher nach vielen Jahren seine Urlaubsregion zu seinem neuen Wohnort machte. **Remo** war in der Schweiz in der Landwirtschaft tätig und hatte daher oft saisonbedingt im Sommer viel und im Winter wenig zu tun. Seinen ganzen Urlaub, zwischen 10–15 Wochen pro Jahr, verbrachte Remo in Schleswig-Holstein an der Ostsee, um seinem großen Hobby, dem Bernsteinsuchen, nachzugehen. Über knapp eine Dekade baute Remo sich einen Freundeskreis auf, wovon auch seine spätere Freundin ein Teil war. Anders als bei den vorherigen Beispielen handelte es sich lange nur um eine Freundschaft, welche sich später zu einer Beziehung entwickelte. Erst als diese Beziehung ernst wurde, begann die Diskussion darüber, wo man in Zukunft zusammenleben würde. Einfach war die Entscheidung für Deutschland nicht. Für die Schweiz sprachen die Verdienstmöglichkeiten und andere Faktoren der Lebensqualität. Für Deutschland sprachen die zwei Pferde seiner Partnerin, deren Unterbringung und Unterhaltung in der Schweiz nicht finanzierbar gewesen wären. Zudem war sie ein »Meerkind« (Remo, 27/CH) und auch er teilte die Liebe zum Meer. Zentral war jedoch die Absicherung des elterlichen Betriebs. Erst als klar war, dass sein Bruder diesen übernehmen und führen würde, konnte Remo gehen. Dies verdeutlicht, wie wichtig die Einbindung am Heimatort ist bzw. dass eine gewisse Ungebundenheit Voraussetzung für Migration ist.

Ein weiterer Ort des Kennenlernens ist das Internet. Während **Alexandra**, zum Zeitpunkt der Migration 25 Jahre alt, eher der Generation angehört, die Beziehungen online finden, zeigt **Josef** mit 65, dass Dating Apps inzwischen Menschen aller Altersstufen anziehen. Bei designierten Apps und Webseiten wird oft die Entfernung der Menschen berücksichtigt, weswegen meist Matches im grenznahen Raum vorgeschlagen werden. Kurioserweise verschlug es Alexandra vor sieben Jahren aus Hamburg nach Zürich. Das Kriterium Grenznähe zeigt sich deutlicher bei Josef aus Schwaben. Er lernte über eine App eine Frau kennen und schnell auch lieben. Josef war zu der Zeit bereits Frührentner und damit weniger ortsabhängig als seine arbeitstätige Freundin. Auch emotional war sie an die Schweiz gebunden, während er weniger an seiner Heimat hing. Da die Entfernung zwischen den Wohnorten der beiden trotz relativer Nähe für tägliche Fahrten zu groß war und sie keine Fernbeziehung führen wollten, zog Josef zu seiner Partnerin in die Schweiz. Nach einem Jahr heiratete das Paar. Finanziell ist das Leben in der Schweiz mit deutscher Rente eine große Belastung, trotzdem überwiegen die Vorteile in der Schweiz.

12 Mit der möglichen Rückkehr der Teilnehmenden beschäftige ich mich auch im Abschnitt 9.2.2.

In meinem Sample kaum abgedeckt sind deutsch-schweizerische Paare, die sich im ein oder anderen Land kennen und lieben gelernt haben und die dann durch den Rückkehrwunsch eines Partners migriert sind. Auf diese Weise wird, je nach Konstellation, der Ausländer wieder zum Einheimischen und die frühere Einheimische zur Migrantin¹³.

5.3.3 Familiäre Verbindungen ins Zielland

Nur, weil ich meine Schwester so sehr geliebt habe, dachte ich, ja, du musst da unbedingt hinterher (Hannah, 45/DE).

In diesem Unterabschnitt geht es um familiäre Beziehungen ins Zielland; das sind im Rahmen meiner Forschung Geschwister oder Eltern, die zu einem früheren Zeitpunkt ins Zielland migriert sind. Erweiterte Familienbeziehungen oder die Verbindung zu Vorfahren im Zielland wurden von den Teilnehmenden meiner Studie nicht erwähnt. Weitere Motive sind facettenreich und beziehen sich selten rein auf das Familienverhältnis. Die familiäre Verbindung war jedoch entweder das Hauptmotiv, den Migrationsprozess zu starten oder in das spezifische Zielland zu migrieren.

Das Beispiel von **Luisa** zeigt familiäre Verbindungen als einen Aspekt von vielen, welcher die Migration beeinflusst. Luisa war in Chemnitz berufstätig und entschied sich dann zu einem Neuanfang und einem Studium. Sie studierte in Konstanz, also im Süden Deutschlands in unmittelbarer Nähe zur Grenze, und wohnte und jobbte in der Schweiz. Ein wichtiger Anknüpfungspunkt in der Schweiz war ihre Schwester, welche 15 Jahre vorher dorthin gezogen war. Bereits vor dem Umzug in die Schweiz wusste Luisa durch Besuche und aus Erzählungen der Schwester viel über die Schweiz. Als Luisa dann auch noch einen Partner in der Schweiz fand, war es kein großer Schritt, das Berufsleben in der Nähe der Schwester zu starten.

Wie sehr die familiäre Beziehung eine Rolle spielen kann, wird in **Joels** Geschichte deutlich sichtbar. Er hatte in der Schweiz mit gesundheitlichen Problemen zu kämpfen und entschloss sich zu einer Auszeit. Auf der Suche nach einem Neuanfang nutzte er die Möglichkeit, bei seiner ältesten Schwester in Berlin zu wohnen, welche 26 Jahre früher dorthin ausgewandert war. Nach kurzer Zeit in Berlin stellte er sich selbst die Frage: »Wo ist der Unterschied, ob ich mich in Berlin bewerbe oder in der Schweiz? Wo ich den Anfang mache, spielt keine Rolle, es ist wichtiger, wo ich mich mehr gesehen hab« (Joel, 38/CH). Er bewarb sich in Berlin und erhielt bereits nach zwei Bewerbungen eine Festanstellung. An diesem Punkt entschied er sich seinen Lebensmittelpunkt nach Berlin zu verschieben. Seine Schwester war nicht nur der Grund, wieso er nach Berlin ging, er pflegte auch all die Jahre vorher ein sehr inniges Verhältnis zu ihr. Durch Berlin als neuen Wohnort war es ihm möglich, die Beziehung zu seiner Schwester viel intensiver auszuleben.

Bei **Noah** war es die Mutter, Viktoria, welche 15 Jahre vor ihm in die Schweiz auswanderte. Seine Mutter hatte, als Noah noch im Kindesalter war, die für sie schwierige Ent-

13 Ein Beispiel, in welchem berufliche Gründe im Vordergrund standen, ist die im vorherigen Abschnitt erwähnte Biographie von Esther, welche sich aufgrund der Perspektivlosigkeit des Partners für den Weg nach Deutschland entschied.

scheidung getroffen in die Schweiz auszuwandern. Aufgrund eines Sorgerechtsstreits war es ihr dabei nicht möglich, ihren Sohn mitzunehmen. So wuchs Noah bei seinem Vater auf und besuchte seine Mutter regelmäßig in der Schweiz. Als er sich mit 19 Jahren nach einem Studienplatz umsah, entschied er sich ganz bewusst für Zürich; einerseits, weil die Uni einen sehr guten Ruf hat, andererseits wegen seiner Mutter. Durch das Studium erhielt er die Gelegenheit, bei seiner Mutter zu wohnen, was auch half, seine Lebenshaltungskosten trotz höherer Kosten in der Schweiz zu bewältigen.

In allen Fällen zeigt sich der starke Einfluss der Familie auf die Migrationsentscheidung. Es müssen aber auch bestimmte Rahmenbedingungen erfüllt sein, damit die Migration überhaupt in Frage kommt. Luisa und Noah hatten einen Studienplatz und auch Joel entschied sich erst mit einem Arbeitsvertrag definitiv für Berlin. Bei allen dreien ist der Migrationsgrund ein Hybrid aus beruflichen bzw. gesundheitlichen Aspekten und der familiären Verbindung. Erst im folgenden Beispiel steht der Migrationsgrund Familie komplett im Vordergrund.

Hannahs Beispiel steht für das in den Medien oft dargestellte Phänomen des Familiennachzugs: Ein Familienmitglied geht voraus und zieht andere nach. Hannah hatte zu ihrer großen Schwester immer ein besonderes Verhältnis, da sie zusammen in einem Heim in Brandenburg aufgewachsen waren. Eines Tages verkündete die Schwester, dass sie in die Schweiz ziehen würde. Für Hannah war das ein Schock. Mit Familie und zwei Kindern konnte sie aber nicht einfach hinterher. Es war am Ende Hannahs Mann, welcher auf der Suche nach Arbeit der Schwägerin folgte. Er wohnte für kurze Zeit bei seiner Schwägerin und suchte nach Arbeit, damit er möglichst schnell seine Frau und Kinder nachholen konnte. In der Transition wurde aus der berufstätigen Hannah eine Hausfrau, welche sich um die Kinder ihrer Schwester und ihre eigenen kümmerte. Entsprechend fehlten ihr die sozialen Kontakte und es gab so manche Tage, an denen sie ihre Entscheidung anzweifelte. Erst als sie mit ihrem dritten Kind schwanger wurde, hatte sie wieder eine erfüllende Aufgabe für sich selbst gefunden.

In der ersten Zeit im neuen Land war der Kontakt der Teilnehmenden zu dem ausschlaggebenden Familienmitglied sehr intensiv, da diese wertvolle Unterstützung leisten konnten. Im späteren Verlauf nahmen die Teilnehmenden jedoch ein individuelles Leben auf; die Beziehung zur Familie wurde lockerer. Die Notwendigkeit der Hilfestellung bei den alltäglichen Aufgaben fiel relativ schnell weg. Auch hierin lässt sich ein Unterschied erkennen zu anderen Formen der Migration mit größeren Hürden, in denen die persönliche Begleitung bei alltäglichen Aktivitäten, die Unterstützung bei Arztbesuchen oder anderen Terminen sowie die Übersetzung von Gesprächen und Briefen oft einen wichtigen und über lange Zeit relevanten Faktor im Migrationsprozess darstellt (Morales/Hanson 2005; Orellana 2009).

5.4 Spezifische Migrationsorte: Schillernde Welten, Hafencharme und menschenleere Landschaften

The destinations chosen by lifestyle migrants tell us a lot about the lives they aspire to lead. The different or better way of life sought is diverse [...], and is specific to the

destination chosen, reflecting individual preferences and aspirations (Benson/O'Reilly 2009: 611).

Spezifische Migrationsorte zeichnen sich dadurch aus, dass sich Teilnehmende bewusst für eine Region entscheiden, die ihnen etwas bietet, was sie in der Heimat nicht finden. Diese Orte versprechen mehr oder neue Perspektiven, Zugehörigkeiten oder Möglichkeiten zur persönlichen Weiterentwicklung. Wenn sich keine Wege eröffnen, das Leben am gewünschten Standort zu führen, würde Migration in den meisten Fällen nicht stattfinden. Im Gegensatz zur beruflich motivierten Migration steht oftmals die private Erfüllung im Vordergrund. Die Finanzierung erfolgt in einem zweiten Schritt, wobei die meisten Teilnehmenden strategisch und geplant vorgehen. »*The choice of destination, while also an intentional choice about how to live, is thus the product of both structural constraints and individual agency*« (Benson/O'Reilly 2009: 613). Am Zielort muss sich realistisch ein neues Leben aufbauen lassen, was zwischen der Schweiz und Deutschland durch fehlende sprachliche Hürden und die Freizügigkeit erleichtert wird.

Kennzeichnend für diese Kategorie ist eine lange und intensive Auseinandersetzung mit dem Wunschort. Dies geschieht durch wiederholte Aufenthalte sowie durch Recherche in diversen Medien. Die Teilnehmenden haben eine gute Vorstellung des zukünftigen Wohnorts, was nicht zwingend mit einem systematischen und grundlegenden Wissen einhergeht. Der Fokus vor der Migration liegt auf den positiven Aspekten im Zielland und darauf, was der Ort bieten kann, was man im eigenen Land nicht vorfindet.

Bei diesem Migrationsmotiv dominieren ganz klar Teilnehmende aus der Schweiz: Tatsächlich ist nur ein Teilnehmer aus Deutschland in die Schweiz gezogen, um sich ein neues Leben in einer bestimmten Stadt aufzubauen. Erst wenn man den Begriff des Migrationsortes geographisch ausweitet und auf die gesamte Schweiz bezieht, findet man Argumentationen, welche den Lebensstil und die -qualität, sowie Mensch und Mitwelt einbeziehen. In Deutschland gibt es deutliche regionale und örtliche Präferenzen, insbesondere zwischen Schleswig-Holstein, Hamburg und Berlin. Für Annemarie (37/CH, vgl. 5.4.2.), die Vereinspräsidentin des Schweizer Vereins in Hamburg, war die Aufteilung klar: Berlin zieht junge Menschen aus künstlerischen und kreativen Branchen an, Hamburg besticht mit seinem Hafen und Schleswig-Holstein ist die Destination für Menschen im Ruhestand. Woraus genau die Faszination dieser Orte besteht und wie die Teilnehmenden ihren Weg dorthin gefunden haben, betrachte ich in den folgenden Unterabschnitten.

5.4.1 Der Ruf Berlins

[E]s war einfach das Herz was plötzlich gesagt hat, hey Berlin ist so eine coole, weltoffene Stadt, lockere Leute, das ist genau meins und das möchte ich leben. Das möchte ich in meinem Leben noch mehr haben. Berlin kann mir so viel bieten, ich glaube hier kann ich etwas haben, was ich in der Schweiz so nicht haben könnte und mit diesem Gefühl, ja, ich habe nicht versucht, dagegen anzukämpfen. Ich musste einfach sagen, jetzt gibst du dem nach und probierst das aus (Laila, 29/CH).

Dass Berlin Menschen aus allen Ländern aus den hier beschriebenen Gründen anzieht, ist nichts Neues. Berlin hat viele Facetten, und trotzdem kommen bei meinen Teilnehmenden immer wieder sehr ähnliche Bilder von Berlin zustande. Berlin gilt als offene und tolerante Stadt, sie ist bunt und multikulturell, hat für jeden Geschmack etwas an kulturellen oder sozialen Events zu bieten, bereitet einen Rahmen und Inspiration für Künstler*innen jeglicher Art und hat ein Flair, das seinesgleichen sucht. »[T]here are migrants who seek alternative lifestyles in spaces that signify what we might define as bohemian ideals. These destinations are characterized by certain spiritual, artistic, or creative aspirations and unique ›cultural‹ experience« (Benson/O'Reilly 2009: 612–613). Viele meiner Teilnehmenden schildern Berlin als einen Ort, der genau diese Art von Lebensentwurf ermöglicht – alternativ, kreativ, inspirierend. In diesem Kapitel betrachte ich Berlin von drei verschiedenen Seiten: Berlin als Lebensgefühl, Berlin als queere Stadt und Berlin als Zuhause für kreative Menschen.

Wie in der Vignette deutlich wird, war es **Lailas** Herz, das für Berlin schlug und am Ende die Entscheidung fällte, den Schritt in die deutsche Hauptstadt zu wagen. Laila war das erste Mal an Silvester in Berlin, als sie dort mit einer Gruppe von Freund*innen feiern wollte. Die Stadt löste in ihr von Beginn an eine gewisse Faszination aus, so dass nach dem ersten Besuch viele weitere folgten. Laila wurde immer wieder von der Stadt angezogen, bis ihr Urlaube irgendwann nicht mehr ausreichten. Bevor sie den Schritt wagen wollte, gab sie sich jedoch sechs Monate Bedenkzeit. Wenn sie nach sechs Monaten immer noch überzeugt wäre von ihrer Entscheidung, würde sie nach Berlin ziehen.

Lailas Migrationsweg war deswegen erstaunlich, weil sie in der Schweiz fest verankert war: Sie hatte eine sehr enge Beziehung zu ihrer Familie, lebte in einer Wohngemeinschaft mit ihrer besten Freundin und hatte einen gut bezahlten, unbefristeten Job. In Berlin kannte sie durch die Besuche zwar einige Menschen, es hatten sich jedoch noch keine Freundschaften gebildet. Trotzdem wirkte die Anziehungskraft Berlins am Ende stärker. Die Nähe zur Heimat, das Wissen jederzeit zurückkehren zu können, aber auch ihre über 10-jährige Berufserfahrung waren wichtige Faktoren: »[Es] war für mich nochmal wirklich ein von Null starten, obwohl ich es nicht nötig gehabt hätte. [...] Es war einfach nochmal eine Wendung in meinem Leben, ein Abenteuer« (Laila, 29/CH). Dieses Abenteuer konnte aber nur in Berlin stattfinden. Nachdem sie sich entschieden hatte, suchte sie aus der Schweiz ein Zimmer in Berlin. Obwohl sie dort die erste Zeit von ihrem Ersparten leben wollte, fand sie noch vor ihrem Umzug einen neuen Job. Ein Jahr nach ihrem Entschluss zog Laila mit 27 Jahren nach Berlin.

Die tiefe Verankerung in der Schweiz ist einer der großen Unterschiede zu den Teilnehmenden, welche Berlin als tolerante und queere Stadt gewählt haben. Sie haben in der Heimat aufgrund ihrer Identität und Sexualität oft negative Erfahrungen gemacht, welche ihre Wahrnehmung der Schweiz prägten. Die Sichtweise auf Berlin ähnelt sich jedoch stark. **Anna** lernte Berlin kennen, als sie von einer neuen Freundin aus Berlin zu einem Fest eingeladen wurde. Das Fest stellte sich als die Hochzeit dieser Freundin heraus. Nicht unpassend, denn sobald Anna Berlin kennenlernte, passierte etwas in ihr: »Als ich in die Stadt kam, hatte ich das Gefühl: hier muss ich mal hin« (Anna, 55/CH). Mit »mal hin«, dachte Anna an einen Zeithorizont von drei Jahren. Ihr Weg nach Berlin dauerte einige Zeit, da sie migrierte, bevor das Freizügigkeitsabkommen bestand. Sie musste als erstes einen Arbeitsvertrag haben, um dann eine Arbeits- und eine Aufenthaltsbewilligung

zu erhalten. Am Ende funktionierte alles mit entsprechendem Nachdruck und Anna zog 1994 nach Berlin.

Ein wichtiger Grund für Annas Umzug nach Berlin war ihre sexuelle Identität. In der Schweiz fehlte ihr der Raum, ihre Identität selbstverständlich zu leben, während sie in Berlin erstmals das Gefühl hatte, einfach sie selbst sein zu können. Anna kannte auch in der Schweiz Orte, wo sie mit ihrer Identität akzeptiert wurde, in Berlin war sie jedoch nicht auf einen kleinen Teil der Gesellschaft beschränkt. Sie wurde auf der Arbeit, im Privatleben und in der gesamten Gesellschaft akzeptiert. »*Ich konnte hier einfach atmen. In der Schweiz war das irgendwie nicht möglich*« (Anna, 55/CH).

Auch Joel, Annas Bruder, welcher bereits bei den familiären Verbindungen erwähnt wurde (vgl. Kapitel 5.3.3.), fand in Berlin mehr als einen Ort, wo er sich von seinen gesundheitlichen Problemen erholen konnte. Bereits durch die Besuche bei seiner Schwester entdeckte er eine Faszination für die Stadt:

Es ist eine schillernde Welt, wenn man reintaucht und ein bisschen hinschaut. Ich find das Schöne, dass jeder hier so sein kann wie er möchte und niemand aneckt damit. Es gibt hier so viele schillernde Gestalten, dass es gar nicht mehr so auffällt und für einen selbst ist es schön zu sehen, dass trotz der vielen verschiedenen Nationen, die hier alle aufeinandersitzen, es doch möglich ist jeden so zu lassen wie er ist und jedem auch die Chance zu geben, dass er so sein darf wie er ist (Joel, 38/CH).

Joel ist sich entsprechend sicher, dass er auch ohne gesundheitliche Probleme, aber sicherlich nicht ohne seine Schwester, letztendlich in Berlin gelandet wäre. Auch er fühlte sich in der Schweiz mit seiner sexuellen Identität nicht aufgehoben – zumindest nicht auf eine Art und Weise, wie er dies in Berlin fand. Die wahrgenommene Homophobie in Teilen der Schweizer Gesellschaft wurden damit zum Migrationsmotiv für Joel, wie auch für Anna 20 Jahre vorher.

Bei den Teilnehmenden, die Berlin als kreative Stadt gewählt haben, gibt es wiederum einen klaren Zusammenhang zwischen Beruf und Migration. Berlin übt eine besondere Wirkung auf deutschsprachige Schweizer Künstler*innen aus. Berlin erfüllte laut der Literaturwissenschaftlerin Joanna Jabłkowska den gleichen Zweck wie Paris für französischsprachige Künstler*innen: »*An den Modernisierungsprozessen des 20. Jahrhunderts, für die die Grosstadt eine Ikone ist, konnte die Schweizer Literatur nicht teilnehmen. Deswegen suchte man in der frühen Moderne außerhalb der Schweizer Grenzen und man fand Berlin*« (Jabłkowska 2009: 47). In meinem Sample finden sich neben Autor*innen auch Personen aus anderen kreativen Berufszweigen, z.B. dem Theater, auf welche Berlin eine ähnliche Anziehungskraft auswirkte.

Susanns erster Eindruck von Berlin war ein »*düsterer new-wave schwarz-weiß Film*« (Susann, 49/CH) des Schweizer Regisseurs Marcel Gisler, welcher in Westberlin spielte. Sie sah den Film, als sie 16 Jahre alt war und kam zum Schluss: »*Ich muss auch nach Berlin*« (ebd.). Wenig später, beim ersten Besuch in Berlin, bestätigte sich dieser Eindruck. Bis zur Wende besuchte sie Berlin mehrere Male, sie begann jedoch in der Schweiz zu arbeiten und später auch zu studieren: »*Es war immer klar, ich dachte nie, dass ich zum Studieren nach Berlin gehe, ich wollte zum Leben nach Berlin*« (ebd.). Nach der Wende stieß sie auf eine neue Seite der Stadt – eine wilde, unstrukturierte. Zwei Jahre später lernte sie aber-

mals eine andere Facette der Stadt kennen, als sie bei einem Besuch bei einer Freundin in Kreuzberg 61 unterkam. Der westlich gelegene Teil des Ortsteils Kreuzberg wirkte auf Susann »bürgerlich, aber nicht langweilig« (ebd.). Erneut verstärkte sich der Drang, nach Berlin zu ziehen, und sie fand in der Folge Gründe, ihren Herzensort immer öfter zu besuchen.

Der Prozess verlief entsprechend schleichend: Susann arbeitete erst sowohl in Berlin als auch in Basel als freie Journalistin. Über zwei Jahre verschob sich das Gewicht allmählich in Richtung Berlin. 1996, 10 Jahre nach ihrer Filmerfahrung, zog sie komplett mit Möbeln und ihrer Katze nach Berlin und meldete sich in der Schweiz ab. Durch diesen allmählichen Prozess lernte Susann Berlin sehr gut kennen, bevor sie ihren Lebensmittelpunkt endgültig in die Stadt verschob. Sie hatte lange einen Fuß in Berlin und einen in Basel, und konnte sich daher bis zum Schluss die Entscheidung offenhalten. Diese Möglichkeit hatte sie jedoch durch ihren Beruf, bei welchem sie örtlich nicht gebunden war und in Berlin ein fruchtbares Umfeld wiederfand.

Adrians Weg in die Bundeshauptstadt brauchte von der Entscheidung bis zur Ausführung ebenfalls einige Zeit. Adrian und seine Frau waren beide erfolgreiche Geschäftsinhaber. Sie wollten etwas Neues anfangen und eine Auszeit nehmen von ihrer großen Arbeitslast. »Wir hatten einfach das Gefühl unser Leben wird irgendwie enger und wir sind in Routinen, die effektiv so aussahen wie ein Kanal, der einfach Richtung weiß nicht wo geht« (Adrian, 60/CH). Der Plan war, für zwei Jahre aus der Schweiz auszuwandern, entweder in die USA, nach Indien oder Berlin. Adrian hatte Berlin über mehrere Sommer kennengelernt, als er an Weiterbildungen teilnahm. Ihn beeindruckte vor allem das reiche öffentliche Leben, die Lockerheit und die kulturelle Landschaft. Da Adrian während seiner Auszeit schriftstellerisch tätig werden wollte und er sich Berlin, als Heimat vieler Autor*innen im deutschsprachigen Raum, als fruchtbaren Boden vorstellte, erhielt Berlin seine Stimme.

Trotz des relativ kurzen Zeithorizonts von zwei Jahren brach das Paar viele Zelte in der Schweiz ab. Adrian verabschiedete sich komplett aus seinem Geschäft, während seine Frau ihres weiterführte. Ihr Haus in der Schweiz vermieteten sie, was ihnen mehr Möglichkeiten gab, sich in Berlin ohne finanziellen Druck zu entfalten. In der Vorbereitungsphase waren sie in Berlin bereits auf der Suche nach einer Wohnung zum Kauf. Adrian und seine Frau wollten bewusst in Berlin eine neue Heimat finden.

Bei allen Teilnehmenden mit dem Herzensort Berlin sieht man, dass sie sich durch mehrere Besuche ausführlich mit der Stadt beschäftigt hatten. Somit kannten sie Berlin schon lange, bevor sie sich endgültig für den Schritt entschieden. Trotz der Sehnsucht setzten sich die meisten Teilnehmenden einen kurzen Zeithorizont. Das Hauptargument war, dass man Berlin einmal leben und erleben wollte. Zum Zeitpunkt der Migration war entscheidend, diesen Schritt zu wagen und sich den Traum zu erfüllen, zukünftige Entwicklungen standen im Hintergrund. Eine ähnliche Herangehensweise sieht man auch am Beispiel Hamburg.

5.4.2 Hafenstadt Hamburg

Als ich das allererste Mal nach Hamburg kam, war ich unten am Hafen und ich wusste: hier könnte ich sofort hin, hier könnte ich wohnen (Jonas, 53/CH).

Während Berlin einen international bekannten Ruf hat, ist Hamburg aus der Sicht meiner Schweizer Teilnehmenden relativ unbekannt. Berlin war aufgrund seiner Größe, des Status als Regierungssitz, durch die einzigartigen historischen und daraus erwachsenen touristischen Aspekte (u.a. Berlin als geteilte Stadt, Mauerfall), durch den Standort vieler kreativer Industrien, als liberale und alternative Stadt bekannt. Hamburg ist vor allem durch den Hafen bekannt. Genau dieser Aspekt ist es denn auch, welcher von Teilnehmenden in den Vordergrund gerückt wird.

Stephanies Faszination für Hamburg begann im Jahr 2007, als sie die Stadt zum ersten Mal besuchte. Es folgten viele weitere Urlaube und lange Wochenenden. Nach einigen Jahren wuchs in Stephanie der Wunsch einmal längere Zeit in Hamburg zu leben. Bei Stephanie führte diese Überlegung nicht direkt dazu, dass sie Stellenangebote in Hamburg durchforstete. Sie wartete auf ihre Gelegenheit und spekulierte darauf, dass ein Vertriebspartner ihrer damaligen Firma nach einer Außenstelle in München auch in Hamburg an den Start gehen wollte. Die Gelegenheit kam, als sie für eine dreimonatige Kreuzfahrt ihren Job kündigte und per Zufall vor deren Antritt eine offene Stelle in der neuen Außenstelle in Hamburg entdeckte. Sie konnte ihren neuen Job in Hamburg nach Ende ihrer Kreuzfahrt antreten und war damit nach einigen Jahren der Überlegung tatsächlich in Hamburg angekommen. »[Leben in Hamburg] war ein Traum. Die Kreuzfahrt war auch ein Traum und jetzt dachte ich mir einfach, versuchen wir die Träume umzusetzen« (Stephanie, 55/CH). Stephanie war Zeit ihres Lebens Kreuzfahrt-Enthusiastin und konnte in Hamburg ihre Liebe zu Schiffen, dem Hafen und dem Meer vereinen.

Jonas' initialen Migrationsgrund habe ich bereits bei den einzigartigen Karriereoptionen (Kapitel 5.2.3.) erwähnt. In einem zweiten Schritt gab es andere Faktoren, welche ihn nach Hamburg zogen. Um genauer zu beleuchten, was Menschen nach Hamburg zieht, betrachte ich weitere Gründe, die er im Interview nannte. Nach zehn Jahren Arbeit in einem Kinder- und Jugendtheater in Düsseldorf wollte Jonas sein eigenes Theater für ein erwachsenes Publikum gründen. Mit dem neuen Theater stellte sich die Frage der Lokalität. Eigentlich war klar, dass er seine Zukunft anderswo finden wollte: »Wenn ich schon in Deutschland bin, dann, entweder ist es Berlin oder es ist Hamburg, es wäre für mich nie Düsseldorf gewesen« (Jonas, 53/CH). Für Jonas war die Stadt zwar lebenswert, jedoch zu klein und zu beschaulich, um sein restliches Leben dort zu verbringen. Zwei Jahre lang waren Jonas und sein Partner auf der Suche nach einer Lokalität für das eigene Theater. Berlin war als Stadt zwar spannend und hatte kulturell viel zu bieten, Jonas befürchtete jedoch, dass er in der Theaterlandschaft untergehen würde. In Hamburg wiederum war mehr Geld verfügbar für die Art von Theater, die sie geplant hatten. Zudem bot Hamburg eine Lebensqualität, die er in Berlin nicht vorfand. Neben all den rationalen Gründen schlug das Herz von Jonas (wie im Eingangszitat dieses Abschnittes deutlich wird) und seinem Partner bereits für Hamburg.

Sowohl Stephanie als auch Jonas beziehen sich in ihren Ausführungen auf den Hafen und Hamburgs Charme als Hafenstadt. Dies beinhaltet den Hafen selbst, aber auch auf die Erweiterung von den Landungsbrücken zur Speicherstadt und der HafenCity. Für Jonas ist in Hamburg auch relevant, dass er einen Ort mit architektonisch intaktem Stadtbild vorfindet, der zum Leben aber nicht zu langweilig ist. Es ist die Kombination aus einem geschäftigen Treiben und Multikulti zusammen mit schöner Architektur und alten, gut erhaltenen Häusern. Viele dieser Aspekte hängen direkt mit dem Hafen

zusammen: Hamburg als Hansestadt hat durch den Handel viele diplomatische Verbindungen geschaffen, welche für internationale Firmen und Gemeinschaften anziehend sind. Der Reichtum durch Hafen und Freihafen wurde wiederum oft in imposante Bauten investiert. Dieser historische Hintergrund prägt das heutige Flair von Hamburg und macht es für Stephanie und Jonas attraktiv.

Bei **Annemarie**, welche sich nach einem Praktikum in Hamburg entschied, ihr Arbeitsleben dort zu beginnen, vermochte die Anziehungskraft Hamburgs das oft monierte Wetter zu übertrumpfen: »*Ich habe mich in Hamburg auf einen Praktikumsplatz beworben für drei Monate und das hat mir, obwohl es im Herbst war, der dunkelsten, grausigsten, nassesten Jahreszeit, so gut gefallen, dass ich nach dem Studium zurückgekommen bin*« (Annemarie, 37/CH). Vor ihrem Praktikum hatte Annemarie keine Intentionen nach Deutschland zu migrieren. Nach drei Monaten hatten sich ihre Zukunftspläne geändert; seit bald 12 Jahren ist Hamburg ihr Zuhause. Annemaries Beispiel verdeutlicht, dass der Migration an spezifische Orte nicht immer eine jahrelange Auseinandersetzung mit diesem Ort vorausgehen muss. Zugleich erhielt Annemarie stets eine enge Verbindung zur Schweiz aufrecht, welche sich auch in ihrer Mitgliedschaft und späterer Präsidentschaft des Schweizer Vereins in Hamburg zeigte.

Sowohl Hamburg als auch Berlin sind Großstädte, die mit spezifischen Anziehungspunkten aufwarten, die in der Schweiz nicht zu finden sind. Unterschiedliche Facetten dieses Rufs sind es auch, welche die Teilnehmenden an diese Orte gezogen haben. Berlin glänzt mit Offenheit, Moderne und Kreativität, während Hamburg vor allem mit seinem Hafen punktet. Im folgenden Kapitel zur Altersmigration wirken wiederum andere Kräfte.

5.4.3 Altersmigration

Ich bin Wirtschaftsflüchtling, ganz einfach. Ich bin hier oben, weil ich mir das Leben in der Schweiz schlichtweg nicht mehr leisten kann (Ruth, 64/CH).

In vielen Ländern ist die Entwicklung klar: Altersarmut steigt und die Rente kann die Bedürfnisse und Kosten des Lebens nicht mehr abdecken. Zugleich werden die Menschen älter, benötigen bestimmte Einrichtungen, Pflege und den barrierefreien Zugang dazu. Eine Folge ist die Altersmigration in günstigere und wärmere Länder, wo das eigene Geld mehr erreichen kann (Kaiser 2011; Nokielski 2005). Dies betrifft sowohl Menschen ohne Pflegebedarf, welche sich im Ausland einen höheren Lebensstandard leisten können, als auch Menschen, die sich nur auf diese Art und Weise überhaupt eine Altersresidenz oder einen Platz in einem Altersheim leisten können. Insbesondere Länder im globalen Süden gelten weltweit als populäre Ziele für den Ruhestand (Bell 2017; Chege 2014; Hayes 2014; Howard 2008). Betrachtet man Europa, so stechen Domizile im Mittelmeerraum heraus (Gustafson 2008; Huber/O'Reilly 2004; King/Warnes/Williams 2000).

Weder die Schweiz noch Deutschland sind besonders warm, der Aspekt des finanziellen Gefälles bleibt jedoch bestehen. Konsequenterweise findet derartige Migration auf der deutsch-schweizerischen Achse ausschließlich in eine Richtung statt – von der Schweiz nach Deutschland. Auch hier gibt es spezifische Ziele, welche für diese Art der Migration besonders attraktiv sind: frühere Urlaubsorte. Im Norden Deutschlands sind

dies vor allem die Nord- und die Ostsee. **Martin**, der Präsident des Schweizer Vereins in Schleswig-Holstein, der selbst mit 28 Jahren der Liebe wegen in den Norden Deutschlands gezogen ist, beschreibt seine Mitglieder wie folgt: »Das Klientel, was ich habe, sind die Leute, die mit 55, 60, 65 Jahren entscheiden, ›ich will meinen Ruhestand da verbringen, wo wir früher immer in den Urlaub gefahren sind‹ und die kommen hier hoch. Somit haben wir einen Altersdurchschnitt, der irgendwo zwischen 60 und 70 liegt« (Martin, 33/CH). Insbesondere die ost- und nordfriesischen Inseln und Rügen sind bekannte deutsche Urlaubsorte. Allerdings war die Nähe zu touristischen Orten für die hier genannten Personen kein Vorteil – sie suchten eher die Ruhe. Trotzdem sind sich die Teilnehmenden bewusst, dass sich ihr Zustand mit fortschreitendem Alter ändern könnte und sie dann ihre Lebensumstände entsprechend anpassen müssten.

Ruth, aufgewachsen in der Ostschweiz, ist Mutter von vier Töchtern. Sie fand nach der Scheidung des Ehemannes zwar den Wiedereinstieg in den Beruf, zwei Jahre vor der Pensionierung gab jedoch ihre Gesundheit auf. Ihr früherer Renteneinstieg war verbunden mit finanziellen Einbußen. »Vergiss es, in der Schweiz alt zu werden, außer du wirst von der öffentlichen Hand abhängig und das konnte ich mir nicht vorstellen (Ruth, 64/CH). Die Abneigung, auf den Sozialstaat zurückzugreifen, ist etwas, was Ruth mit vielen Menschen teilt. Somit blieb ihr nur die Suche nach einem Ort, wo ihre Lebenshaltungskosten niedriger sein würden.

Nach dem Rentenbeginn nahm sich Ruth eine kleine Auszeit im Norden Deutschlands. Bevor sie in die Schweiz zurückkehrte, entdeckte sie eine Verkaufsanzeige für ein großes Haus mit Garten. In dem Moment fiel die Entscheidung: Falls sie eine Bank finden würde, welche den Hauskauf mitfinanzieren würde, würde sie ihr Haus in der Schweiz verkaufen und nach Schleswig-Holstein ziehen. Gesagt – getan. Ihr Haus in Schleswig-Holstein wurde ihr Abenteuer und ihr Rückzugsort fernab vom Lärm der Gesellschaft, wo sie Zeit hat für sich und ihre Hunde. Die relative Nähe zur Schweiz, im Vergleich zu anderen Zielen der Altersmigration, war bei Ruth ein wichtiger Faktor. Dadurch konnten sie und ihre vier Töchter sich ohne Probleme gegenseitig besuchen. Hinzu kam die gemeinsame Sprache, wodurch sie im Alltag keine Probleme hatte und auch die komplexe Bürokratie beim Hauskauf bewältigen konnte.

Dass Schleswig-Holstein hauptsächlich für die Altersmigration attraktiv ist, hat jüngere Teilnehmende nicht davon abgehalten, sich dort aus anderen Gründen niederzulassen. Genauso gibt es Teilnehmende, welche die Altersmigration an andere Orte verschlagen hat. Dies ist der Fall bei **Rolf**, welcher im Alter nach Berlin zog. Rolf war in der Schweiz Bankangestellter; eigentlich ein Beruf, der eine ausreichende Rente für das Leben in der Schweiz mit sich bringen sollte. Durch verschiedene Umstände, unter anderem gravierende gesundheitliche Probleme, erhielt auch Rolf jedoch nur eine reduzierte Rente. Durch seine deutsche Partnerin kam er auf die Idee sich im grenznahen Deutschland nach einer Wohnung umzusehen, was aber erfolglos blieb. Da seine Partnerin ursprünglich aus Berlin stammte und der künstlerische Ruf Berlins Rolf als Hobbymaler zusagte, suchten sie in der Folge dort eine Wohnung.

Für Rolf war der Umzug ins Ausland alternativlos. Er hätte zwar mit einer geringen Rente Anspruch auf Ergänzungsleistungen oder Sozialgeld gehabt, für ihn kam es jedoch ebenso nicht in Frage nach knapp 30 Jahren im Berufsleben Leistungen vom Staat zu beantragen. Mit dieser Meinung ist Rolf offensichtlich nicht allein, auch bei Ruth sieht man

die gleiche Argumentation. Das Schweizer Wohlfahrts- und Rentensystem ist eingebettet in spezifische Logiken – etwa einem hohen Stellenwert von Arbeit, Eigenständigkeit und Nichtabhängigkeit. Entsprechend können Menschen, die ihr ganzes Leben gearbeitet haben, das Beantragen von Sozial- oder Unterstützungsleistungen als Widerspruch zu ihrer Identität als eigenverantwortliche Erwerbstätige empfinden und gleichzeitig die Stigmatisierung als »Leistungsbeziehende« fürchten (Gabriel et al. 2023). Damit geht in vielen Fällen auch eine negative Haltung gegenüber dem eigenen Land und dem Staat einher. Der Staat, für den sie Jahrzehnte lang gezahlt hatten, sollte zumindest im Alter für sie sorgen können, ohne dass man dafür »betteln« muss¹⁴.

Bei Rolf überschatten diese negativen Gefühle auch viele positive Aspekte seines neuen Wohnortes. Der wahrgenommene Zwang, die Heimat zu verlassen, macht es für ihn schwer, zu erklären, wieso genau er in Berlin ist. Damit fällt Rolf auch klar aus eingangs beschriebener Kategorie der Menschen, welche einen Herzensort gefunden haben. Ruth hat ähnliche Erfahrungen gemacht, trägt jedoch weniger Bitterkeit mit sich. Dies mag daran liegen, dass sie in Schleswig-Holstein einen Ort gefunden hat, der nicht den Beigeschmack des Exils trägt.

Der finanzielle Aspekt war bei all diesen Teilnehmenden die Hauptmotivation, im Alter das Land zu verlassen. Damit geht im Zielland eine Verbesserung des Lebensstandards einher; dies war jedoch nicht die initiale Motivation zur Migration, denn diese rührte aus der Angst vor Altersarmut. Damit bestätigen die Aussagen den Trend, der von Migration von »*affluent individuals migrating in search of a better way of life*« (Benson/O'Reilly 2009: 609) zu einer Migration aus Gründen der Prekarisierung geht. Bender et al. (2018) stellen diese Tendenz insbesondere bei deutschsprachigen Migrant*innen aus Deutschland und der Schweiz fest, welche im Alter nach Thailand migrieren: »*these more recent migration processes are often motivated by social and financial problems, along with constraints in the countries of origin, and the older people's hope to solve or alleviate those problems*« (Bender/Hollstein/Schweppe 2018: 98). Trennt man die Motivation von dem Entscheidungsprozess, welcher den Zielort bestimmt, so zeigen sich zwei unterschiedliche Narrative. Ersteres ist, wie gezeigt, geprägt von finanziellen Schwierigkeiten, welche das Leben im Heimatland im Alter erschweren oder verunmöglichen. Im Entscheidungsprozess stehen dann die Erfahrungen im Zielland im Vordergrund, die die Wahl des Zielortes bestimmen. Da Geld in vielen Gesellschaften, auch in der Schweiz, ein schwieriges Thema ist, dominiert in Gesprächen oft das zweite Narrativ.

5.5 Neugierde, Abenteuer und der Zufall

Es war nicht die Schweiz primär, aber es gibt schlimmere Länder, in denen man landen kann als in der Schweiz. Aber es ist wirklich so ein bisschen *accidentally swiss* (Sarah, 40/DE).

14 Die Thematik wird im Kapitel zur Wahrnehmung im Abschnitt zum Sozialstaat erneut aufgegriffen.

Neugierde und einen Sinn für das Abenteuer besitzen alle Teilnehmenden meiner Forschung, auch wenn sie aus finanziellen und sozialen Gründen migriert sind. Es hätte immer die Alternative gegeben, nichts zu tun. Alle Teilnehmenden haben sich jedoch dafür entschieden ein neues Kapitel an einem für sie neuen und fremden Ort zu beginnen. Der Aspekt der Neugierde und des Abenteuers hat entsprechend auch bei den vorher vorgestellten Teilnehmenden eine Rolle gespielt.

Unterscheidet man bei der Migration den initialen Grund und die beeinflussenden Faktoren, so wirkten Zufall und Abenteuerlust in den bisherigen Abschnitten häufig als beeinflussende Faktoren. Betrachtet man diese Fälle genauer, sieht man, dass die Entwicklung niemals purer Zufall war: Dass Bewerbungen in die Schweiz oder Österreich versendet wurden, liegt u.a. an den geringen bürokratischen, sprachlichen und kulturellen Hürden – Hotels und Urlaubsresorts zielen oft auf eine deutschsprachige Zielgruppe ab. Neugierde, Abenteuer und Zufall sind in diesem Falle aber nicht Migrationsgründe im engeren Sinne, sie sind also nicht der auslösende Faktor, weswegen Teilnehmende ihr Heimatland verlassen haben. Bei den im Folgenden vorgestellten Personen rücken Aspekte der Neugierde, des Abenteuers und des Zufalls in den Mittelpunkt.

Eindeutig wird dies am Beispiel von **Klara**. Sie war bei einer Reederei in der Schweiz beschäftigt, deren Hauptsitz in Hamburg lag. Als die Außenstelle in der Schweiz geschlossen wurde, fragte ihr Chef aus Hamburg, ob sie nicht für ein paar Jahre in Hamburg arbeiten wolle. Die 25-jährige Klara war neugierig auf die Welt und was ihr das Leben bringen würde. Zusätzlich war sie neugierig darauf, die Reederei vor Ort kennenzulernen und zu sehen, wie ihre Arbeit eigentlich mit diesen großen Containerschiffen zusammenhängt. Sie sagte zu.

Während Klara durch ihre Arbeit in der Reederei schon vorher mit Menschen aus aller Welt zu tun hatte und durchaus neugierig war auf die Welt, hatte sie trotzdem nicht in Erwägung gezogen aus der Schweiz weg zu ziehen. Wäre das Angebot aus Hamburg nicht gekommen, hätte sie in der Schweiz eine neue Stelle gesucht. Auch der Zeithorizont war kurz und eindeutig: zwei bis drei Jahre in Hamburg arbeiten und dann wieder zurück in die Schweiz. Es sollte ein Abenteuer werden mit der Sicherheit, nach einiger Zeit wieder in ihr gewohntes Umfeld zurückzukehren.

Auch **Sarahs** Weg von Baden-Württemberg in die Schweiz verlief ähnlich. Sie erhielt eines Tages einen Anruf eines Schweizer Bekannten, der ihr ein Jobangebot in der Musikbranche machte – ein Bereich, der sie interessierte, in dem sie selbst jedoch keine Erfahrung mitbrachte. Entsprechend wäre sie für diesen Job auch in andere und weiter entferntere Orte umgezogen: »Hätte man mir den [Job] in Berlin angeboten, wäre ich wahrscheinlich auch nach Berlin gegangen« (Sarah, 40/DE). Sie nahm das Angebot auch mit dem Gefühl der Sicherheit an, dass sie im schlimmsten Fall nach Deutschland zurückkehren könnte.

Benedikt war als hochspezialisierter Ingenieur in einer kleinen Branche beim Weltmarktführer in Hamburg beschäftigt. Durch eine interne Umstrukturierung sollte sein Job von einer technischen Position zum Verkauf überführt werden, was jedoch nicht seinen Interessen entsprach. In der Folge sondierte Benedikt seine beruflichen Optionen: England, Norwegen und die Schweiz. Aus allen drei Ländern hatte er eine Zusage. Seine damalige Freundin sollte jedoch entscheiden, wohin sie ziehen würden. Diese war gerade dabei ihr Studium abzuschließen, konnte also theoretisch in jedem Land ihre Karriere

starten. Sie entschied sich für die Schweiz. Somit war das Ziel für Benedikt Zufall, auch wenn bisher genannte geringere Hürden sicherlich die Entscheidung der Freundin beeinflussten.

Allen Beispielen gemein ist, dass sie in ihrem Heimatland keine Migration in das spezifische Zielland Schweiz oder Deutschland geplant haben. Weder Klara noch Sarah haben aktiv nach einem Job, oder nach der Möglichkeit einer spezifischen Aus- oder Einreise gesucht. Aufgrund von direkten und indirekten, privaten und beruflichen Verbindungen ins Zielland, welche bereits längerfristig bestanden, ergaben sich Möglichkeiten. Die Geschichten zeichnen sich bis zu einem gewissen Grad dadurch aus, dass beide in ihrer Situation passiv waren. Während Benedikt den Anfang des Migrationsprozesses aktiv gestaltete, nahm er später eine passive Rolle ein. Folglich landete er aus seiner Sicht zufällig in der Schweiz. Benedikt hatte bereits Schritte eingeleitet und war auf dem Weg, sein Heimatland zu verlassen, nur das Ziel war nicht klar.

Alle waren neugierig, bereit für oder auf der Suche nach einem Abenteuer und offen für zufällige Einflüsse¹⁵. Wo genau und inwiefern der Zufall hineinspielt, ist jedoch bei allen Beispielen unterschiedlich. Mit der Darstellung der Residualkategorie »Neugierde, Abenteuer und Zufall« habe ich die Ausführungen zu den einzelnen Migrationsgründen abgeschlossen und komme zum Fazit dieses Kapitels.

5.6 Zwischenfazit: Lebensstilmigration?

Zwischen Deutschland und der Schweiz finden sich diverse Migrationsgründe wie berufliche und Beziehungsaspekte. Im deutschen Sample dominieren Menschen, die sich im Zielland Schweiz eine bessere berufliche Zukunft aufbauen wollen, was sowohl neue Herausforderungen als auch einen höheren Verdienst beinhaltet. Insbesondere Teilnehmende aus den neuen Bundesländern entziehen sich oft einer subjektiv wahrgenommenen Perspektivlosigkeit – dies ist jedoch bei weitem nicht das einzige Narrativ aus dem früheren Ostdeutschland. Bei Schweizer Teilnehmenden sind finanzielle Verbesserungsmöglichkeiten geringer, weswegen wiederum die Suche nach Herausforderungen in den Vordergrund tritt. Wie bei europäischer Migration tragen meist sowohl ökonomische als auch kulturelle Faktoren zur Migrationsentscheidung bei (Belot/Ederveen 2012: 1100). Grundsätzlich wird deutlich, dass die fehlenden Migrationshürden zwischen Deutschland und der Schweiz bei einer individuellen Betrachtung der Migration in beide Richtungen zu Vorteilen führen können (Gursoy/Badur 2021: 9). Entsprechend finden sich bei den Migrationsgründen auch unterschiedliche Milieus (Barth/Flaig/Schäuble 2023) wieder, welche die individuellen Werte und Motivationen unterstreichen.

Beziehungsaspekte, insbesondere Liebesbeziehungen, findet man in beiden Samples gleichermaßen vertreten. Hauptsächlich geht es darum, die Entfernung einer

15 Die Milieus nach Flaig und Barth (2023: 21–22), welche sich durch die Suche nach Abenteuer auszeichnen, sind Eskapisten, digitale Kosmopoliten, das konsum-hedonistische sowie das expeditiv Milieu.

neu entstandenen Fernbeziehung zu verringern. Dazu werden pragmatisch diverse Optionen analysiert und aufgrund einer Mischung von beruflichen, sozialen, emotionalen und opportunistischen Aspekten ein Zielland gewählt. Migration als Suche nach dem Heimatland der Vorfahren analog der bei Darieva (2023) dargestellten »roots«-Migration spielt kaum eine Rolle; wirken Familienmitglieder als Migrationsmotiv, handelt es sich überwiegend um vorher selbst ausgewanderte Personen. Die Altersmigration, welche sich nur bei Schweizer Teilnehmenden findet, erfolgt ebenfalls aufgrund pragmatischer Aspekte: Im Alter wird das Leben im Heimatland zu teuer. Die Faszination für das Zielland spielt nur für wenige Teilnehmende eine entscheidende Rolle. Teilnehmende mit spezifischem Migrationsziel zeigen kaum eine Faszination für das gesamte Land, sondern meist nur für eine bestimmte Stadt oder Region. Berlin ist der klare Favorit und besticht Schweizer Teilnehmende mit dem Ruf als offene, tolerante und bunte Stadt. Darüber hinaus sind Hamburg als Hafenstadt und die Ost- und Nordsee als Region für die Altersmigration relevant. In Richtung Schweiz ist die Migration in spezifische Orte irrelevant. Grundsätzlich herrscht vor der Migration in beide Richtungen sehr viel Unwissen über das Zielland, was positiv und negativ zu einer stereotypischen Wahrnehmung führen kann.

Insgesamt finden sich in den Narrativen der Teilnehmenden viele Aspekte der Lebensstilmigration wieder: »As we perceive it, lifestyle migrants are relatively affluent individuals of all ages, moving either part-time or full-time to places that, for various reasons, signify, for the migrant, a better quality of life« (Benson/O'Reilly 2009: 609). Wie genau die bessere Lebensqualität aussieht, wird individuell ausgehandelt und kann sich sowohl auf berufliche und finanzielle wie private bzw. soziale Aspekte beziehen. Allen gemeinsam ist die individuelle Handlungsmacht; die Teilnehmenden haben sich eine (bessere) Zukunft ausgemalt und diese überwiegend erfolgreich umgesetzt. Einige der Aspekte der Definition von Lebensstilmigration bei Benson und O'Reilly treffen bei manchen Migrationsgründen mehr zu als bei anderen.

Ein »narrative of escape« (Benson/O'Reilly 2009: 609) findet sich am ehesten bei den Teilnehmenden mit schlechten beruflichen Perspektiven, aber ansatzweise auch bei queeren Personen und bei Teilnehmenden auf der Suche nach einem Neubeginn. Bei den ersten beiden Gruppen geht dies meist einher mit einer teilweise negativen Darstellung des Lebens vor der Migration. Dies deckt sich insofern mit Lee (1966: 56–57), als dass Personen, die von positiven Faktoren im Zielland angezogen wurden, eher besseren Möglichkeiten im Zielland folgen, während Personen, die soziale oder ökonomische Fehlschläge hinter sich haben, eher auf negative Faktoren im Heimatland reagieren. Bei vielen beruflich motivierten Teilnehmenden spielt entsprechend die Neuaushandlung der »work-life balance« (Benson/O'Reilly 2009: 609) eine wichtige Rolle, bei anderen waren Verbesserungen der beruflichen Situation ein Beiprodukt der Migration. Die Migration an spezifische Migrationsorte, insbesondere Berlin und Hamburg, spiegelt die Erfüllung eigener Träume wider. Migration aufgrund von Beziehungen führt durch die Nähe einer wichtigen Bezugsperson meist zu einer Verbesserung der Lebensqualität.

Teilnehmende mit schlechten beruflichen Perspektiven und Altersmigrant*innen leiden zwar teilweise unter dem finanziellen Druck, gelten jedoch trotzdem als Personen mit relativem ökonomischen Privileg: »[Lifestyle migration] relates specifically to the relative economic privilege of individuals in the developed world« (Benson/O'Reilly 2009: 620).

Lebensstilmigrant*innen müssen im Zielland auch nicht zwingendermaßen dauerhaft glücklich bleiben; die Migration wurde jedoch vor der Durchführung als Mittel wahrgenommen, um eine Verbesserung oder Veränderung der bisherigen Lebensumstände zu erwirken. Ein Faktor ist die Darstellung der eigenen Migrationsgeschichte als »individualised, self-realisation narratives« (Benson/O'Reilly 2009: 610). Die Migration wird oft als Wendepunkt im Leben dargestellt, welche dabei hilft, die Kontrolle über das eigene Leben nach bestimmten Ereignissen wiederherzustellen, sich von belastenden Bindungen zu lösen und ein Leben zu führen, das mehr dem wahren Selbst entspricht. Das Leben nach der Migration wird als »antithesis« (Benson/O'Reilly 2009: 610) des früheren Lebens dargestellt. Während nicht alle Teilnehmende alle Aspekte der Definition erfüllen, können sie letztlich doch als Lebensstilmigrant*innen bezeichnet werden. Benson und O'Reilly enden ihre Argumentation mit der absichtlich vage gehaltenen Arbeitsdefinition von Lebensstilmigrant*innen als »relatively affluent individuals, moving either part-time or full-time, permanently or temporarily, to places which, for various reasons, signify for the migrants something loosely defined as quality of life« (Benson/O'Reilly 2009: 621).

Einen wichtigen Einfluss auf die Migrationsgründe haben auch demographische Einflüsse. Junge, alleinstehende Menschen migrieren eher als ältere Menschen mit Familie. Bei jungen Menschen herrschen oft Neugierde und eine Abenteuerlust vor, welche dazu führt, dass diese schneller die Entscheidung zur Migration treffen. Meine Forschung zeigt jedoch, dass auch ältere Menschen mit Familie migrieren, wenn damit eine signifikante Verbesserung gewisser Lebensumstände einhergeht. Die biographischen Umbrüche nach Lee (1966: 52–53) sind in meinem Sample nur in wenigen Bereichen relevant, so z.B. der Rentenbeginn. Die Mehrheit der Teilnehmenden steht mitten in ihrer beruflichen Karriere, verfolgt aber nicht eine Aufrechterhaltung des Status quo, sondern eine aktive Verbesserung der privaten oder beruflichen Lebensumstände.

Teilnehmende mit beruflicher Motivation erhalten bei der Migration oftmals Unterstützung von Seiten des zukünftigen Arbeitgebers, was die bürokratischen Hürden der Migration senkt. Vor dem Inkrafttreten des Freizügigkeitsabkommens war diese Unterstützung eines Arbeitgebers entscheidend, da ein Arbeitsvertrag den längerfristigen Aufenthalt im Zielland erst ermöglichte. Teilnehmende, welche aus Beziehungsaspekten migriert sind, finden oft ein bereits bestehendes privates Netzwerk, was sie unterstützt. Weitere Hürden bzw. Migrationskosten wie der Umzug und die Anerkennung von Qualifikationen scheinen relativ niedrigschwellig.

Der Migrationsgrund hat folglich Einfluss auf diverse Faktoren im weiteren Leben der Teilnehmenden. »Studies of this phenomenon should concentrate, therefore, not only on the reasoning and circumstances leading to migration, but also on how these inform experiences of life within the destination« (Benson/O'Reilly 2009: 616). Nicht nur der Migrationsgrund und die erste Zeit im Zielland, auch die Wahrnehmung von Ziel- und Heimatland, die Zugehörigkeit und die spätere Lebensführung werden bereits im Heimatland vorgeprägt. Im Zielland wird diese Prägung dann durch neue Erlebnisse modifiziert.

II. Georg

Ein Berliner in der Schweiz

Georg überfährt so manche Schweizer*innen mit seinem Denk- und Sprachtempo, obwohl er es mittlerweile eigentlich besser weiß. In der Schweiz ist alles noch ein bisschen anders, vor allem langsamer als in Deutschland. Er muss sich in der Geschwindigkeit zügeln und anpassen, aber manchmal kommt dann doch wieder der Berliner durch. So schnell wie mit mir im Interview kann er mit Schweizer*innen nicht reden, das geht nur mit Deutschen.

Entsprechend groß ist die Verblüffung, dass er es nicht nur mit einer Schweizerin zu tun hat, sondern gar mit einer Bernerin, den Langsamsten unter den Schweizer*innen. 18 Jahre Erfahrung in der Schweiz haben ihn etwas Anderes gelehrt. Einen größeren Gegensatz als zwischen Berner*innen und Berliner*innen kann sich Georg nicht vorstellen. Nicht nur in der Geschwindigkeit, sondern auch in puncto Humor, Direktheit sowie Offenheit und Kontaktfreudigkeit sieht Georg Schweizer*innen und Deutsche an zwei unterschiedlichen Enden des Spektrums. Als er in die Schweiz zog, wusste er nichts davon.

Nach drei Monaten schlug die Realität ein. Seine Arbeit im Casino, 45 Arbeitsstunden pro Woche, meist abends und nachts, zehrte an ihm. Neue soziale Kontakte außerhalb des Casinos zu knüpfen war wegen der anstrengenden Arbeitswoche schwierig. Das Casino fungierte als kleiner Mikrokosmos für verschiedene Neuankömmlinge, die zu viel Zeit miteinander verbrachten. Unter den Kolleg*innen gab es daher eher Reibereien als neue Freundschaften, weswegen er sich sozial zurückzog. Die Kompensation erfolgte durch zu viel Alkohol nach Feierabend. Er schloss sich einem lokalen Football Club an, fand aber eine eher verschlossene Gemeinschaft vor. Er war auf dem direkten Weg in die Depression. Er wurde sich bewusst, dass er sich auf etwas eingelassen hatte, was er so nicht bedacht hatte.

Georg ist dem Geld gefolgt – nicht untypisch für das Bild von Deutschen in der Schweiz. Bevor er in die Schweiz kam, arbeitete er in Berlin und kurzzeitig in Potsdam in einem Casino als Croupier, also als Spielleiter bei Kartenspielen oder am Roulette-Tisch. Auch Georgs Weg zum Croupier verlief relativ typisch: Er kam als studentische Hilfskraft in die Spielbank, verdiente gutes Geld und brach sein Studium ab. Die Bezah-

lung in Potsdam entsprach indes nicht seinen Vorstellungen. Umso verlockender waren die exorbitanten Gehälter in der Schweiz, von denen ihm ein Kollege berichtete. Viel Geld, die Möglichkeit in einem neu eröffneten Casino zu arbeiten und das alles in der Schweiz, wo es neben Geld auch viel Action geben würde. Worüber sollte man da noch nachdenken?

Mit Deutschen hat Georg eine andere Basis, was sich vor allem beim ersten Kontakt zeigt. Nicht nur die Erfahrung als Deutsche in der Schweiz, sondern auch die Direktheit und der gemeinsame Humor schaffen Vertrautheit. Georg weiß, dass Deutsche Dinge so sagen, wie sie gemeint sind. Das gilt nicht für Ironie, Sarkasmus, Satire und schwarzen Humor. Hier können Schweizer*innen nicht erkennen, dass das Gegenteil gemeint ist. Vielleicht ist es einfach ein deutscher Humor, den die Schweizer*innen nicht verstehen können. Sie wären damit nicht allein.

Es ist nicht unmöglich, mit Schweizer*innen die gleiche Basis zu erreichen, aber es nimmt viel Zeit in Anspruch. Beim ersten Kennenlernen rumflachsen, Bierchen trinken und Witze erzählen funktioniert mit Schweizer*innen nicht. Bei Deutschen, oder auch Österreicher*innen und natürlich Amerikaner*innen, die er als Gäste im Casino empfängt, erkennt er eine große Offenheit, bei Schweizer*innen herrscht Vorsicht. Dementsprechend besteht sein Freundeskreis hauptsächlich aus Menschen aus aller Welt, nur nicht aus der Schweiz.

Es gibt sie allerdings, die Ausnahmen. Herr und Frau Schweizer sind in den letzten 18 Jahren offener geworden. Es gibt weniger Bünzlis, die Schweizer Version der Spießier, und gerade die jüngeren und besser gebildeten Schweizer*innen sind weniger verschlossen. Trotzdem hat es die Schweiz nie geschafft, ihn wirklich für sich zu gewinnen. Es ist ein Arrangement, keine Herzensangelegenheit. Im Herzen ist und bleibt er Deutscher, genauer gesagt Berliner.

Georg ist ledig und flexibel, er würde für seinen Beruf sofort innerhalb des deutschsprachigen Raums oder auch in ein englischsprachiges Land umziehen. Sein Traum wäre Berlin, wo seine Familie und seine engsten Freunde leben und wo er Menschen findet, die auf der gleichen Wellenlänge sind. Das große kulturelle Angebot würde das Bild abrunden. Der niedrigere Lebensstandard, der ihn bei einer Rückkehr erwarten würde, hält ihn jedoch davon ab.

Eine schöne, große Wohnung und Urlaub in den USA statt an der Ostsee wurden zur Normalität. Die Schweiz ist daher kein schlechtes Arrangement. Georg hat im Laufe der Jahre nachgebessert und optimiert. Zunächst wechselte er vom ländlichen Casino nach Basel, wo der Einfluss des Dreiländerecks und das urbane Umfeld etwas offener und toleranter Menschen hervorbrachten. Das neue Arbeitsumfeld war wertschätzender und auch im Sport hatte er endlich das Gefühl, nach Leistung und nicht nach Nationalität bewertet zu werden. Zeitweise zog er ins nahe Ausland, ins Elsass, arbeitete als Grenzgänger und konnte sich von seinem Lohn noch mehr leisten. Aber auch zurück in der Schweiz brachte ihn sein Verdienst weiter, als es ihm die deutsche Konkurrenz je ermöglicht hätte.

Die Schweiz bringt Ordnung, Sicherheit und Ruhe – keine großen Überraschungen, klare Regeln, eine funktionierende Bürokratie mit kooperativem und kompetentem Personal. Migrant*innen müssen die Sprache lernen und sich integrieren, weswegen sich laut Georg keine Parallelgesellschaften bilden – im Gegensatz zu manchen Teilen Deutschlands. Auch die Covid-19-Pandemie und der Umgang damit verlief in der Schweiz ruhig, koordiniert und besonnen. Georg war dementsprechend froh, diese Zeit in der Schweiz zu erleben.

Auch Rückschläge hat Georg gemeistert und versucht, das Beste daraus zu machen. Die Zeit in Basel ging unfreiwillig zu Ende und er fand sich zurück im ländlichen Casino. Sein Leben lang Croupier zu sein, konnte er sich eigentlich nicht vorstellen, schon gar nicht dort. Jahre nach dem Abbruch kehrte er an die Universität zurück. Letztes Jahr hat er sein berufsbegleitendes Studium zum Wirtschaftsingenieur abgeschlossen und sucht nun eine Stelle in diesem Bereich.

Georg ist mit seinem Leben nicht gänzlich zufrieden. Es bedrückt ihn, dass er noch keine neue Stelle gefunden hat. Durch die Arbeitszeiten im Casino ist es nach wie vor schwierig, Freunde zu finden und diese Freundschaften zu pflegen. Er hofft, dass sich das mit dem Berufswechsel ändern wird. Einen direkten Zusammenhang zwischen seiner Unzufriedenheit und der Schweiz sieht er für sich aber nicht. Auch die Ursache für seine Depressionen fand er eher in sich, seiner unvorbereiteten Migration und im Arbeitsumfeld. Georg ist mittlerweile 48 Jahre alt und hat keine Berufserfahrung als Wirtschaftsingenieur – nicht gerade die besten Voraussetzungen für eine erfolgreiche Bewerbung. Arbeitgebende suchen Bewerber*innen zwischen 25 und 35 Jahren mit 10 Jahren Berufserfahrung und diversen Zertifikaten, da nehmen sich die Schweiz, Deutschland und etwaige Drittländer nichts. Über Witze über den Fachkräftemangel kann er deshalb nicht mehr lachen. Dennoch versucht er, optimistisch zu bleiben. Wenn Georg eines gezeigt hat, dann, dass er Wege findet, sein Leben selbst in die Hand zu nehmen.

6 Wahrnehmung des Heimat- und Ziellandes: Vom ersten Eindruck zu gelebter Realität

Im Detail unterscheiden sie sich sehr, aber unterm Strich eher nicht (Alena 29/DE).

Der Fokus dieses Kapitels liegt auf der Wahrnehmung und daraus erfolgenden Narrativen, welche die Teilnehmenden entwickelt haben. Die Wahrnehmung des Heimat- und des Ziellandes ist eng verbunden mit den Migrations- und Bleibegründen von Migrant*innen. Ein positives Bild des Ziellandes gepaart mit einer negativen Sicht des Heimatlandes steht oft am Anfang eines Migrationsprozesses. Bestätigt sich die positive Wahrnehmung des Ziellandes, stellt dies einen wichtigen Bleibegrund dar. Wandelt sich die Wahrnehmung hingegen ins Negative, so mehren sich auch die Gedanken an eine Remigration. Dieser Befund ist allerdings eine sehr verkürzte Darstellung: Nicht jeder Aspekt der Wahrnehmung eines Landes geht direkt in eine Migrationsentscheidung ein; die Wahrnehmung des Selbst und des Umfelds wandelt sich im Laufe der Jahre und Jahrzehnte; die persönlichen Erfahrungen mischen sich mit Elementen des gesellschaftlichen Diskurses im jeweiligen Land; überdies ergeben sich daraus teils konträre politische Positionierungen. Im Zentrum steht daher nicht die Frage, ob die geschilderten Wahrnehmungen zutreffend sind, sondern wie die Teilnehmenden ihre Lebenswelt deuten und Sinn daraus schöpfen. Zugleich gilt es, diese Narrative im Kontext gesellschaftlicher Diskurse zu betrachten und kritisch einzuordnen.

Die Wahrnehmung des Heimat- und Ziellandes beinhaltet diverse Aspekte des Lebens, von beruflichen, privaten, sozialen und kulturellen Facetten. In diesem Kapitel widme ich mich erst der Wahrnehmung des »anderen« Landes vor der Migration und der Frage, inwieweit diese Wahrnehmung im Entscheidungsprozess von Bedeutung war. Darauf folgend beschäftige ich mich mit den Aussagen über kulturelle und gesellschaftliche Differenzen, die in den Interviews häufig angesprochen wurden. Im Unterkapitel zu subjektiven Vor- und Nachteilen der beiden Länder kommt zusätzlich eine Bewertung sozioökonomischer Aspekte ins Spiel – konkret: wie die sozialen Sicherungssysteme beurteilt werden. Auch die Sprache, als symbolisch und emotional stark aufgeladenes Differenzierungsmerkmal, erfordert es eine eingehende Kontextualisierung. In einem

weiteren Teil widme ich mich gezielt der Wahrnehmung von gesellschaftlichem Wandel, schließlich auch der sich wandelnden Wahrnehmung der eigenen Person.

Meine Fragen zur Wahrnehmung waren allgemein gehalten und gaben keinen bestimmten thematischen Fokus vor. Im Interview gestalteten sich die Fragen u.a. folgendermaßen:

- Welches Bild des Ziellandes hattest du vor der Migration?
- Wie unterschied sich dieses Bild von der vorgefundenen Realität?
- Gab es Dinge, die dich im Zielland überrascht haben?
- Wie hat sich das Zielland bzw. das Heimatland seit der Migration verändert?

Trotz der Offenheit der Fragen wiederholten sich bestimmte Aussagen. Dies zeigt, dass viele Teilnehmende ähnliche Ideen besitzen und Erfahrungen gemacht haben. Viele Aspekte der Wahrnehmung sind spezifisch für Auslandsdeutsche und Auslandschweizer*innen. Zusammen formen diese ein Bild von Deutschland und der Schweiz, welches spezifisch für diesen Kontext und die Menschen ist. Im Laufe des Kapitels wird aber auch deutlich werden, dass die Gegenüberstellung von Auslandsdeutschen und Auslandschweizer*innen allein unzureichend ist. Sowohl bei der Fremd- als auch bei der Selbstwahrnehmung zeigen sich Unterschiede zwischen Schweizer*innen und Deutschen im jeweiligen Heimatland und Schweizer*innen und Deutschen im Nachbarland. Während die Selbstwahrnehmung der deutschen und Schweizer Bevölkerung im Kontext dieser Studie von geringerer Relevanz ist, beeinflusst ihre Wahrnehmung der zugewanderten Gruppe maßgeblich deren Erfahrungen. Entsprechend gilt es sechs Perspektiven zu beachten: Selbstwahrnehmung von Deutschen in der Schweiz und Schweizer*innen in Deutschland; Fremdwahrnehmung von Deutschen in der Schweiz und Schweizer*innen in Deutschland, sowie die Fremdwahrnehmung von deutschen und Schweizer Migrant*innen durch die Bevölkerung.

In den Interviews wurden oftmals Differenzen erwähnt: Differenzen zwischen der Vorstellung und der vorgefundenen Realität, Differenzen zwischen Deutschland und der Schweiz, früher und heute, Stadt und Land etc. Die Erklärungsmuster folgten oftmals einer Dichotomie, bei welcher zwei Vergleichspunkte scheinbar absolut gegenübergestellt wurden. Inwieweit diese Kontrastierung entlang nationaler Kategorien (die Schweiz einerseits, Deutschland andererseits) durch die Interviewsituation und die Forschungsfragen impliziert wurden, wird gegen Ende des Kapitels thematisiert – bereits hier ist es angebracht, diese Problematik des methodologischen Nationalismus (Glick Schiller 2010, 2014) anzusprechen. Amelina (2013: 43–44) kritisiert die vielen Migrationsforschungen inhärente Dichotomie und plädiert für eine Auflösung dieser Denkweise. Die Dichotomie läge oftmals in methodologischem Nationalismus begründet, welcher ein »Entweder-oder« fördere anstatt eines »Sowohl-als-auch«-Denkmusters. Statt nur das Lokale oder das Globale, das Nationale oder das Transnationale zu untersuchen, müsste Platz gemacht werden »für die gleichzeitige Relevanz unterschiedlicher sozialräumlicher Ebenen« (ebd.: 44). Dieser Forderung habe ich im Rahmen meiner Forschung Rechnung getragen, indem ich auf lokale, regionale, nationale, transnationale sowie globale Perspektiven eingegangen bin. In den persönlichen Narrativen finden diese Perspektiven vermehrt Beachtung. Nicht zuletzt wurden im Interviewprozess vielfach

auch Gemeinsamkeiten angesprochen. So betonten Teilnehmende schweizerische und deutsche Ähnlichkeiten im Vergleich zu anderen Ländern und Kulturen. Überdies beschränkten sich die in den Interviews hervorgehobenen Unterschiede auf spezifische (also nicht sämtliche) sozioökonomischen und kulturellen Aspekte.

6.1 Sicht auf das Zielland vor der Migration

Ich war gerade mal 20 Jahre alt, ich hatte kein Bild von der Schweiz. Ich bin im Osten großgeworden, da ist uns nicht viel über die Schweiz vermittelt worden und nach der Wende hat man nicht viel geredet über die Schweiz (Eric, 41/DE).

Das Bild des Ziellandes vor der Migration basiert meist zu einem großen Teil auf dem Konsum diverser Medien im Heimatland, Begegnungen mit Menschen aus dem Zielland oder Urlaubserfahrungen. Hinzu kommen konkrete Erfahrungen in Grenznähe, bei Schweizer Teilnehmenden z.B. günstige Einkaufsmöglichkeiten oder einen Besuch im Freizeitpark »Europa-Park« in Rust. Heute können Migrant*innen zudem von einer Vielzahl an Erlebnisberichten früherer Migrant*innen profitieren, die früheren Migrant*innen noch nicht zur Verfügung standen. Grundsätzlich ist klar, dass das Bild des Ziellandes vor der Migration teilweise irrtümlich und selten vollumfassend ist (Lee 1966: 51–52).

Die Sicht auf das Nachbarland vor der Migration trägt wesentlich zur Migrationsentscheidung bei. Es ist diese Wahrnehmung, welche zu einer Migration führen kann: »[W]e must note that it is not so much the actual factors at origin and destination as the perception of these factors which results in migration« (Lee 1966: 52). Als absolutes Minimum wurde das Zielland als lebenswert genug gewertet, dass man sich zeitweilig vorstellen konnte, dort zu wohnen. Die Wahrnehmung vor der Migration ist konsequenterweise in den meisten Fällen positiv, jedoch variiert das Wissen von einzelnen Teilnehmenden zwischen faktischem Wissen und vagen Vorstellungen sehr. Hinzu kommen Teilnehmende, die sich nur auf bestimmten Themengebieten oder in bestimmten Regionen auskennen. Folglich finden sich bei den Teilnehmenden unterschiedliche Bilder des Ziellandes wieder, welche ihre eigenen Erfahrungen widerspiegeln.

6.1.1 Ignoranz und eingebildestes Wissen über das Nachbarland

Deswegen war für mich auch erstmal der Gedanke: naja Schweiz, wird ja nicht groß anders sein als Deutschland, weil ist ja direkt nebenan (Lilli, 31/DE).

Die Schweiz als 17. (oder nach Mallorca als 18.) Bundesland und Deutschland als großer Kanton: In beiden Ländern gibt es entsprechende Aussagen, welche die Nähe und die Ähnlichkeit der beiden Länder annehmen. Tieferliegende gesellschaftliche, kulturelle oder systemische Unterschiede gibt es in diesem Modell nicht. Entsprechend scheint ein Umzug ins Nachbarland nicht anders als ein Umzug innerhalb des Landes. Diese Ansicht traf einige Teilnehmende auch aus ihrem Umfeld, wenn sie über ihre bevorstehende Migration sprachen. Insbesondere der Begriff »Auswandern« stieß auf Widerstand. Auch wenn formal gesehen eindeutig eine Emigration stattfindet, trägt der Sprachge-

brauch diesem Fakt nicht Rechnung. Zum Teil waren Teilnehmende selbst der Meinung, der Begriff sei zu hoch gegriffen, andererseits gab es Reaktionen von Verwandten und Bekannten, dass es sich eher um einen Umzug als eine Auswanderung handele. Letztlich handelt es sich bei der Diskussion um eine Distinktion zwischen Mobilität und Migration, welche auch in der Ethnologie diskutiert wird (Piccoli et al. 2024).

Während sich insbesondere in Grenzregionen die kognitiven Differenzierungen zwischen beiden Ländern in mancher Hinsicht auflösen, war das Verständnis als Auswanderung oder Umzug bei den Teilnehmenden meiner Studie unabhängig von der tatsächlichen Entfernung zwischen Herkunfts- und Zielort. Dies kann eng mit der Erfahrung des Grenzübertritts zusammenhängen. Althaus (2017) stellt fest, dass der Grenzübertritt von Süddeutschland in die Schweiz vor dem Ersten Weltkrieg in Migrationsberichten kaum erwähnt wurde, da die Region als ein großer Wirtschaftsraum gesehen wurde. Es wurde kaum zwischen interner Migration und Migration in die Schweiz unterschieden. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde diese Regionalität aufgelöst, da der Grenzübertritt für ausländische Arbeitskräfte u.a. mit einer Gesundheitskontrolle verbunden war. Entsprechend einschneidend waren die Erfahrungen deutscher Migrant*innen zu dieser Zeit (Althaus 2017: 245–248). Zusätzlich zu mehreren Schritten, welche die Migration erleichterten, wurden durch das Schengener Abkommen 1985 die Hürden beim Grenzübertritt zwischen der Schweiz und Deutschland wieder verringert. Die Migration zwischen der Schweiz und Deutschland ist spätestens seit Einführung des Freizügigkeitsabkommens im Jahr 2002 wieder ein nahezu hürdenloser Übergang, was sich auch in den Narrativen der Interviewpartner*innen niederschlägt. Die Sicht auf das Zielland als fremdes Land oder als Erweiterung des Eigenen hat Konsequenzen für die Wahrnehmung desselben: Wer davon ausgeht, das Zielland unterscheide sich kaum vom Heimatland, nimmt an, bereits genug zu wissen und sieht keine Notwendigkeit, sich näher zu informieren.

Hinzu kommen individuelle Vorlieben, denn während sich manche Teilnehmende durchaus mit dem Zielland auseinandersetzten und dadurch ihr Wissen erweiterten, hatten andere kaum Vorstellungen oder Erwartungen. In diesem Sinne äußerten sich einige der Personen, die ich bereits vorgestellt habe: »Deutschland war kein Land, was mich – das hat nicht existiert, weder schlecht noch gut. Es hat mich schlichtweg nicht interessiert« (Ruth, 64/CH). Die Größe und weltpolitische Relevanz Deutschlands führt jedoch zu häufigeren Medienberichten, wodurch Schweizer*innen eher über Deutschland informiert sind, als andersherum: »Man wusste, was in Deutschland passiert. Ich glaube, es gibt keinen Schweizer der sagen kann, mir ist Wurst, was in Deutschland passiert. Es ist dermaßen nah dran, die Schweiz ist in allem ein Stückweit abhängig davon, was hier passiert« (Annemarie, 37/CH). Dies steht im Gegensatz zu Erics Beobachtung, dass die Schweiz in Deutschland »[...] nicht in den Nachrichten« (Eric, 41/DE), und folglich wenig Wissen über die Schweiz präsent war. Trotzdem bleibt dieses Wissen oberflächlich und hilft kaum bei der konkreten Migration. »Wenn du in der Schweiz bist, kriegst du von Deutschland nichts mit, außer was man in den Nachrichten und den deutschen Sendern sieht, aber von der Mentalität kriegt man nichts mit« (Jonas, 53/CH).

Grenznah lebende Teilnehmende verfügten hingegen häufiger über direkte Alltagserfahrungen im Nachbarland. Lilli etwa wuchs in einer deutschen Grenzstadt zur Schweiz auf, sodass die Schweiz seit ihrer Kindheit selbstverständlich präsent war. Sie konnte ihr gesamtes Leben lang ohne Einschränkungen zu Fuß über die Grenze gehen – die Schweiz lag buchstäblich »nebenan«. Entsprechend weitete sie nach dem Studium

ihren Suchradius für potenzielle Arbeitsorte auch auf Schweizer – und teilweise österreichische – Städte aus. Den regionalen Ostschweizer Dialekt verstand sie von Beginn an mühelos. Was ihr jedoch erst im Zuge ihrer tatsächlichen Migration bewusst wurde, waren systemische Besonderheiten, die ihr als Besucherin nie aufgefallen waren.

Neben Wissenslücken fanden sich auch unrealistische Vorstellungen der Zielländer; deutsche Teilnehmende hatten teilweise eine überhöht positive Vorstellung des Nachbarlandes, Schweizer Teilnehmende negative Vorurteile. Das Extrem des positiven Bildes ist die Schweiz als »Heidiland«, basierend auf Johanna Spyris Buch *Heidi* von 1881, welches etliche Male adaptiert wurde und bis heute das Bild der Schweiz im Ausland prägt. Damit einher geht eine Vorstellung der Schweiz als harmonisches Land, sowohl gesellschaftlich als auch landschaftlich. Solche romantisierten Projektionen sind nicht neu: Schon zwischen 1920 und 1965 dominierten unter jungen Arbeitsmigrantinnen Bilder der Schweiz als Schlaraffenland, Traumland oder Paradies (Althaus 2017: 219–220).

Obwohl Teilnehmende, die erst nach Inkrafttreten des Freizügigkeitsabkommens migrierten, Zugang zu weitaus realistischeren Informationen hatten, waren sie dennoch nicht frei von solchen Stereotypen. Besonders ausgeprägt waren sie bei Personen ohne frühere Migrationserfahrung, welche sich wenig auf die Schweiz vorbereitet hatten. Tim beschreibt sowohl seine ursprüngliche Wahrnehmung als auch die Realität, mit welcher er dann konfrontiert wurde: »*Eigentlich habe ich immer so gedacht [es sieht aus] wie im Heidiland, wie so Graubünden aussieht. Aber ich bin dann ja nach Biel gekommen und da sieht dann ja alles immer doch anders aus*« (Tim, 37/DE).

Neben landschaftlichen Idealisierungen spielten auch ökonomische Vorstellungen eine Rolle. Der verbreitete Glaube, die Schweiz sei durchgängig wohlhabend und perfekt organisiert, führte bei Tim zu weiterer Ernüchterung: »*Die Schweizer haben viel Geld, da muss alles Bombe sein oder da sieht alles schick aus. Und wo ich dann hergekommen bin nach Biel, dachte ich dann ja, die Häuser hier wurden ja 80 Jahre lang nicht renoviert, so sieht's hier noch aus*«¹ (ebd.). Solche Diskrepanzen zwischen Erwartung und Erfahrung machten deutlich, wie stark nationale Imaginationen die Wahrnehmung prägen.

Bei den Schweizer Teilnehmenden prägten Erfahrungen in der Heimat ebenfalls das Bild des Nachbarlandes. Einige Teilnehmende trafen beispielweise Deutsche, welche ihr Deutschlandbild positiv prägten, bei vielen bestätigten sich jedoch die eher negativen Vorurteile gegenüber Deutschland und den Deutschen. »*Wenn du die deutschen Touristen in der Schweiz kennenlernst, dann hat man das Gefühl, dass diese typischen Klischees bestätigt werden. Hier bin ich und ich bekomme*« (Jonas, 53/CH). Ein derart vorurteilsbehaftetes Bild von Deutschland erschwerte den Schritt ins Nachbarland für Schweizer*innen. Da in meinem Sample nur bereits migrierte Personen abgebildet werden, ist es schwierig abzuschätzen, wie groß dieser Einfluss ist.

Nina erinnert sich jedoch daran, dass ihr die Entscheidung für Deutschland nicht leicht fiel: »*Ich habe mich am Anfang sehr schwer damit getan, nach Deutschland zu gehen. Ich hatte viele Vorurteile*« (Nina, 39/CH). Sie migrierte aufgrund der Arbeit ihres Mannes nach

1 Es muss erwähnt werden, dass Biel auch innerhalb der Schweiz einen eher schlechten Ruf besitzt. Biel fällt in den Medien meist durch negative Schlagzeilen auf, wie z.B. als die Stadt mit den meisten Sozialhilfebeziehenden (Berner Zeitung 2012). Dazu kommt ein Stadtbild, welches geprägt ist vom Bauhausstil und entsprechend altmodisch wirkt. Dazu passt auch Tims Aussage.

Berlin; beide arbeiteten im wissenschaftlichen Betrieb. Zwar hatte das Paar bereits Auslandserfahrung innerhalb Europas gesammelt, jedoch kaum persönliche Berührungspunkte mit Deutschland oder Deutschen. Entsprechend stützte Nina ihr Bild vor allem auf Medienberichte und Hörensagen. Erst nach ihrem Umzug nach Berlin – rund acht Jahre vor unserem Interview – begann sich ihre Haltung gegenüber Deutschland zu verändern.

6.1.2 Lokales und themenspezifisches Wissen im Vorfeld des Umzugs

Ich kannte es ziemlich gut als Urlaubsland, hauptsächlich halt über Wintersport. Ich war früher viel hier. Da war tatsächlich so das Land, also die Berge als Bild im Kopf (Moritz, 30/DE).

Im vorherigen Abschnitt kamen Teilnehmende zu Wort, welche wenig oder inexaktes Wissen über das Nachbarland hatten. Andere Teilnehmende beschäftigten sich jedoch vor der Migration eingehender mit dem Zielland und konnten sich so ein der Realität näheres Bild zusammenstellen. Während Urlaube nicht immer ein differenziertes Bild des Ziellandes bringen, helfen wiederholte Besuche, Stereotype und Vorurteile abzubauen. Andere Aspekte des Lebens, insbesondere die Arbeitswelt, bleiben vor der Migration jedoch weiterhin unbeachtet.

Insbesondere Teilnehmende, welche eine Beziehung mit einer Person im Zielland führten oder dort einen Herzensort fanden, besuchten das Zielland vor der Migration wiederholt. Durch diese Besuche konnten sie sich einen Eindruck von den Menschen und dem Leben im Zielland verschaffen, wenngleich dieser Eindruck möglicherweise aufgrund der Liebesbeziehung einer gewissen Romantisierung unterlag. Sophie pflegte drei Jahre lang eine Fernbeziehung zu ihrem Partner in der Schweiz. Durch mehrere Besuche in Zürich lernte Sophie den Wohnort ihres Partners besser kennen: *»Er hat dann angefangen mir hier die schönen Dinge zu zeigen, auch eben Verdienst, Lebensqualität, die Nähe zum See, dass man überall mal eben reinspringen kann«* (Sophie, 31/DE). Sowohl Beziehungen wie auch ein Herzensort dazu, dass meist nur ein Ort oder eine Region im Zielland besucht wurde. Entsprechend handelt es sich um lokal beschränktes Wissen, welches nicht unmittelbar auf den Rest des Landes ausweitbar ist.

Es gilt dementsprechend bei der Wahrnehmung zu trennen zwischen dem Staat und einer Stadt oder Region. Adrian hatte Deutschland gegenüber eine ähnliche Haltung wie viele Schweizer*innen, bei denen das Land im Geiste nicht existierte: *»Deutschland war einfach nicht attraktiv, das war keine attraktive Gegend für irgendwas, was mich freuen oder weiterbringen könnte«* (Adrian, 60/CH). Adrian entschied sich jedoch für einen Umzug nach Berlin, weil die Stadt als kreativer Ort für ihn als angehender Schriftsteller ein gutes Pflaster darstellte. Hier zeigen sich zwei unterschiedliche Ebenen der Wahrnehmung: Deutschland als abstraktes Gebilde einerseits und andererseits eine spezifische Lokalität, die durch konkrete Vorstellungen und Erfahrungen existiert. Auch bei Annemarie findet man diese Trennung in Bezug auf Hamburg: *»Hamburg ist halt in Deutschland, aber ja, Deutschland hat mich nicht davon abgehalten nach Hamburg zu gehen, aber Deutschland ist auch nicht der Grund, wieso ich hierhergekommen bin, es ist wirklich die Stadt«* (Annemarie, 37/

CH). Dies bestätigt die Notwendigkeit eines lokalen und regionalen Fokus neben dem nationalen.

Der regionale und lokale Fokus führt zu unterschiedlichen Assoziationen mit dem jeweiligen Land. Entsprechend dem Bild der Schweiz als »Heidiland« mit Kühen und Bergen haben einige Teilnehmende das Land über Jahre hinweg hauptsächlich als Urlaubsort kennengelernt. Zwar gehen damit viele Stereotype einher, doch die Schweiz ist faktisch ein Land mit vielen Bergen – und diese Eigenschaften bleiben auch für das spätere Leben im Zielland relevant. **Moritz** etwa erwähnt seine langjährige Erfahrung mit der Schweiz als Urlaubsort. Die Berge haben für ihn auch nach der Migration ihre Bedeutung behalten: Sein Arbeitsort liegt in den Voralpen und von seinem Wohnort Bern aus genießt er einen weiten Blick auf die Alpen. Der diplomierte Entwicklungsingenieur beschäftigt sich sowohl beruflich als auch privat mit dem Gleitschirmfliegen. Hier zeigt sich, wie bestimmte Landschaftsmerkmale aus der touristischen Wahrnehmung zum integralen Bestandteil der Alltagspraxis werden können.

Diese Orientierung an spezifischen regionalen Charakteristika lässt sich auch bei der Wahrnehmung verschiedener deutscher Regionen beobachten. Teilnehmende in Schleswig-Holstein betonten eher den Reiz der Natur, während Teilnehmende in Berlin und Hamburg über Offenheit und Diversität sprachen. Dies wurde teilweise bei den Migrationsgründen sichtbar, wurde aber auch im Kontext der Lebensgestaltung (Kapitel 7) erneut aufgegriffen – worauf ich im entsprechenden Kapitel näher eingehen werde. In manchen Fällen gestaltet sich die Wahrnehmung dem Beruf entsprechend sehr spezifisch. Remo, welcher eine Ausbildung zum Forstwart absolviert hatte, beschäftigte sich im Rahmen seiner Arbeit oft mit Deutschland. Entsprechend gefärbt war seine Wahrnehmung: »*Ich habe Deutschland vor allem mit Wäldern [...] verbunden*« (Remo, 27/CH). Für Eric als Koch war das Bild der reichen Schweiz relevant, in der Geld vorhanden ist für den Genuss guter Gastronomie.

Bei deutschen Teilnehmenden sind strukturelle Aspekte auf nationaler Ebene, beispielsweise sozioökonomische Faktoren, gewichtiger, da ein größerer Anteil aus beruflichen Gründen migriert ist. Dabei wird auch der Einfluss der Migrationsgründe auf die Wahrnehmung des Ziellandes deutlich: Gute berufliche Möglichkeiten und ein hoher Verdienst zeichnen die Schweiz in der Wahrnehmung vieler deutscher Interviewpartner*innen aus.

6.2 Erste Erfahrungen im Zielland: Es kommt anders als erwartet

Manchmal sind wir uns nicht einmal so recht darüber im Klaren, wie andere uns wahrnehmen und wie sehr ihre Wahrnehmung von unserer Selbstwahrnehmung abweicht (Sen 2020: 22).

Wie erwähnt herrscht in der Schweiz ein reger öffentlicher Diskurs um deutsche Eingewanderte, welcher in verschiedenen Medien präsent ist. Über Schweizer Migrant*innen in Deutschland gibt es keinen derartigen Diskurs und trotzdem existieren bestimmte Ideen und Bilder, mit denen die Teilnehmenden konfrontiert werden. In diesem Abschnitt werden Reaktionen thematisiert, welche die Teilnehmenden nach der Ankunft im

Zielland erlebt haben, welche sich meist nicht auf die eigene Person beziehen, sondern auf eine stereotype und imaginierte deutsche oder schweizerische Person. Diese Reaktionen zeigen sich meist in einer sehr oberflächlichen Auseinandersetzung von Fremden mit den Teilnehmenden. Im Angesicht des Fremden werden oft Werte und moralische Dimensionen explizit sichtbar, welche sonst meist unreflektiert bleiben (Zigon 2007). Für Teilnehmende sind es daher oft die ersten Begegnungen im neuen Alltag, beispielweise mit Dienstleistenden, bei denen sie mit derartigen Bewertungen in Kontakt kommen. Im ersten Schritt gehe ich auf die stereotype Darstellung von Deutschen und Schweizer*innen ein, bevor ich mich spezifischen Reaktionen gegenüber deutschen und Schweizer Migrant*innen widme, welche die Teilnehmenden meiner Studie wahrgenommen haben.

6.2.1 Der »typische« Deutsche und die »typische« Schweizerin

Ich weiß auch gar nicht, was jetzt einen Deutschen wirklich definiert. Genauso wenig wie was jetzt einen Franzosen definiert. Ja klar, wir kennen alle die Schubladen, aber wenn man sich die einzelnen Menschen jeweils anschaut. Ich habe so viele Nationalitäten in meinem Leben kennengelernt, die sind dann doch plötzlich alle ganz anders als das, was man schubladisiert (Paul, 53/DE).

Trotz des Wissens, dass man nicht alle Menschen einer Nationalität mit der gleichen Beschreibung abdecken kann, bleiben positive und negative Stereotype ein weit verbreitetes Denk- und Erklärungsmuster (Hahn/Hahn 2002: 22–23, Olschowsky 2002: 415). Teilnehmende wurden im Alltag, von Fremden wie auch von Bekannten und dem engeren Umfeld, des Öfteren mit einem stereotypen Bild des Deutschen oder der Schweizerin verglichen. Dies ist ein Verhaltensmuster, oftmals als Teil der Identitätsbildung und Abgrenzung, welches man auch bei anderen Gruppen und Nationalitäten beobachten kann. Folgende Charakterisierungen sollen nicht als Pauschalaussage alle Deutschen und Schweizer*innen beschreiben. Es ist im Rahmen dieser Arbeit jedoch wichtig den »typischen Deutschen« und die »typische Schweizer*in« zu charakterisieren, da beide als Narrativ und Erklärungsmuster Anwendung finden.

Ein Konsens ist relativ schnell gefunden; es gibt bestimmte Charakteristika, welche den »typischen Deutschen« und die »typische Schweizerin« ausmachen². Grundsätzlich wirkt das Bild des Deutschen in der Schweiz eher negativ, während »die« Schweizerin oder »der« Schweizer in Deutschland positiv gesehen wird. Viele positive Stereotype bezüglich der Deutschen finden in der Schweiz selten Anwendung, wie z.B. die Pünktlichkeit, die ausgeprägte Arbeitsethik und der Fleiß sowie die Sorgfalt und Detailgenauigkeit³.

- 2 Die Wahrnehmung von Deutschen außerhalb der Schweiz wird u.a. bei Trautmann (1991) beschrieben. Morkowska (1997) zeigt den historischen Wandel des ursprünglich negativen Schweiz-Bildes in Europa vom Beginn der alten Eidgenossenschaft bis zur französischen Revolution und verfolgt die Entstehung heutiger positiver Stereotype.
- 3 Da auch Schweizer*innen sich stark mit diesen Werten identifizieren, werden sie, insbesondere im Kontext eines Abgrenzungsdiskurses, nicht als typisch Deutsch benannt.

Beim Gedanken an den typischen Deutschen könnte man an Bilder vom Oktoberfest oder vom Strandurlaub denken. Das physische Bild vom deutschen Touristen in Sandalen und Socken ist für die von mir interviewten Personen zwar kaum relevant, wohl aber das Auftreten und die Persönlichkeit: »Der Deutsche hat seine Ferien: [...] Italien, Liegestühle, Plätze belegen morgens um sieben, dass sie am Strand liegen können, oder am Swimmingpool, oder wo auch immer, oder im Restaurant, zack zack, hier bin ich jetzt und hier bleibe ich. Das macht der Schweizer nicht« (Frederike, 68/DE). Am häufigsten haben deutsche Teilnehmende eine Charakterisierung als arrogant, laut, unhöflich und direkt erlebt. Diese stereotypischen Eigenschaften werden in der Schweiz häufig in Medienberichten reproduziert. So werden in der Dokumentation »Die Deutschen kommen – und wie lieb wir sie haben« des Schweizer Fernsehens (2007) Erfahrungsberichte deutscher Migrant*innen mit Straßeninterviews zur Meinung über Deutsche unterlegt; die Aussagen der Befragten greifen mehrheitlich auf die genannten Stereotype zurück.

Bruno Reihl, selbst in Deutschland geboren und aufgewachsen, fasst in seinem Buch mehrere Ratschläge für Deutsche zusammen, wovon einige direkt auf deutsche Stereotypen verweisen. Er legt dem Deutschen nahe, langsam zu sprechen und Wörter einzeln zu betonen: »Jemand, der schneller spricht, als er denken kann, kann nicht seriös sein; er gilt als Schwätzer, eben als Schnellschwätzer« (Reihl 2009: 10). Der Deutsche sollte vermeiden die Schweiz ständig mit Deutschland zu vergleichen, um nicht »oberlehrerhaft und besserwisserisch« (ebd.: 186) zu wirken. Gleichzeitig entsteht u.a. daraus das Bild des arroganten Deutschen. »In meiner Wahrnehmung ist es diese [besserwisserische] Haltung, die ich nur als arrogant und ignorant umschreiben kann, die verhindert, dass sich das Image Deutschlands und ihrer Bewohner verbessert« (ebd.: 22). Er legt den deutschen Leser*innen zudem nahe sich in Smalltalk zu üben und nicht immer »sofort zur Sache« (ebd.: 95) kommen zu wollen. Hier wird also die deutsche Direktheit angesprochen.

Letztlich werden bei mehreren dieser Aspekte u.a. der Direktheit bzw. dem fehlenden Smalltalk und der höheren Sprachgeschwindigkeit, unterschiedliche Lebensrhythmen (Cwerner 2001: 19–20) sichtbar. In der Interaktion mit anderen Menschen treffen individuelle Zeitrhythmen und kulturelle Strukturen aufeinander und formen eine »interaction time« (Lewis/Weigert 1981: 436–438), im Rahmen derer unterschiedliche Tempi besonders auffallen. Auch innerhalb Deutschlands und der Schweiz herrschen unterschiedliche Rhythmen vor, welche in regionalen Vergleichen auffallen – im Kontrast zur Schweiz wird das deutsche Tempo trotzdem tendenziell als schneller wahrgenommen.

Eine weitere »deutsche« Eigenheit findet man bei Lohstroh und Thiel (2011) sowie Hansen (2010), welche sich mit dem »Jammerland« Deutschland beschäftigt haben. Deutsche sind demnach Weltmeister*innen im Meckern. Abschließend muss man auch noch »den« Preußen und »den« Schwaben erwähnen, welche öfters als Repräsentanz für alle Deutschen ins Feld geführt werden. Auch hier sind die Charakteristika meist negativ geprägt, indem obrigkeitstgläubige, rigide Staatsdiener*innen und Geizkrägen gezeichnet werden.

Wenngleich die Stereotypen über die Deutschen meist negativ gezeichnet werden, gibt es auch positive Interpretationen. Dies betrifft sowohl Schweizer*innen, welche deutsche Eigenschaften beneiden, als auch deutsche Teilnehmende, welche aufgrund typischer Eigenschaften gelobt oder für bestimmte Aufgaben herangezogen wurden.

Ich hatte immer eine Affinität auch für das entschiedene Auftreten, das hat mir immer gefallen. Mir kam das damals so eindeutig vor. Ich habe das Gefühl, in der Schweiz ist immer alles so nuanciert, du sagst nie direkt, wie es ist, und es ist alles immer so ein bisschen indirekt und lieber ein bisschen zurück in der Schweiz. Und das fand ich immer anstrengend. Deutschland fand ich ist so klar (Susann, 49/CH).

Ähnlich war auch die Argumentation bei verschiedenen deutschen Teilnehmenden, welche zum Teil in Meetings konfliktgeladene Themen ansprechen, oder eine klare und direkte E-Mail verfassen sollten⁴.

Geht es um die Schweiz, kommen meist die Begriffe Schokolade, Käse und Berge in den Sinn, entsprechend hängt auch das oberflächlichste Stereotyp mit der Bergwirtschaft oder dem Skiurlaub zusammen. Dazu kommt das Bild von Banken und der reichen Schweiz, was sich auch im Stereotyp wiederfindet: *»Es gibt manchmal Vorurteile, so manche Leute denken, ich sei wahnsinnig reich«* (Ruth, 64/CH). Gerade Teilnehmende, welche bereits in der Schweiz wenig verdient haben und, wie beispielweise Ruth, im Alter aus finanziellen Gründen migriert sind, versuchen dieses Stereotyp zu relativieren.

Dem Stereotyp der erfolgreichen Schweizer*in ist auch Remo begegnet, welcher nach einer Ausbildung in der Landwirtschaft eine Anstellung in diesem Bereich fand:

Auch im Betrieb habe ich gesagt, ihr müsst mich jetzt nicht himmelhoch loben, nur, weil ich Schweizer bin. Ich will ja zeigen, was ich kann. [...] Das war anfangs so: »Ah, jetzt haben wir einen Schweizer, jetzt läuft alles, der weiß, wie's läuft.« Klar, wie gesagt, ich habe die Ausbildungen für dieses ganze Zeug, das heißt aber noch lange nicht, dass es funktioniert (Remo, 27/CH).

Die Aussage von Remo zeigt, dass Erfolg nicht an einer Ausbildung, sozialem Status, Kompetenz oder harter Arbeit festgemacht wird, sondern rein an der Nationalität.

Konsequenterweise stellt dies einen Vorteil bei der Jobsuche in Deutschland dar. Dort wirken noch weitere positive Stereotype, welche in einem weltweiten Vergleich oftmals den Deutschen zugeschrieben werden: *»Ich glaube, die Schweizer sind recht anerkannt in der Geschäftswelt, so mit der Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, fleißig, gern gesehen, das glaube ich schon, dass viele einfach so das Klischee im Kopf haben und dass man als Schweizer einfach gut gestellt ist«* (Laila, 29/CH). Das Bild von Schweizer*innen ist damit überwiegend positiv konnotiert, allerdings fällt auch auf, dass es sich dabei um Stereotype handelt, die mit der Geschäftswelt im Zusammenhang stehen.

Die Zuschreibung nationaler Eigenschaften über Stereotype führt umgekehrt dazu, dass gegensätzliche Merkmale verstärkt und der anderen Nationalität zugeschrieben werden. *»Oft merke ich im Umgang, dass ich mich jetzt auch hier in Deutschland schweizerisch verhalte. Also, dass ich freundlich bin, dass ich grüße, wenn ich reinkomme, dass ich mich bedanke, auch wenn ich weiß, dass viele denken, ist die gestört? Wieso bedankt die sich?«* (Susann, 49/CH). Reihl (2009: 23) sieht höfliches Grüßen ebenfalls als wichtige Eigenheit in der Schweiz,

4 Die Darstellung von Deutschen innerhalb Deutschlands entspricht mehr oder weniger derjenigen in der Schweiz. Der Unterschied, den Schweizer Teilnehmende hervorheben, besteht darin, dass es viel weniger »typische Deutsche« gibt als gedacht.

urbane und rurale Distinktionen werden jedoch sowohl in Reihls Ratgeber als auch in den von mir durchgeführten Interviews mehrheitlich ausgeblendet.

So stoßen viele deutsche Teilnehmende auf die bereits genannten Stereotype bezüglich der Deutschen und definieren das Gegenteil als typisch schweizerisch. In Richards idealisierter Beschreibung sieht man am Ende auch den Gegenpol, mit dem seine Erlebnisse gespiegelt werden – das deutsche Gemecker:

In der Schweiz wird immer die Tür aufgehalten, in der Schweiz wird am Zebrastreifen gehalten, in der Schweiz wird höflich Vortritt gelassen, speziell wenn's ältere Frauen sind oder wenn's jemand im Rollstuhl oder weiß der Geier was, wird sofort geholfen. In die Tram reinheben, Kinderwagen, ah mei, da muss man nicht erst fragen, da stehen ja schon drei Leute da um den Kinderwagen und heben den zack rein in den Wagen. [...] So hab ich's zumindest erlebt. Ich habe nicht erlebt, dass da irgendjemand dasteht und blöd meckert, dass da vorne ein Kinderwagen steht, und der steht im Weg (Richard, 53/DE).

Bei Jessica sieht man überdies den Einfluss der Medien auf die Wahrnehmung: »*Ich glaube, das ist wiederum das Problem von vielen Deutschen, die in der Schweiz arbeiten, dass sie zu forscht auftreten, die Leute unterbrechen beim Reden. Man muss ja nur Fernsehen schauen, wenn so eine Diskussion läuft, wie die alle durcheinanderreden. Das ist ja grauenhaft*« (Jessica, 70/CH). In der eigenen Erfahrung der meisten Teilnehmenden, auch der von Jessica, dominieren zwar Deutsche, welche nicht dem Stereotyp entsprechen. Die Erfahrung durch Medien oder mit einzelnen Individuen bestätigt den Teilnehmenden jedoch die Existenz von »typischen Deutschen«. Die deutschen Teilnehmenden erhalten wiederum von Personen, welche sie besser kennengelernt haben, oft die positiv gemeinte Rückmeldung, dass sie gar nicht dem Stereotyp entsprechen.

6.2.2 Arroganz und Ablehnung: Fremd- oder Eigenverschulden?

Ich bin zu einem Verkäufer und hab ihn gefragt, natürlich auf Hochdeutsch, weil ich dachte mein Schwäbisch versteht kein Mensch und wenn ich so gut hochdeutsch rede, wie ich es als Schwabe kann, dann wird das wahrscheinlich mehr geschätzt. Dann bin ich zu dem Typ und hab ihn gefragt: »Können sie mir bitte sagen, wo der Joghurt steht?« und der schaut mich an und fragt: »Sind Sie Deutsche?« Ich, total glücklich, dass mich jemand erkennt, sag: »JA! Kommen Sie auch aus Deutschland?« Der guckt mich an und sagt: »Nee, wir hassen die Deutschen!« (Sarah, 40/DE).

Fast alle deutschen Teilnehmenden können von mindestens einem Erlebnis dieser Art aus erster Hand berichten. Meist sind die Reaktionen subtiler, trotzdem werden sie als germanophob wahrgenommen. Da Deutsche nicht an ihrem Aussehen erkennbar sind, erfolgt die Pauschalisierung nicht aufgrund des Aussehens, sondern aufgrund der Sprache. Deutsche Teilnehmende, welche oftmals mit einer positiven Vorstellung der Schweiz migrieren, erleben durch negative Reaktionen eine umso größere Ernüchterung.

Das Phänomen ist nicht neu. Mittlerweile gibt es im Internet diverse Berichte von deutschen Rückwanderern, welche als Grund die germanophobe Haltung in der Schweiz benennen. Neben Berichterstattungen über deutsche Migrant*innen (Imhof

2008) findet man verschiedene Dokumentationen über Deutsche in der Schweiz (Fokus TV Reportage 2015; NZZ Format 2014; SRF 2007), Diskussionsrunden mit Politiker*innen und wichtigen Persönlichkeiten (SRF 2010), oder Zeitungsartikel und Blogeinträge (Alich 2014; Brönnimann 2017; Sadecky 2014; Schwarze-Thurm/Hansen 2014), welche die negative Haltung der Schweizer*innen gegenüber den Deutschen thematisieren.

Wissenschaftlich ergründet Marc Helbling (2010a, 2011) das Phänomen und weist nach, dass eine xenophobe Einstellung, entgegen der Vermutung, auch gut ausgebildete Migrant*innen aus einem geographisch und kulturell ähnlichen Land betreffen kann. Deutsche werden von Schweizer*innen gerade wegen der Ähnlichkeiten als Gefahr für die eigene Kultur gesehen (Theiler 2004). Überdies fühlen sich insbesondere junge, gut ausgebildete Schweizer*innen mit Aufstiegsambitionen von ähnlich qualifizierten Deutschen bedroht, während ältere Personen in etablierten Positionen gelassener reagieren (Helbling 2011: 19). Historische Berichte zeigen auch, dass die Angst vor einer Germanisierung kein neues Phänomen ist, sondern dass das Konzept bereits vor dem Zweiten Weltkrieg verwendet wurde (Althaus 2017: 57–61). Die Angst vor »Überfremdung« war in der Schweiz im 20. Jahrhundert immer wieder Thema von öffentlichen Diskursen (Dahinden 2014). Durch das Freizügigkeitsabkommen wanderten ab 2002 plötzlich sehr viele hochqualifizierte Deutsche in die Schweiz, wodurch sowohl Einwanderungsgegner*innen wie auch eine üblicherweise offene Gesellschaftsschicht von gut qualifizierten gegen die neuen Immigrant*innen aktiviert wurden.

Eine in Zürich durchgeführte Studie ergab, dass etwas mehr als 10 % der Befragten eine negative Haltung gegenüber Deutschen hatten (Stolz 2000). Das Thema ist jedoch nicht so eindeutig, wie es scheint und spaltet oft die Gemüter von Schweizer*innen und Deutschen, was auch in den von mir geführten Interviews zum Ausdruck kommt. Auf der einen Seite werden deutsche Migrant*innen immer wieder selbst verantwortlich gemacht für die Germanophobie, indem sie selbst als Schuldige und Ursache dargestellt werden: *»Man muss sich halt ein bisschen integrieren und mit dem auseinandersetzen, wie jemand anderes tickt. Wenn du einfach das Gefühl hast, so richtig den Deutschen raushängen zu lassen, das ist einfach nachher wirklich schwierig«* (Sonja, 55/CH). Dies geschieht nicht nur durch Schweizer*innen, sondern vermehrt auch durch deutsche Migrant*innen. Einerseits leiden diese unter dem schlechten Ruf von Deutschen, andererseits wollen sie sich distanzieren und zeigen, dass sie selbst nicht dem Bild des typischen Deutschen entsprechen.

Durch diese Abneigung reproduzieren (alteingesessene) Deutsche die Germanophobie gegenüber anderen/neuen, oftmals vermeintlich weniger angepassten, deutschen Migrant*innen⁵. *»Ich muss sagen, viele meiner ehemaligen Landsleute nerven mich fürchterlich, weil das ist so diese typische deutsche Mentalität, die ich sogar leider Gottes bei meinen Eltern entdecken muss. Es muss alles irgendwie nach deutschem Gutdünken laufen«* (Paul, 53/DE). Paul wurde anfangs teilweise selbst auf sein Verhalten aufmerksam gemacht, entgegnete dem jedoch mit Verständnis. Er nahm sich etwaige negative Kommentare nicht zu Herzen: *»Ich bin hier der Neue und wenn man mich korrigiert, dann sehe ich das als nette Empfehlung, egal in welcher Intonation und in welchem Tonfall das dann ist«* (ebd.). Auch Paul kommt zum

5 Diese Grenzziehungsprozesse zwischen alteingesessenen und neuen Migrant*innen finden sich auch bei anderen Gruppen, wie Dahinden (2009: 1377–1379) am Beispiel von Neuchâtel zeigt.

Schluss, dass die Menschen selbst verantwortlich sind für das eigene Verhalten und die entsprechenden Reaktionen darauf. »Ich glaube es hat auch immer etwas damit zu tun, tatsächlich, wie verhält man sich selber seinem Umfeld, der Gesellschaft gegenüber, wie viel Rücksicht nimmt man« (ebd.). Ähnliche Aussagen vertraten mehrere deutsche Teilnehmende, welche die negativen Berichte von anderen Deutschen über germanophobe Äußerungen im Fernsehen und Internet nicht nachvollziehen konnten.

Auf der anderen Seite gibt es Schweizer*innen und Deutsche, welche die Germanophobie als gesellschaftliches Problem wahrnehmen, denn auch eine Minderheit reicht aus, um die Erfahrungen von deutschen Migrant*innen in der Schweiz maßgeblich zu färben. So gibt es oft signifikante Unterschiede zwischen der objektiv messbaren und der wahrgenommenen Diskriminierung, welche deshalb nicht minder relevant ist (El-Mafaalani/Waleciak/Weitzel 2017: 179). Für Betroffene sind subjektive Erfahrungen oft signifikanter als objektiv gemessene Diskriminierung (Ette/Weinmann/Schneider 2021: 28). Köllen (2015: 13) stellte bei seiner Übersicht der Arbeitssituation und des Arbeitsklimas in der Schweiz fest, dass 24 % der Befragten Deutschen sich wenig und weitere 9 % gar nicht willkommen fühlten. El-Mafaalani (2017) zeigt jedoch auch, dass ein höheres Problembewusstsein in einer Gesellschaft keine steigenden Probleme abbildet, im Gegenteil gehen z.B. in Deutschland steigende Teilhabechancen mit verstärkten Diskriminierungsdiskursen einher. Es lässt sich argumentieren, dass gut gebildete Migrant*innen aus Deutschland durchaus ein hohes Problembewusstsein besitzen, welches sie in diesem Fall auf die Wahrnehmung der eigenen Erfahrungen anwenden.

Die Zahlen zeigen, dass die große Mehrheit der Schweizer*innen kein Problem mit Deutschen hat – entsprechend überwiegen auch bei den deutschen Teilnehmenden meiner Studie die positiven Reaktionen und Erfahrungen. Trotzdem haben fast alle von ihnen persönliche Erfahrungen mit Germanophobie gemacht. Auch wenn das Thema im Lebensalltag eine geringere Rolle einnimmt, wirken der Diskurs und die eigene Wahrnehmung sich auf das Zugehörigkeitsgefühl und damit auch auf die Zukunftsgestaltung aus, was in den entsprechenden Kapiteln (8 und 9) erneut thematisiert wird.

6.2.3 Nicht immer willkommene Sympathiebekundungen

Irgendwie fühlt man sich total mit offenen Armen aufgenommen, weil die alle, wenn die hören, dass du aus der Schweiz bist, dann bist du richtig so »ooh, Schweiz!« und alle sind so Fan und du hast direkt so Vorschusslorbeeren. Also das ist irgendwie schon krass. [...] Also man hat wirklich so einen Bonus. Da wird die Sympathie, welche die Deutschen für die Schweiz haben, direkt auf einen selbst übertragen (Sonja, 55/CH).

Die Reaktionen auf Schweizer*innen in Deutschland stehen im starken Kontrast zu den deutschen Erfahrungen in der Schweiz. Die meisten Schweizer Teilnehmenden werden in Begegnungen als Nicht-Einheimische wahrgenommen und erfahren in den folgenden Gesprächen eine sehr positive Reaktion: »Berliner, also die, die ich getroffen habe, haben meist ein warmes Verhältnis zur Schweiz. Die finden das reizvoll, und wenn sie mit mir zu tun haben, erinnert sie das immer ein bisschen an Ferienstimmung und an ein schönes Land. Das ist das Privileg, was man hat« (Anna, 55/CH). Auch Teilnehmende außerhalb Berlins bestätigen Annas Aussage, wie man bei Sonja sieht. Die erste Reaktion auf Schweizer*innen ist in der Regel

verknüpft mit eigenen positiven Erinnerungen im Land. Dabei findet eine Übertragung der positiven Erinnerungen auf eine Person statt, welche eigentlich keine Verbindung zu diesen Erinnerungen hat. Schweizer profitieren damit in der Regel beim ersten Eindruck von Einflüssen, welche nichts mit dem Auftreten oder der eigenen Persönlichkeit zu tun haben.

Irgendwie reden die auch gern über die Schweiz und fragen, ob man das kennt oder woher man kommt, weil sie jemanden hier und da kennen, oder ja, Fragen nach so Klischeesachen: ist es wirklich so in der Schweiz, dass man dies und jenes macht? Und das sind manchmal wirklich lustige Diskussionen, aber ich find es einen super Aufhänger und Türöffner (Sonja, 55/CH).

Neben Urlaubserinnerungen sind auch in der Schweiz lebende Bekannte, Erfahrungsbereiche von Dritten oder interessante Informationen über die Schweiz gute Anknüpfungspunkte. Darüber hinaus folgen Fragen rund um die Migration, also zu den Migrationsgründen und dem Zeitrahmen. Die meisten Deutschen scheinen irgendeinen positiven Anknüpfungspunkt zu haben, den sie beim ersten Smalltalk einbringen können, was die Kommunikation erleichtert.

Den meisten Teilnehmenden wird erst nach der Migration bewusst, dass ihre Nationalität in Deutschland mit derartigen Vorteilen einhergeht. Ein weiterer Vorteil ist der überaus nette Umgang bei Ämtern, insbesondere beim Ausländeramt. Schweizer*innen werden dort mit anderen Migrant*innen kontrastiert, die zum Teil die Sprache nicht beherrschen oder eine Nationalität besitzen, welche mit negativen Stereotypen besetzt ist. Aussagen, die eine derartige Bevorzugung von Schweizer*innen zeigen, sind keine Seltenheit und offenbaren neben xenophoben Ansichten auch eine ausgeprägte Hierarchie: »Der Mann hat zu mir gesagt [...] er schäme sich dafür, dass ich hier anstehen musste. Der hat mir einen Extratermin gegeben, damit es schneller geht, weil er gesagt hat »es ist sehr schade, dass sie als Schweizerin sich da mit allen anderen [anstellen mussten]« (Alice, 59/CH).

Auch im Beruf profitieren Schweizer*innen von positiven Stereotypen. Bewerber*innen aus der Schweiz gelten automatisch als zuverlässig und fleißig, was ihre Chancen im Bewerbungsprozess erhöht. Auch in diesem Bereich berichten erstaunlicherweise mehrere Teilnehmende von expliziten Aussagen: »Viele haben in den Vorstellungsgesprächen gesagt: »Ahja, dann werden Sie auf jeden Fall immer pünktlich sein, oder?« und dann sag ich: »ja natürlich, wie eine Schweizer Uhr« (Laila, 29/CH). Andere Teilnehmende berichten zwar nicht von dermaßen expliziten Aussagen, sind aber der Meinung von einem impliziten Bias profitiert zu haben: »Ich hatte beruflich nie ein Problem einen Job zu finden. Im Gegenteil, ich hatte fast manchmal das Gefühl, dass sie mich bevorzugen« (Klara, 64/CH).

Nicht zuletzt betrifft die Bevorzugung auch diverse gesellschaftliche Aspekte, bei denen Teilnehmende immer wieder die Hierarchie zwischen Schweizer*innen und Menschen anderer Herkunft feststellen:

Ich habe hier ein bisschen meine Schweizer Oase. [...] Meine Arbeitskollegen finden es total lustig, wenn mal wieder eine Schweizer Bemerkung kommt. Da haben wir einfach einen riesigen Bonus. Wäre ich z.B. Türkin und hätte hier meine türkische Oase,

würden die Arbeitskollegen das vielleicht nicht so lustig finden. Aber als Schweizerin habe ich überall, wo ich hinkomme mit meinem Akzent, ich habe ihn immer noch nicht weggekriegt, egal wo, du hast einen Bonus. Und es sagt niemand, ach du lebst wieder dein Schweizerdeutsch oder hast wieder ein Wort gesagt oder redest mit deinen Kindern eine andere Sprache, oder kochst wieder deine eigenen Sachen – es finden alle lustig und sagen sogar: lädst mich dann auch zum Essen ein (Annemarie, 37/CH).

Annemarie kann ihre Kultur ausleben und ihren Kindern weitergeben, unter anderem indem sie Zuhause Schweizerdeutsch redet und heimisches Essen kocht, während diese Aspekte bei anderen Migrant*innen oft kritisiert werden. Auch sprachliche Schwierigkeiten lösen nur positive Reaktionen aus. Zusammengefasst lässt sich sagen: »Ganz blöd gesagt, aber du bist natürlich so ein 1a-Ausländer« (Jonas, 53/CH). Auch viele andere Schweizer Teilnehmende sind sich dieses Privilegs bewusst und reflektieren den hierarchischen Umgang mit unterschiedlichen Gruppen an Migrant*innen kritisch. Das Bewusstsein des eigenen Privilegs führt jedoch weniger zu Distanzierung als zur stillen Reproduktion jener Hierarchien, die sie selbst begünstigen.

Die überhöhte Darstellung der Schweiz führt mitunter zu negativen Konsequenzen, wenn z.B. Bewerbungen aus der Schweiz nicht beachtet werden: »Herr [Schweizer], wir haben das gar nicht ernst genommen. Was will denn ein Schweizer hier oben?« (Remo, 27/CH). Da ein überzogen positives Bild der Schweiz vorherrscht, in der man viel Geld verdienen kann, wirkt es für viele Deutsche unverständlich, dass man diese Schweiz verlassen würde.

Darüber hinaus führt der Enthusiasmus mancher Deutscher bei einigen Personen aus der Schweiz zu unguten Gefühlen. Am meisten Widerwille löst dabei das Thema Schweizerdeutsch aus: »Was mir noch am Ehesten auf den Keks geht, ist, wenn die Leute so das Gefühl haben, also so Schweizerdeutsch nachmachen und dann reden sie irgendwie langsamer und machen irgendwo ein -li dran, dann denke ich immer ›uff, das brauchen wir jetzt echt nicht‹« (Sonja, 55/CH). Darüber hinaus werden Schweizer*innen öfters dazu aufgefordert Schweizerdeutsch zu sprechen. In den meisten Fällen sind derartige Aussagen ein Zeichen des Interesses und nicht negativ gemeint. Trotzdem fallen sie in einen weitergehenden Sprachdiskurs, in dem Hochdeutsch als dominierende Varietät reproduziert und Schweizerdeutsch belächelt wird (vgl. Abschnitt 6.4 zur Sprache).

Im Kern bleibt: »Die Schweiz ist echt positiv besetzt. Wenn jemand als Person jetzt nicht irgendwie einen völlig schrägen Charakter hat, hat der Schweizer so glaube ich kein Problem« (Michael, 60/CH). Im »besten« Fall werden Schweizer*innen auf ein Podest gehoben und ihnen werden aufgrund ihrer Nationalität positive Eigenschaften zugeschrieben. Im schlimmsten Fall muss eine Person verniedlichende Kommentare ertragen, die es ihr schwer machen, als professionell wahrgenommen zu werden.

6.3 Gesellschaftliche, kulturelle und strukturelle Differenzen

Du merkst einfach »das ist ein bisschen anders, das ist ein bisschen anders«, relativ viele kleine Punkte, die anders sind, aber einen Kulturschock kriegt man nicht. Und all

die anderen kulturellen Unterschiede sind Dinge, die man erst mit der Zeit realisiert (Mario, 44/CH).

Auch hier gilt: In einem weltweiten Vergleich gibt es zwischen Deutschland und der Schweiz mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede. Fokussiert man jedoch auf den Referenzrahmen Schweiz-Deutschland, zeigen sich Differenzen, die im Alltag immer wieder zu Missverständnissen führen oder in öffentlichen Diskursen über Andersartigkeit instrumentalisiert werden. Wie bereits im Kapitel zum Forschungsstand (Abschnitt 2.4) dargestellt, ist die subjektive Ebene bei der Wahrnehmung entscheidend: »[I]t matters less how objectively similar or dissimilar the two groups appear to outsiders, and more how the differences between the two groups are subjectively perceived« (Helbling 2011: 13). Dies sieht man an einer mittlerweile knapp 40 Jahre zurückliegenden Studie von Schläpfer et al. (1985: 151–154), in welcher 40,1 % der Antwortenden die charakteristischen Differenzen zwischen Deutschschweizer*innen und Deutschen als signifikant bezeichneten⁶. Lediglich 10,9 % und 13,6 % sahen entsprechende Unterschiede zwischen Französ*innen und Romand*es bzw. Italiener*innen und italienischsprechenden Schweizer*innen. Auch hier werden entsprechend zu Theilers »*narcissism of minor difference*« (2004: 648) geringe kulturelle und gesellschaftliche Differenzen zwischen bestimmten Gruppen betont, um die fragilen Grenzen zu stärken.

Die kulturellen Unterschiede zwischen der Schweiz und Deutschland werden auch in der Populärkultur – zwischen Ratgebern und halbwegs wissenschaftlichen Erklärungsversuchen – thematisiert; meist als Versuch den Neuankömmlingen ihr gewähltes »Gastland« zu erklären (Reihl 2009; Sitzler 2009; Willmeroth/Hämmerli 2009; Ziauddin 2010). Sie erklären dem bzw. der Deutschen, wie die Schweizer*innen »ticken«, worauf man in der Schweiz besonders achten muss und was man als Deutsche*r in der Schweiz auf jeden Fall unterlassen sollte. Implizit oder explizit sagen alle Beiträge: Zwischen Schweizer*innen und Deutschen gibt es elementare kulturelle Differenzen. Da bestimmte Punkte in mehreren Büchern aufgenommen wurden, bilden sie einen bestimmten Konsens ab und schaffen zugleich Realität. Bestimmte Verhaltensweisen und Unterschiede werden zusätzlich pauschalisiert, als wünschenswert oder unerwünscht deklariert und reproduziert.

In den Interviews sprachen Teilnehmende oft von der Mentalität, um eine Gesamtheit von Denk- und Verhaltensmustern einer Gruppe zu beschreiben. Alternativ fielen Begriffe wie die Weltanschauung, Einstellung, Persönlichkeitsmerkmale oder Charaktereigenschaften. Vermehrt unter Akademiker*innen fanden sich Bezüge zu Bourdieu, dem Konzept des Habitus und der Sozialisierung (Bourdieu 2021 [1979]). Im Kontrast zu den zuvor erörterten stereotypisierten Darstellungen typischer Deutscher und Schweizer*innen gehe ich in diesem Kapitel tiefergehend auf die Unterschiede ein, welche die Teilnehmenden im Zielland und im Umgang mit Personen des Ziellandes feststellen. Viele dieser Differenzen waren für die jeweilige Person nicht auf den ersten Blick sichtbar, sondern zeigten sich erst mit der Zeit und mit aufkommenden inneren und äußeren Konflikten.

6 In der gleichen Studie sahen 30,4 % der Teilnehmenden signifikante kulturelle Unterschiede zwischen der Deutschschweiz und Österreich.

In vielen Aspekten waren sich die Teilnehmenden einig; sie charakterisierten Deutsche und Schweizer*innen jeweils sehr ähnlich und ordnen bestimmte Eigenschaften jeweils den Schweizer*innen oder den Deutschen zu. Allerdings fanden sich auch Personen, welche die gängige Meinung nicht teilen konnten oder eine deutlich andere Perspektive auf das Thema hatten. Ich muss daher nochmals erwähnen, dass die Darstellung von »den« Deutschen und »den« Schweizer*innen abstrahiert dargestellt wird; es handelt sich um pauschalisierte Zuschreibungen.

Insbesondere auf regionaler Ebene finden Interviewpartner*innen auch viele Gemeinsamkeiten. So sehen viele von ihnen zwischen Süddeutschland und der Nordostschweiz ein Kontinuum an graduellen Änderungen. »Die ganze Region Baden-Württemberg ist so von der Mentalität viel ähnlicher zu den Schweizern als jetzt so andere Regionen« (Nina, 39/CH). Mit anderen Regionen sind meist nördliche Bundesländer gemeint. Interessant ist daher die Ähnlichkeit, welche manche der Schweizer Teilnehmenden in Hamburg betonen: »Jeder hat mir gesagt die Hamburger sind erst ein bisschen reserviert, da habe ich gesagt: »das sind wir Schweizer auch«« (Stephanie, 55/CH).

Im folgenden Zitat zeigt sich auch, dass bestimmte Eigenschaften sowohl positiv als auch negativ ausgelegt werden können, was ein zentraler Punkt bei der folgenden Analyse sein wird: »Die Leute aus Ostdeutschland hatten überhaupt gar keine Probleme. Das kannten die von ihren Eltern, dieses Angepasst sein, also sich anzupassen, nicht den Mund aufzumachen, was ja nicht meiner Sozialisation entspricht« (Dana, 52/DE). Manche Teilnehmende aus den neuen Bundesländern bestätigten diese Tendenz allerdings mit positiver Auslegung. Je nachdem, wie die individuelle, familiäre und regionale Sozialisierung zusammenwirken und welche Aspekte für die Teilnehmenden relevant sind, betonen sie unterschiedliche Charakteristika – was trotzdem zu einem erstaunlich einheitlichen Gesamtbild führt.

6.3.1 Enge Schweiz, offenes Deutschland

Du bist in einem Raum, wo die Wände relativ nah sind (Susann, 49/CH).

Susann beschreibt mit ihrer Metapher die soziale Realität, welche sie in der Schweiz erlebt hat und welche sie zum Teil bis heute spürt. Gerade bei Besuchen in ihrer Heimat wird sie immer wieder mit den Lebensentwürfen ihrer früheren Klassenkamerad*innen konfrontiert, welche aus ihrer Sicht eine »bürgerliche, beruflich erfolgreiche und sicher auch glückliche Existenz« (Susann, 49/CH) führen. Susann versteht, dass eine bürgerliche Existenz nicht automatisch unglücklich macht, nur weil sie diese Ansicht nicht teilt. Es ist daher auch nicht diese Lebensweise an sich, welche sie bemängelt, sondern der soziale, gesellschaftliche Druck, welcher viele Menschen in gleiche Existenzen drängt:

Du hast ein Haus, du wohnst da und du hast deine Kinder und du hast deinen Beruf. Auch bei Leuten, die ihren eigenen Weg gegangen sind, ist irgendwie klar, du misst dich an deiner peer group. Und die ist, glaube ich, da, [nun] ja, eng ist das falsche Wort, die Erwartungen an die soziale Anpassung scheinen mir in der Schweiz relativ hoch (ebd.).

Obwohl Susann in einem kreativen Berufsfeld arbeitet, spürt sie in der Schweiz deutlich den Druck bestimmten sozialen Normen zu folgen – und dies auch seitens Personen aus ihrem Berufsfeld. Hinzu kommt, dass Susann in der drittgrößten Stadt der Schweiz, Basel, und damit entsprechend städtisch aufgewachsen ist. Diese zwei Aspekte sollten tendenziell zu einem liberaleren Umfeld führen – und wahrscheinlich tun sie das auch – trotzdem empfindet Susann es als einengend. Dies entspricht den Erkenntnissen von Flaig und Barth (2023: 20) welche in der Schweiz eine stärkere Erfolgs- und Karriere-Orientierung sowie höhere Status- und Prestigeansprüche im Vergleich zu Deutschland und Österreich feststellten.

Wie mit allen sozialen Normen kann das Nichtbefolgen dazu führen, dass man aus einer Gruppe oder einem Zirkel ausgeschlossen wird. Entsprechend wird durch den sozialen Druck eine gewisse Homogenität hergestellt. Gerade für Schweizer Teilnehmende, die in Berlin ein neues Zuhause fanden, bildete der in der Schweiz erlebte soziale Druck einen starken Kontrast zum als offen geltenden Berlin:

Wir waren immer anders, auch meine Eltern. Die haben immer gemacht, was sie wollten, sind überall angeeckt und haben nirgends hingepasst. Und ich merke irgendwie, dass ich so mit der Art, die ich habe, hier kein Problem hab. Hier ist es gang und gäbe zu sagen, was man sagt, und zu tun, was man will. Und wenn ich dann in die Schweiz komme und dann so höre ›oh wir müssen aber aufpassen und gucken was die anderen über uns sagen‹, dann denke ich mir, ja spinnen die? (Anna, 55/CH).

Da Annas Familie oft umzog und sie keine lokale Zugehörigkeit erlebte, fiel es ihr später umso leichter, sich von den engen sozialen Normen der Schweiz zu distanzieren.

Genauso einschneidend sind dementsprechend die Migrationserfahrungen von deutschen Teilnehmenden, welche die umgekehrte Reise vom offenen Berlin in die Schweiz unternahmen. **Ida** kam als Doktorandin in die Ostschweiz und wurde damit konfrontiert, dass sie mit ihrer Art – *»was hier oft als typisch deutsch verstanden wird«* (Ida, 50/DE) – in der Schweiz aneckt. Sie lernte durch ihre Eltern, welche in Genf arbeiteten, bereits früher Teile der Schweiz kennen, musste aber schnell feststellen, dass die Romandie nicht mit St. Gallen vergleichbar ist. Bestimmte Regionen in der Schweiz – wie auch in Deutschland – sind eher konservativ; die Zentral- und Ostschweiz gehören dazu.

Den sozialen Druck spürte sie unter anderem im privaten Umfeld: *»Für jedes Vergehen kriegte man dann schon von der Privatpolizei, also den Nachbarn, irgendwie Ärger«* (ebd.). Die Konfrontation ist nötig, um das »Fehlverhalten« zu korrigieren und die soziale Kohäsion herzustellen. Für Ida war dies teilweise ein interessanter Prozess, welcher auch nach 22 Jahren in der Schweiz, wenn auch mit Unterbrechungen, nicht abgeschlossen ist: *»Eigentlich dauert dieser Prozess bis heute, dieses einen leichten Widerstand geben, wieder irgendwie in die Schranken gewiesen werden und wieder einen leichten Widerstand geben – wie so ein Spiel irgendwie mit der Gesellschaft«* (ebd.). Dieses Spiel ist auch deshalb möglich, weil Ida durchaus den Sinn und auch Vorteile in der sozialen Kontrolle auf Ebene der Nachbarschaft und der Zivilgesellschaft sieht. Dadurch, dass *»die Bürger sich selbst um Recht und Ordnung kümmern«* (ebd.), entsteht mehr Engagement von unten, was wiederum einen starken Staat unnötig macht. Dies steht entgegen der Entwicklung in Deutschland, wo

ein starker Staat zur »Infantilisierung der Menschen« (ebd.) führt. Es gibt keinen Zweifel, dass Ida einen ähnlichen sozialen Druck verspürt wie andere Teilnehmende – und diesen meist auch als befremdlich und einengend wahrnimmt – sie kontextualisiert ihn für sich selbst jedoch anders. Trotzdem hat das Umfeld großen Einfluss auf ihre Lebensgestaltung und ihr Gefühl von Zugehörigkeit. Neben der Sozialisierung spiegeln auch materielle Elemente den sozialen Druck und die Wahrnehmung von Offenheit und Enge wider: »Sozial ist es [in Berlin] sehr entspannt. Du musst nicht deinen Freunden beweisen, wie z.B. in der Schweiz, dass du die richtige Einbauküche und das richtige Auto und das richtige bla. Das ist alles hier eigentlich weitgehend egal und das gibt einfach eine große Freiheit zum Atmen« (Susann, 49/CH).

Nun kann zu Recht eingewandt werden, dass Berlin nicht ganz Deutschland widerspiegelt. Auch ähnliche Berichte über Offenheit aus Hamburg oder Enge aus der Schweiz zeichnen kein vollständiges Bild: Insbesondere in kleinen, ländlichen und konservativen Gemeinden ist die soziale Kontrolle im Dorf oder in der Nachbarschaft groß, während sie in liberalen Großstädten nachlässt. »Je ländlicher und je bünzlihafter, kleinstädtischer, desto schlimmer ist das natürlich« (Ida, 50/DE). Die Mehrheit meines Schweizer Samples ist außerhalb der Großstädte aufgewachsen und wohnte vor dem Umzug nach Deutschland in Kleinstädten. Die Migration hat sie dann in die größte bzw. zweitgrößte Stadt Deutschlands versetzt. Zwar sind auch viele der deutschen Teilnehmenden in kleinen Städten aufgewachsen, die Mehrheit wohnte jedoch vor der Migration in Großstädten mit mehr als 100.000 Einwohner*innen. Entsprechend haben viele deutsche Teilnehmende die entgegengesetzte Erfahrung gemacht, auch wenn sie in Agglomerationen gezogen sind⁷. Die Dichotomie von Enge und Offenheit korreliert mit den demographischen Faktoren des Wohnortes, sie lässt sich jedoch nicht allein dadurch erklären.

Die Erfahrung der Enge hat sich bei den deutschen Teilnehmenden auch vermehrt mit ausländerfeindlichen Erfahrungen als Ausdruck der Intoleranz vermischt. Germanophobie ist sicherlich ein Ausdruck von fehlender Offenheit, die Berichte von Schweizer Teilnehmenden zeigen jedoch, dass viele Arten des Andersseins in der Schweiz ungern gesehen sind. Menschen mit alternativen Lebensstilen, sowohl im beruflichen wie im privaten, erleben oft einen beträchtlichen sozialen Druck aus dem eigenen Umfeld oder der Gesellschaft.

Auch in der schweizerischen Literatur wurde diese Enge von diversen Schriftsteller*innen thematisiert. Dabei ist sowohl der geographische Raum der Schweiz als auch immer wieder das Ausland der Referenzpunkt:

Die räumliche Enge, die aus der Schweiz in den frühen Jahrhunderten einen bequemen Grenzstreifen – im Grunde genommen war es eine positive Rolle – machte, die sich dann in der Zeit des Nationalsozialismus zum Wirtshaus wandelte, in dem zwar die Bedrängten zuweilen Unterschlupf fanden, doch vor allem der Räuber bewirtet wurde – diese räumliche Enge ist – verinnerlicht – zur geistigen Enge geworden (Jabłkowska 2009: 45).

7 In der Schweiz leben ca. 14 % der Bevölkerung in Großstädten mit über 100.000 Einwohnern, während die Zahl in Deutschland bei ca. 32 % liegt. Nimmt man den Urbanisierungsgrad als Indikator für Offenheit, werden die Berichte meiner Teilnehmenden auch auf gesamtstaatlicher Ebene bestätigt.

Während die räumliche Enge in früheren Zeiten Schutz bot, sind isolationistische Tendenzen heute zuweilen schädlich. Insbesondere beim Thema Europa sieht man jedoch auch auf politischer Ebene die klaren Unterschiede zwischen Deutschland und der Schweiz – während Politiker*innen in bzw. aus Deutschland an der europäischen Integration aktiv beteiligt waren, trat die Schweiz weder dem europäischen Wirtschaftsraum (EWR) noch der EU bei. Die Reserviertheit zeigt sich damit von der Nachbarschaft bis zur internationalen Politik.

6.3.2 Deutsche Direktheit und Schweizer Hinterhältigkeit

Die Schweiz ist wie so ein bisschen das Amerika aus Europa (Alexandra, 33/DE).

Die deutsche Direktheit wurde bereits als Stereotyp angesprochen und auch die Konsequenz, dass Schweizer*innen im direkten Vergleich *»immer so ein bisschen um den heißen Brei rum [reden]«* (Richard, 53/DE). Ein anderer Aspekt der Schweizer Zurückhaltung zeigt sich im persönlichen Umgang mit den Mitmenschen. Von schweizerischer Seite erleben deutsche Teilnehmende oft, dass Probleme nicht direkt angesprochen werden. Sowohl Schweizer als auch deutsche Teilnehmende haben diesen Unterschied festgestellt – ob mit positiver, negativer oder neutraler Beurteilung.

Demgegenüber steht die deutsche Direktheit, welche auch vor Konflikt nicht zurückscheut: *»Wenn du hier jemanden zu lange anschaut in der U-Bahn, dann sagt der ›was guckst du so? Willst du ein Foto oder eine Faust, was willst du?‹ Und ja, mit dem komme ich besser klar, ehrlich gesagt, weil dann weiß ich, woran ich bin«* (Joel, 38/CH). Die zentrale Aussage hier ist das *»wissen, woran man ist«*, was impliziert, dass Joel dies bei Schweizer*innen oft nicht weiß. Den Schweizer Teilnehmenden ist bewusst, dass man in der Schweiz tendenziell ungern offen und klar Stellung bezieht und sich stattdessen unauffällig aus einer schwierigen Situation oder Beziehung zurückzieht. Deutsche Teilnehmende sind sich auf der anderen Seite oft nicht sicher, ob sie gerade ein authentisch freundschaftliches Gespräch führen oder ob es sich um rein oberflächliche Freundlichkeit handelt. Im privaten Bereich erschwerte das die Bildung von Freundschaften, da das Verhalten des Gegenübers auf verschiedene Weise interpretiert werden konnte. So wurde z. B. auch das Ausbleiben von Einladungen in das Zuhause von Schweizer*innen oft als indirektes Zeichen gewertet, dass keine Freundschaft angestrebt wird: *»Man muss viermal, fünfmal, sechsmal die Leute einladen, bis vielleicht mal eventuell eine Gegeneinladung kommt«* (Tessa, 54/DE).

Adrian sieht in diesem Konflikt auch einen wichtigen Grund, wieso manche Deutsche nach einigen Jahren wieder zurück nach Deutschland ziehen und negativ von ihren Erfahrungen berichten: *»Viele kommen ja zurück und sagen ›ich halte das nicht mehr aus. Ich halte dieses vornedurch freundlich und dann hinten rum absolut Gnadenlose nicht mehr aus«* (Adrian, 50/CH). Adrian hat in Berlin einige Deutsche kennengelernt, welche nach langer Zeit in der Schweiz wieder zurückgekehrt sind.

Zwar handelt es sich dabei um eine Eigenart, die sich nicht gezielt gegen Deutsche richtet; doch die Verbindung dieser gegensätzlichen Charakterzüge mit dem in der Schweiz verbreiteten negativen Stereotyp über Deutsche führt dazu, dass diese häufig indirekt mit abwertenden Bemerkungen über sich selbst oder über Deutsche im Allge-

meinen konfrontiert werden – Erfahrungen, die ihre Wahrnehmung und ihr Gefühl der Zugehörigkeit nachhaltig prägen.

Die deutsche Direktheit sorgt wiederum auch im beruflichen Leben für potenzielle Konflikte: »Der hat mir alles so breit und lang erklärt, wo ich mir dann dachte, jetzt komm doch mal schnell zum Punkt« (Viktoria, 58/DE). Jegliche Versuche das Gespräch zu beschleunigen, den Punkt vorwegzunehmen oder gar zu unterbrechen, wirken unhöflich. Schweizer*innen lassen sich mehr Zeit, um zum Punkt zu kommen und wirken deshalb langsam oder, positiv ausgedrückt, gemütlich. Deutsche wirken auf sie entsprechend gestresst und hektisch. Dies zeigte sich auch beim Smalltalk – der in Deutschland, in der Absicht schnell auf den Punkt zu kommen, oft vergessen wird: »Mittlerweile habe ich mir natürlich angewöhnt, ok, ich fang erstmal an, »und hoffentlich geht's dir und deiner Familie gut« und bla, und dann, »ich würde jetzt gerne erzählen«, weil ich habe früher immer Mails geschrieben mit »okay, how are you?« und dann bu, bu, bu, bum« (Viktoria, 58/DE). Viktoria scheint von der Vorgehensweise nicht überzeugt, setzt sie aber im beruflichen Umfeld um. Hier zeigen sich erneut deutlich die unterschiedlichen Lebensgeschwindigkeiten und die damit einhergehenden Umstellungen (Cwerner 2001: 19), welche Migrant*innen auch in diesem Kontext zu bewältigen haben. Dies führt mich zu weiteren Differenzen, die im Berufsleben wahrgenommen werden.

6.3.3 Beruflicher Kontext: Von Familiarität und Hierarchien

Einem Deutschen macht es weniger aus mit einem, auf Deutsch gesagt ein Arschloch, Geschäfte zu machen, als einem Schweizer. In der Schweiz muss viel mehr stimmen, das Zwischenmenschliche muss viel mehr stimmen, sonst gehen Geschäfte eher in die Hose (Viktoria, 58/DE).

Im Arbeitsleben spiegeln sich viele der zuvor beschriebenen Unterschiede wider, zugleich treten dort Aspekte zutage, die im privaten Umfeld kaum eine Rolle spielen. Da Arbeitskulturen je nach Branche, Arbeitgeber und mitunter auch je nach Vorgesetzten stark variieren, ist ein direkter deutsch-schweizerischer Vergleich schwierig. Dennoch zeigen sich in den Erzählungen der Teilnehmenden gewisse wiederkehrende Muster und geteilte Wahrnehmungen, die im Folgenden näher beleuchtet werden. Die teils widersprüchlichen Aussagen der Interviewten verdeutlichen zugleich, wie stark individuelle Erfahrungen und Narrative die Wahrnehmung prägen, und dass solche Narrative selbst immer wieder ausgehandelt und in Frage gestellt werden.

An dieser Stelle lohnt ein Blick in die interkulturelle Marketingforschung. Spezifisch für das internationale und interkulturelle Berufsleben arbeitete Fons Trompenaars (2020) kulturelle Dimensionen heraus, entlang derer die Schweiz und Deutschland sehr ähnlich eingeordnet werden. Lediglich bei der Dimension internal/external, welche beschreibt, wie Menschen auf ihre Umwelt reagieren, zeigt sich bei Schweizer*innen ein größeres Bedürfnis nach individueller Kontrolle, während Deutsche ihre Handlungen eher auf andere abstimmen (Trompenaars/Hampden-Turner 2022). Diese Dimension wurde jedoch von den Teilnehmenden meiner Studie selbst nicht benannt, während sie durchaus Unterschiede bei anderen Dimensionen feststellen konnten. Trompenaars Dimensionen sind weltweit angelegt, was erklärt, wieso die Schweiz und Deutschland

ähnlich kategorisiert werden, wohingegen die Teilnehmenden bei der Betrachtung der beiden Nachbarländer subtile Unterschiede feststellten und betonten.

Sichtbar werden berufsbezogene Differenzen bereits beim Bewerbungsschreiben und Bewerbungsgespräch. Viele Ratgeber und Blogs, welche sich mit dem Thema Bewerbungen in der Schweiz beschäftigen, haben das Thema aufgegriffen und raten deutschen Bewerbenden u.a. die Nutzung des Konjunktivs (Mai 2021). »In Deutschland muss man ja eher so: Ich bring das und das mit, jawoll, ich bin die perfekte Kandidatin. Und hier müsste man eher so sagen: Es könnte sein, dass ich die richtige Kandidatin für sie wäre« (Tessa, 54/DE). Tessa arbeitet in der Schweiz mittlerweile als Business- und Karrierecoach und berät mitunter neu eingewanderte Deutsche bei der Arbeitssuche. Oft scheinen es Kleinigkeiten zu sein, welche aber wie ein »deutsches rotes Tuch« (Tessa, 54/DE) wirken. Es gibt viel zu beachten: Angefangen mit dem Doppel-s anstelle des ß, der Verwendung der richtigen Helvetismen und der Schweizer Rechtschreibung über das richtige Maß an Zurückhaltung bis zur Motivation, in der Schweiz arbeiten zu wollen. Um eine Chance auf ein Bewerbungsgespräch zu haben, sind typisch deutsche Bewerbungen oft nachteilig, denn sie wirken in der Schweiz arrogant und überheblich.

Dass die deutsche Direktheit auch im Berufsleben teilweise hinderlich sein kann, wurde bereits erwähnt. Richard hat wiederum eine andere Facette der Schweizer Zurückhaltung gefunden: »Wenn Schweizer streiten, also es gibt Ausnahmen, aber wenn Schweizer so geschäftlich streiten, man bekommt das als Bayer nicht mit. In Bayern, da fliegen die Fetzen, da geht man sich an die Gurgel, wenn's sein muss« (Richard, 53/DE). Richard bezieht sich zwar spezifisch auf Bayern, seine Beschreibung passt jedoch zu den Befunden vorheriger Kapitel. Auch wenn in Deutschland nicht jeder Streit laut eskaliert, unterscheidet sich die Streitkultur – wie auch das Eingangszitat zeigt, das auf soziale Beziehungen und deren Einbettung in soziale Kohäsion oder oberflächliche Freundlichkeit verweist.

Interessant ist der scheinbare Gegensatz dieser Aussagen zur Hierarchie, welche in der Schweiz tendenziell flacher ist. »Deutschland ist wesentlich formeller. In der Schweiz wird ganz schnell geduzt und das finde ich sehr entspannend« (Viktoria, 58/DE). Die flache Hierarchie führt jedoch nicht dazu, dass die übliche Zurückhaltung wegbleibt. Trotzdem hat die Hierarchie für einige Schweizer Teilnehmende klaren Einfluss auf die persönlichen Beziehungen ausgeübt. »Ich bin als Geschäftsführer tätig und in Deutschland, wenn du Geschäftsführer bist, bist du irgendwie in einer anderen Welt, da will keiner was privat mit dir zu tun haben. Das ist relativ krass« (Mario, 44/CH). Mario konnte in der Schweiz und bei einem früheren Auslandsaufenthalt in den USA viele Kontakte aus dem beruflichen Umfeld schöpfen. In Deutschland wiederum scheiterten gerade individuelle Versuche eine private Beziehung mit seinen Mitarbeitenden aufzubauen. »Meine Mitarbeiter würden, außer es kommen alle, nie eine Einladung von mir annehmen, weil es dann sofort eine komische Situation gäbe« (ebd.). Marios Position als Vorgesetzter verhindere bei seiner Arbeitsstelle, dass Freundschaften auf eine Art und Weise entstünden, wie er dies aus der Schweiz kennt.

Laut Trompenaars (2020) herrscht jedoch sowohl in der Schweiz als auch in Deutschland eine Arbeitskultur, bei welcher Arbeit und Privatleben nicht vermischt werden. Bei Teilnehmenden, bei denen die Arbeit grundsätzlich einen hohen Stellenwert einnimmt, verbleibt diese als einer von wenigen sozialen Kontaktmöglichkeiten. Entsprechend bringt es weitreichende Konsequenzen für das gesamte Leben, wenn sich im Rahmen

der Arbeitstätigkeit keine Freundschaften ergeben. Dies wird im Kapitel zur Zugehörigkeit erneut thematisiert.

Eine weitere Folge der hierarchischen Strukturen in Deutschland sind unausgesprochene Missverständnisse, da die Hierarchie teils notwendige Nachfragen bei sprachlichen oder kulturellen Differenzen verhindert. So verwendete Janine im Gespräch Helvetismen, die deutschen Kolleg*innen unbekannt waren – ohne dass jemand nachfragte. Im Arbeitskontext scheinen Hierarchie und direkte Kommunikation also teilweise zu konkurrieren. Auch in anderen Bereichen fielen Janine Unterschiede auf: »Das [Arbeitsklima] ist das, was ich versuche lockerer zu handhaben. Aber es ist einfach wieder ein Ausloten, womit können die Mitarbeiter umgehen?« (Janine, 48/CH). Besonders im Umgang mit Krankheit stieß sie auf Widerstand: Was für sie Fürsorge bedeutete, wurde als Eingriff in die Privatsphäre wahrgenommen. Umgekehrt irritierte sie die knappe Krankmeldung einer Mitarbeiterin. Auch Paul sieht im Umgang mit Gesundheit eine größere Familiarität in der Schweiz. Nach einem Unfall meldeten sich sein Chef, die Personalabteilung und Kolleg*innen mit Genesungswünschen – eine Geste, die »weitestgehend in Deutschland schon seit längerem verkommen« sei (Paul, 53/DE).

Kontrastiert werden die Familiarität und die Nähe durch einen höheren Leistungsdruck. So gilt z.B. ein gesetzlicher Urlaubsanspruch von 20 Tagen und eine Höchstarbeitszeit von 45 Stunden pro Woche (SECO 2022; 2023), die normale Wochenarbeitszeit liegt meist zwischen 38.5h und 42 Stunden⁸. Passend zu einem wirtschaftlich liberalen Land sind in der Schweiz auch die Arbeitnehmenden-Vertretungen weniger präsent: »Dass eine Gewerkschaft unglaublich wichtig ist und dass man sogar streiken geht, das war für mich etwas ganz Neues. Das war in meinem Schweizer Denken nicht so ausgeprägt vorher« (Annemarie, 37/CH). In der Schweiz gibt es diverse Gewerkschaften, welche jedoch aufgrund der vergleichsweise geringeren (medialen) Aktivität weniger präsent wirken. Der Vergleich von Streiktagen zwischen 2011 und 2020 zeigt klare Unterschiede: In der Schweiz entfiel pro 1000 Arbeitnehmende ein Arbeitstag aufgrund eines Streiks, in Deutschland 18 (Statista 2023a). Grundsätzlich scheint Arbeitnehmendenschutz in Deutschland ein wichtigeres gesellschaftliches Unterfangen als in der Schweiz.

Man könnte vermuten, dass ein besserer Arbeitnehmendenschutz grundsätzlich positiv bewertet wird. Tatsächlich wirken die Strukturen jedoch auf einige Teilnehmende befremdlich: »Dieser Riesenapparat mit dem Ding drumherum, da denk ich manchmal, das habe ich auch meinen Arbeitskollegen gesagt: Ihr wisst schon, dass das wie geschützte Werkstatt⁹ ist, wie ihr hier arbeitet?« (Sonja, 55/CH). Sonja kennt aus der Schweiz den Leistungs- und Konkurrenzdruck, welcher in ihrer Sicht eher dazu führt, dass Menschen am Arbeitsplatz etwas erreichen wollen. Im Umkehrschluss müssten sich Arbeitnehmende in Deutschland weniger bemühen, da sie oftmals in sicheren Strukturen arbeiteten: »Du machst deine Stufen mit, du kriegst immer automatisch mehr Lohn, [...] die, die nicht so viel leisten, die kriegen

8 In der Schweiz gibt es nur in wenigen Branchen Tarifverträge, entsprechend sind viele formale Kriterien, innerhalb des rechtlichen Rahmens, abhängig vom Arbeitgeber. Gesetzlich gilt in Deutschland ein Urlaubsanspruch von lediglich 20 Tagen und eine maximale wöchentliche Arbeitszeit von 40 Stunden.

9 Sonja bezieht sich auf eine Förderwerkstatt bzw. eine Werkstatt für Menschen mit Behinderungen, welche einen geschützten Rahmen zur Integration in das Arbeitsleben bieten.

genauso viel wie die, die mehr leisten« (Sonja, 55/CH). Das System unterstütze in vielen Bereichen eine gewisse Bequemlichkeit.

Trotz des scheinbaren Leistungsdrucks in der Schweiz betonen viele deutsche Teilnehmende, ihr Arbeitsumfeld sei viel stressfreier als in Deutschland. Dies geht einher mit der bereits thematisierten Gemütlichkeit, die die Teilnehmenden in der Schweiz wahrnehmen. Während es in Richards früherem Job üblich war, dass alle bis 21 Uhr arbeiteten, sitzt er in der Schweiz nach 17 Uhr oft als Einziger noch im Büro – und das auch nur, weil er später anfängt. *»Jetzt ist Fünfe, ich geh jetzt zum Sport. Arbeit kann ich morgen weitermachen«*, zitiert Richard (53/DE) seine Kolleg*innen. Im Arbeitsleben haben deutsche Teilnehmende in der Schweiz oftmals auch eine geringere Konkurrenz wahrgenommen. Paul berichtet beispielsweise, dass sich auf Stellen in der Schweiz rein numerisch viel weniger Interessierte melden. In Deutschland erwächst daraus ein Gefühl der Unsicherheit: *»Man kriegt sehr häufig irgendwie das Gefühl geboten, ja, entweder du machst das jetzt mit, oder du bist halt morgen ersetzt«* (Paul, 53/DE). In der Schweiz haben Teilnehmende das Gegenteil dieser Geringschätzung erfahren: *»Ich werde für meine Arbeit viel mehr wertgeschätzt, was sich natürlich auch finanziell widerspiegelt«* (Luisa, 31/DE). Obwohl Luisa ihren Job in Deutschland nicht hätte verlieren können, da sie verbeamtet war, besserte sich ihre Arbeitssituation in der Schweiz. Diese Erfahrungen decken sich mit den Berichten vieler Deutscher, die die Konkurrenz und die daraus erwachsenden negativen Konsequenzen für den Verdienst bemängeln.

All diese Facetten zeigen, wie eng Sozialisierung und strukturelle Bedingungen miteinander verflochten sind. Oft bleibt unklar, was Ursache und was Folge ist. Deutlich wird jedoch, dass viele dieser Aspekte historisch gewachsen und tief verankert sind. Gute Arbeitsbedingungen tragen in der Schweiz, nicht zuletzt aufgrund historischer Entwicklungen, zu einem Gefühl von Sicherheit am Arbeitsplatz bei. Die liberale Grundhaltung, verstärkt durch die soziale Kontrolle, führt wiederum dazu, dass Individuen dennoch nach einer Verbesserung der eigenen Lebensumstände streben. Das liberale Wirtschaftssystem bietet grundsätzlich Raum für individuelle Entfaltung, zeigt seine Grenzen jedoch dort, wo Menschen aus unterschiedlichen Gründen nicht in der Lage sind, diese Möglichkeiten zu nutzen. In Deutschland sorgt eine lange gewerkschaftliche Tradition dafür, dass die Grundbedürfnisse möglichst vieler Bürger*innen abgedeckt werden. Gerade in Zeiten des Wandels in der Arbeitswelt spielen Gewerkschaften und Arbeitnehmendenvertretungen eine zentrale Rolle bei der Sicherung und Verbesserung der Arbeitsbedingungen. Die staatlich organisierte Solidarität verweist zugleich auf eine gesellschaftliche Grundhaltung, auf die ich im Abschnitt zum Sozialstaat zurückkomme.

Im weltweiten Vergleich fallen diese Unterschiede insgesamt eher gering aus. Auch die Schweiz besitzt einen ausgeprägten Sozialstaat, auch in Deutschland existiert eine freie Marktwirtschaft. Dass viele Deutsche das Arbeitsleben in der Schweiz dennoch positiver bewerten, lässt sich auch als logische Folge ihrer Migration verstehen – sie sind aus beruflichen oder ökonomischen Gründen ausgewandert und setzen stärker auf individuellen Erfolg als auf kollektive Absicherung. Schweizer Teilnehmende hingegen äußerten insgesamt weniger Kritik am Arbeitsleben in Deutschland.

6.3.4 Geiz ist geil und Geld regiert die Welt

Ich meine, man geht in ein Land, um da zu leben, um sich zu integrieren, man verdient das Geld da, dann soll man das Geld auch dort wieder ausgeben. Sonst bringt es das ganze Gleichgewicht durcheinander (Jette, 56/DE).

Vor dem Hintergrund, dass finanzielle Anreize einen zentralen Aspekt beruflich motivierter Migration darstellen, ist es wenig überraschend, dass Geld in den Interviews in vielerlei Hinsicht zur Sprache kam. Im Fragebogen selbst spielte es keine hervorgehobene Rolle – mit Ausnahme der Fragen zur Zukunftsplanung und Altersvorsorge. In den Gesprächen wurde Geld sowohl als Migrations- wie auch als Bleibegrund thematisiert. Darüber hinaus wurde der Umgang mit und das Verhältnis zu Geld als kultureller Unterschied angesprochen, der teilweise Einsicht in Identitätsdiskurse gibt.

Schweizer Teilnehmende wurden zu Beginn ihres Aufenthaltes oft von niedrigeren Preisen überrascht, insbesondere bei Lebensmitteln. Diese scheinen auch unter Beachtung der unterschiedlichen Preisniveaus nicht verhältnismäßig. Viele Teilnehmenden stellen als Folge eine Korrelation zwischen günstigeren Preisen und niedrigerer Qualität der Waren her. Konsequenterweise bevorzugen sie trotz höherer Kosten Einkäufe in Bioläden oder direkt bei lokalen Produzierenden. Deutsche Teilnehmende nehmen die gegensätzliche Korrelation wahr: »Was ich auch sehr schätze, ist die Essensqualität. Da habe ich das Gefühl, das ist eine andere« (Alexandra, 33/DE). Bei Henning findet sich die gleiche Aussage, allerdings gehen damit auch Ressentiments gegenüber Deutschland einher: »Die Nahrungsmittel sind eine Spur besser, muss man so sehen. Wenn ich das Fleisch hier ansehe, das trennt Welten von dem, was es in Deutschland gibt. Da werden wir richtig verarscht in Deutschland. Das verwässerte Zeug in Deutschland, das ist kein Fleisch« (Henning, 53/DE).

Aus Richards Sicht beschränkt sich die Wertschätzung von Qualität in der Schweiz nicht auf Lebensmittel, sondern zeigt sich auch im gesamten Produktions- und im Dienstleistungsbereich. »Die nehmen lieber lokal jemanden aus der Region, als wenn man jetzt im Internet irgendwelche Preise vergleicht und dann so dieses ›Geiz ist geil‹ von den Schwaben [übernimmt]« (Richard, 53/DE). In anderen Narrativen wurden beide Aspekte wiederholt aufgegriffen, wobei die Schweizer Wertschätzung positiv und der deutsche Geiz negativ konnotiert wurde. Ein anderer Schluss könnte sein, dass die Wertschätzung von Qualität vielleicht mehr ein Selbstzweck ist. Dies sieht man am Beispiel des Reifen- oder Ölwechsels beim Auto:

Man kann in der Zwischenzeit selber wieder Geld verdienen. Das heißt, wenn ich mich da draußen jetzt zwei Stunden hinsetze, dann habe ich zweimal 180 CHF versaut in meiner Freizeit. Also fahr ich zur Werkstatt, das kostet mich 80 Franken der Umbau, und kann in der Zwischenzeit Geld verdienen – oder mich in die Sonne setzen, weil meine Freizeit kostet auch [180] Franken (Richard, 53/DE).

Dadurch, dass ein Profi die Arbeit übernimmt, spart Richard am Ende Zeit und Geld. In seiner Aussage wird seine privilegierte Position deutlich, welche nicht alle Teilnehmenden innehaben.

Henning stellt in einem weiteren Schritt eine Verbindung zwischen Geld und Gemeinschaft her. Er stellt grundsätzlich fest, dass in der Schweiz »noch mehr das Geld regiert als in Deutschland« (Henning, 53/DE). Er sieht die Haltung, welche Richard beschreibt, auch als fehlende Solidarität im privaten Umfeld. »Die denken nur an sich, gucken nicht nach rechts und links« (ebd.). Er sieht insbesondere in den neuen Bundesländern eine andere Sozialisierung, bei der alle Mitglieder der Gemeinschaft solidarisch mithelfen und sich Investitionen am Ende ausgleichen. Dies stellt auch Oskar fest: »Gerade in Ostdeutschland, man hatte ja auch nur eingeschränkte Mittel, wenn man da sein Haus bauen wollte oder wie auch immer, das funktionierte immer nur in der Gemeinschaft. Einer hatte das, der andere hatte das und man hat sich viel geholfen. Das war nie eine Frage des Preises« (Oskar, 41/DE, vgl. 6.5.4.).

In der Schweiz fehlt nach Aussage von Henning diese gegenseitige Unterstützung, was er darauf zurückführt, dass Schweizer*innen vermehrt egoistisch handeln – selbst wenn sie mehr Geld für lokale Spezialist*innen ausgeben. Hier ließe sich einwenden, dass in der Schweiz ähnliche Synergien entstehen, wenn Gemeinschaften statt Waren Geld tauschen, indem sie lokale Dienstleistungen beanspruchen. Hennings und Richards Aussagen widersprechen sich nicht, jedoch führen sie zu unterschiedlichen Erkenntnissen. Die eigene Sozialisierung und die persönlichen Erfahrungen in der Schweiz beeinflussen die Interpretation der sozialen Konventionen.

Dass Schweizer*innen gerne sparen, sieht man auch am lange anhaltenden Diskurs um Einkaufsgewohnheiten in der Schweiz. Das Thema Einkauf und Einkaufstourismus wird in der Gesellschaft und in medialen Debatten politisiert und emotional aufgeladen, indem es mit scheinbarem Patriotismus und Zugehörigkeit verbunden wird (Lacourrière et al. 2015). Viele Schweizer*innen gehen im grenznahen Ausland einkaufen, da die Preise sehr viel niedriger sind als in der Schweiz (Ramsey/Thimm/Hehn 2019)¹⁰. Neben Lebensmitteln sind Hygieneartikel, Medikamente, aber auch größere Anschaffungen wie technische Geräte sehr gefragt. Dies führte im grenznahen Deutschland immer wieder zu Diskussionen über die Einkaufstourist*innen, welche zwar das Geschäft antreiben, aber auch für überfüllte Straßen, Läden und Parkplätze sowie Staus sorgen (SWR Aktuell 2023; ZDF Länderspiegel 2016).

In einem Bericht über die Pros und Kontras des Einkaufstourismus in der Aargauer Zeitung (2015) bringt der Autor die Debatte auf den Punkt: Er sieht es mitunter als seine moralische Pflicht sein Geld in die lokale Schweizer Wirtschaft zu investieren, damit diese auch in Zukunft gut bezahlte Arbeitsplätze bereitstellen kann. Menschen, die in der Schweiz ihr Geld verdienen, sollen es auch in der Schweiz ausgeben. Auch **Jette** teilt diese Sicht, nicht zuletzt aufgrund ihrer eigenen Positionalität. Als Kosmetikmeisterin und Inhaberin eines Studios in einer Kleinstadt im Kanton Zürich weiß sie nur zu gut, wie sehr sie von ihrer Kundschaft abhängig ist. Es ist zudem nicht das erste Geschäft, das sie in ihren mittlerweile 16 Jahren in der Schweiz aufgebaut hat. Durch die medizinischen Behandlungen, die sie ebenfalls anbietet, erlebt sie unmittelbar, wie wichtig erschweringliche lokale Dienstleistungen für Menschen mit eingeschränkter Mobilität oder begrenzten finanziellen Mitteln sind. Gleichzeitig zeigt sich in ihrem Alltag immer wieder, dass

10 Ein ähnliches Phänomen sieht man in Deutschland z.B. in grenznahen Regionen zu den Niederlanden oder Polen (Münz 2020).

moralische oder standortbezogene Argumente in der Praxis schnell an ihre Grenzen stoßen.

Gerade für grenznah lebende Personen, Geringverdiener oder Familien stehen oft andere Überlegungen im Vordergrund. Auch viele Besserverdienende sehen nicht ein, wieso sie für das gleiche Produkt ein Vielfaches bezahlen sollen. Henning geht oft in Deutschland einkaufen: »*Ist auch ehrlich gesagt viel zu überteuert. Warum soll ich für eine Sache das dreifache ausgeben? Sehe ich keinen Sinn*« (Henning, 53/DE). Henning will in der Schweiz Geld verdienen, welches er in seiner Freizeit hauptsächlich in Deutschland ausgibt oder in seine Zukunft investiert. Er fühlt sich der Schweiz nicht verbunden und möchte seinen Ruhestand anderswo verbringen. Folglich macht der Pragmatismus für ihn Sinn. Andere Teilnehmende entscheiden sich bewusst für den Einkauf im Land. Oft sieht man bei diesen Teilnehmenden eine größere Verbindung zur Schweiz. Der Einkauf in der Schweiz wird eine Investition in die Zukunft; man fördert die lokale Wirtschaft, von der man auch in Zukunft profitieren möchte. Unter den deutschen Teilnehmenden finden sich Vertreter*innen für beide Positionen. Damit erweist sich der Diskurs um die Einkaufsgewohnheiten als potenter Marker von Identitätspolitik.

6.3.5 Bürokratie: Differente Erfahrungen mit dem Labyrinth behördlicher Vorschriften

Irgendwas brauchen Sie glaube ich, zum Aufenthalt. Aber ich kann ihnen auch nicht sagen was, weil sie sind nicht EU-Bürger, aber sie sind auch nicht sowas, was ich hier den ganzen Tag bearbeiten muss. Ich weiß schlicht und ergreifend nicht, was Sie brauchen. Gehen Sie doch einfach, sparen Sie sich die Zeit, weil auch wenn's falsch ist, auch wenn Sie irgendwie was bräuchten und es nicht haben, ist es nicht so schlimm. Es passiert Ihnen hier ja trotzdem nichts als Schweizer (Annemarie, 37/CH, mit Bezug auf die Aussage einer Person in der Ausländerbehörde).

Bürokratie und der dazugehörige Verwaltungsapparat sind in kaum einem Land beliebte Themen – wenn dann für Beschwerden. Für Migrant*innen stellt die Bürokratie oft einen langen, unübersichtlichen Prozess dar, welchen es zu bewältigen gilt, um die Existenz im Zielland zu sichern. Durch die Personenfreizügigkeit wurden viele Prozesse für Schweizer*innen und Deutsche im Nachbarland erleichtert, was deren administrative Hürden senkt. Trotzdem bleiben die Bürokratie und die Navigation der Strukturen und Erfordernisse, auch über den Migrationsprozess hinaus, viel diskutierte Themen.

Unerwarteterweise war die Bürokratie in der Schweiz für viele deutsche Teilnehmende eine positive Erfahrung – trotz des Mehraufwands, den der Status als Ausländer*in mit sich bringt: »*Die ganze Bürokratie ist viel weniger schlimm, viel angenehmer als im Vergleich zur deutschen*« (Luisa, 31/DE). Entsprechend gegensätzlich fällt einmal mehr das Fazit der Schweizer Teilnehmenden aus: »*Was uns nicht bewusst war, ist, dass die Bürokratie hier um einiges komplizierter und langwieriger ist als wir das gewohnt sind in der Schweiz*« (Mario, 44/CH). Bei den meisten Teilnehmenden fällt auf, dass sie die Schweizer Bürokratie erst im Kontrast mit der Deutschen positiv beurteilen. »*Ich dachte immer, die Schweiz ist ein Bürokratenstaat und es wäre der schlimmste, den es gibt auf der Welt. Aber da habe ich mich getäuscht. Bis ich nur schon meine Autonummer hatte, bin ich fast in der Psychiatrie gelandet, das ist ganz*

ganz grauenhaft hier« (Ruth, 64/CH). Hier zeigt sich auch, dass die Bürokratie nicht nur in Bezug auf Migrationsangelegenheiten beurteilt wurde.

Schweizer*innen werden, wie bereits erwähnt, insbesondere beim Ausländer- bzw. Migrationsamt oft freundlich empfangen. Entsprechend werden weniger unfreundliche Beamte*innen beanstandet; viel häufiger wird die mangelnde fachliche Kompetenz bemängelt: *»Das habe ich so ein bisschen festgestellt, als Schweizer ist man weder Fisch noch Vogel hier. Man ist nicht EU-Bürger und man ist nicht Drittstaat, also man ist irgendwie sowas dazwischen, aber eigentlich wissen die Behörden nicht so richtig, was sie mit dir anfangen sollen«* (Annemarie, 37/CH). Der Status von Schweizer*innen ist gesetzlich geregelt; für alle Belange gibt es klare Vorgaben – dafür haben diverse bilaterale Verträge zwischen Deutschland und der Schweiz über Jahre gesorgt. Die Mitarbeitenden kennen die gesetzliche Grundlage für Schweizer*innen jedoch oft nur unzureichend. Diese Erfahrung haben viele Teilnehmende in Hamburg und Berlin gemacht, noch schwieriger wurde es jedoch in kleineren Behörden in Schleswig-Holstein: *»Vor allem waren sie komplett überfordert in Rendsburg auf dem Migrationsamt. Die mussten noch nie eine Niederlassungsbewilligung [d.h. Aufenthaltserlaubnis für eine Person aus der] Schweiz bearbeiten. Die brauchten Leute aus Berlin, die das machen«* (Remo, 27/CH). Insgesamt war der Prozess für Remo eine nervliche und zeitliche Belastung. Remo muss nun zusätzlich darauf hoffen, dass die Mitarbeiter*innen beim Amt noch da sind, wenn sich der ganze Prozess ein Jahr später wiederholt. Da er nur einen auf ein Jahr befristeten Arbeitsvertrag besitzt, erhält er auch jeweils nur eine Aufenthaltserlaubnis von einem Jahr.

Schweizer Teilnehmende berichteten zudem von Informationen, die sich später als falsch erwiesen. Gerade beim Aufenthaltsstatus sind die Folgen eines illegalen Aufenthalts gravierend – verständlicherweise wollte sich niemand allein auf das »Schweizer Privileg« verlassen, wenn es um existenzielle Fragen ging. *»Die Verlängerung der Aufenthaltserlaubnis, das war ein Hick-Hack. Da wurde erst gesagt, als Schweizerin braucht man das nicht, und dann habe ich das sein lassen. Dann kam aber irgendwann ein Brief: ja, das ist leider doch eine Falschauskunft gewesen«* (Sonja, 55/CH).

In Hamburg gab es bei den Aufenthaltstiteln für Schweizer*innen über Jahre hinweg keine Einigkeit: Je nach Stadtteil und Bezirk war eine Erlaubnis nötig oder nicht. Der Schweizer Verein in Hamburg wandte sich schließlich an die nächsthöhere Instanz, woraufhin alle Schweizer*innen in den Bezirken ohne Bewilligungspflicht darauf hingewiesen wurden, dass sie eine Aufenthaltserlaubnis benötigen würden.

Auch der Personalausweis als offizielles Dokument führte bei einigen Teilnehmenden zu Problemen. So wurde Janines Dokortitel beim Aufenthaltstitel beispielsweise nicht anerkannt, da er – wie in Deutschland üblich – nicht auf ihrem Schweizer Ausweis vermerkt war. Der Beamte schloss daraus, dass sie keinen offiziellen Titel besitze, obwohl sie an der Universität als Professorin tätig war. Erst nach Intervention der Universität wurde dieser Fehler korrigiert.

Folgenscher sind auch Aussagen der Krankenkassen, welche die Bestimmungen für Schweizer*innen oftmals nicht genau kennen. Annemarie erhielt zunächst die Auskunft, ihre deutsche Krankenversicherung wäre in der Schweiz nicht gültig. Erst Jahre, nachdem sie eine Zusatzversicherung abgeschlossen hatte, stellte sich dies als falsch heraus. Als Präsidentin des Schweizer Vereins in Hamburg berichtet Annemarie von einem weiteren Problem mit der Krankenversicherung, was Schweizer*innen in Deutschland

betrifft, welche ihre Renten aus der Schweiz beziehen. Krankenkassen wenden unterschiedliche Berechnungsgrundlagen an, wodurch teils unzulässige finanzielle Mehrbelastungen entstehen – mit besonders schwerwiegenden Folgen für Menschen mit geringen Renten.

Zuletzt sei hier noch die Anerkennung von Berufen und beruflichen Abschlüssen erwähnt, wobei es einerseits unterschiedliche Kriterien und Berufsprofile gibt, die eine Anerkennung erschweren, andererseits sind die bürokratischen Strukturen an sich hinderlich:

[Für die Anerkennung] braucht man einen Wohnsitz. Dann geht man aufs Amt, um sich anzumelden. Das geht als Schweizer nur, wenn man eine Arbeitsstelle hat. [...] Das sehe ich ja ein, dass man nicht einfach irgendjemanden haben will, der hier wohnt, aber jetzt ist es halt so, dass ich keine Arbeitsstelle bekomme, weil ich keine Anerkennung meines Berufes habe, und die Anerkennung meines Berufes kriege ich nicht, weil ich keinen Wohnsitz habe (Martin, 33/CH).

Meist liegt es an den Teilnehmenden, einen Weg zu finden, diesen Kreis zu durchbrechen, indem ein Amt doch Dokumente ausstellt, die sie angeblich nicht ausstellen dürfen. Oftmals lassen sich die Probleme erst lösen, wenn sich andere Institutionen oder höhere Instanzen einschalten. Damit wird die deutsche Bürokratie für die interviewten Schweizer*innen zu einer der größten Hürden an ihrem neuen Wohnort.

Die Schweizer Bürokratie wiederum funktioniert für Deutsche sicherlich auch deswegen besser, weil Deutsche eine große Gruppe von Ausländer*innen darstellen, welche überdies unter die gleichen Regelungen fallen wie andere EU-Bürger*innen. Entsprechend sollten die Gesetzgebung und die Prozesse bei den Behörden bekannt sein.

6.3.6 Sozialstaat zwischen liberalem Föderalismus und gesellschaftlicher Solidarität

Deutschland geht's gut, Deutschland ist ein Sozialstaat, keiner muss auf der Straße leben, wenn er sich an die Regeln hält (Lisa, 33/DE).

Die Bürokratie ist nur ein Teil eines größeren staatlichen Systems, welches die Teilnehmenden in vielfältiger Weise betrifft und beschäftigt. Von großer Relevanz ist die Wahrnehmung des Sozialstaats, die nicht nur von der eigenen Erfahrung und Sozialisation abhängt, sondern auch in einem engen Verhältnis zur politischen Einstellung steht. Trüdinger (2011) zeigt, dass die Wertvorstellungen von Deutschen die Grundlage für ihre sozialpolitischen Präferenzen darstellen. Schildberg (2010) sieht allgemein die starke Verbindung von Gesellschaft, Sozialstaat und Politik in den Mitgliedstaaten der EU: »Das in den Mitgliedsstaaten historisch gewachsene Verständnis der Verantwortung des Staates zur Sicherung sozialer Grundrechte und gesellschaftlicher Solidarität, welches in Form des Sozialstaates institutionalisiert wurde, verhalf dem Nationalstaat wesentlich zu seiner politischen Legitimität« (Schildberg 2010: 19). Die Politik legitimiert sich, indem sie als Vertretung der Gesellschaft einen Sozialstaat aufbaut, welcher den Grundwerten dieser entspricht (Schildberg 2010: 170–177). Die Begriffe der Verantwortung und Solidarität stehen auch bei den

Teilnehmenden meiner Studie im Zentrum der Wahrnehmung und Auseinandersetzung mit dem Thema Sozialstaat.

Um tiefer in die Thematik des Sozialstaates einzutauchen, benötigt es eine grundlegende Definition dessen, was als Sozialstaat verstanden wird und welche Pflichten er zu erfüllen hat:

Er garantiert durch die Bereitstellung von finanziellen Mitteln und Dienstleistungen sowie durch den Ausbau des Sozialrechts zumindest einen minimalen Lebensstandard, unabhängig vom Erfolg einer Person auf dem Markt. Zusätzlich federt er die materiellen Risiken bei Unfall, Krankheit, Alter oder Arbeitslosigkeit ab und verkleinert damit den Bereich der Unsicherheit in der Lebensführung. Weiter bewirkt er durch progressive Steuern einerseits und die (Teil-)Finanzierung von Sozialleistungen andererseits eine Umverteilung der primären Einkommen. Schliesslich verschafft er unabhängig von Status oder Klasse in einem gewissen Grad Zugang zu sozialen und kulturellen Dienstleistungen (Degen 2005: 18).

Die wichtigsten Elemente sind also 1) die Aufrechterhaltung eines minimalen Lebensstandards, 2) Kranken- und Unfallversicherung, 3) Rentenversicherung, 4) Arbeitslosenversicherung, 5) Steuern und 6) Zugang zu sozialen und kulturellen Dienstleistungen. Alle diese Elemente wurden von den Teilnehmenden dieser Studie wiederholt aufgegriffen, ohne dass der Begriff Sozialstaat explizit im Fragebogen thematisiert wurde¹¹.

Die Teilnehmenden meiner Studie sind sich einig, dass sich die soziale Schere vergrößert, so unter anderem **Lisa**, die mit Zürich und zuletzt Frankfurt in zwei Großstädten gewohnt hat, wo diese Entwicklungen besonders sichtbar werden: »Die Armen werden immer ärmer und die Reichen immer reicher. Diese Kluft wird ja immer tiefer« (Lisa, 33/DE). Diese Entwicklung wird sowohl in Deutschland als auch in der Schweiz festgestellt, allerdings wird die Situation in Deutschland als gravierender wahrgenommen. Umso wichtiger wird die Absicherung des minimalen Lebensstandards, welche in Deutschland als gesichert gilt. Oft fällt in den Interviews in diesem Zusammenhang die Aussage des »Jammers auf hohem Niveau«, wenn man den Blick auf die Situation in anderen Teilen der Welt richtet. Zudem bleibt – wie im Eingangszitat dieses Abschnitts deutlich wird – die feste Überzeugung, dass der Sozialstaat ein engmaschiges Netz ist, durch welches eigentlich niemand fallen kann.

Erstaunlicherweise wird für die Schweiz wiederholt argumentiert, dass sie kein Sozialstaat sei: »Vielen ist nicht bewusst, die Schweiz ist kein Sozialstaat. Hier musst du arbeiten und wenn du nicht arbeitest, hast du ein Problem. Es ist nicht wie in Deutschland, dass du Hartz IV kriegst« (Lisa, 33/DE). Entgegen dieser Aussage läuft es in der Schweiz sehr ähnlich wie in Deutschland: Arbeitslose erhalten entweder Arbeitslosengeld oder Sozialgeld. Die Schweiz bietet diverse Sozialleistungen, welche den minimalen Lebensstandard sichern sollen u.a. Ergänzungsleistungen für Menschen mit geringem Einkommen oder Renten. Es zeigte sich schon bei den Migrationsgründen (Abschnitt 5.4.3.), dass manche Schweizer*innen im Alter lieber auswandern als von Sozialleistungen abhängig zu sein,

11 Die Frage nach der Gestaltung des Ruhestands führte oft zur Thematisierung des Rentensystems, die restlichen Aspekte wurden meist bei der Frage nach Unterschieden oder Vor- bzw. Nachteilen der Schweiz und der Bundesrepublik Deutschland angesprochen.

d.h. die gesetzliche Grundlage und die gelebte Realität müssen nicht übereinstimmen. Für Dana ist die Schweiz ein Land, in dem Menschen für Sozialleistungen »viel bitte bitten machen müssen« (Dana, 52/DE). In Deutschland und der Schweiz ist die Beantragung von Sozialleistungen ein bürokratischer Akt. Dass die Hürden in einem Land mit einer ausgeprägten Stigmatisierung von Sozialhilfeempfänger*innen jedoch subjektiv höher erscheinen, wirkt einleuchtend (Friedrichsen/Schmacker 2019). Die Abhängigkeit vom Staat zählt in der Schweiz eher als persönlicher Misserfolg, entsprechend werden strukturelle Missstände ignoriert und individuelles Verhalten in den Mittelpunkt gestellt und tabuisiert. Dies wird im Verlauf dieses Abschnittes noch deutlich werden.

Das zweite Element des Sozialstaats sind die Krankenkassen. Die Trennung von privater und gesetzlicher Krankenkasse in zwei unterschiedliche Systeme ist einer der größten Kritikpunkte in Deutschland: »Auch das medizinische System, die Zwei-Klassen-Medizin finde ich furchtbar« (Alice, 59/CH). Zum Vergleich mit der Schweiz wird wiederum ausschließlich die gesetzliche Krankenversicherung herangezogen. Auch Teilnehmende, welche beim deutsch-schweizerischen Vergleich kaum positive Aspekte in Deutschland finden, sehen hier einen Vorteil: »Viele sagen dann, ja, in Deutschland sind die Mieten günstiger, ja, in Deutschland ist das Gras grüner, in Deutschland ist das, in Deutschland hast du Krankenversicherung. Das Einzige, was ich wirklich vermisse, ist meine Zahnversicherung« (Lisa, 33/DE). Zahnbehandlungen werden in der Schweiz nicht von der Grundversicherung gedeckt und müssen eigenständig oder durch Zusatzversicherungen übernommen werden. Versicherte müssen außerhalb der Grundversorgung eigenverantwortlich entscheiden, ob und welche Leistungen sie durch Zusatzversicherungen decken wollen (Wolff 2021: 211).

Ein weiterer Unterschied des schweizerischen Systems ist ein bedingt frei wählbarer Selbstbehalt – je höher der Selbstbehalt, desto geringer sind die monatlichen Raten. Dieser führt zu weiteren Vorbehalten und erzeugt Angstszenerien. Unter anderem wird befürchtet, dass er im Alter zum finanziellen Ruin führen könne¹². Oftmals gehen die Befürchtungen über rein finanzielle Probleme hinaus. Dana befürchtet nicht nur, dass die Kosten zu hoch sind, sondern dass sie im Falle einer Krankheit von staatlicher und gesellschaftlicher Seite keine Unterstützung und Solidarität erfährt: »Ich habe auch immer Angst hier krank zu werden, wenn ich ehrlich bin. [...] Ich bin eine alleinstehende Frau, ich habe keinen Ehemann, der für mich sorgt, wenn mir was passiert. Ich muss alles aus mir selbst heraus und das macht mir hier Angst in der Schweiz« (Dana, 52/DE).

Während Deutschland für die gesetzlichen Krankenkassen gelobt wird, erhält das Land Kritik für die Altersvorsorge. In Deutschland sorgte die Rente immer wieder für Diskussionen, insbesondere, seit absehbar wurde, dass das System für zukünftige Generationen nicht mehr tragfähig sein würde (vgl. Hoenig 2020). Diesen Diskurs haben auch viele Teilnehmende lebhaft miterlebt und erinnern sich an die Versprechen der Politik: »Man hat mir noch mit 30 versprochen, dass meine Rente absolut sicher ist« (Paul, 53/DE). Wie sehr die Rente jedoch das Leben beeinflusst, hängt davon ab, wann die Teilnehmenden

12 Es muss an dieser Stelle angemerkt werden, dass der Selbstbehalt nach oben gedeckelt ist. Trotzdem hält sich die Angstvorstellung, scheinbar aufgrund der Assoziation zur privaten Krankenkasse in Deutschland, hartnäckig. Gewichtiger sind Arbeitsausfälle als Folge einer Krankheit für die Rente, was bei den Teilnehmenden im Abschnitt zur Altersmigration deutlich wurde.

migriert sind bzw. wie lange sie in welches System eingezahlt haben. Joel ist mit 33 nach Berlin gezogen und wird, wenn er weiterhin in Berlin bleibt, den Großteil seines Arbeitslebens in Deutschland verbringen. Seine Einzahlungen in das Schweizer Rentensystem waren gering, so dass er vom deutschen System abhängig ist. Auch er hat wenig Hoffnungen für seinen Ruhestand: »So wie das Sozialsystem [in Deutschland] funktioniert oder abläuft, sage ich mal, sieht es eh danach aus, als bliebe nicht viel übrig, wenn ich Anspruch auf die Rente habe« (Joel, 38/CH). Lange fokussierte sich die Altersvorsorge in Deutschland einzig auf die gesetzliche Rentenvorsorge sowie teilweise die betriebliche Altersvorsorge.

»Das ist in der Schweiz natürlich auch etwas, was ich besser finde, das Drei-Säulen-System für die Altersvorsorge« (Michael, 60/CH). In der Schweiz wurde bereits viel früher auf die individuelle Altersvorsorge gesetzt. 1972 wurde das Drei-Säulen-System in der Bundesverfassung festgehalten, welches die Altersvorsorge als Kombination von staatlicher Alters- und Hinterlassenenversicherung (AHV), beruflicher Vorsorge und freiwilliger, steuerlich begünstigter privater Vorsorge etablierte (Bundesamt für Sozialversicherungen 2022). Auf dieses System beziehen sich die meisten Teilnehmenden, wenn sie die Altersvorsorge in der Schweiz loben: »Die Schweiz hat die beste Rente- und Pensionskasse der Welt, glaube ich« (Dana, 52/DE).

Entsprechend fällt aber auch in diesem Bereich in der Schweiz mehr Verantwortung auf das Individuum. »Ich habe halt nichts eingezahlt, kriege ich auch nichts raus – selber schuld« (Paul, 53/DE). Das Drei-Säulen-System ist in der Schweiz allseits bekannt und private Vorsorge wird als notwendiger Teil der Altersvorsorge anerkannt. Dass es jedoch in der Schweiz Menschen gibt, welche arbeitstätig und trotzdem nicht in der Lage waren ihre dritte Säule auszubauen, wird oft ignoriert bzw. tabuisiert¹³. Insofern stellt Altersarmut in der Schweiz ebenso eine Herausforderung dar wie in Deutschland (Brettschneider/Klammer 2016; Wolff 2021).

Auch beim Thema Arbeitslosigkeit wirkt sich die Sozialisierung stark auf die Wahrnehmung aus. Die Abhängigkeit vom Staat wird in der Schweiz stärker tabuisiert: »In der Schweiz versucht das jeder zu verstecken, er sei arbeitslos. Das ist ein Makel, das ist ein ganz großer Makel« (Adrian, 60/CH). Arbeitslose Personen fallen wegen ihres Status aus der Gesellschaft, zugleich wird die Teilhabe an der Gesellschaft mit geringeren finanziellen Mitteln schwieriger. Für deutsche Teilnehmende führt Arbeitslosigkeit in der Schweiz oft zu einer doppelten Stigmatisierung als ausländische Arbeitslose. Im öffentlichen Schweizer Diskurs herrscht oft die Meinung, Ausländer*innen – auch Deutsche – kämen ins Land, um vom Staat zu profitieren, unabhängig davon, wie lange sie zuvor ins System eingezahlt haben.

In Deutschland erfährt staatliche Unterstützung eine größere soziale Akzeptanz. Arbeitslosengeld II, früher bekannt als Hartz IV, und davon abhängige Personen sind dennoch gesellschaftlicher Kritik ausgesetzt. Einerseits erfolgt dies, weil das System kritisiert wird, andererseits, weil den Personen bestimmte Persönlichkeitseigenschaften unterstellt werden¹⁴. »Es gibt [in der Schweiz] auch keine Hartz-IV-Karrieren oder Familien, die

13 Siehe Kapitel zur Altersmigration (Abschnitt 5.4.3.).

14 Arbeitslosengeld I, die eigentliche Entsprechung zum Arbeitslosengeld in der Schweiz, wird in den Interviews überhaupt nicht thematisiert. Dieser Teil des Systems scheint relativ reibungslos zu funktionieren und wird deshalb nicht angesprochen. Hartz IV entspricht der schweizerischen So-

schon in fünfter Generation so leben müssen« (Ida, 50/DE). Ida kritisiert, wenn auch sehr polemisch, nicht nur das Hartz-IV-System, sondern auch weitergehende Aspekte, welche ein Ausbrechen aus diesem System erschweren bzw. den Verbleib im System begünstigen.

Das fünfte Element des Sozialstaates sind die Steuern und die damit einhergehende soziale Umverteilung. Hier sorgten die jeweils geltenden Rahmenbedingungen bei deutschen und Schweizer Teilnehmenden für Erstaunen. »*Was mich überrascht hat, war, dass die Steuern in Deutschland überall gleich sind. Also es gibt keinen Steuerwettbewerb zwischen Bundesländern bei der Einkommenssteuer wie in der Schweiz*« (Michael, 60/CH). In der Schweiz liegt die Steuerhoheit bei den Kantonen bzw. den Gemeinden, während dies in Deutschland Sache des Bundes ist. Individueller Wettbewerb steht erneut staatlicher Solidarität gegenüber. Diese Unterschiede gelten jedoch zuerst nicht für neu Zugewanderte: Die Steuern werden direkt vom Lohn eingezogen. Nach mindestens fünf Jahren und mit Erwerb einer Niederlassungsbewilligung folgt ein Wechsel in das Schweizer System. Konsequenterweise haben die Steuern auch einen Einfluss auf die Wohnsituation. Lisa ist u.a. deswegen mit ihrem Freund in eine andere Ortschaft gezogen, um von geringeren Steuern zu profitieren.

Neben der Funktionsweise liefert die Höhe der Steuern den größten Diskussionsstoff. Insbesondere ökonomisch bzw. beruflich motivierte Teilnehmende erwähnen die niedrigeren Steuern in der Schweiz positiv. »*Wir fangen hier steuertechnisch ab März an für uns selbst zu verdienen*« (Richard, 53/DE). Als Alleinstehender zahlt Richard 22,1 % Steuern, auf das Jahr gerechnet (22,1 % von 365 Tagen) bezahlt Richard ab dem 22. März keine Steuern mehr. Die Steuerlast für Alleinstehende in Deutschland, 49 % im Jahr 2020, ist mit die höchste in allen OECD-Ländern. Für Familien ist sie zwar mit 32,9 % weit geringer, allerdings immer noch höher als in der Schweiz mit 9,6 % (OECD 2021c: 29).

Obwohl die hohen Steuern zur Finanzierung des Gesundheitssystems und der Bildung scheinbar akzeptiert werden (Menkens 2018; Spiegel 2019), stellen hohe Sozialabgaben für deutsche Fach- und Führungskräfte auch ein Migrationsmotiv dar (Prognos 2007: 27). Diese Kritik findet sich insbesondere auch bei deutschen Teilnehmenden wieder, welche in ihrem Heimatland eine marode Infrastruktur und geringe berufliche Möglichkeiten wahrgenommen haben.

[In der Schweiz] sind das Gemeindesteuern, damit der Staat hier funktioniert. Hier funktioniert es auf den Sportplätzen, hier funktionieren die Schwimmbäder, hier funktioniert der öffentliche Nahverkehr. Dafür muss ich natürlich Steuern bezahlen, damit es funktioniert. Straßenreinigung, der Winterdienst, das funktioniert alles picobello. Gut, dafür muss ich dann halt sowas abdrücken. In Deutschland habe ich nie gesehen, für was ich's abdrücke (Henning, 53/DE).

Henning hat in Sachsen-Anhalt miterlebt, wie lokale Geschäfte verschwanden und der öffentliche Verkehr schlechter wurde. Das gesamte öffentliche Leben wurde eingeschränkt und viele Aspekte der Freizeitgestaltung waren in seinem Wohnort nicht mehr

zialhilfe und müsste damit verglichen werden. Bei ALG I ist die Tabuisierung in Deutschland weit geringer.

möglich. Entsprechend bezahlte er Steuern, während er gleichzeitig nicht wahrnahm, dass seine Umgebung davon profitierte. Seine Ansicht des Sozialstaates ist entsprechend negativ: »Wie kann es sein, dass ich in Deutschland als lediger Mensch die Hälfte meines Lohnes als Lohnsteuer abgebe?« (Henning, 53/DE). Konsequenterweise sucht Henning sein Glück lieber in einer neoliberaleren Marktwirtschaft. In der Schweiz »lässt dich der Staat relativ in Frieden. [...] Staat greift dir nicht so in die Taschen hier« (Henning, 53/DE). Der Staat reguliert weniger und die Abgaben sind geringer, was letztendlich dazu führt, dass Henning mehr für seine Zukunft verdienen und ansparen kann.

Dies bringt mich zum Element der sozialen und kulturellen Dienstleistungen, was auch Aspekte der Familienpolitik beinhaltet. Auch hier zeigt sich ein ähnliches Bild, indem der Sozialstaat die historisch gewachsenen Wertevorstellungen der Bürger abbildet, welche bis heute erhalten geblieben sind. In der Schweiz wird individuelle Verantwortung großgeschrieben, während der Staat in Deutschland mehr Angebote zur Verfügung stellt. Hinzu kommen Sozialisierungsunterschiede insbesondere zwischen der Schweiz und Menschen aus den neuen Bundesländern, welche diese Trends verstärken. Kinder in neuen Bundesländern besuchen z.B. viel öfter und auch früher eine Kindertagesstätte als Kinder in den alten Bundesländern (Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2020: 7). Damit werden fehlende staatliche Angebote in der Schweiz auch zu einem Zeichen fehlenden Fortschritts: »Was soziale Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern in Form von Kinderbetreuung z.B. angeht, da ist Deutschland viel weiter« (Alena, 29/DE).

Martin hat mit seiner Frau sowohl die Schweiz als auch Deutschland als Lebensmittelpunkt in Erwägung gezogen. Da die Familienplanung ein wichtiger Teil ihrer Zukunft darstellen sollte, waren diese Aspekte ein essenzieller Teil der Entscheidungsfindung: »Elternzeit ist z.B. in Deutschland viel besser als in der Schweiz. Kindergeld, Tagesgeld, Kita, wir haben so verschiedene Sachen angeschaut, die für eine Familie interessant sein könnten und sind zum Schluss gekommen, dass es in Deutschland lukrativer ist als in der Schweiz« (Martin, 33/CH). All diese Aspekte sind in Deutschland vom Staat gesetzlich festgelegt und bilden eine relativ verlässliche Grundlage für die Familienplanung. Auch in der Schweiz gibt es gesetzliche Regelungen, allerdings bieten sie lediglich ein Mindestmaß an Unterstützung. Das Thema vertiefte ich im folgenden Kapitel zur Lebensgestaltung im Abschnitt 7.3.: Leben mit Kindern. Martin und seine Frau sind insofern ein Einzelfall, als die Wahrnehmung des Sozialstaates nur für wenige Teilnehmende bei der Wahl des Ziellandes entscheidend war. Meist war kein derart vertieftes Wissen vorhanden. Auf andere Themen, wie die Zugehörigkeit und die Zukunftsgestaltung, hat die Wahrnehmung des Sozialstaates jedoch durchaus Einfluss.

Unter den Teilnehmenden finden sich im Wesentlichen zwei gegensätzliche Betrachtungsweisen des Sozialstaates wieder: Das Schweizer System wird gelobt, während das deutsche System kritisiert wird – oder umgekehrt. Beim Schweizer Modell liegt mehr Gewicht auf der Eigenverantwortung, entsprechend wird der deutsche Sozialstaat oft als »zu viel des Guten« (Michael, 60/CH) gesehen. Der Staat übernimmt zu viel Verantwortung und die Bürger verlassen sich folglich darauf: »Man hat verpasst dem Bürger eine Eigenverantwortung zu geben, im Sinne von, der Staat regelt alles für euch« (Paul, 53/DE). Dies führe zu einer Entmündigung der Bürger, welche nicht mehr aus eigenem Antrieb und selbstbestimmt nach Erfolg streben müssten – so die Argumentation. »Der eigene Antrieb ist etwas, was man braucht, und da kommt in Deutschland relativ schnell der Staat. Gefühlt manchmal

zu schnell« (Michael, 60/CH). Der Schweizer Sozialstaat überzeugt, weil er mit geringen Abgaben eine soziale Absicherung gewährleisten kann, ohne zu stark in das Leben des Einzelnen einzugreifen. Dies funktioniert, weil bestimmte Aufgaben an Privatpersonen oder den Arbeitgebenden abgegeben werden und die wirtschaftlichen Bedingungen für den Großteil der Bevölkerung vorteilhaft sind. »Die Schweizer können von dem, was sie verdienen, leben, was in Deutschland nicht möglich ist. [...] In Deutschland ist zwar alles preiswerter, aber es müssen natürlich viele Leute am Existenzminimum leben und soweit ich weiß, ist das in der Schweiz noch nicht so schlimm« (Alice, 59/CH). Menschen am Existenzminimum sind eher darauf angewiesen, dass die Grundsicherung ihre Bedürfnisse abdeckt, während diese in der Schweiz öfters eigenständig übernommen werden. Entsprechend liegt der Anteil der staatlichen Sozialleistungen am Bruttoinlandsprodukt in der Schweiz trotz seit Jahren steigender Ausgaben weiterhin unter dem Niveau Deutschlands (Statista 2021, 2022a).

Teilnehmende, welche das deutsche Modell bevorzugen, betonen die Solidarität und den Sozialstaat als bewusstes Zugeständnis derselben: »Deutschland ist ja eine soziale Gemeinschaft, wo von den Steuergeldern auch Menschen mitfinanziert werden, die sozial schwach sind, wo das selbstverständlich ist, so sage ich jetzt mal. Ob das Krankenkasse ist, et cetera., Sozialhilfe – und da komme ich immer wieder hier an meine Grenzen« (Dana, 52/DE).

Die hohen Steuern werden bewusst in Kauf genommen, da sie für die Solidarität nötig sind. Die Teilnehmenden sind auch der Überzeugung, selbst vom Sozialstaat zu profitieren und die Effekte wahrnehmen zu können. »Seit ich in der Schweiz bin, weiß ich Deutschland zu schätzen. Ich weiß, was ich in Deutschland für meine Steuern bekomme« (Dana, 52/DE). Oftmals fällt der Fokus auf die sozial schwachen, auf kranke Menschen und solche, die nicht arbeiten können, da diese Gruppen besonders vom Sozialstaat abhängig sind. Entsprechend folgt daraus die Kritik am schweizerischen Modell: »So lange das alles gut läuft und Geld in großen Mengen vorhanden ist, ist die Schweiz super« (Karl, 56/DE, vgl. Abschnitt 6.5.3.). So wird deutlich, dass der deutsche Sozialstaat viel weiter greift und umfassendere Leistungen für die Wohnbevölkerung zur Verfügung stellt. Insbesondere im Bereich der Familienpolitik bietet der deutsche Staat mehr Unterstützung, welche in der Schweiz nach wie vor stark vom Arbeitgeber abhängig ist.

6.4 Deutsch ist nicht gleich Deutsch: Sprache und deren Einfluss auf die Identität

In Deutschland ist, habe ich mitbekommen, ein Dialekt, eine Mundart zu sprechen, hat so ein bisschen das Flair einer Gossensprache. In der Schweiz ist es andersrum, es ist eine Form der Identität. Das lebt man, da ist man stolz drauf (Benedikt, 40/DE).

Deutsch ist ein zentraler und zugleich höchst umstrittener Aspekt, der die Beziehung zwischen Deutschen und Schweizer*innen auf vielfältige Weise prägt. In den Interviews finden sich zahlreiche Bezüge zu diesem Themenfeld, das zunächst eine soziolinguistische Einordnung erfordert. Im Folgenden skizziere ich daher zunächst die Sprachsituation in Deutschland und der Schweiz, bevor ich auf subjektive Wahrnehmungen und

schließlich auf die sozialen Implikationen der Sprache für die Interviewpartner*innen eingehe.

In Deutschland ist Deutsch die einzige Amtssprache; in der Schweiz kommen Französisch, Italienisch und Rätoromanisch hinzu, doch rund 63 % der Bevölkerung sprechen Deutsch als Mutter- bzw. Erstsprache. Wie andere Sprachen umfasst auch Deutsch zahlreiche Dialekte und regionale Varianten, die in Deutschland und der Schweiz gesprochen werden. Um das Verständnis zwischen Menschen aus verschiedenen Regionen zu erleichtern, wurde in beiden Ländern eine Standardsprache festgelegt. In Deutschland ist dies das Standardhochdeutsch (fortan: Hochdeutsch) und in der Schweiz das schweizerische Hochdeutsch, meist als Schriftdeutsch bezeichnet. Im Gegensatz zu Hochdeutsch, wo ein regionaler Dialekt zur Norm aufgewertet wurde, handelt es sich beim Schriftdeutsch um eine Konstruktion (Christen 2005: 87). Abweichungen des Schriftdeutsch vom Hochdeutschen werden Helvetismen genannt.

Schriftdeutsch und Hochdeutsch unterschieden sich in Lexik, Syntax, Morphologie und Phonetik. Sie sind als Standardvarietäten normiert und kodiert, weshalb jene als plurizentrische Sprache klassifiziert ist. Für beide Sprachvarianten gibt es normengebende Gremien und umfassende amtliche Nachschlagewerke. Deutschland ist das dominierende Zentrum, während Österreich und die Schweiz als nicht-dominierende Zentren und Luxemburg und Liechtenstein als Halbzentren gelten. Die Dominanz resultiert aus der Größe Deutschlands, der größeren Bevölkerungszahl, der Wirtschaftskraft und auch aus den umfangreicheren kulturellen Ressourcen, zu denen beispielsweise Sprachförderprogramme gehören (Scharloth 2005a: 238).

Schweizerdeutsch wiederum ist keine eigenständige Sprache, sondern ein Begriff, der die deutschschweizerischen Dialekte zusammenfasst. Die Schweiz besitzt damit zwar eine Standardsprache, die Umgangssprache äußert sich aber in den lokalen und regionalen Dialekten, welche meist untereinander verständlich sind. Ausschlaggebend ist, dass Dialekte in der Schweiz nicht negativ als bildungsfern oder ländlich konnotiert sind. Schriftdeutsch findet im Alltag u.a. bei Bildungseinrichtungen, bei Nachrichtensendungen und Lautsprecherdurchsagen im öffentlichen Raum sowie bei Veranstaltungen mit Menschen ohne Schweizerdeutsch-Kenntnisse Anwendung. Bei geschriebenen Texten ist Schriftdeutsch üblich, Ausnahmen finden sich bei der Kommunikation über SMS und Messenger-Dienste (WhatsApp, Facebook Messenger, Signal etc.), welche vermehrt im lokalen Dialekt stattfindet (Clyne 1995: 42–43).

6.4.1 Deutsch als Fremdsprache?

Ich dachte, wenn der Schweizer Hochdeutsch spricht, dann ist das Schweizerdeutsch. Und wenn du dann nach Bern ziehst, ist es das eben nicht (Sarah, 40/DE).

Bei der Sprachensituation in der Schweiz ist die Frage nach dem Fremdsprachencharakter des Hochdeutschen zentral und überdies politisch stark symbolisch aufgeladen. Sie hat Auswirkungen auf die Wahrnehmung und Integration (vgl. Ammon 1995; Berthele 2004; Werlen 1998). Im Zentrum steht dabei die Frage, ob es sich bei der Sprachensituation um eine Diglossie oder Bilingualität handelt. Der Diglossie-Ansatz betrachtet die in der Deutschschweiz gesprochenen Dialekte ebenso wie das Standarddeutsche als

unterschiedliche Varietäten derselben Sprache und somit nicht als Fremdsprachen. Die Perspektive des Bilingualismus geht hingegen davon aus, dass es sich um zwei voneinander getrennte Sprachen handelt (Hägi/Scharloth 2005: 22). Bei einer Diglossie existieren zwei Sprachen nebeneinander, welche jedoch unterschiedliche Funktionen erfüllen. Das heißt, beide Sprachen werden von allen Mitgliedern der Sprachgruppe gesprochen und je nach Kontext eingesetzt (Ahearn 2017: 145–146). Für beide Positionen gibt es Proponent*innen, welche auf unterschiedliche Aspekte der Sprachforschung eingehen und damit zu unterschiedlichen Resultaten kommen.

Hier kommt das Konzept der Zweitsprache ins Spiel: Bei der Zweit- oder Sekundärsprache handelt es sich um eine Sprache, welche nach der Primärsprache in einem teilgesteuerten Rahmen erlernt wird. Die Zweitsprache wird seltener benutzt, gehört jedoch zum Alltag. Die Sprachkompetenz in der Zweitsprache ist voll ausgebaut, aber geringer als die in der Primärsprache, was zu einer negativen Einschätzung der eigenen Kompetenz führt. Zudem sind beide Sprachen affektiv geladen:

Affektiv steht die Primärsprache für Vertrautheit, Nähe, Wärme und gilt als emotionale Heimat, der Gebrauch der Sekundärsprache ist dagegen verbunden mit Funktionalität, Formalität oder Distanz. Im Unterschied zur Sekundärsprache symbolisiert die Primärsprache lokale, regionale oder gar nationale Identität (Hägi/Scharloth 2005: 41).

Zusätzlich gilt es zwischen den beiden Standardvarietäten zu unterscheiden. Schriftdeutsch gilt zwar als entfernt und formal, es wirkt jedoch weniger fremd als Hochdeutsch (Hägi/Scharloth 2005: 43).

Neben der linguistischen Ebene ist folglich auch die soziale und gesellschaftliche Ebene relevant. Hägi und Scharloth (2005) sehen die gleichen Dichotomisierungen in der Sprachwissenschaft, wie sie auch in der Gesellschaft auftreten. Dazu muss die soziolinguistische Erklärung näher betrachtet werden, welche darauf basiert, dass Hochdeutsch für Deutschschweizer*innen eine Fremdsprache ist. Bei Scharloth (2005b: 25) bestätigen rund 79 % der Befragten diese grundsätzliche Aussage. Auf sich selbst bezogen, bestätigen lediglich 30 % der Befragten die Aussage; trotzdem wird Schriftdeutsch oder Hochdeutsch von vielen Schweizer*innen ungern gesprochen (49 %) bzw. sie fühlen sich beim Sprechen gehemmt (36 %) (Hägi/Scharloth 2005: 25–26, Scharloth 2005a: 242).

Kaum Deutsche hatte vor ihrer Migration Berührungspunkte mit Schweizerdeutsch oder Schriftdeutsch, was das Verständnis erschwert. Für Süddeutsche (insbesondere aus Südbaden und dem südlichen Schwaben) ist das Verständnis aufgrund der größeren sprachlichen Ähnlichkeit tendenziell einfacher als für Norddeutsche. Regionale Dialekte sind zudem schwieriger zu verstehen als Schriftdeutsch (Scharloth 2005b: 31). Grundsätzlich herrscht eine asymmetrische Verständlichkeit, bei welcher Schweizer*innen Deutsche verstehen, Deutsche Schweizer*innen wiederum nicht – zumindest nicht ohne weiteren Kontakt oder Übung.

Zusätzlich zum Verstehen ist auch das aktive Sprechen relevant. Die Mehrheit der Teilnehmenden aus beiden Gruppen ist der Meinung, dass man »Schweizerdeutsch« oder Hochdeutsch nicht akzentfrei beherrschen kann. Die größte Hürde liegt bei der typischen Phonetik, insbesondere bei der Aussprache der Laute k bzw. ch und r (Brommer 2014: 54). Beide Gruppen, so die Argumentation, sind nicht in der Lage die regional

geläufigen Laute zu produzieren. Scharloth bestätigt diese Aussage in seiner Studie zumindest auf Schweizer Seite: »Zunächst ist bemerkenswert, dass fast alle Befragten (98,9 %) der Meinung waren, dass sich Deutsche und Schweizer unterscheiden, wenn sie Hochdeutsch benutzen« (Scharloth 2005a: 253).

Die pauschale Argumentation der Nichterlernbarkeit widerlegen mehrere Teilnehmende meiner Untersuchung, welche entweder akzentfrei Hochdeutsch reden können oder einen regionalen schweizerischen Dialekt erlernt haben – und von Einheimischen als zugehörig anerkannt werden. Tatsächlich beriefen sich mehr Teilnehmende darauf, dass es nicht nötig sei Hochdeutsch oder Dialekt zu lernen, da man verstanden wird. Die Motivation ist also ein wichtiger Aspekt. Darüber hinaus ist es, wie bei jeder Zweit- oder Fremdsprache, hilfreich, bereits als Kind der Sprache und der Phonetik ausgesetzt zu sein. Deutsche, die neben Hochdeutsch auch einen lokalen Dialekt sprachen, lernten Schweizerdeutsch einfacher als Menschen ohne Dialekterfahrung. Trotzdem gilt es abzuwägen, ob der Nutzen den Aufwand wert ist: »Ich selber werde Schweizerdeutsch nie sprechen, da es für mich schwieriger ist, einen Dialekt anzugewöhnen, als eine neue Sprache zu lernen« (Benedikt, 40/DE). Die Sprache des Nachbarlands perfekt zu sprechen ist also weniger das Ziel als sie zu verstehen und verstanden zu werden.

6.4.2 Zwischen Bewunderung und Defizienzpfinden

Es hat einfach mit dieser gewaltigen Sprache zu tun. Die Sprache ist so anders und sie ist so vielfältig. Und wir haben halt so eine Bauernsprache, die, ja, ist halt sehr einfach. Für einen Begriff für, was weiß ich, »rennen« haben die Deutschen 20 verschiedene Ausdrücke. Und die Schweiz ist halt sehr reduziert dadurch und wenn dann jemand kommt und alles sprachgewandt beschreiben kann, dann macht das manchmal ein bisschen Angst (Jonas, 53/CH).

Jenseits dieser pragmatischen Betrachtung, hängen viele Aspekte der gegenseitigen Wahrnehmung und Zugehörigkeit mit der Sprache zusammen. Ein Aspekt, welcher sowohl in früheren Forschungen als auch in meinen Interviews zum Vorschein kam, waren Minderwertigkeitskomplexe bzw. Defizienzpfindungen (Scharloth 2005a: 241) seitens der Schweizer*innen. Diese sind eine direkte Konsequenz der asymmetrischen Plurizentrität.

Dies zeigt sich bei meinen Schweizer Teilnehmenden sowohl in einer Bewunderung des Hochdeutschen und deren Erstsprachler*innen wie auch in Minderwertigkeitsgefühlen hinsichtlich der eigenen Sprache und den eigenen Ausdrucksmöglichkeiten. »Alle Bücher, die wir in der Schweiz lesen, sind auf Hochdeutsch, auf Schriftdeutsch geschrieben, und ein großer Teil unserer Literatur kommt aus Deutschland« (Thomas, 62/CH). Jonas ist in seiner Beschreibung im Eingangszitat sehr viel emotionaler und zeigt, wie nah Bewunderung und Defizienzpfinden zusammenliegen. Wichtig zu erwähnen ist, dass seine Gleichsetzung der eigenen Sprache als Bauernsprache *per se* keine Geringschätzung bedeutet, sondern lediglich auf die Komplexität und Ausdrucksmöglichkeit hindeutet.

Insbesondere Teilnehmende, welche beruflich viel mit Sprache zu tun haben, gehen vermehrt auf diese Aspekte ein. So erwähnt Adrian als Schriftsteller, dass man seinen Texten die Nationalität des Schreibers anmerken würde; sowohl im Stil wie auch bei

bestimmten Metaphern und Redewendungen. Entscheidend ist, dass Adrian diese Unterschiede nicht als gleichwertig wahrnimmt, sondern die deutsche Variante bevorzugt. »Ich bewundere die Deutschen auch für ihre Sprache. Ich habe immer das Gefühl, wenn die Deutschen etwas sagen, ist das per se schon viel wichtiger und viel größer, als wenn ich was sage. Also wir haben da schon ein bisschen Komplexe vom Klein-sein« (Adrian, 60/CH). Es gibt zwar für Adrian auch gute Schweizer Schriftsteller*innen, er selbst strebt jedoch danach näher an die hochdeutsche Variante heranzukommen. Entsprechend bezeichnet er den Wandel in seinem eigenen Schreiben in den acht Jahren, seit er in Berlin wohnt, als Fortschritt. Auch Nina, welche nach einer Promotion in der Forschung arbeitet und akzentfreies Hochdeutsch spricht, hält ihre Argumentationsfähigkeiten für unzureichend: »Vielleicht kann man sich als Schweizer nie so wortstark ausdrücken wie die Deutschen« (Nina, 39/CH). Insbesondere gut gebildete und kulturelle Eliten orientieren sich oft an der Standardsprache des dominanten Zentrums, in diesem Falle Hochdeutsch (Clyne 1995: 22).

Auch einige deutsche Teilnehmende wurden in der Schweiz Zeug*innen dieses Defizienzzempfindens, so wurden sie u.a. in beruflichen Kontexten beim Formulieren von Emails oder Texten herangezogen. Die Argumentation war simpel und pauschal: »Im Formulieren von Texten oder so, da war's dann zu spüren, dass man schon sehr dankbar war, dass man das nicht zum ersten Mal gemacht hat und aufgrund der Herkunft das einfacher war entsprechende Formulierungen zu wählen« (Stefan, 52/DE). **Stefan** hat zwar in Deutschland studiert, seine Qualifikation als diplomierter Anästhesiepflegeexperte bedeutet jedoch nicht, dass er sich intensiver mit sprachlichen Feinheiten auseinandersetzt als seine Schweizer Kolleg*innen. Seine Expertise gründet ausschließlich auf seiner Herkunft. Obwohl Schriftdeutsch in der Schweiz die offizielle Standardvarietät ist, werden deutsche Sprecherinnen grundsätzlich als kompetenter wahrgenommen als Einheimische. Dies bestätigt die Studie von Scharloth (2005a) auf eindrückliche Weise. Er ließ dieselben Sätze von einem Schweizer und deutschen Sprecher vorlesen und auf ihre Korrektheit beurteilen. Dabei zeigte sich, dass die Äußerungen des Schweizer Sprechers deutlich häufiger als fehlerhaft eingestuft wurden. Die Nationalität des Sprechers beeinflusst demnach die Wahrnehmung seiner sprachlichen Kompetenz (Scharloth 2005a: 258).

Viele deutsche Teilnehmende sehen das Defizienzzempfinden auch als eine der Ursachen für Missgunst und Abneigung:

Weil ich ja am Anfang sie auch auffordern musste auch mit mir zu versuchen Hochdeutsch zu sprechen, weil ich das nicht verstanden habe am Anfang. Und da habe ich auch ziemlich beleidigende Dinge hören müssen, und das habe ich erst später gesagt bekommen, die haben sich dann vorgeführt gefühlt von mir, als ob ich die testen wollte (Dana, 52/DE).

Scharloth (2005a: 252) beschreibt in seiner Untersuchung zwar, dass eine negative Haltung gegenüber Deutschen mit einem Defizienzzempfinden korreliert, konnte aber letztlich keine Kausalität nachweisen. Als einzig klaren Faktor lässt sich laut Scharloth der Zeitpunkt des Erlernens ausmachen: Erlernen Kinder bereits in der Vorschulzeit Hochdeutsch, so bilden sie später seltener ein Defizienzzempfinden aus (Scharloth 2005a: 249).

Ein selbstbewussterer Umgang mit der eigenen Sprache könnte im Zusammenleben mit deutschen Nachbar*innen von Vorteil sein. Obwohl Schweizer Hochdeutsch als

nationale Varietät im Sinne des Plurizentritätskonzeptes Eingang in die Linguistik gefunden hat und damit eine gleichberechtigte Varietät zum Hochdeutschen darstellt, ist dies im Bewusstsein der Sprecher*innen offenbar noch nicht angekommen (Hägi/Scharloth 2005: 27; Scharloth 2005a: 238). Entsprechend gibt es Aufrufe von Sprachwissenschaftler*innen dieses Bewusstsein zu stärken und Schriftdeutsch auch als mündliche Sprache zu pflegen (Bickel 2001, Hägi/Scharloth 2005: 39). Bei vielen Schweizer Teilnehmenden meiner Studie wurde durch die positive Reaktion von außen eine Selbstverständlichkeit und auch ein Selbstbewusstsein bezüglich des Schriftdeutschen gebildet. Dies geht zwar nicht mit einem Bewusstsein von Schweizerdeutsch als gleichberechtigter Varietät einher, hilft in der Praxis jedoch das Defizienzempfinden zu reduzieren. Sogar Jonas als Schauspieler kam in Deutschland zu dem Schluss sein Hochdeutsch nicht zu perfektionieren:

Ich dachte anfangs immer ich müsste Hochdeutsch reden, so schauspiel-like, bis ich gemerkt habe, stimmt überhaupt nicht. Da ich der Schweizer bin und das auch hier mit meiner Art und meiner Färbung in der Sprache, also sprich Dialekt-angehaucht, merkst du echt, das ist irgendwie ein Wert als Schweizer in Deutschland (Jonas, 53/CH).

Auch die sprachliche Situation muss folglich in mehreren Teilen betrachtet werden: Schweizer*innen und Deutsche im jeweiligen Heimatland und Schweizer*innen und Deutsche im Nachbarland. Im Rahmen dieser Arbeit will ich vermehrt darauf eingehen, auf was für eine Situation die Teilnehmenden im jeweiligen Nachbarland treffen.

6.4.3 Soziale Implikationen im Nachbarland

Sie finden es immer herzig, und ich find's immer doof, dass sie es so herzig finden. Ich würde lieber ernst genommen werden (Ruth, 64/CH).

Wie bereits erörtert, erhalten Schweizer*innen in Deutschland oftmals positive Reaktionen auf ihre Nationalität, was sich auch auf ihre Sprache ausdehnt. Schriftdeutsch wird von Sprecher*innen des Hochdeutschen oft als herzig charakterisiert, was bei den meisten Teilnehmenden eine zwiespältige Reaktion auslöst; einerseits scheinen entsprechende Reaktionen ein Merkmal ernsthaften Interesses zu sein, andererseits wirkt es herablassend.

Dem zugrunde liegt wiederum das Sprachbewusstsein der Deutschen als Vertretende der dominierenden nationalen Variante des Deutschen. Auch diese sehen das Schriftdeutsch nicht als gleichwertige nationale Varietät, sondern tragen zur Marginalisierung des Schriftdeutschen als regionale Besonderheit bei:

The [dominant] nations generally regard their national variety as the standard and themselves as the custodians of standard norms. They tend to consider national varieties of [non-dominant] nations as deviant, non-standard and exotic, cute, charming and somewhat archaic (Clyne 1995: 22).

Sichtbar wird dies auch bei deutschen Teilnehmenden in der Schweiz, die sich gegen sprachliche Anpassungen wehren. Dies geht teilweise auch mit einer negativen Haltung gegenüber der Schweizer Varietät einher: »Bestimmte grammatikalische Redewendungen, die müsste ich hervorwürgen, weil sie so wider meine Natur und mein gutes Deutschverständnis sind. [...] Die Grammatik ist eine Katastrophe« (Viktoria, 58/DE). Mit »Deutsch« meint Viktoria Hochdeutsch, dem gegenüber die Schweizer Varietät als fehlerhaft und minderwertig wahrgenommen wird. In der weiteren Ausführung wird noch klarer, dass sich diese ablehnende Haltung sowohl auf das Schriftdeutsche als auch auf das Schweizerdeutsche bezieht: »Ich spreche kein Schweizerdeutsch, das habe ich auch nicht vor. Da habe ich viel zu viel Angst, dass mein sauberes Hochdeutsch versaut wird ehrlich gesagt« (Viktoria, 58/DE).

Linguistisch bezieht sich die Diskussion über Plurizentrität nur auf Schriftdeutsch. In der Praxis vermischt sich die Diskussion über Schweizerdeutsch und Schriftdeutsch in der Schweiz jedoch oft. Gegenteilig zur deutschen Wahrnehmung, dass es sich bei der Schweizer Landessprache Deutsch um Hochdeutsch (nicht Schriftdeutsch) handle, sind Schweizer*innen vermehrt der Meinung, dass es sich dabei um Schweizerdeutsch handelt: »76 % der Befragten vertraten die Ansicht, Schweizerdeutsch und nicht [Schriftdeutsch] sei die eigentliche Sprache der Deutschschweiz« (Scharloth 2005: 240). Da die Sprache zudem eine identitätsstiftende Funktion hat, ist die Verniedlichung und die Kritik an ihren Eigenheiten ein offensichtlicher Konfliktpunkt. Als Teil der »geistigen Landesverteidigung« während und nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Schweizerdeutsch »zu einem konstitutiven Moment des nationalen Identitätsdiskurses« (Ruoss 2019: 372). Der Sprachpatriotismus hat zwar seither wieder abgenommen, wirkt jedoch bis heute. »Ich selbst rede immer von den Schweizern, wenn sie Schweizerdeutsch sprechen, das ist für mich ein typisches Erkennungsmerkmal« (Martin, 33/CH). Die französisch, italienisch und rätoromanisch sprechenden Schweizer*innen werden durch diese Definition allerdings ausgeschlossen.

Der Sprachpatriotismus führt bei Schweizer*innen auch dazu, dass sie selbst oft zu Hüter*innen ihrer Sprache werden. Entsprechend wurde vielen deutschen Teilnehmenden davon abgeraten selbst Schweizerdeutsch zu sprechen. »Der Schuss kann ja nur nach hinten rausgehen und ich werde auch dem Gegenüber nicht gerecht. Das ist ein Herkunfts-, ein Identitätsmerkmal von dem, der da geboren und aufgewachsen ist, und das find ich auch in Ordnung« (Stefan, 52/DE). Neben den Grenzen der eigenen Fähigkeit erkennt Stefan auch das identitätsstiftende Moment der Sprache. Sprache ist damit eng mit Zugehörigkeit verbunden.

Gleichzeitig führt mich dies weiter in die soziale Dimension der Sprache und die angewandte Praxis. Während Viktoria sich dagegen wehrt, ihre Sprechweise anzupassen, verlaufen solche Veränderungen in der Realität meist eher schleichend und kaum intendiert. Lötscher (2017: 22) weist darauf hin, dass dialektale Selbstverortungen in der Regel bereits in Jugend und Adoleszenz stabilisiert werden und spätere Anpassungen bei Erwachsenen vor allem unbewusst entstehen, nicht durch aktive Entscheidungen. Dies musste auch Viktoria eingestehen: »Mein Sprachgebrauch ist nicht mehr 100 % Hochdeutsch. Das fängt mit der Intonation schon an, also das hat sich ein bisschen angepasst« (Viktoria, 58/DE). Im Schriftdeutschen werden Wörter oft anders betont und folgen einer anderen Sprachmelodie, worauf sich die schweizerischen Teilnehmenden beziehen, wenn sie von ihrem »Singsang« (Jonas, 53/CH) reden. Solche kleinen Unterschiede sorgen dafür, dass

es schwierig ist, Hochdeutsch oder Schweizerdeutsch perfekt zu beherrschen, ohne vom Umfeld als Nicht-Erstsprachler*in erkannt zu werden.

Zwischen Hochdeutsch und Schweizerdeutsch liegt grundsätzlich ein breites Spektrum an Akkommodation, welches bei allen Teilnehmenden unterschiedlich ausgeprägt ist. Die Faktoren, die die Akkommodation beschleunigen und fördern, sind die gleichen, welche auch beim Erwerb hilfreich sind. Während einige Teilnehmende sich gegen die Anpassung wehren, sind andere durchaus interessiert an sprachlichen Unterschieden und Eigenheiten: »*Mich hat immer interessiert, wie wurde denn dieses Wort gebeugt, wie komm ich denn da hin? Was ist denn der Hintergrund von »schauen«, von »luege« oder »lüege«, gibt ja verschiedene Aussprecharten davon*« (Benedikt, 40/DE).

Auch Teilnehmende, welche mit Hochdeutsch aufwuchsen und erst im Erwachsenenalter migriert sind, erkennen gewisse Anpassungen in ihrer Sprache. »*Es fällt nach den vielen Jahren auch schon gar nicht mehr auf, dass man bestimmte Mundartausdrücke benutzt*« (Paul, 53/DE). Paul, welcher im Raum Hannover mit Hochdeutsch aufgewachsen ist, hat ebenfalls die deutsche Aussprache, Grammatik, Satzbau und die Intonation erhalten, benutzt aber eine Reihe von schweizerdeutschen Alltagsbegriffen. So beschrieb er seinen Weg in die Schweiz folgendermaßen: »*Ich zügel in die Schweiz*«, um »*in der Schweiz zu schaffen*« (Paul, 53/DE). Statt »umziehen« und »arbeiten« benutzt er also die entsprechenden schweizerdeutschen Begriffe. Bei Tim finden sich diverse Formen der Anpassung sowohl im Wortschatz als auch in der Grammatik und im Satzbau. Tim ist entsprechend »*auf Biel*« gezogen und geht bei Besuchen zurück »*auf Deutschland*«. Relativsätze bildet er anhand der schweizerdeutschen Grammatik mit »wo«, statt mit »der«, »die« oder »das«. Die Schweiz hat folglich »*ein System, wo funktioniert*« (Tim, 37/DE). Die Anpassung bei Tim geht so weit, dass er die schweizerischen Formen auch beibehält, wenn er Hochdeutsch spricht.

Auch bei den schweizerischen Teilnehmenden passt sich die Sprache mit der Zeit an. **Ursula** begann das Interview zunächst in ihrem Appenzeller Dialekt, wechselte jedoch nach einigen Minuten – mitten im Satz – ins Hochdeutsche. Als ich später eine Rückfrage in meinem Berner Dialekt stellte, antwortete sie in ihrem eigenen. Dieser Wechsel zwischen Schweizerdeutsch und Hochdeutsch wiederholte sich mehrmals, ohne dass es ihr selbst bewusst wurde. Sie verstand Schweizerdeutsch problemlos, das aktive Sprechen bereitete ihr wiederum Mühe. Bereits zu Beginn hatte sie eingeräumt, dass sie das Gespräch trotz eigener Zweifel gerne auf Schweizerdeutsch führen wollte – auch wenn dies selbstverständlich keine Voraussetzung war. Entsprechend führten wir das Interview fort und nach und nach antwortete sie ausschließlich in akzentfreiem Hochdeutsch.

Ursula war bereits als Jugendliche nach Berlin gekommen¹⁵, hatte ihre Schullaufbahn im deutschen Bildungssystem abgeschlossen und lebt seit nunmehr fünf Jahrzehnten in Deutschland. Schweizerdeutsch spricht sie heute fast nur noch mit ihrer Mutter, der einzigen Person, mit der sie diese Sprache teilt. Im Alltag ist sie umgeben von Hochdeutsch, und es fehlt ihr schlichtweg an Gelegenheiten, ihre Heimatsprache zu sprechen:

15 Damit erfüllt sie nicht das Samplekriterium einer erwachsenen Migrantin, die ihre Entscheidung eigenständig getroffen hat. Deshalb werden ihre Aussagen nur in bestimmten thematischen Zusammenhängen berücksichtigt.

Ihr Mann ist Deutscher und auch in der Weitergabe an die nächste Generation war sie nicht erfolgreich.

Bei Schweizer*innen fällt die Anpassung oftmals nicht auf, solange sie sich in hochdeutschen Kontexten bewegen. Susann hatte in Berlin lange keinen Kontakt zu anderen Schweizer*innen gesucht und war so Hochdeutsch-affin, dass sie zum Teil auf Hochdeutsch dachte. Rückblickend beschreibt sie das Gefühl, ihr Schweizerdeutsch im gesprochenen Ausdruck allmählich zu verlieren: »*Ich habe es natürlich immer verstanden, aber ich habe gestammelt und ich hatte das Gefühl, ich habe einen deutschen Akzent. Ich rede so wie ein Deutscher, der Schweizerdeutsch reden will. Oder ich finde die Wörter nicht, oder der Satzbau ist dann plötzlich hochdeutsch*« (Susann, 49/CH). Auch für Susann war Schweizerdeutsch jedoch Teil ihrer Identität, weswegen sie bewusst Schritte einleitete, um wieder mehr in ihrer Herkunftssprache zu sprechen.

Andere Teilnehmenden konnten ähnliche Veränderungen wahrnehmen, wobei das Ausmaß oft erst bei Besuchen in der Heimat ersichtlich wird. Alte Bekannte, Familie und Freund*innen erkennen die sprachliche Veränderung: »*Ich war jetzt auch in der Schweiz und die Leute sagen alle zu mir: »Du redest wie ein Deutscher mittlerweile.« Ist auch Horror, ne, aber ist leider so*« (Jonas, 53/CH). In Jonas Zitat sieht man direkt eine Veränderung, welche viele Schweizer Teilnehmende auch im Schweizerdeutschen beibehalten – den Fragepartikel »ne« als umgangssprachliche Variante von »nicht (wahr)«. In der Schweiz wäre entsprechend ein »oder?« oder regionale Versionen von »gell« als Bekräftigung oder Bestätigung gebräuchlich. Das »ne« ist jedoch so in den alltäglichen Sprachgebrauch übergegangen, dass die Teilnehmenden es beim Wechsel ins Schweizerdeutsche nicht mehr ablegen können, wenn sie sich dessen überhaupt bewusst sind. Ähnlich verläuft es mit verlernten Helvetismen. Die Teilnehmenden gewöhnen sich beispielsweise an »Krankenhaus« statt »Spital« und übernehmen den Begriff dann ins Schweizerdeutsche, wobei sie die Aussprache anpassen.

Diese Anpassung ist *per se* weder positiv noch negativ, in den meisten Fällen passiert sie unbewusst. Wie bei Susann kann das Vergessen später negativ gewertet werden. Nicht in allen Fällen ist die Konsequenz der Anpassung jedoch das gleichzeitige Vergessen der heimischen Varietät. Im positiven schafft die Akkommodation eine soziale Nähe bzw. baut Hürden ab. Sie wird oft als Zeichen der Integration und Zugehörigkeit gewertet. In diesen Fällen verläuft die Anpassung zum Teil bewusst und anhand von kulturellen Unterschieden:

Wenn ich im Restaurant bin und sage »ich krieg noch ein Bier«, sagt man so in Berlin, sagt man einfach so. Und ich habe gemerkt, wie negativ das hier aufgenommen wird, wenn man das so formuliert. Und dann, okay, wenn man's weiß, kann man darauf Rücksicht nehmen (Karl, 56/DE, vgl. Abschnitt 6.5.3.).

Auch das Sprechen eines lokalen oder regionalen, insbesondere süddeutschen, Dialekts kann in der Schweiz soziale Nähe schaffen. Hochdeutsch wird oft in dem Komplex von Überlegenheit und Minderwertigkeit assoziiert, während Dialekte auf einer ähnlichen Ebene fungieren wie Schweizerdeutsch.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Sprache in der Beziehung zwischen Menschen in Deutschland und der Schweiz eine wichtige Rolle spielt, welche oftmals

zu divergierenden Wahrnehmungen und Konflikten führen kann. »[W]hile the languages are ›objectively‹ very similar, the small differences between them have been shown to lead to major controversies« (Helbling 2011: 14). Die Sprache bekräftigt in vielen Teilen die Grenzen der Gruppenzugehörigkeit zwischen Schweizer*innen und Deutschen. Insbesondere in der Schweiz wird die Sprache immer wieder in Diskursen um die Fremdheit und Andersartigkeit von Deutschen instrumentalisiert. Auch bei den Schweizer*innen in Deutschland kann die Sprache als Indikator der Fremdheit dienen, allerdings folgt daraus nicht direkt eine Zuordnung zu einer out-group, sondern eher eine oft sympathiegeladene, aber letzten Endes verniedlichende Bewertung. Diese Unterschiede haben entsprechend Einfluss auf die Zugehörigkeit und in der Folge auch auf die Zukunftsgestaltung.

6.5 Wahrnehmung von Wandel im Heimat- und Zielland

Früher kamen auch [schon] Veränderungen in Bezug auf Wirtschaft und Industrie und so, aber heute geht ja alles so wahnsinnig schnell. Sowas von schnell und dann müssen sie immer am Ball bleiben (Rosa, 95/DE, vgl. Portrait VI)

Die Mehrheit der Teilnehmenden lebt bereits seit mehr als zehn Jahren in ihrem neu gewählten Zuhause. Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer liegt bei 12,7 Jahren bei den deutschen Teilnehmenden und 18,5 Jahren bei den Schweizer Teilnehmenden. Sechs Schweizer Teilnehmende und zwei Deutsche leben bereits seit über 40 Jahren im Zielland. In dieser Zeit sah die Welt global eine große Veränderung, welche sich natürlich auch in Deutschland und der Schweiz abgebildet hat. Folglich war das Land, in welches die Teilnehmenden vor Jahren gezogen sind, anders, als es sich heute präsentiert.

Dies zeigt sich auch in meinen Interviews. Die Fragen zum Wandel im Heimat- und Zielland waren allgemein gehalten. Es gab drei Aspekte, welche in den Fragen Beachtung fanden: Deutschland bzw. die Schweiz als Referenzrahmen, Veränderung als zeitliche Komponente und die Verbindung zur eigenen Erfahrung. Durch den zeitlichen Rahmen kommen in diesem Kapitel vermehrt Teilnehmende zu Wort, welche bereits seit mehreren Jahren im Zielland wohnen und weitgehende Veränderungen beobachten konnten. Letztere benötigen teilweise nur kurze Zeitspannen, auch der Geschwindigkeit von Entwicklungen muss Rechnung getragen werden.

Die eigene Heimat ist oft mit Nostalgie verbunden, welche durch Veränderungen gestört wird. Diese Veränderungen werden insbesondere für Besucher*innen sichtbar, die statt graduellen sprunghafte Entwicklungen wahrnehmen. »Es geht mir heute schon so, dass ich, wenn ich durch meine Heimatstadt fahre, erkenne ich schon bestimmte Ecken nicht mehr« (Paul, 53/DE). Gewisse bauliche Veränderungen haben zu einem neuen Stadtbild geführt, welches für Paul fremd wirkt. Manche Teilnehmende berichteten von verringerter Infrastruktur, was gerade in ländlichen Gegenden vorkommt. Der Ort, wo Laila aufgewachsen ist, erlebt die gegenteilige Entwicklung: Er liegt günstig zwischen zwei großen Städten, ist gut an den öffentlichen Verkehr angebunden und besitzt jegliche für den Alltag nötige Infrastruktur. Für Laila ist diese Form der Veränderung keineswegs positiv. »Manchmal berührt es mich, weil manche Dinge finde ich schade, wenn gerade wieder eine neue Wohnsiedlung aus dem Boden gestampft wird und ich denke, dass das alles mal Wiese war«

(Laila, 29/CH). Das rapide Wachstum geht auf Kosten der ländlichen Atmosphäre, welche Laila mit dem Ort verbindet. »Das finde ich schon schade, dass mein Nest eigentlich immer enger wird« (Laila, 29/CH). Bei ihrem langjährigen Wohnort Bern macht sie sich wiederum keine Sorgen. Insbesondere die Altstadt ist komplett denkmalgeschützt und hat sich daher in dieser Zeit kaum verändert. Diese Bewahrung des Status quo ist jedoch selten, die meisten Teilnehmenden nehmen Veränderungen in ihrer Heimat wahr und ordnen diese auch emotional ein.

Auch ohne die Spezifizierung auf persönlich relevante Veränderungen erzählten die meisten Teilnehmenden von Themen, welche in ihrem Umfeld sichtbar oder spürbar waren. Henning, für welchen die ökonomische Situation in Deutschland und der Schweiz bei der Migration ausschlaggebend war und welcher kaum soziale Beziehungen in der Schweiz aufgebaut hat, fokussierte sich z.B. auf die berufliche Situation: »Es gibt Arbeit in Deutschland. Vor zehn Jahren sah es ja bedeutend schlechter aus« (Henning, 53/DE). Auch Thomas sieht positive ökonomische Entwicklungen in beiden Ländern: »Ich freue mich, dass die letzten zehn Jahre sowohl für die Schweiz als auch für Deutschland ökonomisch super gute Jahre waren« (Thomas, 62/CH). Stefan hat als Anästhesiepfleger und Notfallsanitäter über 20 Jahre die Veränderungen im Gesundheitssystem erlebt und sieht die »Germanisierung des Gesundheitswesens« (Stefan, 52/DE), die zunehmende Präsenz von deutschen Pflegekräften und Ärzt*innen, als problematische Entwicklung in der Schweiz.

Einige Teilnehmenden berichteten ausgiebig von ihrer eigenen Biografie, während andere von globalen Trends erzählten. Je älter die Teilnehmenden sind, desto allgemeiner sind die Veränderungen gehalten. Wiederum sind die von älteren Teilnehmenden beobachteten Veränderungen oftmals tiefgreifender. Bei den Gesprächen über Veränderung wird auch sichtbar, wie stark gegenwärtige Diskurse in der Gesellschaft die Wahrnehmung beeinflussen. So wurde das Thema Migration, welches seit einigen Jahren gesellschaftliche und politische Diskurse prägt, immer wieder erwähnt – nicht die eigene Migration, sondern Migrationspolitik und globale Entwicklungen. Neben der Entwicklung in der Schweiz und Deutschland ist auch die innere Veränderung ein wichtiger Teil der Erfahrung im Zielland – als Migrant*in, Ausländer*in oder einfach als Mensch –, welche wiederum die Wahrnehmung und subjektive Erfahrung in allen Lebensbereichen beeinflusst. Beginnend mit diesem Aspekt geht es über zur Wahrnehmung von Veränderungen in Deutschland und in der Schweiz. In einem letzten Unterkapitel widme ich mich erneut dem Themenbereich der Fremdheit, welcher sowohl in der Eigen- als auch in der Fremdperspektive oft zum Vorschein kam.

6.5.1 Die innere Veränderung im Laufe der Jahre

Elf Jahre bin ich jetzt hier. Viel hat sich, glaube ich, hier nicht verändert. Sagen wir, ich habe mich verändert in den elf Jahren und sehe Hamburg vielleicht auch dadurch durch eine andere Sicht. Mit Mitte 20 oder Mitte 30 ist schon ein bisschen eine andere Perspektive (Annemarie, 37/CH).

Innere Veränderungen finden sowohl abhängig als auch unabhängig vom Migrationshintergrund statt; auf individueller Ebene wurden die Teilnehmenden mit dem Wandel ihrer eigenen Identität und des Selbstverständnisses konfrontiert. Dazu kommen Un-

terschiede in der Kultur und der Gesellschaft, mit welchen sich die Teilnehmenden intensiver auseinandersetzen mussten als im Heimatland. Oftmals zeigen sich innere Veränderungen trotzdem oft erst im Kontrast zum früheren Umfeld, insbesondere zu alten Freunden und der Familie im Heimatland. »Die Veränderung hat stattgefunden, ganz klar. [...] Das sagen meine Kollegen in Deutschland jetzt auch, also meine Freunde in Deutschland jetzt auch, dass ich mich da schon ein Stückweit verändert habe« (Paul, 53/DE).

Unterschiede werden dabei erneut meist auf nationale Stereotype zurückgeführt: Schweizer Teilnehmende werden als deutsch, deutsche Teilnehmende als schweizerisch bezeichnet. Die Veränderung wird meist linear wahrgenommen, vom Heimatland weg und hin zum Zielland. »Eigentlich glaube ich einfach nur, dass ich ein Stückweit diese schweizerische Mentalität angenommen habe des mehr Redens und des etwas rücksichtsvoller Seins« (Paul, 52/DE). Paul bemerkt diese Veränderung an sich selbst, erhält jedoch auch von außen eine ähnliche Rückmeldung: »Mein ältester und bester Freund sagt schon hin und wieder mal »sag doch endlich, was du willst« (ebd.). Während sich Paul in der Schweiz angewöhnt hat indirekter zu sprechen, lernen Schweizer*innen in Deutschland direkter zu werden.

Sarah merkte eine Veränderung ihrer Werte anhand eines veränderten Konsums, auf welche sie eine Freundin aufmerksam machte. Sarahs Freundin suggerierte, der Verzicht auf das Auto sei Ausdruck der Zugehörigkeit zur Schweizer Gesellschaft:

Also ich bin hierhergekommen, wie sich das gehört, Deutsche mit dem eigenen Wagen. Ich habe kein eigenes Auto mehr, also wir [Sarah und Partner] haben ein Auto, aber ich hatte viele, viele Jahre kein Auto mehr gehabt und bin lieber mit dem Zug irgendwo hin. Dann hat [meine Freundin] irgendwann gesagt, »du bist sowas von überintegriert, das ist ja Horror, wirklich« (Sarah 40/DE).

Einschneidender sind Veränderungen, welche zu einer Distanzierung vom Heimatland, deren Kultur und der Gesellschaft führen und der Person selbst bewusst sind. »Hat vielleicht auch was mit Einlassen auf das neue Zuhause zu tun. Man entfremdet sich von der Heimat, das ist ganz klar« (Paul, 53/DE). Andere beobachten die wachsende Distanz zur Heimat mit etwas mehr Sorge: »Da man sich ja auch verändert, passt man wieder in die Schweiz?« (Nina, 39/CH). Ninas Zweifel betreffen zwar auch ihr Umfeld und die Frage, ob dieses sie wieder aufnehmen würde. Vielmehr geht es jedoch um ihre eigene Wahrnehmung: könnte sie sich wieder so wohl fühlen, wie früher, auch nachdem sie sich verändert hat? Nina ist in Berlin viel offener geworden: offener für Diversität, offener in Gesprächen, offener für die Welt. Dies steht nun vermehrt im Kontrast zu einem politisch eher konservativen Land mit einer stärker auf soziale Kontrolle achtenden Bevölkerung. Die Wahrnehmung steht also in einer Wechselwirkung zu einer eventuellen Rückkehrmigration: Je größer die Unterschiede zum Heimatland wahrgenommen werden, desto unwahrscheinlicher ist der Rückkehrwunsch; und je geringer der Rückkehrwunsch, desto eher lassen sich Teilnehmende auf das Zielland ein. Ninas Sorge ist auch deswegen für sie präsenter, weil sie die Rückkehr in die Schweiz nicht ausgeschlossen hat, während die Rückkehr nach Deutschland für Paul nicht in Frage kommt.

6.5.2 Stadtlandschaften im Fluss

Ich habe Hamburg als sehr konservativ festgestellt und dann auch, dass die Leute nicht auf einen zukommen. Dann auch noch die ganze Umgebung in Hamburg, es war damals noch ziemlich abweisend, weil die Häuser nicht renoviert waren, die Restaurants, alles hat drinnen stattgefunden und ja, die Freundlichkeit hat gefehlt (Klara, 64/CH).

Da sich die meisten Entwicklungen und Veränderungen im konkreten räumlichen Umfeld der Teilnehmenden abspielen, konzentrieren sich die Erzählungen vorwiegend auf die beiden Städte Hamburg und Berlin und weniger auf Deutschland als Ganzes. Die beobachteten urbanen Dynamiken, insbesondere die Gentrifizierung, finden sich jedoch auch in anderen Teilen Deutschlands, zumindest in den Großstädten. Die geschichtlichen Hintergründe seit dem Zweiten Weltkrieg und die Teilung des Landes machen sich zusätzlich an Unterschieden zwischen den alten und neuen Bundesländern bemerkbar. Während in Hamburg eher graduelle Änderungen erwähnt wurden, stellte der Mauerfall in Berlin eine Zäsur dar.

Klara nahm Hamburg in den 1970er-Jahren als düster und kalt wahr, was nicht nur am Wetter lag. Nach einigen Jahren in Hamburg zog sie mit ihrem Mann weg, kehrte aber nach mehreren Stationen in anderen deutschen Städten 15 Jahre später nach Hamburg zurück. Nach der Rückkehr bemerkte sie eine gewisse Annäherung zwischen den verschiedenen Wohnorten: *»Es hat mich dann doch positiv überrascht, wie der Norden in diesen 15 Jahren gewachsen ist und die Unterschiede nicht mehr so riesig waren zwischen dem Süden und dem Norden«* (Klara, 64/CH). Klara stellte fest, dass insbesondere der Einfluss von Zugezogenen aus anderen Regionen Deutschlands und dem Ausland die Gesellschaft veränderte. Im letzten Abschnitt dieses Kapitels werde ich erneut auf dieses Thema zurückkommen.

In Berlin war der Mauerfall offensichtlich ein Ereignis, welches eine größere soziale Diversität zur Folge hatte. Für Teilnehmende, die in Berlin den Mauerfall miterlebt hatten, stellte dieser ein einschneidendes Erlebnis dar, welches in kürzester Zeit eine große Veränderung mit sich brachte. Jessica erinnert sich lebhaft an den Tag des Mauerfalls und die *»berauschte Stimmung«* (Jessica, 70/CH) der Bevölkerung. Sie selbst teilte den Enthusiasmus und freute sich über die Öffnung, allerdings war dies nur der Beginn von vielen weiteren Veränderungen in der Hauptstadt. Jessica erinnert sich, wie in Teilen der Stadt aus dem Nichts komplett neue Orte geschaffen wurden: *»Was an neuen Bauten entstanden ist. Der gesamte Potsdamer Platz, das kann sich heute ja kaum einer vorstellen, das war eine Brache. Das war einfach Feld mit ein bisschen Gras drauf. Da stand nichts. Und das wurde alles bebaut, und diese Urbanisierung, das finde ich schon gut«* (ebd.).

Die Mehrheit ist sich einig, dass Berlin früher *»chaotischer«* (Anna, 55/CH) war, bei der weiteren Entwicklung scheiden sich dann die Geister. *»Es ist ein bisschen verloren gegangen. Früher war es noch extremer, finde ich. Es war sehr alternativ und man konnte wirklich sein, wie man war. Das hat sich schon verändert über die Jahre, aber es ist noch da«* (Joel, 38/CH). Teilnehmende, welche sich Berlin spezifisch wegen des Rufs der kreativen Großstadt ausgesucht haben, sind über die Entwicklungen eher enttäuscht. Adrian wollte sich in Berlin neu erfinden und seine Träume von der Schriftstellerei verwirklichen. Seine eigenen Bedürfnisse und Ziele beeinflussen die Wahrnehmung der Stadt und ihrer Entwicklung mit:

Berlin hat sich sehr stark in eine Richtung verändert, die enger wird. Es gab in Berlin viel mehr Freiräume, schon rein vom Stadtbild, es gab vielerorts noch Löcher in der Stadt, welche nach dem Krieg noch nicht wieder aufgebaut wurden, welche Freiräume waren für irgendwelche Experimente (Adrian, 60/CH).

Trotz des Wandels bleibt Berlin eine alternative Stadt, welche viele Menschen anzieht. Diese Beliebtheit hat über die Jahre zu einem Zuwachs der Bevölkerung geführt, welcher nicht nur positive Konsequenzen hatte¹⁶. »2010, da gab's noch Wohnungen in Berlin. Jetzt hat es keine Wohnungen mehr in Berlin« (Adrian, 60/CH). Obwohl in Berlin viel gebaut wurde, konnte der Wohnungsbau nicht mit dem Bedarf mithalten. Die Mieten der Wohnungen in Berlin stiegen in den letzten Jahren exorbitant an, so dass viele Berliner*innen sich die Kosten nicht mehr leisten können. Dadurch wurden auch soziale Missstände wieder vermehrt sichtbar: »Was wir mehr haben, sind Obdachlose. Arme Menschen, die sich keine Wohnung leisten können, sind schon mehr geworden« (Anna, 55/CH). Nina nahm die Gentrifizierung¹⁷ ihres Stadtteils in Berlin durchaus als Aufwertung wahr. Prostitution und Obdachlosigkeit seien weitgehend aus dem Stadtteil verschwunden, auf einem alten Fabrikgelände sei ein Park gebaut worden und es seien mehr Familien mit Kindern in die Gegend gezogen. Kurz gesagt, die Infrastruktur wurde erneuert und die Gegend wurde homogener mit Menschen bevölkert, welche ähnliche demographische Merkmale vorweisen wie Nina.

Gentrifizierung ist zwar in Berlin ein großes Problem, wurde aber auch in Hamburg erwähnt¹⁸. »Wir haben was gesucht im ländlichen Gebiet, wobei das vor 20 Jahren wirklich noch ländlich war [...]. Jetzt wird wie überall in Hamburg jede Lücke zugemacht und noch größer gebaut und noch mehr« (Klara, 64/CH). Romina bemerkt in ihrem Stadtteil in Ottensen ebenfalls eine Homogenisierung durch die Gentrifizierung. Das neue soziale Gefüge entspricht eigentlich eher ihrer eigenen Demographie, allerdings fehlt ihr die »Lebendigkeit« (Romina, 38/CH), welche früher vorherrschte. Auch Jonas und Sonja wohnen in Ottensen und bemerken die Auswirkungen der Entwicklung vom Arbeiterviertel zum alternativen Wohnquartier. Durch die steigende Beliebtheit ziehen auch neue Läden in die Gewerbeflächen: »Dass man eine schicke Boutique reinpackt in Orte, wo früher eine Spelunke drin war, das macht ja auch viel aus. Das macht ja viel aus bei dem Gefühl, wie man wohnt« (ebd.). Mit dem neuen Erscheinungsbild des Stadtteils ändert sich auch die eigene Einbettung in den physischen Raum. Insbesondere Teilnehmende, welche bereits länger in dem Stadtteil wohnen und die schwindende Diversität auf die gestiegenen Mieten zurückführen, bedauern diese Entwicklung.

-
- 16 Auch das Landsterben, welches an anderer Stelle bereits erwähnt wurde, ist Teil dieser Dynamik von Verstädterung und der Migration von Menschen vom Land in die Stadt bzw. Agglomerationen.
 - 17 Üblacker (2018) gibt eine Übersicht zur Gentrifizierungsforschung in Deutschland. In Matterns (2018) Sammelband werden die historischen und rezenten Entwicklungen des Mieterkampfes in Berlin dargestellt. Aus ethnologischer Sicht wurde das Thema vermehrt mit einem Fokus auf lokale Proteste und Partizipation erforscht: Siehe u.a. Genz (2020) zu Protest- und Netzwerkbewegungen von Senior*innen in Berlin.
 - 18 Pohl und Wicher (2011) analysieren die Gentrifizierung in Hamburg als einen Teil größerer Fehlentwicklungen in der Sozialpolitik und Städteentwicklung. Rinn (2016) beleuchtet die Konflikte und Machtbeziehungen verschiedener Akteure der Stadtentwicklungspolitik in Hamburg.

Die Stadtentwicklung ist jedoch für die meisten Teilnehmenden nur ein Aspekt einer weitreichenderen Veränderung: »Ich habe das Gefühl, das Leben ist extrem teuer geworden und dieser Druck [...], ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, aber ich habe schon das Gefühl, dass es viel mehr Leute gibt, die schauen müssen, wie sie klarkommen mit dem Geld« (ebd.). Auch für andere interviewte Personen war sowohl in Berlin wie auch in Hamburg eine unzureichende soziale Stadtentwicklung mitsamt ihrer Konsequenzen ein wichtiges Thema: »Ich bin wacher geworden, was soziale Missstände und die Schere zwischen Arm und Reich angeht« (Alice, 59/CH). Laut Alice haben sich die Missstände in den letzten Jahren allgemein vergrößert und das Thema wurde präsenter. Auch Adrian sieht in Berlin, dass sozial schwache Personen weniger Raum einnehmen können: »Geld macht einfach alles viel enger. Jemand, der Geld hat merkt das nicht, aber jemand der kein Geld hat, merkt das, dass er nirgendwo mehr sein kann« (Adrian, 60/CH).

6.5.3 Untergang der heilen Welt?

Das mag jetzt etwas spießig klingen, aber [...] was mir damals auffiel, zu der Zeit war Bern noch heile Welt. Keine Verschmierereien an den Wänden, sehr rücksichtsvoll, an so einer gewissen Oberfläche zwar, aber auch so ein absolutes Vertrauen, wo man gemerkt hat, die Leute vertrauen sich (Karl, 56/DE).

Wie bereits ausgeführt wurde, hatten einige der Personen, die in die Schweiz kamen, vor ihrer Migration die Schweiz mit Bergweltidylle assoziiert. Auch wenn die Realität nicht dieser Vorstellung entsprach, so fanden viele Teilnehmenden in der Schweiz doch eine Welt vor, die im Vergleich zu Deutschland »heil« wirkte. Während viele Schweizer*innen aus einer kleinen abgeschlossenen Welt in die »große Welt« migrierten, passierte bei den deutschen Teilnehmenden häufig das Gegenteil.

Karl bezieht sich in der Aussage sowohl auf physische Objekte in der Welt wie auch auf Aspekte der Sozialisierung. Das erwähnte Vertrauen bezieht er darauf, dass früher auch Frauen ohne Angst in der Nacht in der Berner Altstadt nach Hause laufen konnten. Heute traue er sich als Mann manchmal nicht mehr nachts allein in der Nähe des Bahnhofs herumzulaufen. Als Sinnbild der negativen Entwicklung steht für Karl in Bern die komplett mit Graffiti besprühte »Reitschule«, je nach Perspektive ein autonomes Kultur- und Begegnungszentrum oder ein »Schandfleck« und »rechtsfreier Raum« (Bergen 2011; Berner Zeitung 2013) in nächster Nähe des Bahnhofes. Dieses Zentrum existiert allerdings bereits seit 30 Jahren und damit schon vor Karls Migration in die Bundesstadt. Die negativen Auswirkungen der Nutzung dieses rechtsfreien Raumes, der oft mit Kriminalität und Drogen in Verbindung gebracht wird, hätten aber laut Karl in den letzten Jahren zugenommen.

Karl blickt nostalgisch auf eine Zeit zurück, als der Online-Handel noch nicht derart dominant war und das Stadtbild geprägt von privat geführten Fachgeschäften:

Was es hier in Bern noch an Einzelhandel gab, Detailhandel, und das hat sich mit einer starken zeitlichen Verzögerung auch total verändert. Hier gab's wirklich noch so Fachgeschäfte für Koffer und Mäntel und weiß der Kuckuck, Herrenausstatter und sowas.

Ist mittlerweile auch alles tot, aber eben, und das ist das bemerkenswerte, mit so einer zeitlichen Verzögerung von zehn Jahren (Karl, 56/DE).

Karl ist vor 16 Jahren in die Schweiz gezogen und hat ein Land gefunden, welches ihn mitunter an eine frühere Zeit in Deutschland erinnerte. Dies zeigt sich deutlich in folgendem Zitat: »Eines der Motive ist auch, wenn man gerne so in einer alten Welt lebt, dann ist Bern ganz gut« (ebd.). Karl vermutet, dass in Zürich die heile Welt, welche er vielen Teilen der Schweiz bescheinigt, schon nicht mehr vorhanden ist¹⁹.

Zudem wird oft ein verändertes Klima beschrieben. Karl betont, dass seine neue Wahlheimat Bern insbesondere im Vergleich zu Deutschland nach wie vor gemütlich und entspannt wirkte: »Diese Aggression, die ich aus Berlin sowieso kannte, aber auch Hamburg und zumindest Freiburg auch, die gab es hier nicht« (ebd.). Karl stellt in seiner Beschreibung die Schweiz als »Land der Glückseligen« dem »Weltuntergangsland« (ebd.) Deutschland gegenüber. Was man bei Karl an der Wahl der Vergangenheitsform sieht, wird bei anderen Teilnehmenden deutlicher: »Es ist weniger gemütlich, beschaulich geworden. Du merkst unter den Menschen etwas mehr Stress-Aggressivität. Also der Beschaulichkeitsfaktor hat sicher nachgelassen« (Viktoria, 58/DE).

Benedikt kommt zu einem anderen Schluss: »Die Schweiz selbst hat sich nicht verändert« (Benedikt, 40/DE). Dies heißt nicht, dass die Schweiz stehengeblieben ist, während der Rest der Welt sich verändert hat. Die Schweiz hat durch die globalen Veränderungen ihre eigene Identität nicht verloren: »Der Schweizer zieht sein Ding so durch« (ebd.). Sein Blick unterscheidet sich auch dahingehend, dass er diese Entwicklung vermehrt neutral anerkennt. »Ich glaube, das ist überall, man versucht irgendwie sein Leben so zu gestalten, dass man sich von äußeren Rahmenbedingungen nicht so sehr beeinflussen lässt. Man möchte ja dann doch das erhalten, was man so als Lebensqualität hat« (ebd.).

Obwohl viele deutsche Teilnehmende meiner Studie die Öffnung der Schweiz nach außen – und, wie im folgenden Abschnitt gezeigt wird, auch die zunehmende Diversität – teils kritisch sehen, bleibt die Schweiz im direkten Vergleich zum Herkunftsland meist das positivere Beispiel. Wird die heutige Schweiz mit jener vor ein oder zwei Jahrzehnten verglichen, erscheinen die wahrgenommenen Veränderungen häufig als negativer Trend. Im Vergleich zu Deutschland hingegen bewerten die Teilnehmenden Sauberkeit, Sicherheit und Freundlichkeit in der Schweiz oft als besser. Zugleich äußern einige die Sorge, dass sich die Schweiz künftig in eine ähnliche Richtung entwickeln könnte, wie sie Deutschland heute erleben.

6.5.4 Umgang mit dem Fremden

Ich fand es schon komisch, dass ich zur Ausländerbehörde musste, wo man dann in der Schlange sitzt mit Leuten, wo man sich denkt, das sind jetzt Ausländer. Irgendwie kommt man sich hier ja nicht wirklich als Ausländer vor (Sonja, 55/CH).

19 Einige Aspekte sind spezifisch an die Schweiz gebunden. Der Niedergang des Einzelhandels in den Innenstädten aufgrund des Onlinehandels, verstärkte Probleme mit (oder ein größeres Bewusstsein für) Verschmutzung und eine Beschleunigung vieler Lebensbereiche sind allerdings weltweit zu beobachten.

Dieses Zitat verdeutlicht, dass formale Kategorien und institutionelle Praktiken nationale Grenzen deutlich stärker markieren als von vielen Teilnehmenden erwartet oder im Alltag erlebt. Auch wenn Deutschland und die Schweiz in vielerlei Hinsicht ähnlich erscheinen, werden Zugehörigkeit und Fremdheit im Kontakt mit Behörden deutlich spürbar: »Angefangen zu merken, dass ich in einem anderen Land bin, habe ich aus bürokratischen Gründen« (Janine, 48/CH). Das erste Amt, das die Zuschreibung als Ausländer*in unmittelbar sichtbar macht, ist die Ausländerbehörde bzw. das Bezirksamt. Die dort vorgenommene Kategorisierung führt die Befragten in einen Kontext, in dem Unterschiede stärker hervortreten als Gemeinsamkeiten – und in dem Zugehörigkeit erstmals in Frage gestellt wird. Dies zeigt sich auch bei anderen bürokratischen Kategorisierungen. Janine erwähnt beispielsweise die Passkontrolle im Flughafen: »Wie wir hier auch zugewiesen werden, Schweizer und der Rest der Welt und dann Deutsche und der EU-Zirkel« (ebd.).

Für viele Personen, mit denen ich gesprochen habe, war das Label »Ausländer*in« ein neuer und überraschender Teil der Identitätserfahrung. Deutsche müssen sich schon eher im Alltag mit der Fremdzuschreibung auseinandersetzen, Schweizer*innen oft erst im Kontakt mit der Bürokratie. Die Zuschreibung als Ausländer*in wird von Teilnehmenden einerseits genutzt, um auf Pauschalisierungen bei Gesprächen über Migrant*innen und Migration aufmerksam zu machen und eine zuweilen vorhandene Ausländerfeindlichkeit aufzuzeigen. »Ich war immer eine andere Ausländerin, eine bessere Ausländerin« (Alice, 59/CH). Andererseits finden sich in den Interviews viele Aussagen, welche pauschal gegen Ausländer*innen gerichtet sind oder die Ausländerpolitik der beiden Länder betreffen. In den meisten Fällen wird impliziert, dass die Person selbst nicht dazugehört oder aus anderen Gründen ausgenommen ist. Deutsche erleben in der Schweiz zwar mitunter Germanophobie, gelten jedoch insbesondere seit dem Anstieg der Migration im Zuge der »Flüchtlingskrise« nach 2015 oft ebenfalls als »bessere« Ausländer*innen – was in dieser Argumentation genutzt wird. In gesellschaftlichen Diskursen kann entsprechend vermehrt eine Distanzierung vom Label »Ausländer*in« stattfinden. Im Folgenden zeige ich auf, wie unterschiedlich diese Aushandlung in beiden Ländern abläuft.

Martha, welche vor über 50 Jahren nach Hamburg zog, erlebte vor steigender Ausländerfeindlichkeit noch die gegenteilige Öffnung der Gesellschaft. »Da gab's noch nicht so viele Ausländer oder Flüchtlinge wie heute, das war eine ganz andere Situation« (Martha, 83/CH). Martha war mit einem Inder verheiratet und hat zwei Kinder. Im konservativen Hamburg der 1970er-Jahre waren die Kinder weit und breit die einzigen mit dunkler Hautfarbe und schwarzen Haaren. Entsprechend häufig wurde die Familie mit Sprüchen wie »Die Kinder waren wohl zu lange im Backofen« (Martha, 83/CH) konfrontiert. Martha konnte miterleben, wie sich die Gesellschaft durch steigende Immigration veränderte und wie diverse indische Traditionen, Praktiken und materielle Güter in Mode kamen. Teilnehmende, welche vor 40 oder 50 Jahren nach Hamburg kamen, stellen vor allem fest, dass die Gesellschaft viel diverser und Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen in der Stadt sichtbar wurden. Mit steigender Bildung der jüngeren Generationen nahm auch deren Offenheit und Liberalität zu (Salomo 2021: 89).

In Hamburg wird diese Entwicklung von den Teilnehmenden vermehrt positiv dargestellt. Ulrich thematisierte den gesellschaftlichen Wandel im Interview kaum, seine Haltung kam jedoch trotzdem zur Geltung. Er repariert in seiner Freizeit Fahrräder, ver-

kauft restaurierte Räder zu günstigen Preisen und führt Workshops durch, um seine Kenntnisse weiterzugeben. Seine Zielgruppe sind Nachbar*innen, (ehemalige) Arbeitskolleg*innen, der Schweizer Verein, aber auch allgemein Interessierte – und gerade in den letzten Jahren vermehrt geflüchtete Personen. Er ist damit einer von wenigen, welcher sich nicht nur ideologisch zu Diversität bekennt, sondern aktiv einen gesellschaftlichen Mehrwert durch ehrenamtliches Engagement leistet.

Thomas sieht die zunehmende Diversität ambivalenter und betont, dass Hamburg – wie viele andere Orte – von allgemeinen sozioökonomischen und gesellschaftlichen Veränderungen betroffen sei. Zwar sei Vielfalt grundsätzlich positiv zu bewerten, doch gehe damit auch ein Verlust an Homogenität einher. Dies zeigt sich in zunehmenden politischen und gesellschaftlichen Debatten, in denen Migration und Integration wieder stärker als Problem wahrgenommen werden. Thomas sieht diese Entwicklung in Hamburg zeitlich etwas verzögert: Nicht die multikulturelle Gesellschaft selbst, sondern erst die »Flüchtlingskrise« habe den Diskurs verändert:

Hier, würde ich sagen, hat man bis 2015 eindeutig das Selbstbild und auch das tatsächliche Verhalten gehabt, dass man offen war für Ausländerinnen und Ausländer. Und das hat zum Beispiel in den letzten vier bis fünf Jahren gewechselt. [...] Hier in Hamburg ist die Ausländerfrage neu und eben gerade neu und in dem Sinne viel harscher, weil vorher war man liberal offen und jetzt fängt man eben auch so konservativ, defensiv an damit umzugehen (Thomas, 62/CH).

Thomas hat die Hoffnung, dass sich diese Tendenzen in der hamburgischen Gesellschaft nicht festsetzen, sondern eher ein temporäres Phänomen darstellen. Er sieht die Offenheit als essenziellen Teil dessen, was Hamburg ausmacht. Die sichtbare Entwicklung weg von der weltoffenen Gesellschaft fällt den Teilnehmenden in Hamburg und Berlin viel mehr auf, gerade weil es einen scheinbaren Kontrast zum Migrationsmotiv der vermeintlich toleranten Großstadt darstellt.

In der Schweiz tauchte der Diskurs um Migration und Ausländer*innen im letzten Jahrhundert und den vergangenen Jahrzehnten immer wieder auf; entsprechend setzten sich auch die deutschen Zugezogenen mit dem Thema auseinander. Wenngleich selbst potenziell oder auch faktisch von Xenophobie betroffen, scheinen die Meinungen zu Ausländer*innen und Migration, die in manchen Interviews geäußert werden, eher zum Grundtenor der medialen und gesellschaftlichen Rezeption in der Schweiz zu passen.

Viktoria arbeitet in einer internationalen Firma und hat Kolleg*innen aus der ganzen Welt, speziell erwähnt sie Kolleg*innen aus Deutschland, den USA, Großbritannien, Australien, Polen und Indien: Ihre Firma holt sich die Fachkräfte, die sie braucht. »[Bei der Arbeit] empfinde ich es als totale Bereicherung. Da genieße ich es sehr. Im Straßenbild habe ich manchmal das Gefühl, ja (lacht) es ist jetzt nicht mehr unbedingt ein Schweizer Straßenbild, in dem ich mich bewege, wenn man das so sagen darf« (Viktoria, 58/DE). Viktoria sieht die Notwendigkeit der Anwerbung internationaler Fachkräfte für ihren Arbeitsplatz und scheint im direkten Kontakt mit Kolleg*innen kein Problem zu haben. Viktoria betont auch, dass sie die Gesellschaft und die Schweiz als »multikulti, ohne Wertung, aber sehr bunt« (ebd.) sieht. Auf Gefühlsebene zeigt sich jedoch, dass Viktoria die Zuwanderung nicht wertfrei sieht: »Es ist etwas weniger gemütlich geworden. Die hohe Anzahl an Zuwanderern aus den ver-

schiedensten Ländern, einschließlich der Flüchtlingsprobleme, das hat sich massiv verändert und hat massiven Einfluss auf die Gesellschaft« (ebd.).

Oskar, der vor vier Jahren als Expat in der globalen Energiewirtschaft in die Schweiz kam und zuvor bereits in Ländern wie Norwegen gearbeitet hatte, stellt fest, dass der Diskurs in Deutschland bereits daran scheitert, dass er oftmals tabuisiert wird: *»Auch wenn gewisse Statistiken da eindeutig sind, gibt es bestimmte Themen, die öffentlich so nicht thematisiert werden/thematisiert werden dürfen. Und das finde ich halt schade«* (Oskar, 41/DE). Entsprechend sehen manche deutsche Teilnehmende den Diskurs in der Schweiz bereits deswegen positiv, weil die Themen in der Öffentlichkeit diskutiert werden, völlig unabhängig von ihrer eigenen politischen Position. Oskars Haltung bezüglich Migration sieht man an seinen Aussagen zur Migrationspolitik im Vergleich von Deutschland und der Schweiz:

Was die Schweiz halt anders macht, die sucht sich halt die qualifizierten Leute hierher und das macht halt Deutschland definitiv schlechter. Und dass die halt anders sortieren, das machen eigentlich die meisten anderen Länder, machen das schlauer, von mir aus auch Norwegen oder Amerika. Und da macht halt Deutschland einen Riesenfehler, die holen sich da alle möglichen Pflegefälle aus der Welt in ihr Sozialsystem und das kann nicht funktionieren (Oskar, 41/DE).

Sowohl Viktoria als auch Oskar nennen hochqualifizierte Arbeitskräfte als Notwendigkeit und positiven Einfluss. Anhand dieser Kategorisierung gehören denn auch Viktoria und Oskar zu einer erwünschten in-group. Gegen die out-group von Geflüchteten oder weniger gebildeten Migrant*innen, welche als negative Einflüsse für die Entwicklung des Landes wahrgenommen werden, bildet sich entsprechend eine Abneigung. Die Konstruktion von in- und out-groups ist jedoch nicht stabil und variiert je nach Kontext. Deutsche werden in der Schweiz häufig dann negativ wahrgenommen, wenn es um die generelle Erwünschtheit von Ausländer*innen geht – insbesondere, wenn soziale oder kulturelle Unterschiede betont werden. Auch wenn Deutsche in der Schweiz gut gebildet sind und als Fachkräfte für die Wirtschaft förderlich sein mögen, ist dies nicht der Beurteilungsrahmen: *»natives contemplate the consequences of immigration for them personally«* (Salomo 2021: 89). In diesem Rahmen ist der Vorteil für die Gesamtwirtschaft der subjektiven Wahrnehmung von kultureller Differenz untergeordnet. Die Selbst- und die Fremdzuschreibung stimmen in diesem Fall oft nicht überein, auch wenn Deutsche in der Schweiz sich anders positionieren wollen. Die Distanzierung gegenüber anderen Migrant*innen mag jedoch auch eine direkte Konsequenz der teilweise negativen Fremdwahrnehmung sein.

Wie Lillis Beispiel verdeutlicht, ist auch dieses Thema weitaus komplexer, als ich es hier erschöpfend darzustellen vermag. Als Tochter eines afroamerikanischen Vaters wurde ihr in Deutschland regelmäßig bewusst (gemacht), dass sie »anders« war, und sie machte mehrfach Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen. In der Schweiz fand sie zwar eine Stelle in einem internationalen Unternehmen mit vielen ausländischen Kolleg*innen, ihr Arbeitsort lag jedoch in der eher konservativen Ostschweiz – und dennoch fühlte sie sich dort weniger mit Rassismus konfrontiert. *»Ich werde in der Schweiz weniger danach gefragt, wo ich herkomme, als in Deutschland. In Deutschland wurde ich mehr*

zur *Fremden gemacht als hier*« (Lilli, 31, DE). Die für sie so typische Frage nach dem »wirklichen« Herkunftsort hörte sie in der Schweiz kaum. Stattdessen wurde Deutschland als ihr Herkunftsland akzeptiert. Gleichzeitig sah sie sich dort anderen Zuschreibungen ausgesetzt – etwa gängigen deutschen Stereotypen. Als Schulungsleiterin achtete sie besonders darauf, nicht dem Bild der »Besserwisslerin« zu entsprechen. In der Schweiz wird Lilli primär als »Deutsche« gelesen, was bestimmten kulturellen Zuschreibungen und Stereotypen einhergeht. In Deutschland überdeckte ihre Hautfarbe dagegen oft die nationale Selbstzuschreibung und führte zu anderen Formen der Fremdmarkierung. Lillis Fall zeigt, wie sich unterschiedliche Modalitäten der Stigmatisierung – national-kulturelle versus rassialisierte Zuschreibungen – überschneiden und je nach dominanter Trennlinie in verschiedenen Kontexten unterschiedliche Wirkungen entfalten.

Migration ist in beiden Ländern ein präsent und dominantes Thema, was die Teilnehmenden persönlich betrifft und bewegt. Einige begrüßen die Begrenzung von Zuwanderung und sehen heute bereits zu viele Migrant*innen, welche Deutschland oder der Schweiz »schaden«. Andere wiederum begrüßen die Zuwanderung als positiven Einfluss für eine diverse Gesellschaft oder Notwendigkeit, dem demographischen Wandel und dem Fachkräftemangel entgegenzuwirken. Wenig Teilnehmende positionieren sich in der Mitte: *»Ich habe für beide ein bisschen Sorgen, ob sie diese Polarisierung und das Auseinanderlaufen und das an die Ränder der Gesellschaft Gehen, ob man das gut meistern kann«* (Thomas, 62/CH). Der Trend vom Rechtsdrift und der Polarisierung wird in den beiden Ländern wahrgenommen, aber unterschiedlich rezipiert. Vor dem historischen Hintergrund wird in der Schweiz oft auf eine lange gewachsene Kontinuität verwiesen. In Deutschland stehen rezente Polarisierungen einer Erinnerungskultur gegenüber, welche lange Zeit zu einer höheren Toleranz geführt hat (Salomo 2021: 119). Am Ende bleibt der weit höhere Ausländeranteil in der Schweiz, welcher im scheinbaren Kontrast steht zu einer restriktiven Ausländerpolitik und einer eher konservativen Gesellschaft. Deutschland wiederum wird von vielen meiner Interviewpartner*innen ungeachtet der Polarisierungen in der Migrationsdebatte als multikulturelle, offene Gesellschaft wahrgenommen, was durch die Fokussierung auf Hamburg und Berlin verstärkt wird.

6.6 Zwischenfazit: Prägende Dichotomien

Jetzt weiß ich nie, ob sie das auf mich oder auf den Schweizer abwälzen. Ich bin einfach der Schweizer. Die meisten Leute werden sich wahrscheinlich unter einem Schweizer das vorstellen, was sie von mir kennen. Ich gebe mir auch immer Mühe das möglichst gut zu präsentieren (Martin, 33/CH).

Die Frage nach der Wahrnehmung Deutschlands und der Schweiz wie auch von Schweizer*innen und Deutschen im Heimat- und Zielland führt fast unausweichlich zu Antworten, die sich nationaler Kontrastierungen bedienen. Insofern schwingt hier das Problem des methodologischen Nationalismus mit (Glick Schiller 2010, 2014). Diese Reduktion auf Nationalität und Nationalstaat hat ihren Ursprung oft in fehlendem Wissen oder fehlender Differenzierung. Kaum eine Person, mit der ich im Rahmen dieser Studie sprach, besaß vor der Migration ein umfassendes Wissen über das Zielland. Der

Grad der Vorbereitung variierte: Besonders gut informiert waren jene, die sich aufgrund sozialer Beziehungen oder einer besonderen Faszination für bestimmte Orte bereits intensiver mit dem Zielland auseinandergesetzt hatten.

Folglich wurden viele Teilnehmende damit konfrontiert, dass das Zielland nicht ihren Erwartungen entspricht. Dies traf deutsche Teilnehmende härter, da Deutsche in der Schweiz mit negativen Stereotypen assoziiert werden, welche auch auf die Teilnehmenden übertragen wurden. Schweizer Teilnehmende begegneten wiederum positiven Stereotypen, welche die Ankunft erleichterten. Darüber hinaus finden sich viele kulturelle und gesellschaftliche Differenzen, welche oft in gegensätzlichen Dichotomien dargestellt werden. Diese gehen teilweise ebenfalls auf einen Abgrenzungs- und Identitätsdiskurs zurück, im Zuge dessen geringe kulturelle Unterschiede betont werden. Die Sprache fungiert als ein zentraler Aspekt dieser Diskurse.

Deutschland punktet mit Offenheit und direkter Kommunikation sowie mit einem unterstützenden Staat mit umfassender Krankenversicherung und Hilfe für Familien mit Kindern. Die Schweiz bietet wiederum viele finanzielle Vorteile, wertschätzende Arbeitsumfelder, eine einfachere Bürokratie und bessere Möglichkeiten zum individuellen Erfolg. Viele Aspekte lassen sich jedoch nicht pauschal als positiv oder negativ einordnen, viel mehr sind es Unterschiede, welche individuell positiv oder negativ gewertet werden.

Dies sieht man auch in der Wahrnehmung von Wandel. Einerseits verändern sich die Teilnehmenden selbst, andererseits verändern sich die Länder und deren Gesellschaften. Während Schweizer Teilnehmende die Öffnung und Diversifizierung in deutschen Städten positiv werten, bedauern einige deutsche Teilnehmende den globalen Einfluss in der Schweiz, welcher ihre heile Welt zerstört. Der Einfluss vermehrter Migration wird ambivalent gesehen, in beiden Gruppen gibt es Teilnehmende, welche eine größere Diversität begrüßen oder auch kritisieren. Dabei wird jedoch oft offensichtlich, dass Teilnehmende sich selbst nicht als Migrant*innen wahrnehmen oder sich deutlich von anderen migrantischen Gruppen differenzieren.

III. Arnold

Praktizierender Schweizer

Ich setze mich an einen kleinen Tisch im Vorzimmer von Arnolds Büro. Auf dem Tisch hat er ein paar Süßigkeiten vorbereitet: eine Mini-Toblerone, Schokotaler in Form von zwei und fünf Frankenstücken und eine Handvoll Ricola in unterschiedlichen Geschmacksrichtungen. In der Ecke steht eine Schachtel mit mini Kägi frets, einer Art Schokowaffeln einer Ostschweizer Firma. Die Schachtel ist hausförmig und mit dem Motiv eines Schweizer Chalets bedruckt; in der Tür steht ein Mann in traditioneller Tracht mit einem Alphorn. Arnold hat die Verbindung zu seiner Heimat nicht verloren, so viel wird schnell klar.

Arnold lernte seine zukünftige Frau beim Skifahren in der Schweiz kennen. Nach einigen Tagen endete sein Urlaub, während sie noch länger im Skiort verblieb. Um sie wieder zu sehen, kehrte Arnold eine Woche später zurück. Als nächstes trafen sich die beiden drei Monate später in Hamburg und weitere zwei Monate später erneut in der Schweiz. Im folgenden Herbst entschied sich das Paar für eine Beziehung. Etwas über ein Jahr nach ihrem Kennenlernen feierten sie ihre Hochzeit.

Seine Frau wohnte in Hamburg, hatte sich dort ein eigenes Haus gekauft und war als Lehrerin tätig. Sie war sesshaft und der Meinung, sie könne ihr Leben nicht ändern, während Arnold zwar eine feste Anstellung hatte, darüber hinaus aber flexibler war. Nachdem seine Stellensuche aus der Schweiz heraus wenig erfolgreich gewesen war, zog er schließlich nach Hamburg und suchte vor Ort nach einem Job. Es dauerte glücklicherweise nicht lange, bis er in seiner Branche erfolgreich war. So kam Arnold vor 27 Jahren nach Hamburg.

In der Umgebung des Hauses seiner Frau im Nordwesten Hamburgs gibt es alles, was man zum Leben benötigt; ein Einkaufszentrum, gute Anbindung an den Nahverkehr, Nähe zur Natur. Einen Tennisverein hat er ebenfalls für sich gefunden. Trotzdem gibt es nichts, was besonders erwähnenswert wäre – nichts, was ihn wirklich vom Hocker haut. Sein Wohnort wurde durch Freunde und persönliche Erfahrungen über die

Jahre positiv geprägt. Neben viel Positivem fallen die vielen Autos auf der Straße negativ auf, welche widerrechtlich parken. Ein wenig mehr Ordnung wäre gut, das hieße letztlich konsequenteres Handeln seitens der Politik, des Ordnungsamts und der Polizei. Die Menschen würden vermehrt egoistischer und nähmen sich Rechte heraus, welche ihnen nicht zustünden. Das Verhalten fände sich auch anderswo, aber in Hamburg wären die Tendenzen eindeutiger.

In 27 Jahren gab es trotzdem nur einen einzigen Moment, in dem Arnold und seine Frau ganz konkret über eine Rückkehr nachgedacht und bereits erste Schritte getätigt hatten, um diese einzuleiten. Da sie von der Schule zu wenig Unterstützung erhielt, wollte seine Frau ihren Beruf als Lehrerin nicht mehr weiterführen. Stattdessen wollte sie sich als Hausfrau auf ihren Sohn konzentrieren. Arnold sondierte die Lage bei seinem früheren Arbeitsplatz, doch eine Rückkehr dorthin wäre nicht möglich gewesen. Ohne die passende Arbeitsstelle relativierten sich viele Vor- und Nachteile der beiden Standorte Hamburg und Zürich, ersterer benötigte aber keine zusätzliche Energie. Da andere Orte oder Arbeitsstellen für Arnold nicht infrage kamen, erledigte sich die Sache und das Paar blieb in Hamburg.

Diese Entscheidung hat Arnold nie bereut. Er hat bis heute gute Freunde in der Schweiz und in Hamburg. Er verspürte nie Heimweh, da er immer die Freiheit hatte, die Schweiz zu besuchen. Von Hamburg aus ist er schnell in der Schweiz und kann seine Familie und Freunde regelmäßig besuchen. Skifahren als gemeinsames Hobby verbindet Arnold und seine Frau bis heute mit der Schweiz. Als ihr Sohn vier Jahre alt war, beschlossen die Eltern, die zweiwöchigen Hamburger Winterferien jeweils in der Schweiz zu verbringen. Teilweise waren auch Arnolds Familie und Freund*innen dabei. Einige Jahre später kam zum Skiurlaub der Wanderurlaub im Herbst hinzu, den Arnold mit seinem Sohn in den Schweizer Alpen verbrachte. Der Skiurlaub war für die Familie und die Stärkung der Beziehungen sehr wichtig, während der Wanderurlaub Arnold Gelegenheit gab, Zeit allein mit seinem Sohn zu verbringen.

Urlaube in der Schweiz dienten auch als Kontrastprogramm zum grauen Hamburger Wetter. Im Winter konnte die Familie dem schlechten Wetter entkommen, in der Schweiz Sonne tanken und die frische Luft genießen. Die Höhe der Berge und die Perspektive, von oben auf das Land herunterblicken zu können, schätzte Arnold ebenso. Bis der Sohn erwachsen wurde, blieb diese Routine von Ski- und Wanderurlaub bestehen. Mit veränderten Interessen und spätestens im Studium auch mit zeitlichen Einschränkungen gestaltete sich die gemeinsame Urlaubszeit kürzer, versiegte aber nicht komplett.

Für Arnold war sein Urlaub essenziell, da er sehr viel arbeiten musste und diese Zeit mit der Familie und zum Erholen nutzen wollte. Anfangs wurde diskutiert, ob der Skiurlaub in der Schweiz stattfinden sollte. Für Arnold kam nur die Schweiz infrage. Die Diskussion drehte sich also nicht darum, ob der Urlaub im Ausland oder in der Schweiz stattfinden sollte, sondern lediglich darum, ob das Wallis oder Graubünden das Reiseziel sein sollte. Im Wallis gibt es viel Sonne, im Graubünden viel Schnee. Arnold wollte schönes Wetter, somit war die Entscheidung klar. Einmal entschieden, blieben sie ihrem Urlaubsort treu. Sie mieteten immer dasselbe kleine Häuschen, bildeten Freundschaften mit anderen Urlauber*innen und der Sohn nahm an der Skischule teil. Zwei Wochen

pro Jahr machten aus dem Sohn einen Skifahrer mit ausgezeichneten Fahrkünsten und ließ auch die Eltern nicht einrostet.

Neben Skifahren und Wandern lernte Arnolds Sohn von seinem Vater auch das Jassen und beherrscht damit neben zwei Schweizer Nationalsportarten auch das nationale Kartenspiel. Die Verbindung zur Schweiz hatte aber auch seine Grenzen. Arnold wollte, dass sein Sohn neben Hochdeutsch auch seinen Zürcher-Oberländer Dialekt spricht, konnte sich aber nicht gegen das Argument seiner Frau durchsetzen, dass zwei Sprachen das Kind überfordern würden. Nicht zuletzt war Arnolds Wunsch auch an seiner fehlenden Anwesenheit gescheitert, da er oft lange arbeitete. Sein Sohn ist in Hamburg geboren und aufgewachsen, hat dort seine Freunde und sein Leben aufgebaut. Der Sohn versteht Schweizerdeutsch und kann es zumindest ein wenig sprechen. Arnold bekräftigt seinen Sohn mittlerweile aber darin Hochdeutsch zu sprechen und dabei zu bleiben. Die Schweizer Verwandtschaft spricht mit ihm Schriftdeutsch und ab und an etwas Schweizerdeutsch. Der Sohn sieht keinen Verlust darin, kein Schweizerdeutsch zu sprechen und auch Arnold ist überzeugt, dass es für ihn keinen Nachteil darstellt.

Dass Deutsche in der Schweiz negativ wahrgenommen werden, liege entsprechend an negativem Verhalten, nicht an fehlenden Sprachkenntnissen. Wer sich normal benehme, habe in der Schweiz keine Probleme. Es gebe sicherlich engstirnige Schweizer, die noch nicht ausreichend die Welt bereist haben und manchmal etwas schwierig sind, aber auch mit denen habe man keine Probleme, wenn man sich normal benehme.

Arnold hat auch zu anderen Themen eine klare Meinung. In der Schweiz wird immer wieder das Thema E-Voting debattiert – Arnold ist froh, dass es einmal mehr abgelehnt wurde. Dies erstaunt, da gerade Auslandschweizer-Organisationen für das E-Voting plädieren. So viel Bequemlichkeit müsse nicht sein – vier Mal im Jahr könne man als Bürger*in auch etwas für die Demokratie tun. Zu unsicher, nicht fälschungssicher, nicht überprüfbar, zu viel Aufwand und vor allem unnötig, da es bereits die Briefwahl gibt; so die Argumente, die Arnold teilt.

Für Arnold ist das Wahlrecht in seinem Heimatland wichtig, insbesondere weil er die Rückkehr in die Schweiz als Idee im Kopf hält – für Pläne ist es momentan zu früh, auch wenn der Ruhestand nur wenige Jahre entfernt ist. In Hamburg hat Arnold schnell festgestellt, dass die Winter viel zu grau sind. Da er in Deutschland und der Schweiz gute Freundschaften aufrechterhalten hat, könnte er in beiden Ländern ein sozial erfülltes Leben führen. Spanien oder andere warme und sonnige Länder fallen aus diesem Grund auch weg; er kennt dort niemanden. Finanziell wäre die Situation in der Schweiz etwas schwieriger, aber auch das wäre machbar. Nicht zuletzt liegt dies auch daran, dass Arnold erst mit 37 ausgewandert ist und vorher viele Jahre in der Schweiz gearbeitet hat. Letztlich entscheidet Arnold aber nicht allein, zumindest seine Frau müsste seine Meinung teilen. Als zweite Option neben der festen Rückkehr steht deswegen im Raum, halbjährlich zwischen Hamburg und dem Zürcher Oberland zu wechseln. Von da aus ist auch der Weg ins Wallis oder auf den Säntis nicht mehr ganz so weit.

7 Lebensgestaltung: Aushandlung des scheinbar Unspektakulären

The relocation of lifestyle migrants can broadly be defined as indicative of a fundamental change in lifestyle, signifying a break, a contrast, a turning point, and a new beginning. In this respect, the decision to migrate is a lifestyle choice (Benson/O'Reilly 2009: 616).

Der Lebensstil als Lebensweise ist konzeptionell mit Konsum und der Vorstellung verbunden, dass Menschen heute weniger in ständische und familiäre soziale Strukturen eingebunden sind und daher mehr Wahlmöglichkeiten haben. Im Rahmen des Lebensstils verhandeln Menschen in ihrem Alltag ihr individuelles Selbst und ihre Identität und stellen diese nach außen dar. Dabei geht es nicht nur darum, wer sie als Angehörige einer bestimmten sozialen Schicht sind, sondern auch, wer sie als Individuen sein wollen (Benson/O'Reilly 2009: 616; Habeck 2019b: 9).

Kritik an diesem Ansatz stammt daher, dass Menschen trotz Wahlfreiheit vermehrt nach den gleichen Gütern streben, was auf den Einfluss von zugrundeliegenden sozialen Strukturen hinweist (Benson/O'Reilly 2009: 616). Der Habitus einer Person (Bourdieu 2021 [1979]), insbesondere deren symbolisches Kapital – Bildung, kulturelles und soziales Kapital –, beeinflussen nicht nur die Entscheidung zur Migration, sondern auch die Lebensführung davor und danach. »*They bring with them skills, expectations, and aspirations from their lives before migration. Their lifestyle choices thus remain mediated by their habitus, and framed by their levels of symbolic capital*« (Benson/O'Reilly 2009: 618). Bourdieus Konzept bleibt jedoch zu deterministisch und lässt zu wenig Raum für wahrhaftig individuelle Wahlmöglichkeiten (Benson/O'Reilly 2009: 617). Im Kontrast dazu steht bei Giddens (1991) die Selbstreflexion im Vordergrund, welche den Lebensstil als Ausdruck der Selbstidentität postuliert, ohne soziale Strukturen außen vor zu lassen. Die sozialen Strukturen bilden den Rahmen, in welchem spezifische Entscheidungen zu einer Möglichkeit werden, während andere nicht zur Auswahl stehen – oder auf Kosten anderer Möglichkeiten nicht gewählt werden (Habeck 2019a: 424).

Lebensstilmigration ist vermehrt mit sozialen anstatt rein ökonomischen Migrationsmotiven verbunden, wie in Kapitel 5 deutlich wurde. Entsprechend ist die Suche nach immateriellen Werten und der Verbesserung des Lebensstils abseits von finanziellem

Gewinn ein wichtiger Aspekt. Dies zeigt sich in der Suche nach einem erfüllten, authentischen und teilweise simpleren Leben (Benson/O'Reilly 2016: 1–6). Viele der Wahlmöglichkeiten zeigen sich aber auch im Konsumverhalten; insbesondere im Hinblick auf die Kategorisierung der Teilnehmenden als Lebensstilmigrant*innen gilt es daher, das dieser Migration inhärente (finanzielle) Privileg zu erwähnen. »*Lifestyle migration [...] relates specifically to the relative economic privilege of individuals in the developed world*« (Benson/O'Reilly 2009: 620). Das ökonomische Kapital und die damit einhergehenden Wahlmöglichkeiten meiner Interviewpartner*innen unterscheiden sich teilweise deutlich von anderen Formen der Migration. Damit einher gehen eine andere Reflexivität und ein Umgang mit Konsum an sich. Hier lässt sich erneut die Brücke schlagen zu den Sinus-Milieus (Barth/Flaig/Schäuble 2023). Bei Themen, wo bestimmte Tendenzen sichtbar werden, erfolgt entsprechend eine Einordnung von Teilnehmenden in bestimmte Milieus, auf die ich am Ende des Kapitels zurückkomme.

Darüber hinaus gilt es, die Alltäglichkeit abzubilden, welche auf den ersten Blick trivial erscheint, jedoch einen wichtigen Gegenpol zu einer reduktionistischen migrantisches Linse darstellt – und teilweise gesuchte Simplizität verdeutlicht. Insbesondere in diesem Kapitel sollen die individuellen Lebensentwürfe der Teilnehmenden thematisiert werden, welche sich nicht dauerhaft auf ihre nationale und migrantische Identität beziehen.

Genauso wenig wie die Migration ins Nachbarland die erste und letzte Station auf dem Lebensweg der Teilnehmenden darstellt, beschränkt sich ihr Leben nur auf das Ziel- oder das Heimatland. Durch die Nähe zwischen beiden Ländern und die heutige Technologie sind die Teilnehmenden durchweg mobiler und können ihr Leben zwischen beiden Welten, oder besser, in beiden Welten, gestalten: »*Ich habe das auch geschafft, sie zu vermischen, diese zwei Welten*« (Annemarie, 37/CH). Einflüsse und Aspekte beider Länder existieren miteinander und ergänzen sich in unterschiedlicher Weise in den Biographien der Teilnehmenden.

Wichtiger Teil der aktiven Gestaltung des täglichen Lebens sind Formen von »*home-making*« (Boccagni 2023b) und »*place-making*« (Cresswell 2011: 6–8; Gieryn 2000). Dies kann sich auf die Wahl und Gestaltung des eigenen Wohnraumes, der Nachbarschaft, des Wohnortes oder der Region beziehen. Entsprechend werden diese Prozesse in der Suche nach einem Zuhause, im Alltag und der Freizeitgestaltung wie auch in gesellschaftlichen Auseinandersetzungen sichtbar, welche in diesem Kapitel betrachtet werden. Neben der aktiven Gestaltung eines physischen Ortes zeigt sich dies auch in einem »*sense of place*« (Agnew 1987) als subjektive und emotionale Bindung an einen Ort. *Place* wird dabei nicht lediglich als physische Lokalität definiert, sondern als »*the geographical context or locality in which agency interpellates social structure*« (Agnew 1987: 43). Dieser Aspekt wird vermehrt im folgenden Kapitel zur Zugehörigkeit thematisiert.

In den vorherigen Kapiteln wurden bereits einige Punkte angesprochen, welche Deutschland und die Schweiz bzw. spezifische Regionen und Orte lebenswert machen. Insbesondere die Migration an bestimmte Orte hängt eng mit der Lebensgestaltung dort zusammen. In diesem Kapitel betrachte ich als erstes die Wohnsituation meiner Teilnehmenden. Durch die Betrachtung der gegenwärtigen Wohnsituation sowie früherer Wohnarrangements und der Suche nach einem permanenten Zuhause können bestimmte Präferenzen sichtbar gemacht werden. In einem zweiten Teil geht es um die

alltägliche Lebensführung und die Teilnahme am gesellschaftlichen und kulturellen Leben im Zielland. Ein weiterer Aspekt ist das Leben mit Kindern, welches Eltern zwingt, sich mit ihren eigenen Ideen und Idealen der Lebensgestaltung auseinanderzusetzen. Der vierte Teil steht vermehrt im Kontext der Migration, indem die Auseinandersetzung mit dem Heimatland beleuchtet wird. Viele dieser Aspekte kulminieren in einer gesamtgesellschaftlichen Zufriedenheit – teilweise auch Unzufriedenheit –, welcher ich im letzten Teil auf den Grund gehe.

7.1 Wohnsituation: Mehr als nur ein Dach über dem Kopf

Lage, Verkehrslage, schnell am Arbeitsplatz, schnell am Hauptbahnhof und Flughafen, gute Anbindung mit den öffentlichen Verkehrsmitteln. Was wichtig ist mit Kindern, dass sie rund um die Uhr nachher als Jugendliche heim kommen; Freitag, Samstag in die Stadt rein und trotzdem sicher nach Hause kommen können. Unfassbar, dieser Vorteil, ich kann ihn gar nicht in Worte fassen, sozusagen, weil man es erlebt haben muss, um es nachzuvollziehen, was es heißt, wenn man als junger Mensch 24 Stunden am Tag nach Hause fahren kann. Und morgens um vier noch einen Zug nehmen und man kommt sicher heim, ohne dass man sich irgendwie Sorgen machen muss. Geringe Kriminalität, hohe Sicherheit, saubere Luft, sauberes Wasser, man kann das Fenster offen halten, Wasser aus dem [Wasser-]Hahn trinken. [...] Man kann abends rausgehen, eigentlich auch als Frau mehr oder weniger sicher [...]. Und das ist natürlich für Jugendliche, für eine Familie mit jungen Kindern, extrem wichtig. Und ich glaube, das ist etwas, wo so eine Agglomeration Hamburg wirklich auch im weltweiten Vergleich ganz, ganz weit oben steht, was so Angebote an öffentlichen Leistungen, aber dann eben auch im Vergleich zur Bewegungsfreiheit, auszeichnet (Thomas, 62/CH).

2021 lebten rund drei Viertel der Schweizer Bevölkerung in städtischen Gebieten, in Deutschland sind es mit 77,5 % nur geringfügig mehr (Statista 2022f; Schweizerischer Städteverband/Bundesamt für Statistik 2021). Auch die Mehrheit der von mir befragten Personen wohnt in urbanen Räumen. Städte bieten für viele einen attraktiven Lebensraum – mit vielfältiger sozialer und kultureller Infrastruktur sowie einem breiten Arbeitsmarkt. Gleichzeitig bringen Urbanisierung und Reurbanisierung gerade in Großstädten wie Berlin und Hamburg Entwicklungen wie Gentrifizierung und soziale Stratifikation mit sich. Diese erfordern oft eine pragmatische Einschätzung der eigenen finanziellen Möglichkeiten: »Ich glaube, in Hamburg ist das Wohnen auch eine Vernunftssache, was man sich am Ende leisten kann« (Annemarie, 37/CH).

Bei der Wahl des Wohnorts, der Nachbarschaft und der eigenen Bleibe geht es letztlich darum, möglichst viele positiv bewertete Eigenschaften zu vereinen und negative zu vermeiden. Diese Einschätzung ist subjektiv und zugleich relativ. In ihrer Dissertation zu den Mechanismen von Ressentiments stellt die Soziologin Katja Salomo (2021: 51) fest, dass Anwohner*innen ihren eigenen Stand und ihr Ansehen in der Nachbarschaft sowohl mit den Nachbarn als auch mit idealisierten Bedingungen vergleichen und daraus eine relative Deprivation feststellen können. »If they judge their own environment to fall short of a more or less imagined ideal, the realization can evoke feelings of being disadvantaged against a perceived majority« (Salomo 2021: 51). Die Einschätzung stammt von der eigenen Wahr-

nehmung lokaler Bedingungen der Wohngegend. Die Anwesenheit von Migrant*innen verstärkt z.B. das Gefühl von Ressourcenmangel und die Wahrnehmung des Umfeldes als schlechte Wohngegend (Salomo 2021: 74). Wie Teilnehmende ihre eigene Wohnsituation beurteilen, hängt daher erneut von einer Kombination aus strukturellen Bedingungen und individuellen Präferenzen ab.

Insbesondere die fehlende Erfahrung am Zielort erschwert jedoch die Evaluierung von passenden Wohnverhältnissen: »Wenn man eine Gesellschaft nicht ganz versteht, dann findet man auch nicht das passende Wohnquartier so einfach. Ich wüsste jetzt, wo ich in Berlin wohnen müsste, um bestimmten Dingen zu entgehen, die mir zuwider sind« (Ida, 50/DE). Ida und ihre Familie kauften ein Haus in einer bürgerlichen Gegend, nur um festzustellen, dass ihr Verständnis von Bürgerlichkeit auf die Schweiz nicht anwendbar ist. Es handelte sich um ein wohlhabendes Wohnquartier mit Einfamilienhäusern, das auf den ersten Blick ihren eigenen Vorstellungen entsprach. Erst durch persönliche Erfahrungen lernte Ida, dass die Weltsicht der Anwohner*innen sich sehr von ihren eigenen Werten unterschied. Auch Susann beschreibt ihren Berliner Stadtteil als bürgerlich, allerdings erkennt man hier den deutlich positiveren Unterton: »Es ist immer noch bürgerlich, es hat viele Altbauten, es hat viele Bäume, [...] es hat Restaurants, es ist einfach so eine durchmischte Wohn- und Geschäftsgegend« (Susann, 49/CH).

Mit einem längeren Aufenthalt im Land und spezifisch in einer Wohngegend steigt die eigene Kompetenz. Einen Vorteil haben daher Teilnehmende mit bereits bestehenden Netzwerken, z.B. diejenigen mit einem bereits ansässigen Partner: »[Mein Mann] war schon in dieser Ecke und kannte Hamburg auch schon. Er hat bewusst in dieser Ecke was gesucht. [...] Ich habe mich dann auch hier bewegt und meinte wirklich: wenn du hier eine Wohnung findest, dann komm ich nach Hamburg« (Sonja, 55/CH). Sonjas Sicht von Hamburg wurde auf diese Art von Anbeginn positiv gefärbt. Die Wohnsituation ist ein essenzieller Faktor in der Erfahrung der eigenen Lebenswelt, welcher sich wie bei Sonja auf die Migrationsentscheidung, aber auch längerfristig auf die Wahrnehmung des Ziellandes und die Entscheidung zum Bleiben oder Gehen auswirkt.

7.1.1 Der Übergang von kurzfristigen Lösungen zum langfristigen Heim

Ich muss ja irgendeine Bude haben (Stefan, 52/DE).

Jeder Aufenthalt im Zielland setzt gewisse Grundlagen voraus, eine Unterkunft ist eine davon. Aufgrund kurzer Planungs- und Vorbereitungszeiten sind viele Teilnehmende nicht in der Lage den Wohnungsmarkt des Ziellandes so weit zu erforschen, als dass sie auf Anhieb eine langfristige Bleibe finden würden. Oftmals werden bestimmte Aspekte priorisiert, so z.B. der Arbeitsweg, welcher bestimmt, welches Umfeld in Frage kommt.

Insbesondere Arbeitnehmer*innen, welche ins Zielland vermittelt wurden, erhielten oft eine zeitweilige Unterkunft in einer Wohngemeinschaft mit anderen Mitarbeitenden. Diese Wohnungen waren auf die Arbeit abgestimmt, sie waren entsprechend nah am Arbeitsort oder gut an den (öffentlichen) Verkehr angebunden. Remo gelangte dank der Vermittlung seiner Firma an eine Wohnung für die Anfangszeit: »Der Mietvertrag läuft sechs Monate und wird dann immer um einen Monat verlängert und man kann ihn gegenseitig kündigen. Das ist eigentlich eine Monteurwohnung, die ich habe« (Remo, 27/CH).

Für die Anfangszeit gibt es diverse Lösungen, welche mehr oder weniger langfristige Perspektiven beinhalten: Monteurzimmer bieten für Mitarbeitende einer Firma den Ausgangspunkt zu permanenteren Wohnsituationen. Die Zimmer oder Wohnungen sind möbliert, jedoch eher auf das nötigste reduziert. Diese Unterkünfte sind entsprechend gute Lösungen für Teilnehmende, welche keinen eigenen oder nur einen geringen Hausrat besitzen. Nikolas, der die erste Zeit im Hotel verbrachte, wählte die gehobenere Variante der temporären Unterkunft. Als längerfristige Lösung sind Zimmer in Wohngemeinschaften beliebt, welche mitunter möbliert vermietet werden und als sozialer Anknüpfungspunkt dienen können. Stephanie hat während ihres Aufenthaltes ihre Wohnung in der Schweiz untervermietet und zog ohne Hausrat nach Hamburg. Sie wollte ihre Unterkunft nicht mit anderen teilen und suchte eine Wohnung: *»Ich habe einfach auf diesen Plattformen gesucht, die möblierte Wohnungen vermieten«* (Stephanie, 55/CH). Migrant*innen, welche ohne Hausrat ins Ausland gehen, sind oft sehr flexibel und mobil, jedoch auch auf temporäre und möblierte Angebote angewiesen. Einige Teilnehmende holten ihren Hausrat, und manchmal auch den Partner oder die Partnerin, zu einem späteren Zeitpunkt nach, während andere direkt mit all ihren Besitztümern migrierten. Mit diesem Schritt ging meist auch die Entscheidung zu einer etwas permanenteren Unterkunft einher.

Da viele der Teilnehmenden in jüngeren Jahren ins Nachbarland gezogen sind, haben sich ihre Bedürfnisse im Laufe der Zeit meist deutlich verändert. Jüngere Interviewpartner*innen lebten eher in Wohngemeinschaften, während ältere Personen oder solche mit Familie andere Prioritäten setzten. **Maja** etwa zog im Alter von 31 Jahren in die Schweiz und entschied sich damals bewusst für eine Wohnung in zentraler Lage, da ihr Flexibilität und Komfort wichtig waren. Sechs Jahre später ist die Biologin mit dem ursprünglichen Anlass ihrer Migration verheiratet und blickt mit veränderten Perspektiven auf ihre Wohnsituation zurück: *»Als junger Mensch hast du dann vielleicht auch noch andere Kriterien als irgendwann, wenn man 30 aufwärts ist«* (Maja, 37/DE). Bei einem längeren Aufenthalt passen sich die Wohnverhältnisse den neuen Lebensphasen an. Für Maja hat das einen Umzug zur Folge, da die zuvor geschätzte Nähe zum Bahnhof sie inzwischen vor allem mit erheblichem Lärm belastet.

Gleichzeitig zeigen die Beispiele anderer Teilnehmender, dass sich Wohnbedürfnisse je nach Lebensphase und Alltagspraxis sehr unterschiedlich entwickeln können. Für manche, wie Henning, genügt eine funktionale und unkomplizierte Unterkunft: *»Zurzeit bin ich zufrieden. Ich bin die ganze Woche arbeiten, komme hierher, duschen, essen, schlafen. Ich brauche hier keine Luxusvilla für 3000 Franken«* (Henning, 53/DE). Die Mehrheit sucht jedoch nach einem Wohnort, der mehr als die reine Grundausstattung bietet, da die eigene Wohnung für viele unmittelbar mit ihrem Gefühl von Lebensqualität verbunden ist. Wie dies konkret aussieht, hängt auch mit den vorigen Wohnerfahrungen zusammen: *»Das war eine Gegend, von der man hier [in der Ostschweiz] wahrscheinlich sagen würde, es wäre »Ghetto«* (Lilli, 31/DE). Für Lilli wirkte die Gegend jedoch, gerade im Vergleich zu ihrem früheren Wohnort in Deutschland, nicht schäbig oder heruntergekommen. Ihre Bedürfnisse wurden in einer Gegend abgedeckt, welche für Einheimische vielleicht niemals in Frage gekommen wären.

7.1.2 Bewusste Suche nach dem perfekten Zuhause

Das war einfach Glück. Aber was jetzt hier den Kiez ausmacht, ist das viele Grün. Es ist voller Bäume, der Park ist direkt in der Nähe zum Joggen und Spazieren. Ein bisschen Natur, es gibt keine Hochhäuser, es ist kein anonymer Betrieb (Adrian, 60/CH).

Das eigene Zuhause wird bei einem längeren Aufenthalt im Zielland eine zentrale Lokalität und sollte als solche in ein Umfeld eingebettet sein, was den eigenen Bedürfnissen entspricht. Manche Teilnehmenden hatten wie Adrian Glück auf der Suche in bestimmten Stadtteilen, andere landeten per Zufall in einem passenden Stadtteil und wieder andere verbrachten viel Zeit damit, die richtige Wohnung und den richtigen Stadtteil ausfindig zu machen. Adrian nennt drei Aspekte, welche für viele Teilnehmende ein gutes Wohnumfeld ausmachen: die Nähe zur Natur, eine gewisse menschliche Nähe und ein menschenfreundliches Design.

Eimsbüttel, Ottensen, Winterhude und St. Pauli sind die vier Stadtteile in Hamburg, in denen die meisten Schweizer*innen wohnhaft sind (Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein 2018: 2). Damit wohnen Schweizer*innen mit Vorliebe in allgemein sehr beliebten, als lebenswert und lebhaft angesehenen Stadtteilen. Damit wird aber auch das ökonomische Privileg offensichtlich, dass sich Schweizer Migrant*innen das Leben in diesen Stadtteilen leisten können. Eine ähnliche Statistik von Schweizer*innen in Berlin fehlt leider, viele Teilnehmende wohnten jedoch auch da in relativ beliebten Ortsteilen wie Charlottenburg, Steglitz, Pankow oder Tempelhof.

Obwohl oder vielleicht gerade weil die Mehrheit der Schweizer Teilnehmenden in Berlin und Hamburg wohnt, fällt bei der Beschreibung der Wohnsituation oft der idealisierte Begriff des Dorfes: »Die spezielle Situation hier quasi wie in einem Dorf zu leben« (Sonja, 55/CH). Dies bezieht sich meist nicht auf die gesamte Stadt, sondern auf den Stadtteil. Bei Sonja waren es erst die persönlichen Verbindungen und Freundschaften in ihrer Nachbarschaft, welche im Kontrast stehen zu der Anonymität, welche sie in der Stadt Hamburg verspürt. Während sie die Anonymität der Stadt zeitweilig begrüßt, sollte ihr Wohnumfeld intimere Beziehungen zulassen: »Wenn man auf dem Balkon sitzt, hier wohnen ja noch Schweizer an der Ecke, dann sitzt man draußen, sie laufen vorbei und pfeifen die Schweizer Hymne da unten, dann sagt man denen ›ja, kommt hoch, es gibt Kaffee‹. Das kommt mir vor wie Zuhause« (Sonja, 55/CH). Der Bezug zur Schweiz ist für Sonja ein Bonus, im Vordergrund stehen jedoch die sozialen Beziehungen: Im Dorf kennt man die Nachbarn noch persönlich, trifft sich zufällig auf der Straße und kann spontan zusammen Kaffee trinken.

Ein weiterer Aspekt des Dorfes ist die Fußgängerfreundlichkeit und die Fahrrad-eignung. Einkaufs- und Freizeitmöglichkeiten – Restaurants, Theater, Kinos, Sportmöglichkeiten – und die Arbeit kann Sonja zu Fuß oder mit dem Fahrrad erreichen. Auch der Weg in die Natur, in Form der Elbe und Parks, dauert zu Fuß nicht länger als eine Viertelstunde. Sonja muss wie viele Teilnehmende ihr »Dorf« im Alltag selten verlassen, um all ihre Bedürfnisse abzudecken. Gleichzeitig wird offensichtlich, dass Berlin und Hamburg weit mehr bieten können als ein Dorf: »Das ist ja auch das tolle an diesem Stadtteil, ich muss nicht ins Auto sitzen und irgendwo hinfahren, um einzukaufen. Das muss ich zum Beispiel, wenn ich im Dorf bin, da gibt es keinen Laden oder nur einen kleinen« (Jessica, 70/CH).

Einen anderen Aspekt des Dorfes sieht man bei Annemarie, welche den ländlichen Charakter ihres Wohnumfeldes in Hamburg betont: »*Es ist ruhig, es ist irgendwie so in Anführungszeichen ländlich, aber man ist in einer Viertelstunde mitten in der Stadt*« (Annemarie, 37/CH). Ruhe ist ein wichtiger Faktor für die Mehrheit der Teilnehmenden, da ihr Zuhause einen Rückzugsort darstellt. »*Es ist eher etwas langweilig, aber angenehm zum Wohnen*« (Anna, 55/CH). Annas Wohngegend in Berlin ist für sie fast zu ruhig, trotzdem schätzt sie die direkte Umgebung mit angenehmen Nachbar*innen und einer guten Mischung aus alten und neuen Bewohner*innen. Die meisten Teilnehmenden suchen in ihrer direkten Nachbarschaft nach einer gewissen Intimität, einer Überschaubarkeit, was sie mit den Begriffen Dorf und Land verbinden. Auch Teilnehmende in Berlin relativierten die Größe ihres Wohnortes: »*Man hat einfach beides. Es ist Großstadt, aber es ist gleichzeitig nicht Manhattan*« (Adrian, 60/CH). In der Stadt profitieren sie von der guten Infrastruktur, welcher sie sich zeitweise aussetzen können, nur um dann wieder in ihren geschützten Raum zurückzukehren. Letztlich geht es darum, die Annehmlichkeiten der großen Stadt mit einer dörflichen Atmosphäre zu koppeln.

Die meisten Teilnehmenden haben klare Präferenzen, in welchen Stadtteilen sie wohnen würden, und welche für sie nicht in Frage kommen. Für viele ist die Nähe zur Innenstadt bzw. die Erreichbarkeit mit öffentlichen Verkehrsmitteln zentral. Je nach eigenen Prioritäten verzichten Teilnehmende jedoch auf bestimmte Annehmlichkeiten: »*Ich finde da fast alles, was ich brauche; es gibt einen Markt und du hast vor allem Wald und Natur. Es ist ein gutes Gebiet und ich hatte einfach Glück mit meiner Wohnung, dass im Moment alle, die da wohnen, sehr ruhig sind*« (Alice, 59/CH). Ruhe und Naturnähe – Wald und Wiesen und nicht nur ein Park – waren für Alice die oberste Priorität, wofür sie andere Nachteile in Kauf nimmt. Alice wohnt weit vom Stadtzentrum entfernt und ist abhängig von der in Hamburg nicht immer zuverlässigen S-Bahn. Nina wiederum wohnt in einem Wohnviertel, welches für sie und ihre Familie perfekt geeignet ist. Die Nachbarschaft bildet eine Gemeinschaft von Familien, welche viele gemeinsame Aktivitäten unternimmt. Trotzdem fehlt etwas: »*Es fehlen ein bisschen gemütliche Orte, Cafés und Orte mit Charme. Hier sind vorwiegend Büros und Einkaufsmöglichkeiten*« (Nina, 39/CH). Bei Teilnehmenden mit Familie wird die soziale Einbindung umso wichtiger, wenn es um die Betreuung der nächsten Generation geht. »*Ja, meine Kinder, die wohnen nicht weit weg von uns, so zehn Minuten, was ja auch praktisch ist für die Betreuung der Enkelkinder*« (Jessica, 70/CH). Auch Betreuungsangebote und Schulen spielen eine zentrale Rolle und haben für viele Familien letztlich mehr Gewicht als die Nähe zum Stadtzentrum.

Auch die deutschen Teilnehmenden schätzen ähnliche Werte: Ruhe, Naturnähe und eine gute Infrastruktur. Aufgrund der unterschiedlichen Größen der Städte beziehen sich diese Präferenzen jedoch seltener auf Stadtteile. Was in Berlin oder Hamburg ein Viertel ist, entspricht in der Schweiz meist einem Dorf oder einer Kleinstadt. In Zürich, wo die meisten Deutschen leben, zeigt sich dies besonders deutlich: Von den 16 Teilnehmenden aus dem Großraum Zürich wohnen nur vier in der Stadt selbst, die übrigen im Kanton. Während die Städter*innen ihren Stadtteil beschreiben, sprechen die anderen über ihr Dorf oder ihre Kleinstadt. Die Agglomeration rund um Zürich bietet ähnliche Vorteile wie städtische Wohnviertel: urbane Infrastruktur bei zugleich ruhigem, familiärem Umfeld.

Die Mehrheit der Deutschen Teilnehmenden wohnt in Dörfern oder kleinen Städten¹. Sie finden dort alles für das alltägliche Leben Notwendige: »Die Infrastruktur ist alles da, von der Schule zum Bahnhof« (Benedikt, 40/DE). Einige Teilnehmende in kleineren Dörfern müssen für bestimmte Erledigungen in ein wenige Minuten entferntes Nachbardorf. Einen großen Unterschied gibt es: während in Hamburg und Berlin öffentliche Verkehrsmittel dominieren, nutzen die meisten Teilnehmenden in der Schweiz das Auto. Entsprechend negativ fällt der tägliche Pendelverkehr u.a. zwischen Zürich und der umliegenden Agglomeration auf. Der kurze Weg von zuhause zur Arbeit wird so je nach Tageszeit verdoppelt. »Bis vor einem Jahr würde ich sagen habe ich 15 Minuten zur Arbeit gebraucht, inzwischen brauche ich 25, am Abend 35 zurück, weil der Verkehr einfach massiv zugenommen hat« (Lisa, 33/DE). Bei Luisa ist der Unterschied noch größer: Ihr Arbeitsweg von knapp 40 Kilometern dauert je nach Verkehrslage zwischen 25 und 65 Minuten. Paul hat einen ebenso langen Arbeitsweg nach Zürich, welcher ihn jeden Tag zwei Stunden kostet. Für ihn ist dies ein Grund, in naher Zukunft eine Wohnung näher am Arbeitsort zu finden.

Eine gewisse Affinität zum Auto kann man den deutschen Teilnehmenden zugestehen. Zwar gibt es auch andere Unterschiede – Familien in ländlichen Gegenden haben eher ein Auto als Singles in der Stadt – trotzdem scheinen die deutschen Teilnehmenden schneller zum Auto als Transportmittel zu greifen². Dadurch eröffnen sich auch ländliche Wohnorte mit geringer Anbindung an öffentliche Verkehrsmittel. Luisas Arbeitsweg würde mit den öffentlichen Verkehrsmitteln noch länger dauern, da ihr Wohnort mit 4000 Einwohner*innen schlecht mit ihrem Arbeitsort verbunden ist.

Bisher ging es vermehrt um den Zugang zu Infrastruktur, welche jedoch ohne das passende soziale Umfeld nicht überzeugen kann. Teilnehmende, welche sich Hamburg oder Berlin als Wohnort ausgesucht haben, identifizieren sich bis zu einem gewissen Grad mit der Offenheit und Diversität, welche die beiden Städte ausmacht. »Dieses gemischt Interkulturelle, das passt auch zu uns. Wir sind ja selbst zugezogen und reden anders und kochen andere Gerichte, dann passen wir hierher« (Annemarie, 37/CH). Gleichzeitig werden bürgerliche Ideale negativ als starr und eingebildet bewertet, was sich wiederum in der Wahl spezifischer Stadtteile niederschlägt. Obwohl Sonja, welche selbst studiert hat, nicht der Kategorie der Arbeiter*innen zugeordnet werden kann, fühlt sie sich eher deren Werten und Normen zugehörig: »Ich glaube, die sind schon etwas lockerer drauf, nicht so etepetete. Also das war ja früher auch ein Arbeiterviertel« (Sonja, 55/CH).

In der Schweiz gibt es sicherlich auch Ortsteile, welche liberaler oder konservativer sind, meist werden die Unterschiede aber erst regional sichtbar. Vor diesem Hintergrund sieht Ida in Zukunft nur einen Umzug in andere Teile der Schweiz als sinnvolle Möglichkeit, um aus ihrem konservativen Umfeld in der Ostschweiz auszubrechen. Idealerweise

1 Eine Gemeinde gilt in der Schweiz ab 10.000 Einwohner*innen als Stadt, Ausnahme sind Ortschaften mit historischem Stadtrecht.

2 Die Relevanz des Autos sieht man auch beim Umzug des Haushaltes, in diversen Narrativen deutscher Teilnehmender wird das eigene Auto explizit als Transportmittel erwähnt. Das Ummelden des eigenen Autos ist zudem regelmäßig Thema in der Facebookgruppe, während dies bei den Stammtischen des Schweizer Vereins in Hamburg nicht thematisiert wurde.

möchte sie in die Westschweiz ziehen: »Einfach in eine Gegend, die etwas liberaler, offener, freigeistiger ist« (Ida, 50/DE). Auf politischer Ebene zeigt sich ein eindeutiges Bild: In ihrem Viertel sind Mitglieder der FDP, der CVP (neu: »Die Mitte«) und der SVP vertreten. Ida als SP-Mitglied ist die einzige Vertreterin linker Parteien.

Bei Teilnehmenden mit Kindern oder einem Kinderwunsch zeigt sich dahingehend ein Unterschied, dass von Schweizer Teilnehmenden die Diversität und Multikulturalität vermehrt positiv erwähnt wird, während dies bei den deutschen Teilnehmenden teils negativ gewertet wird. Bei beiden Gruppen ist die Schule u.a. ein sicherer Schulweg und die Qualität der Schule, ein wichtiges Kriterium bei der Auswahl des Wohnortes. In Berlin und Hamburg haben Eltern jedoch eine gewisse Wahlmöglichkeit bei den Schulen, während dies in der Schweiz durch den Wohnort bestimmt wird – und damit weitreichende Konsequenzen für die Bildung der Kinder hat. Gerade in kleineren Orten in der Schweiz gibt es zudem oftmals nur eine Schule. »Auch unter der Voraussetzung, weil ich nicht wollte, dass mein Sohn in diesem Ort zur Schule geht oder in den Kindergarten kommt, mit einem Ausländeranteil von 98 %³, nicht dem schönen Ausländeranteil«. Lisa sah daher keine andere Option als zwei Ortschaften weiterzuziehen. Was Lisa impliziert, spricht Luisa klar aus:

Die Antwort ist relativ traurig. Bei uns im Dorf ist der Ausländeranteil tatsächlich sehr hoch, allerdings nicht der Ausländeranteil der deutschsprachigen Einwohner, sondern der Balkanmenschen, um es so zu sagen. Und der Gedanke dahinter ist einfach, wenn wir an die Familienplanung gehen, dass unsere Kinder Deutsch sprechen (Luisa, 31/DE).

Während Lisa mit ihrer Familie bereits umgezogen ist, plant Luisa den Umzug in das sieben Kilometer entfernte Nachbarsdorf noch. Auch Ida zog mit ihrer Familie aufgrund eines hohen Ausländeranteils um, allerdings aufgrund des sozialen Drucks aus ihrem Umfeld.

Wir wohnten unten erst in der Stadt mit den Kindern, mitten in der Altstadt von St. Gallen, also direkt am Klostersviertel und [Freunde] sagten dann immer: »Ja, wenn die dann zur Schule kommen, dann kommen die ja in St. Fieden ins Schulhaus, das könnt ihr nicht machen.« Dann habe ich gesagt »wieso nicht?« und dann hieß es »na da sind ja so viel Ausländer« (Ida, 50/DE).

Auch hier wurde zwischen zwei Arten von Ausländer*innen unterschieden. Ida sah jedoch erst keine Notwendigkeit für einen Umzug, erst nach längerer Zeit gewannen die Zweifel, dass die Schulbildung in ihrem Stadtteil mit ungeahnten Konsequenzen einhergehen würde. So kam die Familie in eine Nachbarschaft, deren Bewohner*innen eine konservative Weltanschauung aufweisen und die Familie ebenfalls nicht glücklich macht.

Grundsätzlich finden sich unter den Teilnehmenden in Hamburg und Berlin eher Personen, die einen alternativen Lebensentwurf verfolgen, welcher sich auch in den Präferenzen der Wohngestaltung zeigt. Einerseits sieht man das in der Gestaltung der un-

3 Der höchste Ausländeranteil in einer Schweizer Gemeinde lag 2018 bei 54,6 % in der Grenzstadt Kreuzlingen (Schweizerischer Städteverband 2018).

mittelbaren Nachbarschaft, die multikulti, bunt und lebhaft sein soll. Aber auch bei der Wohnform zeigen sich Alternativen: Anna verfolgt z.B. die Idee einer Alters-WG mitten in Charlottenburg, in welcher sie mit anderen Frauen in der gleichen Situation zusammenleben will. Aufgrund geringer Einkünfte droht ihr im Alter als Alleinstehende Armut und Einsamkeit, welche sie durch die Wohngemeinschaft abwenden will. Auch bei den jüngeren Teilnehmenden im Raum Zürich wird die kulturelle Vielfalt geschätzt, gerade Teilnehmende mit Familie priorisieren jedoch eine Sicherheit und Stabilität, welche für sie im Widerspruch dazu zu stehen scheint.

7.1.3 Das eigene Heim

Viele sagen dann ja, hier kannst du dir nie Wohneigentum leisten. Möchte ich das denn? Ist es Sinn und Zweck meines Lebens, dass ich ein Haus baue? Viele sind so aufgewachsen, dass dein Leben erst komplett ist, wenn du ein Haus gebaut hast, wenn du zwei Kinder hast und wenn du verheiratet bist (Lisa, 33/DE).

Für viele Menschen stellt das Eigenheim immer noch ein Lebensziel dar, insbesondere in Zusammenhang mit der Familiengründung und dem Aufbau einer langfristigen Lebensgrundlage. Eine Immobilie gilt als stabile Investition, von welcher man bis ins Alter profitieren kann. »*Man hat was, besitzt was, und zahlt nicht einfach Miete*« (Adrian, 60/CH). Kosten für die Miete fallen auf eventuell aufgenommene Kredite, jedoch bleibt am Ende das Wohneigentum. Viele Teilnehmende vertreten die Meinung, dass kaufen günstiger ist als mieten: »*Ich kann nirgendwo günstiger wohnen als in meinem eigenen Haus*« (Ruth, 64/CH). Entsprechend war Wohneigentum auch bei den Teilnehmenden ein Thema. Ältere Teilnehmende mit Familie oder dem Wunsch der Familiengründung hatten sich weitaus öfters mit dem Thema auseinandergesetzt oder bereits ein Haus oder eine Wohnung gekauft. Bei jüngeren Teilnehmenden war der Hauskauf teilweise in der Zukunftsplanung enthalten: »*Ganz viel später steht ein eigenes Haus, das hat noch viel Zeit*« (Remo, 27/CH).

Der Aspekt des Hausbaus und der Gestaltung des Eigenheims nach den eigenen Vorstellungen war für die Minderheit der Teilnehmenden relevant, da vermehrt bestehende Gebäude oder Neubauten gekauft wurden. Fast die Hälfte der Schweizer Teilnehmenden besitzt Wohneigentum, während es bei den deutschen ein knappes Drittel ist. Dies mag mitunter am knapp 10 Jahre höheren Altersdurchschnitt im Schweizer Sample liegen. Die ökonomische Asymmetrie zwischen Deutschland und der Schweiz wirkt sich jedoch auch auf die Fähigkeit der Teilnehmenden aus, Wohneigentum zu erwerben. »*Wir schauen immer wieder nach einem Häuschen, aber wir haben keine 20 % Eigenkapital*« (Lisa, 33/DE). »*Selbst wenn das Gehalt stimmt, hat man einfach diesen Grundstock nicht*« (Maja, 37/DE). Was in der Schweiz bescheidene Ersparnisse darstellt, kann in Deutschland wiederum als Eigenkapital ausreichen. Grundsätzlich ist ein längerer Aufenthalt in der Schweiz für das Sparpotenzial förderlich, allerdings sind die Preise in der Schweiz entsprechend teurer. Das heißt jedoch als Generalisierung: Je später Schweizer*innen nach Deutschland auswandern, desto eher besitzen sie ausreichend Eigenkapital, während Deutsche früher auswandern müssen, um in der Schweiz anzusparen. Darüber hinaus sind die individuellen Einkünfte der Teilnehmenden und die Lokalität entscheidend.

Beim Ort gilt: Je städtischer, desto höher sind in der Regel die Preise. Gerade in den großen Städten ist Wohnraum und Wohneigentum knapp. Teilnehmende in den Großstädten besitzen entsprechend seltener Wohneigentum oder wohnen am Stadtrand. Durch die enorme Teuerung von Wohnraum im innerstädtischen Raum profitieren zudem Teilnehmende, welche ihr Eigentum vor über zehn Jahren gekauft haben.

Vor dem Hintergrund der Migration und der Permanenz von Wohneigentum gilt es für die Teilnehmenden, viele Faktoren abzuwägen. Die Frage des »Wo« steht neben den Finanzierungsmöglichkeiten im Vordergrund und in einer direkten Interdependenz. Wohneigentum steht in enger Verbindung mit der eigenen Zukunft; wo möchte man Kinder großziehen? Wo möchte man alt werden? Wo ist die Lebensqualität so gut, dass man in 20, 30 oder 40 Jahren dort wohnen möchte? Wohneigentum ist ein Bekenntnis zu einem Ort und einer Region.

Die Teilnehmenden evaluieren potenzielle Lokalitäten und versuchen dabei auch zukünftige Entwicklungen vorauszusehen, irgendwann wird die Voraussicht jedoch schwierig. »Es ist ein netter Kiez, es hat viele kleine Läden, und natürlich verändert sich eine Stadt immer und gerade nach der Wende hat sich die Stadt massiv verändert« (Jessica, 70/CH). Jessica wohnte bereits 35 Jahre in Berlin, sie hat die Wende und die folgende Entwicklung miterlebt. Trotzdem ist klar, dass auch Wohneigentum nicht permanent sein muss oder in manchen Fällen nicht sein kann.

Beim Kauf von Wohneigentum im urbanen Raum spielen ähnliche Faktoren eine Rolle wie bei der Suche nach einem Mietobjekt: Die Nähe zur Infrastruktur ist wichtig, aber der dörfliche Charme sollte erhalten bleiben. Aspekte der Familienplanung und die Einbettung in ein lebenswertes Umfeld sind jedoch noch gewichtiger. Meist erst ab einem gewissen Alter kommen Faktoren wie die Barrierefreiheit, die Instandhaltung oder die medizinische Infrastruktur ins Spiel. Je mehr Aspekte ein Ort erfüllt, desto besser. Im Gegenteil zur Mietwohnung müssen jedoch mehr Faktoren erfüllt sein, damit der Kauf von Wohneigentum in Frage kommt.

Anders sieht die Situation im ländlichen Schleswig-Holstein⁴ aus. Bis auf einen Teilnehmer, welcher in Zukunft ein Haus besitzen möchte, wohnen alle Befragten in Schleswig-Holstein bereits in ihrem eigenen Wohneigentum. Dies liegt unter anderem an der Verfügbarkeit und den niedrigeren Preisen im Vergleich zur Stadt. Auch die Auswahlkriterien unterscheiden sich: »Was mich hier fasziniert, ist die Ruhe und der Platz, und dass es nicht so viele Leute hat« (Ruth, 64/CH). Eine grundlegende Infrastruktur ist auch für Ruth wichtig, so wie Einkaufsmöglichkeiten und eine nette Nachbarschaft – sie sucht jedoch keinerlei kulturelle Institutionen wie Kino, Theater oder Ausgelmöglichkeiten. Dies hängt stark mit dem Migrationsgrund zusammen: sie sucht im Alter die Ruhe. Diese findet sie in der Natur oder in ihrem eigenen Zuhause: »Im Winter, die kurzen Tage und die langen Abende mit Kaminfeuer und Kerzen« (Ruth, 64/CH). Die Argumentation findet sich jedoch auch bei jüngeren und arbeitstätigen Teilnehmenden wieder. Martin hat sich entschieden, seine Familie in Schleswig-Holstein zu gründen. Sein Wohnort ist »ein Bauerndorf, was mehr Kühe als Einwohner hat, so wie ich aufgewachsen bin« (Martin, 33/CH). Die Natur nimmt einen prominenten Status in den Erzählungen dieser Teilnehmenden ein

4 Teilnehmende in der Agglomeration von Hamburg, welche zu Schleswig-Holstein gehört, sind hier ausgenommen. Dies sind z.B. die Orte Pinneberg und Norderstedt.

und bestimmt auch eher die Freizeit. Benson und O'Reilly bestätigen, dass Ruralität ein wichtiger Aspekt für Migrant*innen aus der Stadt darstellt, jedoch noch mehr für Migrant*innen auf dem Land:

While it is often the case in lifestyle migration that destinations are depicted as having the characteristics of rurality, the narratives of those who move to the countryside, whether at home or abroad, additionally stress the unique and embodied relationship that they have with the landscape (Benson/O'Reilly 2009: 612).

Im Normalfall erwarben Teilnehmende Wohneigentum, in welchem sie in der Folge ihre permanente Residenz für die nächsten Jahre oder Jahrzehnte aufnehmen wollten. Eine Minderheit hat den Kauf von Wohneigentum angestrebt, um in Zukunft erst dort zu wohnen. Dies geht meist mit einem weiteren Umbruch einher, z.B. bei einer geplanten Rückkehr oder einer Migration in ein Drittland beim Übergang in den Ruhestand. Jette und ihr Mann haben sich in Norditalien ein Haus nach ihren Vorstellungen bauen lassen, da sie im Alter ein wärmeres Klima und eine offenere Gemeinschaft suchen, als sie bisher in der Schweiz erlebt haben.

Einen Sonderfall stellt Wohneigentum dar, welches Teilnehmende vor der Migration gekauft oder geerbt haben. Dies dient als Rückkehrmöglichkeit und bildet eine stabile Verbindung mit dem Heimatland. In der Zwischenzeit wird das Wohneigentum vermietet und bietet so eine gute Einnahmequelle. Während sich jüngere Teilnehmende seltener mit der entfernten Zukunft auseinandersetzen wollten, war einigen dennoch bewusst, dass sie eines Tages das Elternhaus erben würden. Mit dieser Sicherheit konnten sich die Teilnehmenden eher darauf konzentrieren, ihre Ressourcen im Zielland zu investieren.

7.2 Der ganz normale Alltag

Ganz Berlin ist fast nicht möglich. Berlin ist so vielfältig. Berlin ist ja 50km² groß, das ist eigentlich von Solothurn bis Thun, Bern wäre noch mit drin, und von dem her ist es unmöglich. Aber ich bewege mich schon jetzt vor allem in Kreuzberg, Friedrichshain, Prenzlauer Berg und noch so ein bisschen Charlottenburg. Und vor allem ja der Kiez. Leute in Berlin leben in ihrem Kiez, im Prinzip. [Mein Kiez] ist vielleicht so groß wie ein Dorf von 1000 Einwohnern. Da geht man einkaufen, geht in die Kneipe und so weiter. Und ja, wenn ich sage, ich wohne in Berlin, haben die Leute das Gefühl, das wäre wie Manhattan oder so und dabei ist [der Kiez hier] wie ein Dorf, und trotzdem mitten in der Großstadt (Adrian, 60/CH).

Die meisten Teilnehmenden sind selbstgestaltet in das Zielland migriert und haben ein Interesse, sich an ihrem neuen Wohn- und Arbeitsort einzufinden. Einige Teilnehmende finden mehr Erfüllung in ihrer Arbeit und verwenden viel Zeit auf die Erfüllung beruflicher Ziele, während andere private Ziele oder die Freizeit priorisieren. Auf welche Art und in welchen Lebensbereichen die Teilnehmenden engagiert sind, ist somit sehr unterschiedlich. Je nach Familiensituation, Wohnort, eigenen Interessen und der Verfügbarkeit im Umfeld gehen Teilnehmende anderen Interessen nach. Manche Aktivitäten

lassen sich gut in einen zeitlich engen Alltag integrieren, während andere viel Zeit, Energie und Geld erfordern.

Die Freizeitgestaltung ist enorm divers aber teilweise auch scheinbar banal: Teilnehmende lesen, schauen Fernsehen, gehen spazieren – nichts, was auf ihre nationale Identität oder den Migrationshintergrund hindeuten würde. Viktoria macht z.B. gerne Fahrradtouren mit Freunden und Ulrich repariert gerne Fahrräder. Stephanie und Alice spielen in einer Musikgruppe bzw. in einem Orchester mit. Fabians Hobby ist die Fotografie, welches sich gut in sein Arbeitsleben integrieren lässt, und auch Ida nutzt die vermehrten Freiräume durch die Kinderbetreuung, um sich intensiver mit diesem Hobby auseinanderzusetzen. Remos Hobby des Bernsteinsammelns ist lokal festgelegt auf die Ostseeküste, während Moritz für das Gleitschirmfliegen Berge benötigt. Amalia (vgl. Abschnitt 7.3.1.) engagiert sich ehrenamtlich als Sprachkursleiterin für Deutsch als Fremdsprache. Gemeinsam haben diese Freizeitaktivitäten, dass sie wenig mit einer migrantischen Identität verbunden sind. Bezüglich der Freizeitgestaltung wird klar, dass Kategorien wie Migrant*in bzw. eine methodologisch-nationalistische Perspektive der tatsächlichen Diversität nicht Rechnung tragen.

Die Auseinandersetzung mit der Kultur des Ziellandes findet auch auf medialer Ebene statt. Lisa hat lokal »den einschlägigen Facebook-Account abonniert« (Lisa, 33/DE). Sarah ist durch regionale Zeitungen und Apps über das Geschehen in ihrem Wohnort und der Umgebung informiert. Eine lokale Verankerung fördert den Konsum lokaler und regionaler Medien, während dies bei der Ausübung von Hobbies keinen Einfluss hat. Die meisten Teilnehmenden haben im Zielland Aktivitäten gefunden, welche ihnen Erfüllung und Spaß bringen. Auch Henning, dessen soziale Beziehungen in Deutschland stattfinden, geht in der Schweiz trotzdem seinem Hobby, der Musik, nach und besucht Konzerte. Nur bei einer marginalen Minderheit liegt der Hauptfokus auf Aktivitäten im Heimatland.

Bei vielen Alltagspraktiken wird die Ähnlichkeit der beiden Gruppen deutlich, woraus mitunter die Selbstwahrnehmung als Teil einer in-group der Mehrheitsgesellschaft entsteht (vgl. Abschnitt zum Umgang mit dem Fremden im Kapitel zur Wahrnehmung). Das alltägliche Leben stellt letztlich auch eine Basis dar, aus welcher eine tiefergehende Zugehörigkeit und Zukunftsvorstellungen entstehen können.

7.2.1 Freizeitgestaltung in Stadt und Natur

Es ist eigentlich schon, vor allem findet [das Leben] hier statt im Tempelhof. Durch meinen Hund ist es natürlich schon so, dass ich viel hier am Spazieren bin. Wir haben hier hinten direkt einen Kanal mit einem passenden Weg, wo man mit dem Hund ein bisschen Spazieren kann. Also ich gehe jetzt nicht weiß wie weit, damit ich mit dem Hund was machen kann. Also schaue ich natürlich hier in der Gegend, wo coole Plätze sind, wo man mal einen Ball schmeißen kann. Wir haben hier Gott sei Dank ja jetzt das Tempelhofer Feld direkt in der Nähe, das ist ein ehemaliger Flughafen, ein Riesengebiet, und dort gibt es ein Hundeauslaufgebiet [...]. Ja, und das ist eigentlich schon so mein Gebiet hier unten, ist im Süden Berlins. Aber wenn ich etwas mit Leuten mache, dann gehen wir schon fast immer nach Kreuzberg, so ein bisschen in die Szenenbezirke, weil es dort halt cool ist. Oder wir haben donnerstags oftmals Markthalle 9, »Street-food Thursday« sagt man. Ist in der Markthalle 9 in Kreuzberg und dann verbringen wir

den Donnerstagabend dort und dann ist immer Tohuwabohu, immer viel los. Aber das Leben an sich findet schon hier statt (Laila, 29/CH).

Die Mehrheit der Schweizer Teilnehmenden lebt mit Hamburg und Berlin in Großstädten, aber auch die deutschen Teilnehmenden wohnen meist in urbanen Gegenden. Natur ist, wie bereits erwähnt, ein wichtiges Kriterium bei der Wohnungssuche. Hier geht es vermehrt um eine naturnahe Stadtgestaltung, welche im Alltag präsent ist. Dies wird auch bei der Freizeitgestaltung relevant: Neben Parks und Wäldern steht Wasser im Mittelpunkt. In Berlin und Hamburg sind es die Spree, die Alster und die Elbe, aber auch kleinere Flussläufe und Kanäle. In Zürich sind die Limmat und der Zürichsee, in Basel der Rhein und in Bern die Aare Teil diverser Freizeitaktivitäten – vom Feierabendbier über Spaziergänge bis zum Wassersport.

Die Natur und mögliche Freizeitgestaltung im Freien sind für viele Teilnehmende essenzieller Teil der Lebensqualität. Nicht umsonst sind Fahrradfahren und Joggen in Deutschland, Wandern, Radfahren und Schwimmen in der Schweiz die beliebtesten Sportarten (Statista 2022e, Statista 2023b). Die Freizeitgestaltung findet einerseits vor der Haustür, aber bei Ausflügen auch in weiterer Entfernung statt: *»Ich find's super, wie ich's aus Basel kenne, dass man in den Zug steigt und in drei Stunden im Tessin ist«* (Susann, 49/CH). Die geringe territoriale Größe in Verbindung mit einer ausgeprägten landschaftlichen Vielfalt ermöglicht es, von Zürich oder Basel aus problemlos Tagesausflüge in die Alpen oder ins Tessin – die »Sonnenstube der Schweiz« mit mediterranem Klima – zu unternehmen. Auch deutsche Teilnehmende schätzen diese Nähe: *»Ich bin hier in einer, eineinviertel Stunde in den Luzerner Alpen, und das ist einfach nah«* (Paul, 53/DE). Zugleich relativiert Paul den Vorteil: *»Klar, jemand aus Bayern hat das genauso nah«* (ebd.). Insgesamt wird jedoch betont, dass sich die unterschiedlichen Regionen der Schweiz deutlich einfacher und schneller bereisen lassen.

Deutschland als Ganzes bietet durchaus ähnliche Landschaften wie die Schweiz; mit dem Zugang zum Meer kommt ein Aspekt, den die Binnennation Schweiz gar nicht vorzuweisen hat. Es gibt einige Schweizer Teilnehmende, welche die Norddeutsche Landschaft und den Zugang zum Meer schätzen, während sie für andere gänzlich unattraktiv bleiben. Spezifisch Bezug auf die Faszination mit Norddeutschland nehmen Ruth, Alice und Remo. Alice ist in den Bergen aufgewachsen und fühlt sich durch diese eher eingengt, daher genießt sie die Freiheit, welche sie in Norddeutschland spürt. Sie verbringt ihren Urlaub zudem am liebsten an der Nordsee: *»Ich sage immer, ich war in einem früheren Leben Matrosin, ich bin am liebsten am Meer«* (Alice, 59/CH). Remo hat mit dem Bernstein sammeln ein Hobby, was ihn ganz spezifisch mit der Ostsee verbindet. Ruth wiederum verbringt viel Zeit in der meist menschenleeren Landschaft rund um ihren Wohnort in Schleswig-Holstein, um mit ihren Hunden spazieren zu gehen. Letztlich geht es darum, einen Ort zu finden, welcher die individuellen (Natur-)Bedürfnisse der Teilnehmenden erfüllen kann.

Die Schweiz bietet mit den Bergen beste Voraussetzungen für diverse naturnahe Sportarten oder Hobbies. Während deutsche Teilnehmende gerne Zeit in den Bergen verbringen, verfolgen nur wenige ein designiertes Hobby in diesem Feld. Moritz ist einer von wenigen, welcher mit dem Gleitschirmfliegen einem sehr spezialisierten Hobby

nachgeht. Er stellt fest, dass Menschen in der Schweiz häufiger viel Geld und Zeit in ein Hobby investieren: »Hier fällt mir auf, dass es für viele Leute Hobbies gibt, die so einen richtigen Platz einnehmen« (Moritz, 30/DE). Die Freizeitgestaltung ist denn auch ein Aspekt des Lebensstils, welcher am meisten mit Konsum und der Performanz von Konsum im Zusammenhang steht. Dadurch, dass ein Hobby einen derart wichtigen Stellenwert hat, bilden sich darüber auch schnell neue Freundschaften.

In den Narrativen der Schweizer Teilnehmenden werden Aktivitäten in der Natur vielfach erwähnt, an erster Stelle stehen jedoch kulturelle Aktivitäten wie der Besuch des Theaters oder von Konzerten. Möglicherweise aufgrund des höheren Durchschnittsalters haben Bars, Discos oder Nachtclubs eine geringere Bedeutung. Laila ist mit 29 eine der jüngsten Teilnehmerinnen, welche Berlin unter anderem durch das Nachtleben für sich entdeckt hat. Unabhängig vom Alter schätzen Teilnehmende in den deutschen Großstädten diese Möglichkeiten, welche zahlreicher und diverser vorhanden sind als in der Schweiz.

Vereine oder Organisationen dienen teilweise als bewusste Strategie, um persönliche Netzwerke aufzubauen, stellen aber auch einen wichtigen Teil der Lebensgestaltung dar. Teilnehmende mit Familie oder sehr anspruchsvollen Jobs hatten seltener die Gelegenheit, aktiv Mitglied eines Vereins zu werden. Vereine, die auf Nationalitäten oder der Affiliation zu einem Land basieren, stellen eine gute Möglichkeit dar, im Alltag die Sprache und Traditionen zu praktizieren und den Austausch mit Menschen zu suchen, die diese Bedürfnisse teilen. Auf Heimatvereine gehe ich im folgenden Kapitel der Zugehörigkeit erneut ein. Zusätzlich stellen Musik- oder Sportvereine eine der besten Möglichkeiten dar Freundschaften und eine Gemeinschaft aufzubauen. Eine Ausnahme mit Bezug zur Schweiz stellt ein Hamburger Jodelchor dar, welcher durch Mitglieder des Schweizer Vereins gegründet wurde. Die Mitglieder sind nicht ausschließlich Schweizer*innen, trotzdem ist der Bezug zur Schweiz und zur Pflege der eigenen Traditionen klar. Im Normalfall geht es den Teilnehmenden aber um körperliche Ertüchtigung oder musikalische Betätigung.

7.2.2 Der Arbeitsalltag zwischen Wertschätzung und Work-Life-Balance

Um neun Uhr ist dann Znüni, also das war eins der ersten Dinge, die mir mein Chef gesagt hat: Um nüni ist Znüni. Da gibt es dann Kaffee und Gipferl, diese Buttergipferl. Um 12 ist Mittag, Zmittag, und am Vieri ist Zvieri, um vier Uhr ist Zvieri, da gibt es dann nochmal Kaffee und Kuchen oder sowas. Und ich soll da doch bitte dabei sein, weil das fördert so das Gemeinschaftsgefühl. Gut, dann haben wir das gemacht (Richard, 53/DE).

Für viele Teilnehmende bedeutete die Migration im beruflichen Kontext die Weiterführung bisheriger Tätigkeiten an einem neuen Ort. Wenn keine Beförderung, eine Erweiterung der Verantwortlichkeiten oder ein kompletter Berufswechsel erfolgte, suchten und fanden viele Teilnehmende Arbeitsstellen, in denen sie ausgebildet waren und bereits Berufserfahrung gesammelt hatten. Wie im Kapitel zur Wahrnehmung beschrieben, gibt es kulturelle Unterschiede, welche im Berufsleben zum Vorschein kommen und eine gewisse Umstellung bedeuten. Gleichzeitig war der Beruf für die meisten Teilnehmenden

der Lebensbereich, welcher schnell wieder durch eine Routine und eine Alltäglichkeit geprägt war. Zudem bietet der Arbeitsplatz Stabilität und die Möglichkeit soziale Kontakte zu knüpfen. Wie bei Richard ersichtlich ist, tauchen die Teilnehmenden oft in eine neue Arbeitskultur ein, im Vordergrund steht aber die praktische Teilnahme am neuen Arbeitsplatz.

Bis auf Jonas, welcher seine Theaterstücke auf seine schweizerische Identität stützt, war die Aushandlung der migrantischen Identität bei niemandem zentral. Im Gegenteil finden sich lange berufliche Biographien und Zeitspannen, welche kaum Bezug zum Thema Migration haben, so beispielsweise bei **Joachim**:

Ich habe in Basel Nationalökonomie studiert, [...] dann promoviert. Die Promotion war 1978 als Ökonom, dann habe ich in der Versicherungswirtschaft in Basel für 13 Jahre gearbeitet, dann 14 Jahre bei der [xy] Versicherung. [...] Nach einem Umstrukturierungsprozess fand ich eine Anstellung beim Bund in Bern, ... (Joachim, 71/CH).

Joachim war bereits einige Jahre in Rente, als wir uns zum Interview trafen. Entsprechend umfangreich war sein Lebenslauf. Zu Beginn seines Arbeitslebens in der Schweiz bemerkte Joachim kulturelle und sprachliche Unterschiede, mit der Zeit verschwammen diese. Die Betrachtung seines beruflichen Werdegangs gibt keine Hinweise auf seine Herkunft: Tatsächlich ist er seit vielen Jahren eingebürgert, spricht Dialekt und sieht sich als Schweizer⁵.

Bei Martha war das Arbeitsleben durch Kontinuität gekennzeichnet: Sie arbeitete nach einigen teilweise ehrenamtlichen Positionen 27 Jahre im gleichen Büro in Hamburg. »[19]74 hatte ich angefangen, und ich habe das [...] einige Jahre gemacht, mittlerweile war ich in der Transportabteilung, habe die großen Schiffe versichert und die kleinen Bötchen versichert, solche Sachen« (Martha, 83/CH). Für die Arbeit musste sie die Deutsche Einheitskurzschrift, das nationale Stenografie-System Deutschlands, erlernen, den meisten Lernbedarf hatte sie jedoch wegen steigender und neuer Verantwortlichkeiten, nicht aufgrund ihres Migrationshintergrundes.

Bei fast allen arbeitstätigen Teilnehmenden war der Arbeitsplatz in der Nähe des Wohnortes, damit war die Arbeit Teil der Erfahrungen im Zielland. Die Mehrheit der Teilnehmenden beurteilen ihre Arbeitsstelle positiv und verbleiben oft längerfristig beim selben, insbesondere beim ersten, Arbeitgeber im Zielland. Ein Beispiel: Jan ist seit Beginn seines Aufenthaltes in der Schweiz bei derselben Firma angestellt. Er ist mit dem Lohn und den Arbeitsbedingungen zufrieden, gerade im Vergleich zu Deutschland, und sieht daher keinerlei Veränderungsbedarf. Meist erhielten die Teilnehmenden einen unbefristeten Vertrag, was für die bürokratischen Vorgänge (Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung) vorteilhaft ist und den Teilnehmern erlaubt, sich unbesorgt einzuleben. Je länger die Aufenthaltsdauer, desto eher haben Teilnehmende einen oder mehrere Jobwechsel hinter sich. Entsprechend treten auch hier Faktoren in den Vordergrund, welche

5 Als solcher hat er sich auch bei mir gemeldet, da er nach der Rente als Schweizer nach Deutschland ausgewandert ist. Joachim besitzt als einer der wenigen in Deutschland geborenen Teilnehmenden die alleinige Schweizer Staatsbürgerschaft.

nicht direkt mit der Migration in Verbindung stehen, sondern mit Vorstellungen einer guten Arbeitsstelle.

Neben einem guten Verdienst sind langfristige Entwicklungsmöglichkeiten und Aufstiegschancen aber auch die Work-Life-Balance ein wichtiger Indikator für die Zufriedenheit. Nina fand nach einem Jobwechsel eine Arbeitsstelle, bei der ihr »*Potenzial anerkannt*« wird (Nina, 39/CH). Ihr Arbeitgeber schätzt sein Team mit diversen fachlichen Hintergründen, welche unterschiedliche Denkweisen und Methoden mitbringen. Auch in der persönlichen Entwicklung wird das Team unterstützt. Dies ist bei Nina gepaart mit einem spannenden fachlichen Schwerpunkt und einem abwechslungsreichen Arbeitsalltag. Für Nina sind als Mutter von drei Kindern zudem flexible Arbeitszeiten sowie die Möglichkeit, von zuhause aus und mit einem reduzierten Pensum zu arbeiten, ausschlaggebend für die berufliche Zufriedenheit. Jegliche Veränderungen im Berufsleben – ein anderer Arbeitsort, veränderte Arbeitszeiten etc. – sind für sie begleitet von aufwändigen Anpassungsprozessen. Im Spannungsfeld zwischen Familie und Beruf geht es darum, den Kindern gerecht zu werden und gleichzeitig eine persönliche Erfüllung zu finden. Ein herausforderndes und spannendes Arbeitsfeld, die Möglichkeit der individuellen beruflichen Entwicklung sowie eine gute Vereinbarkeit von Arbeit und Privatleben sind drei Aspekte, welche von Teilnehmenden unabhängig von der Länderwahl, des Arbeitsfeldes und der persönlichen Situation wiederholt als Zufriedenheitsfaktoren erwähnt werden.

Abgesehen von Angestellten finden sich in meinem Sample einige Selbstständige, welche ihre berufliche Existenz im Zielland aufgebaut haben⁶. Durch die Selbstständigkeit sind viele von ihnen örtlich gebunden. Wenn sie nicht im Besitz von Immobilien oder anderer Infrastruktur sind, so haben sie sich trotzdem einen Ruf und einen Kund*innenstamm an einem bestimmten Ort aufgebaut, welcher nicht einfach transferierbar ist. Immaterielle und intellektuelle Güter bieten eine gewisse Flexibilität, trotzdem müssen Kund*innen vorhanden sein, welche die Produkte kennen und schätzen. Kenntnisse des Marktes vor Ort sind für Selbstständige unerlässlich, weswegen Teilnehmende diesen Schritt meist erst nach mehreren Jahren im Zielland wagen und auch dann weiterhin intensiv an ihrem Kund*innenstamm arbeiten. Die Selbstständigkeit ist somit ein langfristiges Projekt, welches oft mit der Wahl des Ziellandes als endgültiges Zuhause einhergeht.

Aspekte von Transnationalität sieht man erneut einseitig: Schweizer*innen erhalten oder erweitern ihr Netzwerk in die Schweiz. Ein Standbein in der Schweiz aufzubauen, bietet für Schweizer Selbstständige im Ausland viele Vorteile, wobei die finanziellen offensichtlich sind: »*Einerseits natürlich finanziell zu einem Teil, aber auch weil, ich habe in der Schweiz früher auch gearbeitet, und ich fand, dass das Arbeitsklima in der Schweiz immer sehr gut*

6 Jette ist Inhaberin eines Kosmetikstudios mit eigener Produktreihe in der Schweiz, Eric besitzt sein eigenes Restaurant, Alexandra arbeitet teilweise als selbstständige Grafikdesignerin, Tessa arbeitet als Business- und Karrierecoach und Richard hat sich in seinem Arbeitsbereich als Ingenieur selbstständig gemacht und ist Chef zweier Firmen. Beim Schweizer Sample sieht man die Dominanz von kreativen Berufen, welche oftmals zu einer Selbstständigkeit führen: Alice hat ihre eigene Beratungsfirma, Romina ist teilweise als selbstständige Beraterin tätig, Susann ist freie Journalistin und Autorin, Jonas führt mit seinem Partner ein Theater und Arnold hat seine eigene Maklerfirma.

war« (Romina, 38/CH). Die finanziellen Vorteile allein sind für Romina nicht entscheidend, trotzdem lohnt sich die Zeit und Arbeit für deutsche Selbstständige kaum, da der Profit in Deutschland geringer ausfallen würde. Wie beim Aufbau der Selbstständigkeit sind auch bei der Erweiterung des Marktes viele Aspekte zu beachten. »Das sind so Gedankenexperimente, weil ich ja auch selbstständig bin, dass ich versuche berufliche Kontakte in die Schweiz zu knüpfen« (ebd.). Romina ist entsprechend vorsichtig und setzt sich langfristig mit ihren Optionen auseinander. Susann, welche sowohl in der Schweiz als auch in Deutschland ein Standbein hat, arbeitet bereits seit über 20 Jahren in beiden Ländern und baute ihre Karriere in Deutschland langsam auf, während sie noch in der Schweiz tätig war. Die Intensität der Arbeit in der Selbstständigkeit stellt für Jonas das große Hindernis dar; sein Theater hat Priorität und beansprucht zu viel seiner Zeit, als dass er zusätzlich in der Schweiz Gastspiele veranstalten könnte.

Als Teil von Lebensstilmigration ist eine Verbesserung der bisherigen Lebensverhältnisse angestrebt, allerdings muss sich dies nicht zwingend in höherer Zufriedenheit im Arbeitsleben widerspiegeln. Es finden sich überall gute und schlechte Arbeitgebende, Kolleg*innen oder Vorgesetzte, welche die Arbeitskultur entscheidend prägen. Teilnehmende, welche vorrangig ihre finanzielle Situation verbessern wollten, vernachlässigen die Jobzufriedenheit oft und verbleiben in Stellen, welche ihnen keine Erfüllung bringen. Essenziell erfüllen sie ihren Soll, sind aber darüber hinaus nicht in ihre Arbeit engagiert: Arbeit ist Arbeit, nicht mehr. Dies verdeutlicht, dass ökonomische Motive bei der Migration nicht mit einem späteren Fokus auf die Arbeit einhergehen müssen, sondern im Gegenteil eine Priorisierung der eigenen Zukunft, von Freunden, Familie, Freizeit oder anderem ermöglichen können.

Die Mehrheit der Teilnehmenden ist allerdings mit ihrem Arbeitsleben zufrieden und hat tendenziell eine Verbesserung festgestellt. Meist ist dies verknüpft mit einer ganzheitlich höheren Lebensqualität, jedoch gibt es bestimmte Aspekte des Arbeitslebens, welche hervorgehoben werden. Für Deutsche Teilnehmende bleibt der höhere Verdienst ein wichtiges Kriterium der Zufriedenheit, welches oft mit Wertschätzung verbunden ist. Interessant ist dies insbesondere bei Berufen, welche im Zielland eine grundsätzliche Aufwertung erfahren. Dies zeigt die Einbettung von individueller Zufriedenheit in größere Strukturen, welche die Migration für bestimmte Berufsgruppen attraktiver macht als für andere. Ein wichtiger Aspekt ist die Selbsterfüllung, welche durch die eigene Wirkmächtigkeit und das Verfolgen eigener Ziele einhergeht:

Mein Arbeitsleben war noch nie so glücklich wie hier in Hamburg. Ich kann jetzt machen [was ich will], früher war ich angestellt, früher musste ich Dinge tun, die überhaupt nicht meins waren, wozu ich keine Lust hatte. Deutschland hat mich befreit in meinem Arbeitsleben – seit ich hier bin, mache ich, was ich wirklich will (Jonas, 53/CH).

Bei vielen Teilnehmern war die Migration ein großer Schritt, das Leben nach den eigenen Vorstellungen zu gestalten und aus sicheren Strukturen auszubrechen. Die Einsicht, das eigene Leben gestalten zu können, wirkt sich in allen Lebensbereichen aus: man muss nicht resignieren, wenn man unzufrieden oder unglücklich ist.

7.3 Leben mit Kindern: Betreuung und Erziehung abseits vertrauter Strukturen

Ich kannte dieses ganze Leben mit Kindern in einem Wohnquartier ja erstmal noch gar nicht und hatte mir bestimmte Bilder gemacht, wie ich möchte, dass meine Kinder aufwachsen, ja? Mit einer intakten Natur, mit einer Spielstraße, wo die Kinder draußen rumlaufen können, wild Fahrrad fahren können, ja, so verschiedene Dinge (Ida, 50/DE).

Das Leben mit Kindern im Migrationskontext verändert die Erfahrung des Ankommens grundlegend. Mit der Familiengründung oder dem Aufwachsen der Kinder im Zielland verschiebt sich der Fokus von der individuellen Integration hin zu einer alltäglichen Aushandlung zwischen unterschiedlichen sozialen, kulturellen und institutionellen Logiken. Eltern versuchen, ihre eigenen Vorstellungen eines guten Lebens mit den neuen Bedingungen vor Ort zu verbinden und zugleich auf die Bedürfnisse ihrer Kinder einzugehen – Kinder, die oft müheloser zwischen zwei Kulturen hin- und herwechseln. Diese Aushandlungen finden sowohl zu Hause als auch außerhalb statt: Im Familienalltag geht es um Sprache, Erziehung und Zugehörigkeit, während im Bildungssystem die Unterschiede institutioneller Ordnungen und gesellschaftlicher Erwartungen besonders sichtbar werden.

Die Migration und der kulturelle Rahmen sind jedoch nicht die einzigen Einflüsse auf die Kinder, auch allgemeine Veränderungen in einem zeitlichen Rahmen zwischen der Eltern- und Kindgeneration müssen beachtet werden. Aufgrund einfacherer Kommunikationsmöglichkeiten und Besuche verfolgen viele Teilnehmende auch das Leben von Freund*innen und Bekannten im Heimatland, welche zu ähnlichen Zeiten eine Familie gründen. Daher werden Vergangenheit und Gegenwart beider Länder als Vergleichspunkt herangezogen. Beim Thema Kinder kamen auch vermehrt innerdeutsche Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland zum Vorschein. Grundsätzlich sehen Teilnehmende aus den neuen Bundesländern in den meisten Bereichen mehr Konfliktpotenzial, da sich beispielweise Vorstellungen von Geschlechterrollen und der Vereinbarkeit von Familie und Beruf zwischen den neuen Bundesländern und der Schweiz deutlicher unterscheiden. Aus der Schweiz nach Deutschland sind die Nachwirkungen der Deutschen Teilung nicht sichtbar geworden, da alle Teilnehmenden in ehemaligen westdeutschen Bundesländern bzw. Westberliner Bezirken wohnen.

Als Erwachsene werden die Teilnehmenden bereits mit vielen Aspekten der Kultur und des Systems konfrontiert, welche sie nicht verstehen. Als Eltern müssen sie mit bestem Wissen und Gewissen Entscheidungen treffen, obwohl sie keinen eigenen Einblick in die Lebenswelt der Kinder haben. Auch in anderen Fällen europäischer Migration stellt fehlendes Wissen z.B. eine Hürde für die Bildungschancen der Kinder dar (Castro-Martin/Cortina 2015: 121). Ohne sprachliche Hürden ist es den Teilnehmenden einfacher möglich, sich in das neue System einzuarbeiten, es fehlt jedoch der persönliche Erfahrungswert. Ida und ihr Mann mussten einerseits Entscheidungen für die Bildungslaufbahn ihrer Kinder treffen, und sich andererseits wiederholt mit »Problemen« anderer Eltern und Lehrer*innen beschäftigen, welche für sie keine waren

– wie das Aussehen der Znünidose oder nicht richtig abgestellte Finken⁷. »Wir standen immer wieder davor und haben uns gedacht, was ist das denn jetzt wieder?« (Ida, 50/DE). Die implizite Erwartungshaltung von Lehrer*innen und der Schule waren für Ida zunächst unverständlich, so dass die Familie oft erst durch Fehler lernte.

Die Herkunft der Eltern hat großen Einfluss darauf, wie sie das Leben mit Kindern erleben und gestalten. Sind beide Elternteile aus dem gleichen Land, bilden sie eher eine Einheit und setzen sich von außen her mit dem Zielland auseinander. Ihr Partner stellte für Ida eine große Stütze dar und verstand ihre Perspektive. Gleichzeitig fehlt oft das Verständnis für bestimmte Prozesse. Dies ist wiederum ein Vorteil von gemischten Paaren. Bei deutsch-schweizerischen Paaren⁸ kann ein Elternteil als Vermittler*in fungieren und persönliche Erfahrungen besser einordnen. Dies kann aber genauso zum internen Konfliktpunkt werden. Sind die Eltern aus zwei unterschiedlichen Ländern, so wird die Kernfamilie umso mehr ein zentraler Ort für die Aushandlung der Kultur und Lebenswelt.

In meinem Sample finden sich sowohl Familien, deren Kinder im Herkunfts- als auch im Zielland geboren wurden; nur wenige Eltern sind ohne ihre Kinder migriert. Die meisten Kinder haben den größten Teil ihres Lebens im Zielland verbracht. Kinderlose Teilnehmende waren nicht von der Thematik ausgeschlossen – insbesondere bei bestehendem Kinderwunsch oder in Partnerschaften spielten Überlegungen zur Familienplanung, Kinderbetreuung und zum Schulsystem eine wichtige Rolle. Konkrete Erfahrungen stammen jedoch überwiegend von Eltern.

Ich widme mich in diesem Abschnitt spezifisch vier Aspekten, welche beim Leben mit Kindern dominant zum Vorschein kommen. Wichtige Themen im täglichen Leben sind das staatliche System, die Betreuung und Unterstützung bei der Kindererziehung sowie die Schulbildung. Im eigenen Zuhause findet vermehrt die Auseinandersetzung mit Werten und Normen in der Kindererziehung statt. Dies zeigt sich einerseits durch den Konflikt oder die Balance zwischen den Kulturen, aber auch durch den Fokus auf den Erhalt bestimmter Lebensweisen und Traditionen. Auf all diese Aspekte gehe ich in der Folge ein.

7.3.1 Kinderbetreuung fernab der Familie

Dadurch, dass mir hier die Großmutter fehlt, sind es häufig die Ersatzgroßmütter aus der Schweiz, aus dem Schweizer Verein, welche, wenn es mal wieder nicht aufgeht, einspringen und unterstützen (Annemarie, 37/CH).

Migrant*innen leben oft weit weg von alten und familiären Netzwerken, wodurch diese Form der Stütze bei der Kinderbetreuung wegfällt. Neu interpretierte Familienbeziehungen wie bei Annemarie finden sich selten. Gleichzeitig entfallen Freundschaftsnetz-

7 Brotdose und Hausschuhe

8 Bei der Konstellation von Paaren aus dem Heimatland und einem Drittland fehlt ebenfalls das Wissen, gleichzeitig kann es aufgrund kultureller Unterschiede interne Konflikte geben. Diese Konstellation fand sich jedoch nur bei einem Fall, weswegen ich hier nicht weiter darauf eingehe.

werke, welche zum Teil seit der Kindheit bestehen, in denen die Familienplanung oftmals zeitgleich läuft. »Das ist ja immer so dieser romantische Kindertraum, die gemeinsamen Freunde, die Kinder wachsen gemeinsam auf« (Alexandra, 33/DE). Alexandras Freunde werden ebenfalls Eltern, wohnen jedoch über 800 Kilometer entfernt. Sie lebt als einzige im Ausland und muss Alternativen für die früher bestehenden Netzwerke finden.

Durch den teilweisen oder kompletten Wegfall des familiären Netzwerkes sind die Teilnehmenden umso mehr abhängig von institutionalisierten Angeboten zur Kinderbetreuung. Wie bereits beim Sozialsystem festgestellt, hängt in der Schweiz mehr von den individuellen Bedingungen und vom Arbeitsgeber ab, während in Deutschland vermehrt staatliche Leistungen zur Kinderbetreuung vorhanden sind. Entsprechend variieren die Erfahrungen der deutschen Teilnehmenden, je nachdem, wie die individuelle Betreuungssituation ausfällt. Es gibt jedoch noch weitere systemische Unterschiede.

In Deutschland und in vielen anderen europäischen Ländern sind 40 Wochen Elternzeit die Normalität. In der Schweiz hingegen erhalten Mütter lediglich 14 Wochen, Väter sogar nur zwei (Pro Juventute 2023). Hinzu kommen die Kosten für die Kinderbetreuung für die wenigen Kita-Plätze, wenn beide Elternteile arbeiten wollen oder müssen: »Weißt du, was ein Kind in der Schweiz kostet, ein Kleinkind? Da sind wir [...], je nachdem, ob du einen subventionierten Platz von deinem Arbeitgeber hast, zwischen 1500 und 2400 pro Monat, [um] den Winzling in die Kinderkrippe zu geben« (Lisa, 33/DE). Die Kosten für die Kinderbetreuung werden entsprechend gegen den Verdienst der Eltern aufgewogen. Meist zeigt sich, dass sich die Arbeitstätigkeit für den geringer verdienenden Elternteil – oft die Mutter – finanziell nicht lohnt bzw. sich die Kosten und der Verdienst ausgleichen. Spätestens bei zwei Kindern übersteigen die Kosten oft den Verdienst. Dies bringt wiederum negative Konsequenzen für Frauen im Alter oder bei einer Trennung.

Betrachtet man die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, zeigt sich ein klares Bild: In der Schweiz besuchen prozentual weniger Kinder Kindertagesstätten oder andere Betreuungsangebote als in Deutschland. In Deutschland besuchten 2018 über 90 % der Kinder zwischen drei und fünf Jahren eine Vorschule oder Kindertagesstätte, in der Schweiz sinkt diese Zahl auf unter 50 % (OECD 2020b: 169). Obligatorische Bildungsangebote beginnen in der Schweiz ab einem Alter von vier oder fünf Jahren⁹ und decken lediglich 10–20 Stunden pro Woche ab. Zwischen den alten und neuen deutschen Bundesländern gibt es jedoch ebenfalls einen starken Kontrast. In Ostdeutschland werden bereits 66 % der 1-Jährigen und 85 % der Zweijährigen in Kindertagesstätten betreut. In Westdeutschland werden lediglich 31 bzw. 58 % der Kinder in Kitas betreut (Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2020: 7). Der Einfluss des sozialistischen Gesellschaftsmodells in Ostdeutschland ist bis heute sowohl in der Sozialisierung der Teilnehmenden als auch in aktuellen Statistiken sichtbar.

Die Schweiz hat mit 63 % zwar die zweithöchste Frauen-Erwerbsquote in der EU (Deutschland: 56,5 %), 62,3 % der Frauen arbeiten jedoch nur in Teilzeit (BFS 2019a). Für Alexandra ist die Erklärung dafür schnell gefunden: »Weil halt in der Schweiz immer noch dieses Bild vorherrscht, Frauen an den Herd« (Alexandra, 33/DE). Diese Aussage scheint sich teilweise zu bestätigen, wenn es um Mütter geht: »This disproportion of women in gainful employment is mainly an effect of the lower labour market participation rates of women with dependent

9 Alter zu Beginn des Schuljahres.

children, because women without children actually show much the same labour market participation rates as do men« (Bühler/Meier Kruker 2002: 307). In der Schweiz dominiert damit ein Modell, in dem Männer meist in Vollzeit erwerbstätig sind, während Frauen ihre Arbeitszeit zugunsten der Kinderbetreuung reduzieren.

Dies steht nicht im Widerspruch zu individuellen Abmachungen in Familien, wo beide Elternteile Teil- oder Vollzeit arbeiten. Alexandra ist nach dem Mutterschaftsurlaub wieder in den Beruf eingestiegen, doch da beide Elternteile arbeiten und die Großeltern in Deutschland leben, gestaltet sich die Kinderbetreuung mit drei Kindern schwierig. Möglich wird ihre Familienplanung durch flexible Arbeitszeiten und ein reduziertes Arbeitspensum: *»Du kannst auch 40 % arbeiten oder 50, oder 35 %, also diese Flexibilität, die ist hier irgendwie viel mehr gegeben als in Deutschland*« (Alexandra, 33/DE). Nach der Geburt des zweiten Kindes fand sie einen Job, in welchem sie 80–100 % arbeiten sollte; sie verhandelte jedoch geringere Arbeitszeiten und stieg mit 50 % ein. Für Väter ist eine Reduzierung auf eine 80 %-Stelle meist ohne Problem möglich, wovon auch ihr Mann Gebrauch machte. Die Arbeitgebenden sind bei der Familienplanung ein wichtiger Partner für Eltern, da sie über die gesetzlichen Mindestvorgaben hinaus bessere Konditionen für ihre Mitarbeitenden bereitstellen können. Arbeitgebende subventionieren u. a. Kita-Plätze für die Kinder von Mitarbeitenden oder ermöglichen die Reduktion der Arbeitszeiten.

In der Schweiz passt die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau jedoch scheinbar eher zu einer Grundhaltung der Bevölkerung: 34,5 % der Männer und 38,5 % der Frauen geben an, dass kein Hindernis bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf besteht, in Deutschland liegt dieser Wert bei 39,1 % für Männer und 65,8 % für Frauen (Bundesamt für Statistik 2020a: 16–17). Die Erwartungen an die Vereinbarkeit von Familie und Beruf scheinen in Deutschland bei besseren Grundvoraussetzungen höher. Dies heißt in der Erweiterung tendenziell: Schweizer Teilnehmende treffen mit niedrigen Erwartungen auf gute Betreuungsangebote, während deutsche Teilnehmende eine Verschlechterung wahrnehmen.

Für Lisa wäre es unvorstellbar, Hausfrau zu werden: *»Also ich könnte nicht 3 Jahre zuhause bleiben, ich würde ausflippen*« (Lisa, 33/DE). In ihrer Beziehung ist Lisa momentan diejenige, welche ihre Karriere verfolgt – und der Mann wird Hausmann. Derartige Konzepte sind möglich, allerdings nicht vom Staat gefördert. Bei Livia und Mario zeigt sich das gleiche Prinzip aus der Schweizer Perspektive. *»Für mich war immer wichtig, dass ich nur ernsthaft mit jemandem zusammenkomme und Kinder habe, der mich vollends dabei unterstützt, dass ich immer 100 % arbeite. Ich sitze nicht nur zuhause und putze meinen Kindern den Hintern*« (Livia, 44/CH). Livia und ihr Mann Mario konnten diese Vereinbarung in der Schweiz, den USA und auch in Deutschland durchsetzen.

Während viele deutsche Teilnehmerinnen – nicht zuletzt durch ihre Sozialisierung geprägt – in der ausschließlichen Mutterrolle keine Erfüllung finden, wählen andere bewusst oder aufgrund ihrer Lebensumstände das Leben als Hausfrau. **Amalia** gehörte zu letzteren: *»Er hat dann Jobs gehabt, wo er wirklich wahnsinnig gut verdient hat, dann war das auch so gar nie eine Option zu arbeiten. Mir hat es auch gereicht, daheim zu sein mit den Kindern*« (Amalia, 44/DE). Das Schweizer-Modell hat jedoch offensichtliche Schwachstellen. Nach einer Scheidung stand Amalia mit vier Kindern zwischen 9 und 15 allein da und musste sich fernab der Herkunftsfamilie um die Betreuung kümmern. In Vollzeit einer Arbeit nachzugehen ist momentan für sie nicht möglich, was sich in ferner Zukunft auch auf

ihre Rente auswirken wird. Das Schicksal teilt Amalia mit vielen Müttern, welche längere Zeit aus dem Arbeitsleben scheiden, um sich um ihre Kinder zu kümmern.

Eine Rückkehr nach Deutschland wäre möglicherweise mit besseren Betreuungsangeboten und der Nähe zu einem familiären Netzwerk verbunden. Das ist jedoch nicht so simpel. Alexandra erwog nach der Trennung von ihrem Mann die Rückkehr nach Deutschland, was ihr jedoch aufgrund eines Sorgerechtsstreits verwehrt blieb. »Der Gerichtsprozess läuft immer noch, also seit viereinhalb Jahren inzwischen« (Alexandra, 33/DE). Solange der Vater sein Besuchsrecht nicht aufgibt, wird diese Situation wahrscheinlich auch nach der Beilegung des Sorgerechtsstreits bestehen bleiben. Bei Viktoria war dies der Grund, wieso sie ihren Sohn zurücklassen musste und allein in die Schweiz gezogen ist. Ihr Mann wollte erst ebenfalls in die Schweiz ziehen, entschied sich letztlich aber dagegen. Die Ehe zerbrach und Viktoria entschied sich trotzdem für die Schweiz – damit stellt sie eine große Ausnahme dar. Mehrere Teilnehmerinnen verblieben gezwungenermaßen im Zielland, weil sie nicht mit den Kindern ins Heimatland zurückkehren durften. Aufgrund der besseren Grundbedingungen in Deutschland ist der Wunsch zur Rückkehr bei deutschen Teilnehmerinnen jedoch größer.

Ob Alexandra ohne den Sorgerechtsstreit noch in der Schweiz wäre, ist schwierig zu sagen. Mittlerweile hat sie ein neues Glück gefunden und sieht wieder vermehrt Gründe, in der Schweiz zu bleiben: »Es hat halt auch viele Vorteile und die überwiegen« (Alexandra, 33/DE). Durch die Reduzierung der Arbeitszeit auf 50 % und 80 % hat sie mit ihrem neuen Partner einen Weg gefunden, der für beide und die drei Kinder passt. Im Hinblick auf den Schulbesuch ihrer Kinder ist sie sogar positiv gestimmt. »Es ist nicht so wie in Deutschland, manche gehen in den Kindergarten, manche gar nicht, und dann treffen sie alle in der Schule aufeinander« (Alexandra, 33/DE). Wie genau das institutionalisierte Schulsystem in den beiden Staaten greift, zeige ich im folgenden Kapitel.

7.3.2 Schulsystem als Weichenstellung der nächsten Generation

Wir haben uns natürlich ganz, ganz, ganz bewusst und zwar mit ganz viel Energie und letztendlich auch Geld gegen das hiesige Schulsystem gestellt (Ida, 50/DE).

Idas Aussage verdeutlicht, wie stark die Entscheidung für oder gegen bestimmte Bildungswege mit moralischen Vorstellungen von guter Elternschaft und einer »richtigen« Erziehung verknüpft ist. Mit dem Umzug in ein anderes Land geraten vertraute Orientierungen unter Druck: Die eigenen, durch Sozialisierung geprägten Vorstellungen eines guten Lebens und einer angemessenen Bildung treffen auf andere institutionelle Rahmenbedingungen und kulturelle Erwartungen.

Die allgemeine Schulpflicht beginnt in der Schweiz mit 4 oder 5 Jahren und endet mit 15¹⁰. Kinder zwischen 4 und 7 besuchen ein oder zwei Jahre den Kindergarten, bevor sie eingeschult werden¹¹. Von 6 oder 7 bis 12 Jahren besuchen Kinder die Primarschule, ge-

10 Das Alter bezieht sich auf das Alter zum Beginn des Schuljahres im August. Entsprechend gibt es – auch im Deutschen System – immer eine Varianz von einem Jahr.

11 Darauf bezieht sich Alexandra am Ende des letzten Abschnitts: In Deutschland besteht keine Pflicht für Kinder, eine Vorschule zu besuchen, auch wenn diese Angebote häufig genutzt werden.

folgt von der Sekundarschule mit 13 bis 15 Jahren. Die höhere Sekundarbildung schließen Jugendliche üblicherweise mit 19 Jahren ab. In Deutschland umfasst die Bildungspflicht das Alter von 6 bis 18, welches in vier Jahre Primarschule (Alter 6–9), gefolgt von 6 Jahren Sekundar- (Alter 10–15) und drei Jahren höherer Sekundarschule (Alter 16–18) eingeteilt ist (OECD 2020b: 446). In beiden Ländern können Kinder die Schule nach 9 Schuljahren beenden und einer Berufsausbildung nachgehen. Die Quote der Kinder, welche in Deutschland das Gymnasium besucht und ihre Schulbildung mit dem Abitur als Hochschulzugangsberechtigung beendet (39,9 %), ist höher als die der Gymnasiast*innen in der Schweiz (22,1 %) (Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2020: 9, Bundesamt für Statistik 2022a).

Das Abitur wird vielerorts in Deutschland als Notwendigkeit erachtet, während diese Ansicht bezüglich der Matura nicht herrscht. »Aktuell erwerben nur etwa 20 Prozent eines Jahrgangs in der Schweiz die Matura [...], was somit eine gewisse Elitebildung bedeutet und vom Staat so gewollt ist« (Reihl 2009: 57). Die niedrige Quote der Gymnasiasten in der Schweiz ist auch unter den Teilnehmenden bekannt. »In St. Gallen gehen, glaube ich, 80 % der Schüler nach der 9. Klasse von der Schule ab« (Ida, 50/DE). Grundsätzlich ist also das Wissen vorhanden, dass weniger Schüler*innen in der Schweiz das Gymnasium besuchen. Trotzdem hält sich bei den deutschen Teilnehmenden – und deutschen Migrant*innen allgemein (Abrassart et al. 2020: 3326) – unabhängig von ihrem Bildungsstand die Ansicht, dass ihre Kinder das Gymnasium besuchen müssen, um später ein Studium zu absolvieren und für den Arbeitsmarkt gerüstet zu sein.

Es ist wichtig zu erwähnen, dass der Bildungsstand der Eltern sicherlich einen Einfluss auf die Erwartungen an das Schulsystem und die Bildung der Kinder hat (Ichou 2014; Spera/Wentzel/Matto 2009), allerdings verläuft der Konflikt beim Thema Matura/Abitur und Studium in meinem Sample vermehrt entlang nationaler Differenzen. Auch tertiär gebildete Schweizer Teilnehmende stellen sich gegen den scheinbaren Zwang, ein Abitur zu erlangen: »Ich finde diesen Gymnasial-Hype völlig übertrieben« (Livia, 44/CH). Livia ist promovierte Mikrobiologin und auch ihr Mann hat einen Masterabschluss, trotzdem reihen sich ihre Aussagen an die anderer Schweizer Teilnehmender mit und ohne Tertiärbildung – und in einen generellen Konsens der Zuschreibung eines höheren sozialen Status für berufliche Abschlüsse (Bolli/Rageth/Renold 2018).

Was Castro-Martin und Cortina bei europäischer Migration beobachten, scheint auch im Falle von Deutschen in der Schweiz teilweise zuzutreffen. »At the same time, those European migrants who do have children in the country of destination still face the challenges of an educational system with which they are not familiar« (Castro-Martin/Cortina 2015: 121). Die Teilnehmenden sind in vielen Fällen nicht vertraut mit dem Schulsystem und begegnen deswegen diversen Hürden, was jedoch nicht wie befürchtet dazu führt, dass die Kinder schlechtere Bildungswege anstreben würden. Im Gegenteil – sie streben öfters einen höheren Bildungsweg an.

Obwohl die Schweizer Norm anders aussieht, erachtete Ida es für die Entwicklung ihres Kindes als wichtig, dass sie weiterhin die Schule besucht. Sie sah bei ihrer Tochter

In der Schweiz beginnt die Schulpflicht vor der Einschulung, der Kindergarten dient entsprechend als Möglichkeit, die Fertigkeiten von Kindern auf ein ähnliches Niveau zu heben.

inhaltlichen und seelischen Nachholbedarf, für den sie in der Schule in einem geschützten Raum Zeit erhalten sollte. Zuvor war die Familie sechs Jahre zurück nach Berlin gezogen, da die Tochter in der Schule große Probleme hatte. Ida hatte in der Schweiz nach einer Alternative zur staatlichen Schule gesucht und fand in einer Privatschule die richtige Unterstützung. Auch andere Teilnehmende bewerten das Schweizer Schulsystem als streng und glauben, dass zu viel Druck auf die Kinder ausgeübt wird. »*Es sind ja immer noch Kinder*« (Alexandra, 33/DE). Ida erhielt für ihre Entscheidung einiges an Gegenwind aus dem Umfeld: »*Unsere Kinder müssen nicht auf so eine Schule gehen, die sind ja klug*« (Ida, 50/DE). Viele Konzepte von individueller Förderung sind in der Schweiz noch nicht angekommen und werden in der Leistungsgesellschaft als Schwäche angesehen. Gleichzeitig scheinen deutsche Teilnehmende ihre Kinder aufs Gymnasium schicken zu wollen, auch wenn diese dort teilweise überfordert sind.

Insbesondere der Übergang zum Gymnasium bereitet Teilnehmenden Sorge: »*Es ist halt sehr streng, das Schulsystem, auch wenn du aufs Gymnasium gehen möchtest, muss man ja so eine Gymi-Prüfung machen und das ist wohl mit sehr viel Druck verbunden*« (Alexandra, 33/DE). Je nach Kanton ist das Schulsystem in der Schweiz unterschiedlich organisiert, weswegen die Aussagen der Teilnehmenden nicht für alle Regionen gelten. Vielerorts ist die Prüfung für den Übergang zum Gymnasium jedoch nur nötig, wenn die Leistung der Kinder nicht entsprechend gut ist. Schüler*innen mit sehr guten Noten können automatisch für die neunte Klasse zum Gymnasium wechseln. Im Schweizer System ist es wie erwähnt üblich, dass nur ein kleiner Anteil der Kinder das Gymnasium besucht, entsprechend gehen nur die besten Schüler*innen diesen Weg. Alexandra hat bereits jetzt Ideen, wie ihre Kinder in der Zukunft ihre Hochschulzugangsberechtigung erhalten können: »*Kinder nach Deutschland schicken für zwei Jahre, dann machen sie da ihr Abitur. [...] Ist wahrscheinlich dann auch mega easy, wenn sie von hier kommen, dann machen sie das mal eben*« (Alexandra, 33/DE). Auch für sie scheint klar, dass ihre Kinder ein Abitur brauchen und später studieren werden, damit sie im Leben erfolgreich sein können.

Die hohe Quote an Gymnasiast*innen im Vergleich zur Schweiz führt zu einem weiterführenden Missverständnis, dass die tertiäre Bildung in Deutschland wichtiger und damit auch häufiger ist. Derartige Aussagen finden sich auch bei den Teilnehmenden wieder, wobei meist deutsche Teilnehmende die Wichtigkeit von tertiärer Bildung für ihre Kinder betonen. Überraschenderweise zeigt sich in Statistiken ein gegenteiliges Bild. Die Quote der tertiär gebildeten Personen ist in der Schweiz in allen Bereichen höher als in Deutschland: Mehr 25-jährige, mehr 65-jährige und mehr Frauen haben eine tertiäre Bildung (OECD 2020b: 50–52). Dies gilt für beide Länder und schließt Zugewanderte ein.

Teilnehmende, welche sich im Rahmen der Familienplanung auch mit dem Schweizer Schulsystem beschäftigt haben, kennen den Grund: »*Der zweite Bildungsweg ist hier fast Gang und gäbe und ist auch sehr unterstützt und erwünscht. Da gibt es sehr viele Wege*« (Alexandra, 33/DE). Kinder gehen nach 9 Jahren von der Schule ab, um eine Ausbildung zu beginnen. Als Teil der Ausbildung oder in einem einjährigen Kurs können Jugendliche eine Berufs- bzw. Fachmaturität erlangen, welche den Zugang zu Fachhochschulen erlaubt. Nach einer erfolgreich bestanden Prüfung, der Passerelle, steht ihnen auch der Weg zu allen Universitäten frei. In der Folge besuchen junge Erwachsene vermehrt Fachhochschulen, welche praxisnah und berufsbegleitend ein Studium ermöglichen. Die Fi-

finanzierung ist bei einem berufsbegleitenden Studium einfacher, zudem zielt es oft direkt auf die nächsten Karriereschritte ab. Da die tertiäre Bildung auf dem zweiten Bildungsweg erlangt wird, sind Absolvent*innen in der Schweiz durchgängig älter als in Deutschland – dies gilt für alle Stufen der Tertiärbildung (OECD 2020b: 442). Obwohl dies Kindern und Jugendlichen mehr Zeit für die Entscheidungsfindung und die eigene Entwicklung gibt, wird der rein schulische Weg von deutschen Teilnehmenden oft als aussichtsreicheres Umfeld bevorzugt¹².

In der Auseinandersetzung mit dem Schulsystem kommen viele Grundannahmen der Teilnehmenden zum Vorschein. Dass deutsche Teilnehmende ein Studium als sinnvollste Option sehen, liegt jedoch nicht nur an der eigenen Sozialisierung. Die meisten Familien gestalten ihr Leben zwischen zwei Kulturen und sind sich bei der eigenen Zukunftsgestaltung unsicher, wo sie stattfinden wird. Zwar verdienen tertiär gebildete in beiden Ländern mehr als Menschen mit Sekundärbildung, in Deutschland ist der Unterschied jedoch einiges größer (OECD 2020b: 89). Der zweite Bildungsweg mit einer Ausbildung funktioniert in der Schweiz meist problemlos, beim Übergang nach Deutschland zeigen sich aber bürokratische Hürden: Die Berufsmaturität wird nicht von allen ausländischen Universitäten anerkannt (Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation SBFJ 2023). Vor diesem Hintergrund gewinnt die tertiäre Bildung über die Maturität an Wichtigkeit. Um den Kindern alle Möglichkeiten – auch die Rückkehr nach Deutschland – offen zu halten, ist der Weg über das Gymnasium zu einem Studium eine sichere Sache.

Ein weiterer Aspekt findet sich in der Zulassungsbeschränkung fürs Studium: In Deutschland unterliegen fast alle Studiengänge einem kompetitiven Numerus Clausus (NC), während in der Schweiz lediglich medizinische und sport- bzw. bewegungswissenschaftliche Studiengänge einem NC unterliegen, welcher jedoch nicht über die Schulnoten definiert wird, sondern durch einen separaten Eignungstest. Wenn das Studium in Deutschland eine Option darstellen soll, müssen die Kinder entsprechend gute Noten aufweisen. Unter den Teilnehmenden wird das Schweizer System aber als schwieriger beurteilt, entsprechend seltener sind sehr gute Abschlussnoten. Dies sorgt bei manchen Kindern dafür, dass sie entweder im Schweizer Schulsystem einem zu hohen Druck ausgeliefert sind oder zeitweise in Deutschland zur Schule gehen. Der Druck kommt also u.a. vom Versuch der Eltern, den Übergang in das andere Schulsystem bzw. Studiensystem offen zu halten.

Auch bei den Schweizer Teilnehmenden ist das Schulsystem ein wichtiges Thema, welches mit ähnlichen Hürden einhergeht. Vorkehrungen treffen auch Livia und Mario, die ihre Kinder zum privaten Französischunterricht schicken, da sie bei einer Rückkehr ins Schweizer Schulsystem ein höheres Niveau aufweisen müssten. »Wenn wir umziehen und [unser Sohn] in die 6. oder 7. Klasse kommt, würde das nicht gehen« (Livia, 44/CH). Dies liegt an der unterschiedlichen ersten Fremdsprache Englisch bzw. Französisch.

In der Umkehr der deutschen Problematik fallen jedoch gewisse Punkte weg. Ein deutsches Abitur oder Studium schadet weder den Arbeitschancen noch den Möglich-

12 Das duale Studium und andere Formen von berufsbegleitenden Angeboten existieren in Deutschland ebenfalls, das Studium an einer Universität nach dem Erlangen des Abiturs stellt jedoch die Norm dar, welche auch in den Narrativen der Teilnehmenden sichtbar wird.

keiten, zwischen den Ländern zu migrieren. Von den Schweizer Teilnehmenden gab es keinerlei Beschwerden, dass das deutsche Schulsystem zu schwierig sei für ihre Kinder. Im Gegenteil wünschten sich manche Eltern mehr Strenge. Kinder müssten in der Schweiz schneller eigenständig sein und würden weniger umhegt, so die Eltern. Kinder dürfen vielerorts nicht von den Eltern in den Kindergarten gebracht werden. Die Narrative deutscher und Schweizer Teilnehmender decken sich in den Kernpunkten, nur wird das System des Ziellandes vermehrt als negativ bewertet: »Was die bemängelt haben am Schweizer Schulsystem, das wünsche ich mir« (Nina, 39/CH). Nina hatte Berichte von deutschen Rückkehrern gelesen, welche das Schulsystem als Rückkehrgrund nannten. Für Nina ist wiederum das deutsche Schulsystem ein Rückkehrgrund, wenn auch bisher die Bleibegründe überwiegen. Die Meinungsverschiedenheit betrifft nicht nur den Inhalt und den Umgang mit den Kindern, sondern auch die Ausbildung der Lehrer: »Ich finde das deutsche Schulsystem eine Katastrophe. Das ist hundsmiserabel, auch die Ausbildung der Lehrer« (Alice, 59/CH). Das Studium an einer Fachhochschule in der Schweiz solle Studierende praxisnah auf ihr zukünftiges Berufsfeld vorbereiten, während das Studium an der Universität in Deutschland zu theoretisch ausfalle. Deutsche Teilnehmende wiederum äußerten die Meinung, das deutsche System beinhalte mehr Pädagogik, was Lehrer*innen auf den Umgang mit Schüler*innen vorbereite, nicht nur auf die Vermittlung von Inhalten.

Was den Rahmen betrifft, wird das deutsche System bevorzugt, da es mit Ganztagschulen und anderen Betreuungsangeboten die Vereinbarkeit von Beruf und Familie vereinfacht: »Das Schulsystem ist grundsätzlich besser organisiert, was den Tagesablauf angeht« (Mario, 44/CH). In Deutschland war es für Mario und seine Frau Livia einfacher, in Vollzeit zu arbeiten, während in der Schweiz zu viel von individuellen Lösungen abhängt. Gleichzeitig sieht Mario auch Hürden, da von den Schulen eine Verfügbarkeit erwartet werde, welche das Paar nicht leisten kann: »Hier wird eine extrem hohe Erwartung an die Eltern gestellt, dass sie im Schulsystem mithelfen« (Mario, 44/CH). Die Eltern sollten zum Basteln unter der Woche in die Schule gehen oder am Wochenende beim Aufräumen helfen. Sind die Eltern bei derartigen Aktivitäten nicht dabei, hat das negative soziale Konsequenzen für das Kind. Für Mario kommt ein Schulwechsel jedoch nicht in Frage, auch wenn ihm gewisse Aspekte des Schulsystems missfallen. »Wir wollten unbedingt, dass [die Kinder] in die öffentliche Schule gehen. [...] Wir wollten nie, dass sie in eine Privatschule gehen, weil das gibt ja nicht wirklich das mit, weswegen man einen Auslandsaufenthalt macht« (Mario, 44/CH). Schlussendlich haben Mario und Livia sich für das deutsche Schulsystem entschieden, da ihnen die kulturelle und gesellschaftliche Komponente wichtiger ist. Diese Entscheidung kommt jedoch auch mit dem Wissen, dass sie nicht in Stein gemeißelt ist.

Letztlich bleibt auch hier die Erkenntnis, dass die Teilnehmenden ihr Leben und das der Kinder aktiv mitgestalten und vor Veränderungen nicht zurückscheuen. Von Lehrer*innengesprächen bei sozialen Konflikten bis zum Schulwechsel bei scheinbar unlösbaren Problemen sind diverse Interventionen möglich. Der Wechsel des Wohnorts als Strategie dafür, dass Kinder in andere Schulen kommen, war bereits Teil des früheren Kapitels zur Wohnsituation (7.1.). Ida und ihre Familie zogen zeitweise zurück nach Deutschland und sowohl sie als auch Michael entschieden sich für die Privatschule, um nicht in das öffentliche Schulsystem zu fallen.

7.3.3 Kindererziehung zwischen zwei Kulturen

Vielleicht ist es dann für ihn umgekehrt, vielleicht fühlt er sich dann in der Schweiz immer als Gast (Mario, 44/CH).

Teilnehmende sehen sich damit konfrontiert, dass ihre Kinder in einem anderen Land und einer anderen Kultur aufwachsen. Dies bedeutet auch, dass die Kinder in ihrer Sozialisierung anderen Einflüssen ausgesetzt sind. Sie verbringen den Großteil ihrer Zeit im Zielland, wodurch sie ein natürliches Verständnis für dessen kulturelle Codes entwickeln, während ihnen genau diese gelebte Vertrautheit beim Heimatland fehlt: »Bei den Kindern ist es anders, da denke ich, die sind hier zur Schule, die haben dieses System mitgekriegt, die wissen, wie das Ganze läuft, die haben einen anderen Zugang. Ich merke das wieder beim Kleineren, wenn wir in der Schweiz sind, dem sind manche Dinge nicht klar, wie es läuft« (Mario, 44/CH).

Der Einfluss des Heimatlandes hängt maßgeblich davon ab, ob beide Elternteile aus dem Heimatland stammen oder welcher Elternteil bei gemischten Paaren vorwiegend die Kindererziehung übernimmt. Bei Partnerschaften mit Kindern sind im deutschen Sample ähnlich viele gemischte wie deutsch-deutsche Paare vorhanden, während im Schweizer Sample gemischte Partnerschaften die Mehrheit ausmachen¹³. Liebe als wichtigster Migrationsgrund für Schweizer Teilnehmende wird hier deutlich sichtbar.

Einige Teilnehmende haben klare Vorstellungen, welche Werte und Normen sie ihren Kindern mitgeben wollen, welche im Zielland weniger Bedeutung einnehmen. Diese gehen oft auf die im Kapitel 6 zur Wahrnehmung beschriebenen Differenzen zurück: »Wir möchten, dass sie etwas pünktlicher sind als Deutsche« (Mario, 44/CH). Einerseits sind dies Verhaltens- und Denkweisen, andererseits aber auch Wissen über das Heimatland bzw. im Heimatland vermitteltes Wissen. Fehlendes Wissen versuchen auch andere Teilnehmende zuhause zu ergänzen: »Das haben wir dann selber gemacht, wenn wir das Gefühl hatten, da kommt was zu kurz, was uns aber wichtig ist« (Ida, 50/DE). Bei Ida betrifft dies schulische und außerschulische Themen, wie z. B. Gartenbau oder Theater.

Sind beide Elternteile aus demselben Heimatland, müssen Werte und Normen oftmals nicht identifiziert werden: »Die Art und Weise, wie wir leben, wie wir kochen, das haben wir schon beibehalten« (Michael, 60/CH). Teilnehmende erwähnen, dass sie nichts Spezifisches vermitteln möchten, sondern ihren Kindern ihre Ideale vorleben wollen. Idas Tochter war zeitweise anwesend während unseres Interviews und durfte selbst antworten, was ihre Eltern anders gemacht haben als Schweizer Eltern: »Nicht so spießig« war die kurze Antwort. Weltoffener seien ihre Eltern, was wiederum als Kontrast zu einer sehr konservativen Wohngegend steht. Auch bei anderen Teilnehmenden fielen ähnliche Beden-

13 Bei Michael, Thomas, Mario und Livia stammen beide Elternteile aus der Schweiz, bei Rosa, Lena, Ida, Eric und Jette beide aus Deutschland. Bei gemischten Partnerschaften (inklusive Drittländer) verleiben Frederike, Tim, Lisa, Amalia im deutschen, Klara, Alice, Romina, Ulrich, Annemarie, Arnold, Martin, Jessica, Nina, Martha und Ursula im Schweizer Sample. Alexandra war erst mit einem Schweizer Partner, und ist nun in zweiter Ehe mit einem deutschen Partner zusammen. Hannah hat sich nach einigen Jahren von ihrem deutschen Ehemann scheiden lassen und erzieht ihre Kinder allein. Eltern, deren Kinder nicht im Zielland aufgewachsen sind, werden hier nicht berücksichtigt.

ken: »Dass er kein Bünzli¹⁴ wird, kein Kleingeist« (Lisa, 33/DE). Dieser Wunsch ist nicht auf deutsche Teilnehmende beschränkt. Schweizer Teilnehmende betonen die Multikulturalität der Schweiz und als kleines Land eine stärkere Auseinandersetzung mit der Welt, welche zu einer größeren Weltoffenheit führt. Diese Weltsicht und Offenheit wollen sie den Kindern mitgeben: »Weltoffenheit. Einfach mal die Welt bereisen und schauen, wie es anderswo ist, das ist in der Schweiz ausgeprägter und möchte ich unbedingt mitgeben« (Mario, 44/CH). Einleuchtend scheint, dass die Teilnehmenden selbst als Migrant*innen mit ihren individuellen Erfahrungen im Vergleich zur Gesamtbevölkerung weltoffener und toleranter geworden sind, und dies der nächsten Generation mitgeben wollen.

Welche Aspekte der Sozialisierung Kinder letztlich annehmen, ist schwierig vorauszusagen. Bei Thomas zeigt sich, dass die Sozialisierung keineswegs exklusiv wirkt: »Wenn sie mit Schweizern zusammen sind, sind sie schweizerisch und wenn sie mit Deutschen zusammen sind, sind sie deutsch. Und das ist natürlich etwas, was ich nie erreiche« (Thomas, 62/CH). Thomas' Kinder nutzen ganz natürlich beide Einflüsse, um alltägliche Situationen zu verstehen und zu bewältigen. »Wer bezahlt jetzt, wer gibt das Kommando, wie bestellt man, wie behandelt man andere Leute, dass das irgendwie bewusst ist, dass das in Deutschland anders ist als in der Schweiz« (ebd.). Im Unterschied zu Thomas, welcher nach fast 30 Jahren in Deutschland immer noch als Schweizer zu erkennen ist, sind seine Kinder in beiden Ländern akkulturiert. Thomas' Kinder besitzen eine Vielzahl an Registern (Ahearn 2017: 140), welche sie bei sozialen Praktiken in beiden Kulturen anwenden können: »Sie sind wirklich bilingue, bikulturalisiert sind die, bisozialisiert und zwar wirklich 100 % Schweizer sowie 100 % Deutsch. Das ist fast nicht möglich, aber es ist so« (Thomas, 62/CH). Thomas betont jedoch häufige Besuche in der Schweiz und Schweizerdeutsch als alleinige Sprache im Haushalt, ohne die eine erfolgreiche Vermittlung der Sprache und Kultur schwierig vorstellbar ist. Hinzu kommt die Wahrnehmung von Heimat- und Zielland, welche positiv konnotiert sein müssen, damit die Kinder die Inhalte aufnehmen.

Das Zusammenspiel von Wahrnehmung und Kultur sieht man besonders gut beim Beispiel der Sprache, welche auch bei der Kindererziehung ein kontroverses Thema bleibt. Das Zuhause stellt oft, wenn überhaupt, den einzigen Raum dar, in welchem die Sprache des Heimatlandes gesprochen werden kann. Bei gemischten Paaren kann sowohl die Sprache des Ziel-, Heimat- oder eines Drittlandes gesprochen werden. Einfluss hat jedoch auch die Quantität, mit der die Kinder der jeweiligen Sprache ausgesetzt sind. »Die Große hatte natürlich gerade in der ersten Zeit viel von ihrer Mama« (Martin, 33/CH). Martin spricht zwar mit seinen Kindern Schweizerdeutsch, er verbringt jedoch aufgrund seiner Arbeit nicht so viel Zeit mit den Kindern wie die Mutter. Bei Mario und Livias Kindern hat die Zeit einen entscheidenden Unterschied gemacht: Die erstgeborene Tochter spricht und denkt Schweizerdeutsch, während der Sohn erst in Deutschland sprechen lernte, weswegen ihm Hochdeutsch scheinbar näher liegt – obwohl Zuhause ausschließlich Schweizerdeutsch gesprochen wird.

Sowohl deutsche als auch Schweizer Kinder sind durchgehend der Sprache des Ziellandes ausgesetzt. Kinder von Schweizer Teilnehmenden waren allerdings häufiger nicht

14 Spieß, Spießbürger und Bünzli sind Synonyme, welche besonders engstirnige, geistig unbewegliche Menschen beschreiben.

in der Lage, die Herkunftssprache ihrer Eltern zu sprechen. Im Falle von Schweizerdeutsch erschweren fehlende schriftliche Medienerzeugnisse und mediale Repräsentation im deutschen Umfeld die Sprachvermittlung. Deutsche Kinder hingegen können im Fernsehen synchronisierte Serien und Filme auf Hochdeutsch schauen, Bücher auf Hochdeutsch lesen und in der Schule Hochdeutsch sprechen. Quantitativ bieten sich ihnen mehr Möglichkeiten, sich mit ihrer Herkunftssprache auseinanderzusetzen.

Ein weiterer Einfluss bei der Sprachvermittlung der Kinder ist die Sprachideologie: *»Bilingualism does not result automatically from mere exposure to two languages, however. There is evidence that social factors and language ideologies can sometimes prevent children from becoming fluent in a given language despite frequent exposure to it«* (Ahearn 2017: 78). Die Sprachideologie der eigenen Familie sowie äußere Faktoren haben einen starken Einfluss auf die Kinder. Eltern beider Gruppen legen großen Wert auf die Vermittlung der Heimatsprache: *»Wir versuchen natürlich, dass sie hochdeutsch sprechen, weil das ja auch total der Vorteil ist«* (Alexandra, 33/DE). Während deutsche Teilnehmende vermehrt Argumente von sachlichen Vorteilen und sprachlicher Korrektheit anbringen, finden sich bei Schweizer*innen eher emotionale Argumente. Dies zeigt sich beispielweise in der Auseinandersetzung mit der Verwandtschaft: *»Da wäre sonst eine Barriere drin, wenn es nicht die gleiche Sprache ist«* (Annemarie, 37/CH). Für viele Schweizer Teilnehmende ist Schweizerdeutsch eine Herzensangelegenheit, da die Sprache als Teil der Identität auch die Verbindung zur Schweiz herstellt. *»Es liegt mir am Herzen, dass meine Kinder Schweizerdeutsch sprechen«* (Martin, 33/CH). Martin möchte zudem, dass seine Kinder Schweizerdeutsch sprechen, weil es ihnen bei einer eventuellen Rückkehr Vorteile im Berufs- und Sozialleben in der Schweiz gewähren könnte.

Diese weitreichenden Gedanken erreichen die Kinder im jungen Alter kaum. Schweizer Teilnehmende berichten oft davon, dass ihre Kinder einfach nie Schweizerdeutsch sprechen wollten. Nicht alle Schweizer Teilnehmenden sprechen zuhause Schweizerdeutsch, insbesondere bei schweizerisch-deutschen Paaren. Manche sprechen ausschließlich mit den Kindern Schweizerdeutsch, nicht jedoch mit dem Partner, andere verzichten gänzlich darauf. Entsprechend fehlt den Kindern die kontinuierliche Auseinandersetzung mit der Heimatsprache. Zusammen mit einer gewissen Faszination für das Hochdeutsche und einem Gefühl sprachlicher Unterlegenheit des Schweizerdeutschen, kann Kindern vermittelt werden, dass diese Sprache es nicht wert ist, erlernt zu werden. Im Vergleich zum Hochdeutschen in der Schweiz, kann es zumindest nicht auf negative Sprachideologien im Zielland zurückgeführt werden.

Dies ist wiederum in der Schweiz der Fall. Kinder deutscher Teilnehmender sind in ihrem Umfeld im Alltag umgeben von Schweizerdeutsch. Entsprechend schließt Fabian: *»Schweizerdeutsch wird sich nicht verhindern lassen, weil sie geht ja in die Kita, und im Kindergarten und der Schule, mit ihren Freunden«* (Fabian, 44/DE). Entgegen Fabians Aussage, lernen nicht alle Kinder deutscher Eltern Schweizerdeutsch. Viele deutsche Teilnehmende besitzen eine abwertende Haltung gegenüber dem Schweizerdeutschen und geben diese implizit oder explizit weiter. Fabian stellt hier eine Ausnahme dar: *»Das Einzige, wo ich Wert drauflegen würde, ist, dass sie vernünftig spricht. Das geht auch mit Schweizerdeutsch«* (Fabian, 44/DE). Er ist einer der wenigen Elternteile, die explizit betonen, dass Schweizerdeutsch »vernünftig« sein kann – wobei gerade diese Betonung zeigt, dass dies nicht dem Grundtenor unter Deutschen entspricht. Dies wurde bereits im Abschnitt zur Sprache

deutlich. Bei hochdeutsch sprechenden Kindern kann zusätzlich die soziale Komponente eine Rolle spielen. Kinder erfahren oft die ungefilterte Germanophobie und reagieren im Extremfall auf zwei Arten: Widerstand, indem sie sich auf ihre deutsche Identität stützen, oder Assimilation, indem sie alles ablegen wollen, was deutsch ist.

Für viele Eltern wird jedoch nicht klar, wieso ihre Kinder die eine, die andere oder beide Sprachen sprechen, da die Kinder dies wahrscheinlich selbst weder verstehen noch äußern können. Beim Stammtisch des Schweizer Vereins war das Thema Spracherwerb der Kinder ein wiederkehrendes Thema. Es wurden persönliche Erfahrungen besprochen, aber auch der Umgang mit Sprache im Zuhause und die Methoden der Sprachvermittlung, um wichtige Einflüsse identifizieren zu können. Dabei wurde immer wieder klar, dass soziale Faktoren entscheidend sind und nicht die didaktischen Fähigkeiten der Eltern. Grundsätzlich wollten die Eltern, dass ihre Kinder Schweizerdeutsch sprechen können. War dies jedoch nicht der Fall, schien es wie ein Scheitern von Seiten der Eltern. Entsprechend bewundernd äußerten sich die Teilnehmenden über Eltern, die ihren Kindern erfolgreich Schweizerdeutsch vermittelten. Abseits der Heimat gaben viele ihre Bemühungen auf, wenn die Kinder sich gegen Schweizerdeutsch stellten.

7.3.4 Wertschätzung eigener Traditionen

Ich wünschte, mein Sohn würde Fußball spielen (Alexandra, 33/DE).

Fußball ist für Alexandra mehr als nur ein Sport, die ganze Familie war in ihrer Kindheit mit involviert: »Das war unser Familienausflug, wir waren immer auf dem Sportplatz« (Alexandra, 33/DE). Entsprechend wünscht sie sich, ihr Sohn würde Fußball spielen, damit sie die Tradition aus ihrer Kindheit weitertragen kann. Fußball ist in Deutschland sowohl als aktiv ausgeübter Sport als auch für Zuschauende ein populäres Hobby. Interessant ist Alexandras Erklärung, wieso ihr Sohn stattdessen Unihockey (Floorball) spielt: »Er will Unihockey spielen, weil es von der Gesellschaft so verlangt wird, dass die Jungs Unihockey spielen [...] Unihockey ist das Fußball der Schweiz« (ebd.). Ihr Schweizer Umfeld sorgt scheinbar über sozialen Druck dafür, dass der Sohn kein Fußball spielen möchte – was Alexandra als repräsentativ für die gesamte Schweiz sieht. Fußball ist jedoch auch in der Schweiz die beliebteste Mannschaftssportart¹⁵. Was auch bei anderen Teilnehmenden zum Vorschein kommt, ist eine gewisse Verbindung von Fußball und einer deutschen Identität. In Deutschland sind viele Aspekte von Nationalität verpönt, insbesondere jegliche Formen von Nationalstolz. »Irgendwie die deutsche Flagge hochhalten abgesehen von Fußball? Schwierig« (Sophie, 31/DE). Die deutsche Fußballnationalmannschaft ist eine von wenigen Instanzen, welche scheinbar das Land hinter sich vereinen kann.

In diesem Kapitel geht es in der Erweiterung zur Kindererziehung zwischen zwei Kulturen um spezifische Traditionen, Interessen und materielle Güter, welche an die zweite Generation weitergegeben werden. Auch in diesem Bereich identifizieren die Teilnehmenden bestimmte Dinge, welche in ihrer Kindheit und im Heimatland präsent sind, im Zielland jedoch unbekannt, unpopulär oder anders gehandhabt werden.

15 Neben diversen populären Einzelsportarten spielen in der Schweiz auch mehr Menschen Volleyball als Unihockey (Lamprecht et al. 2017: 15).

Was die Teilnehmenden erwähnen, ist eine Kombination aus im Zielland fehlenden und für sie wichtigen Faktoren. Diese scheinbar alltäglichen Praktiken und Objekte – ob Sportarten, Feiertage oder Dekorationen – sind zugleich Träger regionaler und nationaler Identität. Während nationale Symbolik in der Schweiz offen gepflegt und als Teil eines gemeinsamen kulturellen Erbes verstanden wird, ist sie in Deutschland stark durch die historische Auseinandersetzung mit Nationalismus geprägt und wird entsprechend vorsichtiger oder distanzierter behandelt. Gerade im familiären Alltag zeigt sich, wie Eltern diese unterschiedlichen Bedeutungen nationaler Identität aushandeln und entscheiden, was sie an ihre Kinder weitergeben – und was nicht.

Die historische Entwicklung, aber auch die territoriale Größe Deutschlands, sorgen dafür, dass es weniger nationale Traditionen und Symbole gibt, welche Eltern an ihre Kinder weitergeben wollen. Eine deutsche Identität wird im Ausland oft an Klischeevorstellungen Süddeutschlands festgemacht, welche im Großteil Deutschlands nicht geteilt wird. Alternative gesamtdeutsche Identitäten und Symbole, welche an Kinder weitergegeben werden könnten, fehlen in diesem Sinne. Deutsche Teilnehmende identifizieren stattdessen regionale Aspekte als identitätsstiftend. Um das Weihnachtsfest so zu feiern, wie sie es aus der Heimat kennt, hat Lena beispielsweise ihre Schwibbbögen, eine traditionelle Weihnachtsdekoration aus dem Erzgebirge, aus Deutschland mitgenommen.

Eine Flagge des Heimatlandes im Garten aufzuhängen, wie Martin dies getan hat, ist für viele Deutsche unvorstellbar und wird als Ausdruck von Nationalismus beargwöhnt. Martin besitzt diverse Schweizer Symbole: »Wir haben zum Beispiel eine große Trychlä zuhause« (Martin, 33/CH). Die großen Kuhglocken werden nicht nur für Kühe genutzt, sondern auch für diverse Bräuche oder auch als reine Dekoration. Obwohl die Glocken hauptsächlich im Alpenraum gebräuchlich sind, geht ihre Symbolik weit darüber hinaus: »Das ist so ein typisches Zeichen für die Schweiz, so eine große Glocke« (ebd.). Durch die Bemühungen, eine nationale Einheit zu kreieren und zu pflegen, entstanden diverse »Schweizer« Traditionen und Symboliken: »Ich versuche ihnen die Traditionen beizubringen, was ist ein Alphorn, was ist Schwingen¹⁶, einen Appenzeller Gurt mit Kühen drauf haben wir, um das auch zu leben hier, die Klischees abzudecken« (Martin, 33/CH). In der Schweiz haben Bestrebungen, die nationale Identität zu festigen, dazu geführt, dass auch Menschen in Städten sich mit ländlichen Symbolen identifizieren können. Zudem gibt es diverse Produkte mit Schweiz-Bezug, welche großen Anklang finden.

Andere Traditionen und Gegenstände gehen auf die eigene Kindheit zurück. Die Teilnehmenden identifizieren prägende Aspekte in ihrer Kindheit, die sie im Zielland explizit aufrechterhalten und an die nächste Generation weitergeben wollen. Martin liest mit seinen Kindern Bücher, mit welchen er in der Schweiz aufgewachsen ist: »Ich habe schon überlegt, ob ich mal Papa Moll mitbringen soll, aber ich habe schon genug zu tun mit Globi. Pingu gibt es noch, den hatten wir auch« (Martin, 33/CH). Papa Moll, Globi und Pingu sind beliebte schweizerische Comics, Kinderbücher und eine Trickfilmserie¹⁷. Auf dem von

16 Schwingen wird oft als Schweizer Nationalsport bezeichnet. Es handelt sich dabei um eine Art Ringkampf in einem Ring aus Sägemehl.

17 Die Comics und Kinderbücher wurden teilweise auf Französisch und Italienisch übersetzt. Pingu bedient sich eines Grammelots und bedarf keiner Übersetzung.

Deutschland dominierten deutschsprachigen Markt müssen deutsche Teilnehmer*innen weniger spezifisch nach »ihren« Geschichten suchen, während Schweizer Werke oft als solche vermarktet werden. Deutsche Werke zur Auswahl gäbe es ausreichend – von Biene Maja und Tabaluga bis zum Pumuckl – allerdings wurden keinerlei mediale Werke von deutschen Teilnehmenden erwähnt. Über die deutschen Fernsehsender, Bücher und Hörspiele sind diese Figuren auch in der Schweiz bekannt und präsent, es erfordert daher kein persönliches Engagement seitens der Eltern, damit ihre Kinder mit diesen Figuren aufwachsen können.

Anders sieht dies bei der Schultüte aus: Das Einschulungsfest und die Schultüte – eine mit Süßigkeiten, kleinen Spielzeugen und Schulsachen gefüllte Spitztüte aus Pappe – sind deutschlandweit eine gefeierte Tradition, welche in der Schweiz gänzlich unbekannt ist. »Ich hätte gern ein schönes Einschulungsfest gehabt für [meinen Sohn]. Klassisch, wie es in Deutschland ist, das gibt es hier nicht« (Alexandra, 33/DE). Ida hatte für die Einschulung ihrer Tochter eine große Feier geplant und sogar der Großvater war extra aus Deutschland angereist. Ausgestattet mit der selbst gebastelten Schultüte begleiteten sie ihr Kind in die Schule: »Ich hatte für unsere Tochter eine Schultüte gebastelt, wie ich das aus meiner Kindheit kannte, wie mein Mann das aus seiner Kindheit kannte und dann waren wir natürlich die einzigen mit so einem Ding und kein einziges deutsches Ehepaar hatte eine Schultüte dabei« (Ida, 50/DE). Wie Ida später erfuhr, schenkten andere deutsche Eltern ihren Kindern auch eine Schultüte und feierten den Schulanfang, sie taten dies jedoch »heimlich« (ebd.) zuhause. Der Konflikt entsteht bei der Einschulung, da es gerade in der Schweiz der Eintritt in ein System ist, in welchem die Gleichbehandlung wichtig ist. »[Meine Schwiegermutter] sagt das ist ein Tag wie jeder andere« (Alexandra, 33/DE). Als normaler Tag wird die Einschulung der Kinder nicht gefeiert. Zwar begleiten viele Eltern ihre Kinder in die Schule, sie verlassen den Klassenraum aber nach einiger Zeit, damit die Schule beginnen kann. Um es den Kindern leichter zu machen und nicht direkt beim Schulbeginn aufzufallen, sagt sie heute, hätte sie es vielleicht ebenfalls lassen sollen. Für Ida ist die Einschulungsfeier und die Schultüte jedoch eine wichtige Tradition, die sie ihren Kindern mitgeben wollte: »Das ist ein Stück weit eine Tradition, die ich so schon aus den 70ern kenne und die wir irgendwie weitergetragen haben auch im Prinzip gegen das, was hier Usus ist und geschätzt wird« (Ida, 50/DE). Die Teilnehmenden müssen eine Balance zwischen der Bewahrung ihrer eigenen Traditionen und der Wahrnehmung des Ziellandes wahren, insbesondere wenn die Ausführung nicht im Privaten geschieht.

Ein letzter Aspekt, den Teilnehmende an ihre Kinder weitergeben möchten, betrifft kulinarische Traditionen. Beim Essen finden sich diverse Ähnlichkeiten zwischen der Schweiz und Deutschland, wenn auch multikulturelle Einflüsse in der Schweiz stärker und länger vorhanden sind: »Der italienische Einfluss, der französische Einfluss und der deutsche Einfluss, das ist halt schon eine größere Vielfalt« (Mario, 44/CH). Trotz dieser Vielfalt haben sich in der Schweiz auch eine nationale Küche und spezifische Nationalgerichte entwickelt, welche die Schweizer Teilnehmenden ihren Kindern mitgeben möchten: »Die klassischen Schweizer Essen sind Rösti, Fondue, sind diese Käsesachen, Raclette« (ebd.). Diese drei Nationalgerichte gelten als typisch schweizerisch. Hinzu kommt Schokolade: »Jeder Kinderbetreuerin mussten wir sagen: Schokolade ist ein Grundnahrungsmittel« (ebd.). Zwar wird auch in Deutschland viel Schokolade konsumiert, in der Schweiz ist Schokolade jedoch stark mit der eigenen nationalen Identität verbunden und wird auf diese Weise ein

kulturelles Gut. Dass Essen für die Schweizer Teilnehmenden relevanter ist, kann auch daran liegen, dass gewisse traditionelle Gerichte die Form von Ritualen annehmen: »Wir essen ab und zu mal Fondue, ist jedes Mal ein Desaster. Ja, weil das so traditionell ist und so viele Regeln mitbringt, dass es für Kinder schwer zu verstehen ist. ›Papa, wieso ist das jetzt blöd, wenn mein Brot reingefallen ist? Wieso muss ich umrühren und nicht einfach nur eintunken?‹« (Martin, 33/CH).

Beim Fondue gibt es bestimmte ritualisierte Handlungen und Regeln zu befolgen, welche über den reinen Konsum hinausgehen. Zudem nimmt die soziale Komponente an Bedeutung zu, sowohl bei Fondue als auch bei Raclette. Bei traditionellen Gerichten spielt für die Teilnehmenden nicht nur das Gericht selbst, sondern auch die richtige Zubereitungsart eine zentrale Rolle. Raclette ist ein gutes Beispiel: Das Gericht ist gerade zu Silvester in Deutschland beliebt geworden, jedoch wird oftmals eine veränderte Form mit zusätzlichem Gemüse und Fleisch, statt nur mit Käse und Kartoffeln, zubereitet. Mario erwähnt beim Fondue zudem den Alkohol, auf welchen nicht verzichtet wird: »Fondue machen wir ja mit Weißwein, alles andere ist für uns kein Fondue. Und das wird halt den Kindern auch gegeben« (Mario, 44/CH). Das Originalrezept und die mit dem Gericht verbundenen Praktiken sind Teil der Tradition, welche bewahrt werden soll.

Während deutsche Teilnehmende weniger essensspezifische Traditionen vermissen, gibt es bestimmte Lebensmittel, welche ihnen fehlen; z.B. spezifische Würste oder Brotsorten. Auch Deutschland besitzt viele ikonische Gerichte, diese sind jedoch erneut in der regionalen Küche begründet, z.B. Spätzle oder Currywurst. Ein deutschlandweites Nationalgericht fehlt in diesem Diskurs (Barlösius 1988: 425). Grundsätzlich pflegen und vermitteln beide Gruppen bestimmte Traditionen an ihre Kinder weiter. Während Schweizer Teilnehmende dabei häufig auf nationale Symbole und Praktiken verweisen – wobei auch regionale Besonderheiten als typisch schweizerisch gerahmt werden –, betonen deutsche Teilnehmende stärker die Eigenheiten ihrer jeweiligen Herkunftsregion.

7.4 Verbindungen zwischen Heimat- und Zielland

Es ist eigentlich ein bisschen auf allen Ebenen. Einerseits durch den [Auslandschweizer-] Rat, andererseits eben auch durch die Familie, welche sicher eine extreme Bindung gibt. Nicht nur, dass man häufig geht, sondern auch, dass man immer im Bild ist. Wenn ich mit meiner Mutter telefoniere, dann kauen wir alles durch, was in der Schweiz passiert ist, dann bin ich nachher up to date in allen Belangen. Aber es ist auch, dass ich den Kontakt mit Freunden noch pflege in der Schweiz, ganz bewusst, weil, es geht verloren, wenn man es nicht aktiv pflegt. Und ich habe mich dazu entschieden das aktiv zu pflegen (Annemarie, 37/CH).

Annemarie vereint auf allen Ebenen die Verbindungen, die man mit dem Heimatland haben kann. Auf institutioneller Ebene gibt es die Vereine: Annemarie ist zur Zeit des Interviews im Präsidium des Schweizer Vereins in Hamburg und der Auslandschweizer-Organisation Deutschland sowie Teil des Auslandschweizerrates. Damit erfolgt eine gewisse politische Involviertheit, welche sich auch im Medienkonsum niederschlägt. Auf

privater Ebene pflegt sie über verschiedene Kommunikationsmedien und Besuche regen Kontakt zu alten Freundschaftsnetzwerken und zur Familie. Bei Annemarie entstammt diese intensive Auseinandersetzung einer tiefen Verbundenheit mit dem Heimatland.

Die Ausprägung der Verbindungen zum Heimatland und die Ebene, auf welcher diese wie ausgestaltet sind, ist von Person zu Person unterschiedlich. In beiden Gruppen findet sich niemand, der ein komplett ablehnendes Verhältnis zum Heimatland pflegen würde. In irgendeiner Art ist das Heimatland immer präsent, wenn auch nur im Kontakt mit der engeren Familie oder durch seltene Besuche. In diesem Abschnitt gehe ich auf die Mediennutzung und gegenseitige Besuche im Heimat- und Zielland ein. Ein Schweizer Verein oder die Facebookgruppe sind weitere Anknüpfungspunkte, über die gewisse Informationen ausgetauscht werden. Heimatvereine verbinden Aspekte der Lebensgestaltung mit der empfundenen Zugehörigkeit zu einem Land. Um Wiederholungen zu vermeiden, wird das Thema als Ganzes im Kapitel zur Zugehörigkeit abgehandelt.

Was bei Annemarie als *»immer im Bild«* sein benannt wurde, ist der Konsum von Medien aus dem Heimatland bzw. die Berichterstattung über das Heimatland. Viele Teilnehmende nutzen bestimmte deutschsprachige Zeitungen, Fernseh- oder Radiosender: *»Es hat so eine gewisse Qualität, auf die man sich verlassen kann«* (Romina, 38/CH). Die Qualität von Schweizer Radiosendern steht bei Romina nicht im Konflikt mit qualitativ guten deutschen Radiosendungen. Nina hingegen bevorzugt Schweizer Medien, weil diese eine neutralere, weniger polemische Haltung auswiesen: *»Da kann man schon sagen, die berichten differenzierter«* (Nina, 39/CH). Demgegenüber stehen große deutsche Zeitungen wie die Zeit und die Frankfurter Allgemeine Zeitung, welche sowohl von Schweizer als auch deutschen Teilnehmenden gelesen und für ihre Qualität geschätzt werden. Gerade bei Nachrichten und Zeitungen wird auch die Berichterstattung aus anderen Ländern u.a. dem Zielland aber auch Drittländern, geschätzt. *»Es ist ja nicht so, dass ich ausschließlich Schweizer Medien schaue«* (Annemarie, 37/CH). Gleichzeitig ist auch die Verfügbarkeit ausschlaggebend; das Onlinemagazin *20 Minuten* besitzt eine gewisse Popularität, ohne für besonders hohe Qualität zu stehen. Es enthält regionale Nachrichten, welche in größeren Zeitungen oft nicht abgedeckt werden. Hinzu kommen diverse Apps, welche z.T. personalisierte Nachrichten liefern. Insgesamt gestaltet sich der Konsum von Nachrichten divers; vom lokalen Ortsblatt bis zu internationalen Nachrichten aus dem Heimat-, dem Zielland und Drittländern kreieren die Teilnehmenden meiner Studie ihren eigenen Medienmix.

Die große Verfügbarkeit von Informationen führt jedoch nicht automatisch zu einem unbegrenzten oder gleichbleibend hohen Konsum. Einige Teilnehmende stellten sich gegen den übermäßigen Konsum von Nachrichten, da *»man sich eh so machtlos fühlt«* (Sonja, 55/CH). Dies nahm gerade im deutschen Sample zu, da diese Interviews während der Covid-19-Pandemie geführt wurden. Andere mussten ihren Konsum aufgrund zeitlicher Einschränkungen limitieren: *»Dann muss ich einfach sagen, es ist zu viel. Ich habe viel zu tun und für mich ist wichtig, dass ich hier lokal informiert bin«* (Alice, 59/CH). Bei Alice entsteht diese Priorisierung aufgrund abnehmender Beziehungen in die Schweiz. Der Medienkonsum dient als Grundlage für viele Gespräche und soziale Beziehungen, daher werden die Medien genutzt, welche für die Pflege der aktiven Netzwerke relevant sind. Gerade die Familie übernimmt zusätzlich die Übermittlung regionaler Neuigkeiten aus dem Heimatland: *»Alles andere erzählt mir meine Mutter«* (Maja, 37/DE).

Bei der Verfügbarkeit gibt es eine zusätzliche Asymmetrie, da die Berichterstattung in der Schweiz Deutschland beinhaltet, in Deutschland jedoch nur sehr selten über die Schweiz berichtet wird: »Wir sind das Nachbarland. Wenn du nicht 3sat oder »10 vor 10« schaust, hast du null Ahnung«¹⁸ (Jonas, 53/CH). Deutsche Teilnehmende können daher nur Schweizer Nachrichten schauen und sind trotzdem über die wichtigsten Entwicklungen in Deutschland informiert, während dies in die Gegenrichtung nicht der Fall ist. Es erfordert daher einige bewusste Schritte: »Auf meinem Handy ist die SRF-App installiert. Meine Nachrichten siehe ich von dort, nicht von der ARD« (Annemarie, 37/CH). Das gleiche gilt für kulturelle Schweizer Medien, da Sendungen, Musik oder Filme aus der Schweiz in Deutschland – mit einigen Ausnahmen – kaum veröffentlicht werden. »Ich liebe ja Schweizer Musik« (Jonas, 53/CH). Dank der digitalen Angebote ist es für Jonas kein Problem mehr, online Schweizer Radio zu hören; online auf Schweizer Serien zuzugreifen ist wiederum aus dem Ausland oft nicht möglich. Grundsätzlich helfen die vielen online verfügbaren Angebote, den Zugriff auf Schweizer Medien in Deutschland zu vereinfachen.

Zu den wenigen Medien, welche Auslandschweizer*innen direkt geliefert werden, gehören die Wahlhefte als Information vor bevorstehenden Volksentscheiden. In Ergänzung zum normalen Medienkonsum fühlen sich die Teilnehmenden daher trotz Wissenslücken gut informiert. »Ich recherchiere halt auf ein Thema hin, ich habe z.B. keine Ahnung, wer die Bundesräte sind in der Schweiz« (Martin, 33/CH). Faktisches Wissen lässt sich nachschlagen, daher wird es mit der Zeit unwichtiger als Zusammenhänge.

Die meisten Teilnehmenden nehmen ihre politischen Rechte wahr, indem sie im Heimatland wählen. Für Schweizer Teilnehmende bedeutet dies eine größere Involviertheit aufgrund des unterschiedlichen Wahlsystems. »Das politische System in der Schweiz ist zwar komplex und schwierig, aber es funktioniert und ich bin der Meinung, der mündige Bürger hat da mehr von« (Ulrich, 65/CH). Partner*innen von Schweizer Teilnehmenden oder deutsche Teilnehmende mit Schweizer Partner*innen zeigen oft ein großes Interesse an den Schweizer Wahlen, den Wahlunterlagen und dem gesamten demokratischen Prozess, da es für sie einen Grad der Mitbestimmung erreicht, den sie selbst nicht kennen. »Was ich [in der Schweiz] einfach toll finde, ist, dass bei allem abgestimmt wird und dass man seine Meinung sagen kann« (Sophie, 31/DE).

Einige Teilnehmende verzichten aus Desinteresse auf ihr Wahlrecht, andere wiederum möchten den Einwohner*innen die Wahl überlassen. »Entweder sagt man, man muss innovativer sein bei Abstimmungen, oder man ist so extrem konservativ« (Jonas, 53/CH). Jonas verweist auf seine Wahrnehmung, dass Auslandschweizer*innen durch ihre Migrationserfahrung einerseits offener geworden seien, gleichzeitig aber ein idealisiertes, oft veraltetes Bild von der Schweiz hätten, das sie bewahren wollten. Beides entspräche nicht der Schweizer Bevölkerung, die Wahlentscheidungen letztlich am meisten betreffe. Tatsächlich sind Auslandschweizer*innen »öffnungs- und reformorientierter und somit weniger konservativ als die Daheimgebliebenen« (Hermann 2012: 3–4). Teilnehmende ohne Rückkehr-

18 »10 vor 10« sind die Schweizer Abendnachrichten, während 3sat als Gemeinschaftseinrichtung auch Sendungen aus dem Schweizer Fernsehen überträgt.

wunsch, welche kein Eigeninteresse verfolgen, verzichten in diesem Sinne eher auf ihr Wahlrecht¹⁹.

7.4.1 Besucher*innen im Zielland

Oft machen wir es so, dass sie herkommen für ein Wochenende. Dann sehen wir so alle guten Freunde 1-2-mal im Jahr, aber dafür ein Wochenende (Alexandra, 33/DE).

Einige Migrant*innen erhalten regelmäßig Besuch aus ihrem Herkunftsland. Diese Aufenthalte sind meist kurz, aber intensiv. Sie verdichten soziale Beziehungen auf wenige Tage und schaffen Momente der Vertrautheit im Alltag des Ziellandes. Für viele gehören diese Besuche zum wiederkehrenden Jahresrhythmus – besondere Wochenenden oder Urlaubsphasen, in denen Nähe trotz räumlicher Distanz erfahrbar wird. Wenn Freund*innen oder Familienmitglieder aus dem Herkunftsland zu Besuch kommen, überlagern sich unterschiedliche Lebenswelten. Für die Gastgeber*innen bieten diese Besuche die Gelegenheit, die neue Lebenssituation zu präsentieren – zu zeigen, dass sie gut angekommen sind, sich wohlfühlen und ein gelungenes, stabiles Leben führen.

Alexandra bleibt durch die Besuche ihrer Freund*innen trotz dreier Kleinkinder in regelmäßigem Kontakt. Auch bei Laila sind es die guten Freundschaften, welche teilweise seit der Kindheit bestehen, welche trotz der Entfernung gepflegt werden. »In der Schweiz hatte ich ein paar Kolleginnen, die ich über zehn Jahre kannte und mit einer wohnte ich zuletzt zusammen« (Laila, 29/CH). Solche langjährigen Freundschaften zeigen, dass emotionale Nähe nicht an physische Präsenz gebunden ist. Beziehungen, die in der Kindheit entstanden sind, besitzen teilweise eine besondere Beständigkeit.

Auch ohne moderne Technik überdauerten manche Beziehungen zu Freund*innen widere Umstände. **Rosa** wohnt seit bald 60 Jahren in der Schweiz und konnte knapp 30 davon nur wenig Besuch aus ihrer Heimat empfangen: Sie verließ Anfang der 60er-Jahre die DDR. Rückblickend sieht Rosa jedoch keinen Mangel an Besuchen. »Wir haben sehr viel Besuch immer gehabt aus Deutschland« (Rosa, 95/DE). Während der Trennung wurden die Beziehungen postalisch aufrechterhalten. Rosa und ihr Mann versorgten Familie und Freunde u. a. mit fehlenden Gütern. »Am Anfang haben wir viel Päckchen geschickt in die DDR mit Nylonstrümpfen, mit Schokolade, Kaffee, alles, was es da nicht gab« (ebd.). Nach der Öffnung konnten sie endlich auch die alten Kontakte aus Ostdeutschland besuchen, was sie und ihr Mann sehr schätzten: »Mein Mann hat so viele Fotoalben gemacht, da ist nur Besuch drin« (ebd.).

Ulrich ist vor über 40 Jahren aus der Schweiz emigriert und auch er erhält heute noch Besuch: »[Ein Freund] kommt mich jedes Jahr in Hamburg besuchen und der fühlt sich hier sehr wohl« (Ulrich, 65/CH). Einige Freund*innen und Bekannte besuchen die Teilnehmenden regelmäßig und viele finden ebenfalls gefallen an deren Wohnorten. »Viele sind auch in der Zwischenzeit mehrmals oder einmal in Hamburg gewesen. Manche kommen wirklich ein bis zwei Mal im Jahr. Meine Familie auch, die finden das alle toll« (Sonja, 55/CH). Hamburg hat

19 Das Wahlrecht spielt auch in der Aushandlung der eigenen Identität eine Rolle, es wird entsprechend im Kapitel zur Zugehörigkeit in den Abschnitten zur nationalen und regionalen Zugehörigkeit (8.5.2. und 8.5.3.) erneut thematisiert.

als Großstadt viele Sehenswürdigkeiten und kulturelle Angebote und auch Berlin ist attraktiv als Reiseziel. Lailas Freund*innen besuchen sie daher öfters in Berlin, ihre Familie wiederum ist nur sehr selten zu Besuch – diese lässt sich besuchen. In Berlin oder Hamburg finden Freund*innen und Familie ein großes Angebot und damit auch Anreize, die übergesiedelten Personen zu besuchen. Sonja feierte in Hamburg ihre Hochzeit, wodurch ein großer Teil der Verwandtschaft zumindest einmal in Hamburg war. Richard schuf eine Tradition, indem er seine Freund*innen nach Zürich einlud: *»Alle Jahre habe ich Freunde aus Regensburg eingeladen, hier Weihnachtsmärkte in Zürich zu besuchen«* (Richard, 53/DE). Trotzdem haben die meisten Familien und auch Freund*innen jenseits der weggezogenen Person kaum Bezugspunkte zum Land und dem Wohnort, sie besuchen daher klar die Teilnehmenden.

Der Vorteil bei Gästen aus der Schweiz ist der Preisunterschied zwischen den Ländern, was Besuche finanziell attraktiv macht. Für Besucher*innen aus Deutschland sind die hohen Preise in der Schweiz eine große Hürde. Zwar können diese oft kostenlos bei den Teilnehmenden übernachten und letztere tragen auch andere Kosten zugunsten der Besuchenden, es entstehen dadurch jedoch Abhängigkeiten und veränderte soziale Beziehungen, die nicht alle Freund*innen und Verwandte akzeptieren wollen.

Mit zunehmendem Alter kommen zudem Mobilitätsaspekte ins Spiel. Während Martins Eltern noch mobil sind und den Sohn und die Enkel in Deutschland besuchen, ist die Reise für Martins Großeltern mittlerweile zu viel: *»Meine Großeltern natürlich nicht mehr, für die ist die Reise zu weit. Allerdings muss man bei meinem Großvater erwähnen, der ist mit 90 nochmal hier hochgereist«* (Martin, 33/CH). Damit stellt der Großvater jedoch eine große Ausnahme dar.

7.4.2 Besuche im Heimatland

Wir sind bis vor zwei, drei Jahren auch jedes Jahr über Weihnachten und Neujahr Skifahren gegangen und haben einen Verwandtschaftsbesuch gemacht. Jetzt sind meine Eltern gestorben, die Eltern meiner Frau leben nicht mehr und unsere Kinder kommen nicht mehr mit, aus naheliegenden Gründen, weil sie selbstständig sind. Und dadurch ist das etwas verwirkt. Aber ich mache noch regelmäßig so zwei Mal im Jahr drei, vier Tage in der Schweiz, besuche Verwandte, Bekannte aus der Studienzeit, schöne Gegend genießen, in den Thunersee baden gehen, ein bisschen so. Einfach so wie andere nach Skandinavien gehen, gehen wir in die Schweiz, aber mehr jetzt ausgesucht und nicht einfach als Pflichtübung (Thomas, 62/CH).

Der Besuch des Heimatlandes ist für fast alle Teilnehmenden beider Gruppen wichtig, sowohl als Verbindung zu Menschen als auch zu Lokalitäten. Besuche im Heimatland hängen oft mit der Verwandtschaft zusammen; verschwindet diese oder wird erwachsen und geht eigene Wege, fehlt ein wichtiger Grund für den Besuch. Feiertage bzw. Geburtstage sind ebenfalls ein wichtiger Anlass für Besuche. Hinzu kommen Aufenthalte jenseits von Freundschafts- und Verwandtschaftsbesuchen, sowohl beruflicher Natur als auch zur Erholung. Der Zweck des Aufenthaltes und die konkrete Ausgestaltung stehen in enger Verbindung zur Länge und Häufigkeit von Besuchen.

Die Mehrheit der Teilnehmenden geht ein- bis dreimal im Jahr für einige Tage ins Heimatland. »Pro Jahr versuche ich mindestens einmal, manchmal sogar zwei Mal, oder es kommt noch etwas dazwischen, zum Beispiel ein Geburtstag oder ein Jubiläum, dann fahre ich auch extra deswegen in die Schweiz« (Klara, 64/CH). Mindestens ein Besuch pro Jahr wurde oft als feste Absicht erwähnt, nach oben besteht jedoch etwas mehr Flexibilität. Gerade durch gestiegene Mobilitätsangebote sind auch längere Strecken, z.B. von Hamburg in die Schweiz, für kürzere Aufenthalte akzeptabel – zumindest für manche Teilnehmende. Für Ruth lohnen sich wiederum nur längere Aufenthalte, da sie aus Schleswig-Holstein mit dem Auto anfährt: »Wenn ich mal gehe, dann bleibe ich gleich 2–3 Wochen« (Ruth, 64/CH). Ruth fährt zu besonderen Familienanlässen in die Schweiz (wie zuletzt eine Hochzeit oder die Geburt eines Enkels). Sie ist jedoch bereits im Ruhestand und hat damit weniger zeitliche Einschränkungen. Auch Amalia konnte früher jederzeit mit ihren Kindern zu deren Großeltern fahren, während sie heute abhängig von den Schulferien ist. Die finanzielle Asymmetrie, welche Familie und Freunde teilweise davon abhält, Teilnehmende in der Schweiz zu besuchen, wirkt sich andersherum auch auf Besuche im Heimatland aus: »Dann kommen wir halt schnell an die Grenze, wo wir sagen, es ist verdammt teuer, wobei wir natürlich immer gratis bei Verwandten wohnen können« (Jessica, 70/CH). Aufgrund der finanziellen Belastung macht Jessica lediglich einmal pro Jahr einen einwöchigen Urlaub in der Schweiz.

Bei den Schweizer Teilnehmenden ist die Entfernung zur Schweiz vergleichsweise weit, entweder von Berlin, Hamburg oder Schleswig-Holstein, während deutsche Teilnehmende teilweise kürzere Distanzen zurücklegen. Dies beeinflusst auch die Häufigkeit der Besuche: »Frankfurt, da sind wir öfters. Da fährt man aber auch in dreieinhalb Stunden hin, das ist nochmal was anderes als Hamburg« (Alexandra, 33/DE). Alexandras Partner stammt aus Frankfurt, weswegen die Großeltern väterlicherseits mehr von ihren Enkeln haben als Alexandras Eltern in Hamburg. Als Ziel stehen fast ausschließlich bestimmte Orte und Regionen im Mittelpunkt, in denen die Teilnehmenden gewohnt haben oder aufgewachsen sind. »Die Berner Altstadt ist für mich alles andere als ein heimeliges Gefühl« (Romina, 38/CH). Romina, geboren und aufgewachsen in Basel, besucht ihre Heimatstadt mit Freunden und Familie, hat aber keine emotionale Bindung zu der Bundesstadt Bern.

Bei den Anlässen sieht man verschiedene Motivationen: Pflichtbesuche, Familienanlässe, Feiertage, Urlaub und Arbeit sind die meistgenannten. Unter Pflichtbesuchen verstehen die Teilnehmenden einerseits bestimmte feierliche Anlässe, bei denen ihre Anwesenheit erwartet wird, andererseits auch regelmäßige Besuche, die ebenfalls der Pflege sozialer Beziehungen dienen. »Wenn ich Ferien brauche, gehe ich nicht in die Schweiz. Das sind keine Ferien« (Alice, 59/CH). Alice verbringt sehr viel Zeit mit der Pflege sozialer Beziehungen; eine Cousine, ein Patenkind, eine Freundin der Mutter, gelegentlich einmal eine Schwester. Das Programm ist bereits festgelegt und sie eingespannt in diverse Aktivitäten, so dass sie nicht zur Ruhe kommen kann.

Neben persönlichen Anlässen sind staatliche bzw. kirchliche Feiertage oft mit einem Pflichtbesuch verbunden. Einige Städte, welche unter vermehrter Emigration leiden, sehen an solchen Feiertagen einen plötzlichen Anstieg an Aktivität (Ringel 2020: 57). Davon berichten teilweise auch die Handwerker, welche in ihrer Heimat keine berufliche Perspektive mehr vorfinden. Weihnachten bis Neujahr verbringen viele von ihnen mit der Familie im Heimatland, während andere Feiertage (Ostern, Nationalfeiertag etc.) kaum

relevant sind. Gemischte Paare mussten sich an Feiertagen meist entscheiden, ob sie im Heimat- oder im Zielland feiern wollten. Oft ist es aufgrund der Entfernung nicht möglich, beiden Familien gerecht zu werden. Demgegenüber gibt es auch Teilnehmende, die Feiertage vermeiden, da sich zu diesen viele Familienmitglieder versammeln: »Bei besonderen Anlässen habe ich die [engsten Familienmitglieder] ja in der Regel nicht für mich« (Paul, 53/DE).

Für andere sind die Besuche in der Heimat die Gelegenheit, den Kindern die eigene Heimat näher zu bringen. Klara hatte sich deswegen entschieden, ihren Urlaub oft in der Schweiz zu verbringen, als ihre Kinder noch jünger waren. Heute reist sie u.a. mit ihrer Tochter, dem Schwiegersohn und den Enkelkindern in die Schweiz: »Wir fahren jetzt gerade im August für zwei Wochen Bergwandern« (Klara, 64/CH). Martin hindern soziale Erwartungen wiederum daran, kindergerechte Ferien zu verbringen: »Dann bist du eine Woche lang, wenn du Pech hast, hast du zwei Termine an einem Tag und das ist für die Kinder einfach zu viel« (Martin, 33/CH). Der Terminkalender der Familie ist durch Treffen mit diversen Familienmitgliedern und Freund*innen ausgebucht, so dass wenig Freiraum für die Kinder bleibt. Obwohl die Kinder eine Motivation sind, die Heimat zu besuchen und die Beziehungen zu Familie und Freund*innen zu stärken, sorgt die enge Bindung bei Martin zu sehr vielen Erwartungen aus dem Umfeld. Mario reist wiederum ohne Familie und Kinder beruflich viel in die Schweiz: »Ich bin noch sehr häufig in der Schweiz, ich bin im Schnitt ungefähr alle sechs Wochen in der Schweiz, also kriegt man noch sehr viel mit, was da passiert« (Mario, 44/CH). Die kurzen beruflichen Reisen lassen ihm Zeit für den Austausch mit Freund*innen und Familie, ohne dass seine Kinder jedes Mal mit dabei sind.

Nur in den Urlaub, ohne jegliche soziale oder berufliche Verpflichtungen sowie Familienbesuche, gehen die Teilnehmenden im Heimatland nur selten: »Wenn ein Familienfest ist, fahre ich in die Schweiz« (Anna, 55/CH). Anna besucht lediglich ihre Familie und verbringt sonst kaum Zeit in der Schweiz. Die Schweiz kenne sie bereits ausreichend, daher ziehen sie nördliche Länder für einen Urlaub eher an. Auch wenn ein Besuch der Erholung dient, werden üblicherweise auch einige Treffen mit Verwandten oder Freund*innen eingeplant. Berufliche Verpflichtungen im Heimatland werden oft ebenfalls mit sozialen Treffen vereint. Michael fährt drei bis vier Mal im Jahr in die Schweiz, um seinen Sohn und seine Mutter zu besuchen. Wenn er für berufliche Verpflichtungen in der Schweiz weilt, kombiniert er dies mit einem Besuch der Familie.

Im Laufe der Zeit verändern sich auch die Besuchsgewohnheiten der Teilnehmenden. Gesundheitliche Einschränkungen halten einige der interviewten Personen teilweise gänzlich davon ab, ihr Heimatland zu besuchen. Rosa war mit 95 zwar noch mit dem Auto unterwegs und Martha traf ich mit ihren 83 Jahren auf einem Wanderausflug des Schweizer Vereins, trotzdem besuchen beide ihr Heimatland nicht mehr.

Dies hängt auch damit zusammen, dass ihre Bezugspersonen im Heimatland verstorben sind. »Es wird immer weniger. Ich habe kaum noch Tanten und Onkel, meine Schwester ist verstorben« (Martha, 83/CH). Diese Entwicklung sehen bereits jüngere Teilnehmende: »Seitdem meine Eltern tot sind, habe ich kaum mehr einen Bezug. Meine liebste Schwester ist auch gestorben im Jahr 2002 und zu den anderen Geschwistern habe ich keinen so großen Bezug« (Alice, 59/CH). Die sozialen Beziehungen stellen die wichtigste Verbindung zum Heimatland dar, welche im Alter natürlicherweise geringer werden.

Die Aussicht, die letzten Jahren der Eltern oder anderer Verwandten zu verpassen, drängt manche Teilnehmende zu vermehrten Besuchen. »Das veranlasst mich dann dazu, dass ich jetzt etwas öfters gehe« (Ulrich, 65/CH). Ulrich besucht seine 94-jährige Mutter nun drei, bis viermal im Jahr und bleibt bis zu einer Woche. Klara hat noch weitergehende Pläne: Im Ruhestand möchte sie trotz finanzieller Hürden mehr Zeit mit der Familie und alten Freund*innen in der Schweiz verbringen. Dafür will sie in einem Jahr für ein paar Jahre nach Süddeutschland, grenznah zur Schweiz, ziehen. Von da aus wird es ihr möglich sein, ihre Familie und Freund*innen zu besuchen, solange diese noch leben: »Meine Familie in der Schweiz ist endlich. Die sind alle viel älter als ich, ich bin die jüngste« (Klara, 64/CH). Einige Jahre später plant sie, nach Hamburg zurückzukehren, da dort ihr Lebensmittelpunkt liegt – allen voran ihre Kinder und Enkel*innen.

Kurz nach der Migration sind die Besuche oft zahlreicher, da es im Zielland an Netzwerken fehlt, diese im Heimatland jedoch gut ausgebaut sind. Entsprechend häufiger sind Besuche: »Am Anfang bin ich noch alle zwei Wochen nach Hause gefahren zu meinen Freunden dort« (Lisa, 33/DE). Parallel zu weiteren negativen Entwicklungen in ihrer Heimat in Rheinland-Pfalz – dem Landsterben und dem Wegfall von Infrastruktur – konnte Lisa mit der Zeit neue Netzwerke in der Schweiz aufbauen. Damit nahmen auch die Besuche in der Heimat ab. Auch Fabian ist früher jedes Quartal für eine Woche nach Deutschland gereist, sah aber, wie sich die Freundschaften auseinandergelebt haben: »Ist natürlich so ein bisschen aus dem Auge aus dem Sinn« (Fabian, 44/DE). Entsprechend verbrachte auch er langfristig mehr seiner Freizeit in der Schweiz und die Besuche wurden seltener. Grundsätzlich werden die Heimatbesuche mit der Zeit seltener, die Quantität der Besuche steht jedoch nicht zwingend in Verbindung zur Qualität der Beziehungen.

Ein weiterer spezifischer Grund für häufige Besuche im Heimatland sind Liebesbeziehungen: »Das Jahr Fernbeziehung bin ich 38-mal geflogen, also hin und her, und fünf oder sechsmal gefahren« (Paul, 53/DE). Eine ähnliche Intensität zeigte sich auch bei manchen Paaren in einer Fernbeziehung, bei denen schließlich ein Teil ins Nachbarland gezogen ist. Letztlich spielt auch eine enge Beziehung zu Familie und Freunden, und eine gute Prise Heimweh eine Rolle:

Es gibt schon Momente, wo ich meine Familie vermisste. Ich habe ein sehr enges Verhältnis zu meinem Bruder und zu meinen Eltern sowieso auch. Und da kommen schon Punkte oder Zeiten, wo ich sie vermisste. Wenn ich dann dort war, ist wieder gut. Ich konnte mit ihnen reden, mit ihnen auf dem Sofa sitzen und einfach, einfach ich selbst sein. Mich einfach gehen lassen, mich zuhause fühlen und geborgen fühlen. Und dann komme ich wieder hierher und dann bin ich wieder entspannter, ich war wieder zuhause (Laila, 29/CH).

Der Besuch im Herkunftsland kann trotz mancher Verpflichtungen auch eine Gelegenheit darstellen, in eine vertraute, warme und willkommen heißende Welt einzutauchen – eine Zeit, in der man Kraft schöpft und die eigenen Batterien wieder auflädt.

Grundsätzlich erleben die Schweizer Teilnehmenden bei Besuchen in der Heimat eher eine positive Nostalgie, während die deutschen Teilnehmenden vermehrt negative Entwicklungen feststellen. Dies entspricht den wahrgenommenen Veränderungen in Abschnitt 6.5. Nicht zuletzt sind fehlende Arbeitsplätze und eine verschwindende Infra-

struktur bereits Teil der Migrationsgründe für manche Deutsche. Diese negativen Entwicklungen sieht man laut Henning auch an den Gemütern der Menschen in seiner Heimat: »Wenn ich nach Hause komme, da wird so viel gemeckert, geschimpft, [...] man kriegt es mit, dass viel geschimpft wird, wundert mich nicht« (Henning, 53/DE). Seine Freunde beschwerten sich über die Arbeit und den Arbeitgeber, ohne dass sich über Jahre eine Verbesserung einstellen würde. Henning verbindet folglich keine positiven Emotionen mit der Heimat, er besucht dort lediglich seine alten Freunde und seine Partnerin. Bei anderen Teilnehmenden ist die Wahrnehmung nicht derart negativ, trotzdem wurden selten positive nostalgische Gefühle angesprochen. Von den deutschen Teilnehmenden macht kaum jemand in Deutschland Urlaub. Viktoria verneinte dies erst und ersann sich später eines Besseren: »Urlaub kam auch schon vor, eine Radtour an der Elbe vor zwei oder drei Jahren, eine Bootstour mit Freunden, Mosel und so, ne, schon noch Urlaub« (Viktoria, 58/DE).

Bei den Schweizer Teilnehmenden sieht man eine viel positivere Bewertung. »Wenn mal einmal in der Schweiz ist, fühlt man sich schon wohl. Man ist gerne dort und das genieße ich dann auch« (Michael, 60/CH). In den Narrativen taucht immer wieder eine gewisse Bewunderung der Natur auf: »Die letzten zwei, drei, vier Jahre sind wir wieder so ein paar Tage wandern gegangen in die Berge und da dachte ich schon, es ist ja sauschön« (Sonja, 55/CH). Sonja nahm sich wieder vermehrt Zeit, die Schweiz im Urlaub zu erleben. Die Berge symbolisieren für viele den Inbegriff von zuhause: »Wenn ich in Bern einfahre mit dem Zug und dann sieht man die Silhouette der Stadt und Eiger, Mönch und Jungfrau, da kommen mir manchmal fast die Tränen, vor allem wenn ich wieder wegfahre« (Annemarie, 37/CH). Es herrscht ein grundsätzlich besseres Bild der eigenen Heimat vor, was sich bei mehreren Teilnehmenden in Form von Heimweh zeigt: »Heimweh nach den Bergen, der Schokolade und dem Schnee, das ist immer ein Thema« (Annemarie, 37/CH). Annemaries Aussage ist eine Referenz zum Lied »Heimweh« der Schweizer Band Plüsch, welches im Detail die Sehnsucht nach dem eigenen Zuhause beschreibt. Die Berge als Objekt des Heimwehs finden sich bei vielen Teilnehmenden wieder u.a. auch bei Ruth in Form von »wunderschönen Wandermöglichkeiten« (Ruth, 64/CH). Sie vermisst die Berge, die weite Ferne in Schleswig-Holstein stand aber zumindest temporär in der Prioritätenliste weiter vorne.

Auch Annemarie anerkennt pragmatisch die Differenz zwischen der Schweiz, welche sie bei Besuchen erlebt, und der Schweiz als Bewohnerin: »So wie ich die Schweiz jetzt sehe, wäre sie wahrscheinlich nicht, wenn ich dort wohnen würde« (Annemarie, 37/CH). Einerseits sind die Teilnehmenden frei in ihrer Tagesgestaltung, können ihre Freunde besuchen und haben selten finanzielle Sorgen: »Wenn ich in die Schweiz gehe, bin ich Tourist. Ich besuche Familie, ich habe ein ganz freies Leben, ich habe keine Verpflichtungen. Ich kann in der Schweiz tun, was ich will, wenn ich unterwegs bin, habe keinen Tagesrhythmus, wo ich arbeite« (Jonas, 53/CH). Andererseits erinnern sich sowohl Annemarie als auch Jonas an frühere Arbeitsbedingungen. Annemarie hatte längere Arbeitstage und weniger Urlaub, zudem war die Kinderbetreuung schwieriger zu organisieren. Jonas musste täglich eine Stunde zur Arbeit pendeln, während er heute in fünf Minuten zum Theater gelangt: »Ich weiß, wie es früher war, wo ich jeden Tag [...] nach Zürich gependelt bin. Jeden Morgen eine Stunde in diesem blöden Zug, und dann wieder zurückfahren und denken: ja, ist das jetzt Schweiz?« (Jonas, 53/CH). Es wird ersichtlich, dass die Lebensrealität während eines Besuches nicht als Projektion dessen verstanden wird, wie das Leben im Heimatland bei einer Rückkehr aussehen würde (vgl. Kapitel 9).

7.5 Zufriedenheit: Eine Beurteilung der Gesamtsituation

Wenn man mit der Gesamtsituation nicht zufrieden ist, sollte man sich bewegen. Man sollte nicht lange bleiben und Depressionen bekommen, sondern man muss irgendwas ändern (Richard, 53/DE).

Die Zufriedenheit spiegelt einerseits eine Momentaufnahme, zugleich ist sie eingebettet in Erfahrungen und Zukunftsaussichten. Wie weit der Zeithorizont reicht und welche Erfahrungen einfließen, variiert individuell. Wie lange ist zu lange, wenn der Trend in die falsche Richtung geht, und welche Aspekte zählen wie stark in die Beurteilung der Gesamtsituation? Entscheidend ist weniger, ob »alles gut« oder »alles schlecht« ist, sondern welche Lebensbereiche im Zielland als lebenswert empfunden werden, und wie viel man selbst daran ändern will und kann. Die Beurteilung der Gegenwart hängt stark davon ab, worauf der Blick gerichtet ist und ob und inwiefern Teilnehmende die Möglichkeit sehen, unerwünschte Zustände zu ändern. Haben Interviewpartner*innen in der Vergangenheit bereits ähnliche Zustände bewältigt, stärkt dies die Überzeugung, es in Zukunft erneut tun zu können.

Sonja ist der Liebe wegen migriert und hat eine positive Sicht der Schweiz, welche sie bis heute bewahrt. Entsprechend viele Faktoren müssen in Hamburg positiv ausfallen, damit sie bleibt: ihr Partner, die sozialen Netzwerke, die Wohnsituation und ihr Alltag tragen alle ihren Teil dazu bei: *»Wenn das alles nicht wäre, dann würde es mich hier nicht halten«* (Sonja, 55/CH). Alle Teilnehmenden haben durch die Migration zumindest einmal den Schritt gemacht, ihr Leben an einem anderen Ort neu aufzubauen, daher stellt dies oft erneut eine Option dar, wenn die Lebensumstände zu negativ ausfallen. Bei vielen sieht man die Sicht auf die Vergangenheit, welche den Zukunftsaussichten zugrunde liegt. Fabian ist zufrieden, weil er den Weg in die Schweiz bisher nie bereut hat: *»Ich habe mich nie einsam gefühlt, ich war nie unzufrieden, habe nie Momente gehabt, wo ich dachte, oh, ich will wieder zurück. [...] Ich habe nie den Moment gehabt, wo ich es bereut habe«* (Fabian, 44/DE). Einerseits erwartet er in der nahen Zukunft keine negative Veränderung, andererseits könnte er in diesem Falle Schritte einleiten, seine Situation zu ändern.

Für andere ist die Beurteilung der eigenen Situation nicht so eindeutig, gerade wenn sie mehr Höhen und Tiefen durchlebten: *»Manchmal gefällt's mir hier sehr gut und manchmal hasse ich alles«* (Amalia, 44/DE). Amalia kam schwanger in die Schweiz und lebt 15 Jahre, eine Heirat, eine Scheidung und vier Kinder später immer noch dort. Sie könnte die Schweiz momentan auch nicht verlassen, wenn sie wollte: Sie ist im Scheidungsprozess und teilt sich das Sorgerecht mit ihrem Noch-Ehemann. Karl konnte seine berufliche Situation aufgrund aktueller Probleme nicht weitsichtig einschätzen und war eher auf die Gegenwart begrenzt: *»Das ist natürlich jetzt in der Situation gerade etwas schwierig«* (Karl, 56/CH). Der diplomierte Betriebswirt befand sich zur Zeit des Interviews in einem Schwebzustand, von dem er nicht mit Gewissheit sagen konnte, dass er bald enden würde. Bei von äußeren Einflüssen bedingten Umbrüchen oder Übergangsphasen ist es schwieriger, langfristige Prognosen zu tätigen und die grundsätzliche Zufriedenheit zu evaluieren. Ähnlich verhält es sich teilweise bei anderen Krisen, welche die Grundbedürfnisse gefährden: *»Da wacht man dann mit ganz anderen Gedanken am nächsten Tag im Krankenhaus auf«* (Richard, 53/DE). Wer gesundheitliche Probleme durchläuft oder mit dem Tod ei-

ner nahestehenden Person konfrontiert ist, schätzt selbstverständlich scheinende Dinge im Leben stärker. Dies zeigt sich auch in den Narrativen der Teilnehmenden, welche Zufriedenheit unabhängig von Ort, Geld, Status oder auch Migrationserfahrung positiv bewerteten, weil ihre Grundbedürfnisse gedeckt waren.

Viele dieser persönlichen Umstände und Schicksalsschläge haben keine Verbindung zur Migration, sondern sind Teil normaler Lebensgeschichten. Deutlicher wird der Hintergrund der Migration, wenn diese maßgeblich zur Zufriedenheit beigetragen hat. Der Beurteilung der Zufriedenheit liegt sehr oft ein Vergleich zugrunde; zur Vergangenheit, zu anderen Menschen, anderen Orten etc. Es braucht eine Referenz, um einschätzen zu können, wie zufrieden man ist. »Ich glaube, das war sehr gut genährter Boden, da war so viel Dünger für mich drin im Boden in Deutschland. Da bin ich hier gewachsen. Ich war ein Pflänzchen, dann ist das Pflänzchen nach Deutschland gebracht worden in diese Erde und hier konnte ich richtig wachsen« (Jonas, 53/CH). Bei Jonas sieht man den Vergleich von Deutschland zur Schweiz. Erst in Deutschland konnte er wachsen und fand seine Erfüllung. Zwar ist seine Aussage sehr metaphorisch, aus seinen Erzählungen geht jedoch klar hervor, dass er sowohl mit den persönlichen Beziehungen, im Beruf und auch in seinem physischen Lebensumfeld glücklich ist.

Bei Lisa sieht man wiederum den negativen Vergleich mit dem Fokus auf Deutschland:

Wenn ich nach Deutschland fahre, habe ich immer den direkten Vergleich, z.B., wenn wir jetzt spontan sagen wir gehen jetzt was essen. Hm, welches Restaurant hat denn noch offen beim Landsterben? Es ist sehr traurig nach Hause zu fahren, weil man sieht den Zerfall, gerade wenn man aus Westdeutschland kommt. Ich komme aus der Nähe von Kaiserslautern und viele wissen ja nicht, Kaiserslautern, ärmste Stadt Deutschland, Kusel, ärmster Landkreis Deutschlands²⁰ [...]. Viele denken ja ist im Osten, aber wenn man dann die Straßen sieht, wo man nicht mehr über die Straße fahren kann, weil so viele Schlaglöcher da sind, wo nichts gemacht wird, wo ein Restaurant nach dem anderen schließt. Mich würden keine 10 Pferde zurückbringen (Lisa, 33/DE).

Bei Lisa kommt nicht zwingend die Zufriedenheit mit ihrem Leben in der Schweiz zum Vorschein, sondern eher die Unzufriedenheit, welche sie in Deutschland bei Besuchen verspürt und schon früher verspürt hat. Daraus kommt im Kontrast die positive Bewertung der Schweiz mit einer intakten Infrastruktur. In diesem Beispiel zeigt sich, wie wichtig die erlebte Welt und damit die Regionalität ist. Lisa wohnte vor der Migration in die Schweiz bereits in Frankfurt und fand dort auch eine funktionierende Infrastruktur. Der Vergleichspunkt bleibt jedoch ihre regionale Herkunft, auch bei der Möglichkeit einer Rückkehr. Der regionale Referenzrahmen zeigt sich auch in anderen Interviews bei den Migrationsgründen, wo die Migration von Sachsen in die Schweiz dem Umzug nach Baden-Württemberg vorgezogen wird. Die wirtschaftliche Gesamtsituation Deutsch-

20 In einer Studie zur Lebensqualität deutscher Städte von 2018 landete Gelsenkirchen auf dem letzten Platz (401), die Stadt Kaiserslautern auf dem 289. Platz und der Landkreis Kusel auf dem 283. Platz. Als Faktoren wurden die Themenbereiche Arbeit und Wohnen, Gesundheit und Sicherheit sowie Freizeit und Natur miteinbezogen (Prognos 2018).

lands ist bei der individuellen Betrachtung und dem Vergleich sekundär, denn die eigene Erfahrung der regionalen Dynamik hat viel mehr Relevanz.

Je nach Lebensentwurf und Wohnort variieren auch die Aspekte, die zur Zufriedenheit beitragen. In ländlichen Gegenden wird die Naturnähe hervorgehoben, in der Stadt der Zugang zu kulturellen Institutionen. Die Freizeitgestaltung ist neben dem beruflichen Leben essenziell für die Zufriedenheit im gelebten Alltag. Bei Teilnehmenden mit Kindern spielt deren Zufriedenheit maßgeblich in die eigene Bewertung mit hinein. Daraus ergibt sich ein Gesamtbild: »Meine Kinder, mein Beruf. Ich habe hier eine Existenz, ich kann hier aus dem Vollen schöpfen. Und die Kultur; ich gehe gern [in diverse Hamburger Kulturstätten]. Ich finde, Hamburg ist eine geniale Stadt« (Alice, 59/CH). Zufriedenheit steht in enger Verbindung mit dem Alltag und alltäglichen Prozessen: »Mein Alltag stimmt. Ich habe ein soziales Netzwerk, ich habe hier meinen Freundeskreis, ich kann nicht klagen, es funktioniert alles. Der Alltag läuft einfach total reibungslos« (Annemarie, 37/CH). Bei den meisten Teilnehmenden wird dieser Alltag vor Ort mit bestehenden transnationalen Beziehungen ergänzt, durch welche die Verbindung ins Heimatland über Jahre aufrechterhalten wird. Die erwünschte Verbesserung des Lebensstils ist dann erreicht, wenn kleine alltägliche Zahnrädchen in einem großen Ganzen zusammenspielen.

7.5.1 Geld macht (nicht) glücklich

Jetzt habe ich beruflich ungefähr die gleiche Situation, die ich in Deutschland hatte, kann mir aber tatsächlich trotz der viel höheren Kosten hier eine Menge mehr leisten. [...] auch wenn man immer sagt, Geld allein macht nicht glücklich. Nein, natürlich macht es nicht glücklich, aber es beruhigt doch sehr, wenn man etwas sieht und sagt »das kaufe ich mir heute«, ohne erstmal aufs Konto schauen zu müssen (Paul, 53/DE).

Durch die ökonomische Asymmetrie sind finanzielle Aspekte ein wichtiger Bestandteil der Erfahrungen *beider* Gruppen, sowohl als Migrationsgrund als auch in der Lebens- und Zukunftsgestaltung. Der finanzielle Aspekt wird vielfach in den Narrativen hervorgehoben, weswegen es sich lohnt, genauer zu betrachten, ob finanzielle Aspekte kontinuierlichen Einfluss auf die Zufriedenheit der Teilnehmenden haben. Der Zusammenhang von Finanzen und Zufriedenheit wird von Teilnehmenden in beiden Gruppen ähnlich hergestellt, das Resultat ist jedoch ein anderes. Beide sind sich einig: Geld macht nicht glücklich. Bei den Schweizer Teilnehmenden heißt das in Konsequenz meist: Ich verdiene jetzt weniger, aber bin glücklich. Bei den deutschen Teilnehmenden bedeutet es: Geld *allein* macht nicht glücklich, aber ein gewisser Lebensstandard ist doch schön.

Auch Schweizer Teilnehmende sind verständlicherweise nicht glücklich, weil sie weniger verdienen. Durch die Migration haben sich bestimmte Dinge in ihrem Leben positiv verändert. Bei Joel musste sich die Beziehung zur Arbeit verändern, was mit dazu beiträgt, dass er heute weniger verdient als früher: »Ich verdiene einen Sechstel dessen, was ich vorher in der Schweiz verdient hab. Trotzdem kann ich sagen, es fehlt mir an nichts und ich bin glücklicher als vorher« (Joel, 38/CH). Joel war in der Schweiz derart absorbiert von seiner Arbeit, dass er noch nicht einmal zu Weihnachten Zeit mit seiner Familie verbracht hat, weil er nach Feierabend um 21 Uhr abends zu müde war. Auch sein Umfeld hat die positive Veränderung bemerkt: »Das Schönste war, als meine Mutter das letzte Mal meinte: »ich

*sehe es schon, man muss gar nicht fragen, du siehst super aus». Das ist für mich das schönste Kompliment, was ich kriegen kann« (Joel, 38/CH). Theoretisch hätte Joel auch in der Schweiz seine Arbeitslast reduzieren und in Teilzeit arbeiten können, aber erst durch einen Zusammenbruch und den kompletten Ausbruch aus alten Strukturen konnte er gesündere Gewohnheiten aufbauen. Bei Joel spielt auch Berlin als Wohnort und die Beziehung zur Schwester eine wichtige Rolle. Gerade wenn jemand überzeugt ist, dass der eigene Lebensweg nur in Deutschland so verlaufen konnte, ist dies meist mit einer großen Zufriedenheit gekoppelt. Dies sieht man bei den Teilnehmenden deutlich, welche einem Herzensprojekt gefolgt sind, wie z.B. Jonas mit der Schauspielerei oder Adrian, der in Berlin schriftstellerisch tätig werden wollte. Dabei tritt der finanzielle Nutzen hinter persönliche Wünsche und Träume zurück. Auch bei Interviewten mit konventionelleren Berufen stehen materielle Güter in der Argumentation hinter Immateriellen: »Die Frage hat sich im Endeffekt nie gestellt, dass man aus materiellen Gründen etwas aufgibt, wenn man sich bei den immateriellen Faktoren so wohl fühlt« (Thomas, 62/CH). Aus den Narrativen wird deutlich, dass Schweizer*innen in Deutschland selten größere finanzielle Vorteile gewinnen, als dies in der Heimat möglich gewesen wäre. Der finanzielle Verzicht wiegt jedoch geringer als andere Vorteile. Lediglich die von mir interviewten Personen im ländlichen Schleswig-Holstein haben bei geringeren Löhnen aufgrund geringerer Preise eine relative Aufwertung ihrer finanziellen Situation wahrgenommen. Insbesondere der Wunsch nach einem eigenen Haus ließ sich dort eher verwirklichen als in der Schweiz.*

Bei den deutschen Teilnehmenden stellen die finanziellen Vorteile einen Teil des Gesamtpakets dar. Dadurch, dass viele dem gleichen Job nachgehen und sich ein neues Umfeld aufgebaut haben, bleibt der größere Verdienst aber ein auffällender Unterschied. Auch nach Abzug der höheren Lebenshaltungskosten behalten Arbeitnehmende in der Schweiz aufgrund geringerer Abgaben einen größeren Teil ihres Lohnes. Hohe Abgaben stellen insbesondere für Fach- und Führungskräfte einen Migrationsgrund dar (Prognos 2007: 27). In der Erweiterung sind die geringeren Abgaben in der Schweiz ein Bleibegrund²¹. Paul hat sich in der Schweiz ein sehr privilegiertes Leben aufgebaut: Er wohnt in einer schönen Wohnung mit großer Terrasse, besitzt ein Auto und zwei Motorräder und kann jeden Tag im Restaurant essen gehen, ohne sich Sorgen zu machen. Seine finanzielle Situation ist nicht der Grund für seine Zufriedenheit, wie im Eingangszitat demonstriert, sie steht aber auch in keinem Widerspruch dazu. Um dies zu erreichen, musste er weder in einer Hierarchie aufsteigen noch mehr arbeiten als früher.

Vielen anderen deutschen Teilnehmenden geht es ähnlich: »Ich habe jetzt einen Job gefunden, der relativ gut bezahlt ist, und in Deutschland was zu finden [...], was adäquat gleich bezahlt ist, wird nicht einfach« (Maja, 37/DE). Insbesondere Teilnehmende, welche im Niedriglohnssektor oder in schlecht bezahlten Branchen arbeiteten, bemerken starke finanzielle Unterschiede. Der Verdienst wird durch eine Aufwertung bestimmter Berufe besser, ohne dass sich das berufliche Profil der Teilnehmenden verändert hätte. Hinzu kommt eine höhere Inflation, welche Menschen mit geringeren Einkommen mehr zusetzt. Soziale Unterschiede zeigen sich auch beim Sparpotenzial, da gerade geringere Einkommen verhältnismäßig hoch besteuert werden (Sabin 2022, Bundesamt für Statistik 2018).

21 Das Thema Sozialabgaben und Steuern wurde im Abschnitt zum Sozialstaat (6.3.6.) bereits thematisiert.

Maja kam der Liebe wegen in die Schweiz und hat sich inzwischen ein Umfeld erarbeitet, welches sie zufriedenstellt. Die finanziellen Vorteile kamen als Bonus, nach dem sie nicht gestrebt hat. Trotzdem stellen die Finanzen, in Form eines gewissen Lebensstandards, für sie einen Bleibegrund dar: »Der Lebensstandard, man möchte ihn eigentlich nicht wirklich aufgeben« (Maja, 37/DE). Da sie den gleichen Lebensstandard in Deutschland mit ihrem Beruf nicht erreichen könnte, werden die verbesserten Finanzen in der Schweiz zu einem Grund der Zufriedenheit.

Eine absolute Minderheit gewichtet finanzielle Gründe derart stark, dass sie eine fehlende Zufriedenheit in anderen Aspekten überlagern könnte. Gefragt, ob er in der Schweiz zufrieden ist, antwortet Henning kurz: »mh, nein« (Henning, 53/DE). Mit der Gesamtsituation ist Henning unzufrieden, dies erstreckt sich aber nicht auf alle Lebensbereiche: »Naja, arbeitsmäßig ist gut« (ebd.). Für ihn bilden das gute Einkommen in der Schweiz und entsprechend fehlende Optionen in Deutschland den Migrations- und Bleibegrund, welche fehlende soziale Kontakte übertrumpfen. »Ich wäre glücklicher, wenn das Umfeld hier stimmen würde« (ebd.). Für ihn ist dies ein pragmatisches Abwiegen verschiedener Optionen, da er in Deutschland auch nicht zufriedener wäre. Für Henning ist es momentan keine Option sich zu bewegen; er arbeitet auf den Ruhestand zu, welchen er in finanzieller Stabilität mit seiner Partnerin voraussichtlich in Südeuropa erleben möchte. So lange harrt er in der Schweiz aus.

Die Mehrheit der Teilnehmenden hat sich ein Leben im Zielland aufgebaut, welches für sie lebenswert ist. Meist sind es keine singulären Gründe, sondern eine Verflechtung vieler positiver Aspekte, weswegen der Lebensmittelpunkt weiterhin im Zielland liegt. Die Wohnsituation, ein stabiles und aktives Leben im Zielland, familiäre und freundschaftliche Beziehungen ins Heimatland und eine gut versorgte nächste Generation wirken alle auf die Gesamtzufriedenheit. Einzelne Aspekte können zeitweise fehlen, ohne die Zufriedenheit negativ zu beeinflussen, längerfristig führt dies aber zur Unzufriedenheit. Inwiefern dies auch die Zukunftspläne beeinflusst, wird in Kapitel 9 genauer betrachtet.

7.6 Zwischenfazit: Privilegierte Lebensstile

In der Lebensgestaltung wird deutlich, dass viele Teilnehmende dieser Studie immaterielle Aspekte verfolgen, was einhergeht mit Erkenntnissen anderer Studien zu Lebensstilmigration (Benson/O'Reilly 2016: 1–6). Gleichwohl stehen immaterielle Aspekte in Verbindung mit ökonomischem Kapital. Viele Teilnehmende können sich z.B. das Leben in attraktiven und von Gentrifizierung betroffenen Stadtteilen leisten, was ihr relatives ökonomisches Privileg verdeutlicht (Benson/O'Reilly 2009: 620).

Bei der Suche nach dem perfekten Zuhause wird die gleichzeitige Nähe zur Natur und städtischer Infrastruktur verfolgt. Eine gute Anbindung an öffentliche Verkehrsmittel, ein kurzer Arbeitsweg, Einkaufsmöglichkeiten für den täglichen Bedarf sowie gute Schulen für Kinder sind wichtige Elemente. Auch die soziale Einbettung in eine freundliche Nachbarschaft sind den Teilnehmenden wichtig. Während in Schleswig-Holstein und der Schweiz die Nähe zur Natur und naturnahe Freizeitaktivitäten hervorgehoben werden, sind es in Berlin und Hamburg überdies kulturelle Angebote, welche die Städ-

te besonders lebenswert machen. Diese Aspekte werden entsprechend auch als Teil der alltäglichen Lebensgestaltung erwähnt.

Beim Kauf von Eigentum rücken pragmatische finanzielle Betrachtungen in den Fokus. Teilnehmende mit Kindern oder dem Wunsch, eine Familie zu gründen, verfolgen am ehesten den Wunsch eines eigenen Hauses oder haben diesen in der Vergangenheit bereits erfüllt. In Hamburg oder Berlin sind die Preise für Immobilien vergleichsweise hoch, entsprechend besitzen Teilnehmende eher Eigenheime am Stadtrand. Schleswig-Holstein bietet für Kaufinteressierte aus der Schweiz aufgrund niedriger Kosten und der ökonomischen Asymmetrie die besten Bedingungen. Im Kontrast dazu gestaltet sich der Hauskauf für deutsche Teilnehmende in der Schweiz schwierig. Gleichzeitig äußern sich insbesondere jüngere Personen vermehrt kritisch und zweifeln Lebensentwürfe an, deren Ziel den Hauskauf beinhaltet. Dies geht einher mit postmateriellen Werten, welche sich sowohl bei den postmateriellen Milieus als auch beim expeditiven und neo-ökologischen Milieu sowie bei den digitalen Kosmopoliten finden lassen (Flaig/Barth 2023: 21).

Für Teilnehmende mit Kindern oder einem Kinderwunsch rücken Aspekte der Kinderbetreuung und der Vereinbarkeit von Familie und Beruf in den Mittelpunkt. Die bessere staatliche Versorgung in Deutschland wird deutlich hervorgehoben, welche im Kontrast steht zu individuellen Lösungen in der Schweiz. Das Verständnis eines teilweise fremden Schulsystems bringt viele Herausforderungen für Eltern mit sich; entgegen der Befürchtungen von Castro-Martin und Cortina (2015: 121) führt dies jedoch nicht zu einem geringeren Bildungsniveau der Kinder. Eltern investieren erhebliche Ressourcen, um das Wohl ihres Kindes zu fördern und dessen Erfolgchancen auch bei einer möglichen Remigration zu sichern. Eltern versuchen zudem Kindern bestimmte Traditionen zu vermitteln und sie mit materiellen Gütern und Medien aus dem Heimatland vertraut zu machen. Hier werden traditionellere Werte, ein Sicherheitsbedürfnis und teilweise eine Erfolgsorientierung deutlich.

Besuche aus dem und im Heimatland sind wichtige Ergänzungen für Eltern mit Kindern, stellen aber auch für andere Teilnehmende einen essenziellen Teil der Lebensgestaltung dar. Die Besucher*innen haben oft kaum Bezugspunkte zu den Orten, die über die besuchte Person hinausgehen. Ähnlich zeigt sich, dass Teilnehmende vermehrt ihre früheren Wohnorte und die dort lebenden Freund*innen und Familie besuchen. Besuche im Heimatland erfolgen entsprechend oft an Geburts- oder Feiertagen. Während einige Teilnehmende explizit keinen Urlaub im Heimatland machen, da Besuche mit zu vielen Verpflichtungen einhergehen, stellt der Urlaub für andere eine gute Gelegenheit dar, die eigenen Batterien wieder aufzuladen.

In der Zufriedenheit der Teilnehmenden zeigt sich, dass es oft eine Verstrickung diverser Aspekte der Lebensgestaltung und viele erfolgreiche Kleinprojekte sind, welche zu einer positiven Beurteilung führen. Viele Teilnehmende fanden im Zielland ein Leben, welches ihre Bedürfnisse abdeckt und im Vergleich zum Leben vor der Migration eine Verbesserung darstellt. Diese Narrative verdeutlichen den Kontrast der durch die Migration gewonnenen Lebensqualität, welche auch bei Benson und O'Reilly thematisiert wird (2009: 610). Für die Bewertung der eigenen Zufriedenheit sind sowohl materielle als auch immaterielle Aspekte relevant; nur bei einer verschwindenden Minderheit können positive materielle Werte negative immaterielle Aspekte ausgleichen. Fehlende soziale

Netzwerke im Zielland können auf Dauer nicht mit einem überdurchschnittlichen Verdienst aufgewogen werden.

Aufgrund der hinzugewonnenen Kaufkraft deutscher Migrant*innen in der Schweiz nehmen materielle Werte und der Konsum bei diesen Teilnehmenden mehr Gewicht ein – auch wenn Geld keinen Motivator darstellt. In den Narrativen wirkt zudem die Eigenverantwortung zentral, was sich nicht zuletzt in der eigenen Migration widerspiegelt. Beides spricht für eine Zuordnung zum Milieu der Performer (Flaig/Barth 2023: 21), was jedoch einen Teil der Gruppe außen vor lässt, welcher nicht der oberen Mittelschicht oder der Oberschicht angehört. Bei den Milieus der Mitte wird lediglich bei der adaptiv-pragmatischen Mitte das Konsumverhalten thematisiert.

Schweizer Interviewpartner*innen betonen ihre Zufriedenheit trotz finanzieller Einbußen. Hinsichtlich der Milieus würde dies darauf hindeuten, dass postmaterielle Werte vermehrt vertreten sind. In Berlin und Hamburg finden sich entsprechend diverse Personen, welche alternative Lebensentwürfe und immaterielle Werte verfolgen. Dies geht teilweise einher mit entsprechenden Migrationsgründen wie dem Verfolgen einzigartiger Karriereoptionen, der Migration an spezifische Orte oder der Suche nach Abenteuer (vgl. Kapitel 5). In Kombination dieser Aspekte zeigt sich im Schweizer Sample eine Tendenz zum Milieu der Postmateriellen wie auch zu den digitalen Kosmopoliten (Flaig/Barth 2023: 21).

IV. Marco

Fast wie in England

Marco stand hinter der Kasse und bediente gerade eine Kundin, als ich seinen Laden betrat. In den Regalen standen diverse Bio- und Naturprodukte von qualitativ hochwertigen oder regionalen Marken; Seifen und Handcremes, diverse Tee- und Kaffeesorten, Aufstriche, Marmeladen und Sirups, aber auch Geschirr- und Handtücher, floral bemalte Becher und Vasen sowie Fell- und Pfotenpflegeprodukte für Hunde und Katzen – Hauptsache nachhaltig und mit ökologischem Verantwortungsbewusstsein. Mit dorthin genommen hatte mich Ruth. Kurz vorher kam mein Interview mit Ruth in einem Café in der Nähe zum Ende, im Zuge dessen sie mir von Marco erzählt hatte. Per Zufall betrat sie eines Tages seinen Laden und fand heraus, dass er ebenfalls aus der Schweiz stammte. Sein Laden gibt keinerlei Hinweis auf seine Herkunft, man kann sie Marco aber auch nach vielen Jahren in Deutschland weiterhin anhören.

Darauf gewartet, zu seinen Erfahrungen als Schweizer in Deutschland interviewt zu werden, hatte Marco definitiv nicht; trotzdem gab er mir seine Visitenkarte. Zwei Monate später finde ich mich wieder in seinem Laden vor und werde freundlich von seiner Frau begrüßt. Marco ist noch unterwegs. Ein Anruf seiner Frau erinnert ihn an unseren Termin, sodass wir uns kurz darauf im Hinterzimmer des Ladens in Ruhe unterhalten können.

Marco ist einer von wenigen Schweizer Teilnehmenden, welcher keinerlei Verbindung zum Schweizer Verein pflegt. Er habe keinerlei Problem damit, wenn er in Deutschland das Jahr über keine Schweizer*innen treffen würde, er habe aber auch keine Aversionen. Die Nationalität sei für ihn in Beziehungen irrelevant, grundsätzlich mag er kein Schubladendenken. Auch seine Herkunft spricht er selbst kaum an, er erzählt aber von der Schweiz, wenn ihn andere darauf ansprechen. Er verspürt kein Heimweh, keinen Drang, Schweizerdeutsch zu sprechen oder sich mit Menschen zu umgeben, welche aus der Schweiz kommen. Die Schweiz hat ihn geprägt, unter anderem mit einer Vorliebe

für einen guten Schweizer Wurstsalat, sie nimmt aber in seinem täglichen Leben kaum Platz ein.

Marco wohnt seit fünf Jahren mit seiner Frau in Schleswig-Holstein und ist als Geschäftsführer für seinen Laden tätig. Die Entscheidung für das norddeutsche Bundesland war eine Entscheidung für die Zukunft, den Ruhestand, aber noch viel mehr für die Gegenwart. Die geringeren Kosten für die Lebenshaltung und insbesondere auch die Immobilienpreise sorgen dafür, dass sich das Paar bereits jetzt mehr leisten kann: mehr Konsum, aber auch mehr Freiheit und Freizeit, mehr Zeit zu zweit und mehr Lebensqualität auf dem Land.

Marco und seine Frau sind in Schleswig-Holstein gelandet, weil sie sich England nicht leisten konnten. Eigentlich hatten sie einen ähnlichen Plan für ihre Zukunft in England angestrebt, wie sie ihn letztlich in Norddeutschland umgesetzt haben. Als große Englandfans fanden sie im Norden Deutschlands eine vergleichbare Landschaft und Architektur sowie einen ähnlich trockenen Humor. Umfangreiche Vorerfahrung in Schleswig-Holstein hatte Marco nicht, aber nach fünf Jahren scheint die Ansicht bestätigt.

Seinen Weg nach Deutschland fand Marco bereits 15 Jahre früher durch die Liebe zu seiner deutschen Frau. Als selbstständiger Berater hatte er, nachdem sich die beiden füreinander entschieden hatten, durch seinen Arbeitgeber die Möglichkeit, nach Frankfurt entsendet zu werden. Nach einigen Jahren in Frankfurt zog es die beiden aufgrund eines Jobangebots für Marco nach München. Für Marco machte es ursprünglich keinen großen Unterschied, ob er von Basel nach Zürich oder nach Deutschland zog. Seine Familie, seine zwei Kinder und die Ex-Frau sowie Freund*innen wohnten in der näheren Umgebung, auch bei einem Umzug nach Zürich wäre der alltägliche Kontakt nicht mehr möglich gewesen.

Darüber hinaus ist Marco Basler; ein Basler in Zürich ist genauso fremd wie ein Basler in Frankfurt. Dass dies nicht ganz stimmte, bemerkte Marco nach der Ankunft in Deutschland. Die Sprache war eine andere, nicht nur hinsichtlich des Unterschieds von Schweizerdeutsch zu Hochdeutsch, sondern aufgrund der gegenseitigen Wechselwirkung von Kultur und Sprache. In Frankfurt redeten die Menschen anders und meinten Dinge anders. Aber auch scheinbar banale Dinge wie der Aufbau des Supermarkts überraschten ihn. Bei Migros, einer der größten Supermarktketten der Schweiz, war es ein schönes Erlebnis, einzukaufen, während deutsche Supermärkte sehr unpersönlich wirkten. Beim Arzt über eine Stunde zu warten, gerade mit akuten Symptomen, war für ihn ebenfalls neu.

Auch innerhalb Deutschlands und im Kontrast von der Stadt zum Land sah Marco viele Unterschiede. Die Menge an exotischen Lebensmitteln in München stand in keinem Vergleich zu seinem jetzigen Wohnort. Grundsätzlich scheint in München mehr Geld vorhanden zu sein, gleichwohl ist die Versorgung und die Infrastruktur in seinem Dorf mit gerade einmal 1.000 Einwohnern völlig ausreichend. Insbesondere kleinere Gewerbe, wie ein Blumenladen oder eine Käserei, konnten sich erhalten und auch die medizinische Versorgung ist durch Arztpraxen und Apotheken gedeckt.

Eine adäquate medizinische Versorgung war für Marco wichtig, da das Paar plant, auch im Ruhestand in Schleswig-Holstein zu bleiben. Zum Umzug in den Norden gehörte auch der Kauf ihres Hauses als Vorsorge für das Alter. Gleichzeitig musste das Haus bestimmte Kriterien erfüllen; das wichtigste war der Blick auf das Wasser, was durch ei-

nen See erfüllt wurde. Neben dem See sieht Marco durch ein großes rundes Fenster vor seinem Schreibtisch viel Grün, die Aussicht sei besser als jeder Kinofilm. Von den Nachbarn wurden sie aufgenommen und fühlen sich daher rundum gut aufgehoben. Sein Laden diente unter anderem als Eintrittsticket in die lokale Gemeinschaft, da es anderweitig schwierig schien, im Alter von über 50 Jahren noch neue Beziehungen aufzubauen. Entsprechend zufrieden ist Marco mit seinem Leben; er führt eine glückliche Ehe, besitzt einen gewissen Wohlstand, so dass er sich keine finanziellen Sorgen machen muss, seine Arbeit ist nicht übermäßig stressig und macht gar Spaß.

Was fehlt, aber bald auf dem Plan steht, ist die deutsche Staatsbürgerschaft. Diese ließe ihn endlich auch politisch mitreden an seinem Lebensmittelpunkt. Marco hat Familie, Kinder und Freunde in der Schweiz, sieht Basel als seine Heimat an, aber trotzdem findet sein eigenes Leben anderswo statt. Es ist daher eine logische Konsequenz, die deutsche Staatsbürgerschaft anzunehmen, um seine Zukunft in Deutschland mitgestalten zu können. Deutschland ist auch Heimat geworden, eine andere – zwar weniger emotional und weniger prägend, aber trotzdem irgendwie Heimat und ein Ort, dessen kulturelle Errungenschaften er schätzen kann. Die Einbürgerung wäre auch ein Statement nach außen, sowohl in die Schweiz als auch im deutschen Umfeld. Ein Teil des Ankommens und ein Signal nach innen wäre es vermutlich auch. Letzteres hat aber für ihn weniger Bedeutung – zumindest im Kontext der Staatsbürgerschaft.

Als Fußballfan aus Basel ist es selbstverständlich, dass er den FC Basel unterstützt. Daran wird wohl niemand etwas rütteln können. Unveränderlich schien auch, dass Marco bei Nationalspielen, bei denen Deutschland beteiligt ist, immer das gegnerische Team anfeuern würde. Wichtiger als der Sieg der Schweiz ist die Niederlage Deutschlands, was besonders bei Europa- und Weltmeisterschaften offensichtlich wird. Bei Weltmeisterschaften soll die Schweiz sicherlich gewinnen, egal wie gering die Chancen auf Erfolg sind. Eine Niederlage Deutschlands schmeckt oftmals aber genauso süß wie ein Sieg der Schweiz. Es war während der letzten beiden Weltmeisterschaften, dass Marco eine gewisse Veränderung an sich beobachtete: Eine Niederlage Deutschlands bereitete ihm keine Befriedigung, genauso wie ein Sieg ihn nicht ärgerte. Zum Mitfiebern mit Deutschland ist es sicherlich zu früh, es fehlt eine tiefere emotionale Bindung. Aber wer weiß, was die Zukunft und einige weitere Jahre guten Fußballspiels noch bewirken können.

8 Zugehörigkeit: Netze spannen und Wurzeln schlagen

Mental ist mir letztens, so vor einem Jahr, als ich mich mit der Einbürgerung beschäftigt habe, rückblickend klargeworden, wie diffus das war und wie ich mich gedrückt habe, das zu sagen. Ich hatte längst meine Wohnung und habe hier Steuern bezahlt, und das ist eigentlich alles total seriös, aber das Gefühl war immer noch, dass ich hier wie eine ständige Besucherin bin, die jederzeit wieder gehen kann. Was natürlich Quatsch ist, ich habe hier alle meine Freunde, meine Möbel, mein ganzes Leben ist hier – aber dieses Gefühl »ich bin jetzt hier und ich bleibe hier«, da hatte ich sehr lange Angst vor (Susann, 49/CH).

Zugehörigkeit zeigt sich neben der Lebensgestaltung an einem physischen Ort insbesondere in der Akzeptanz in eine Gemeinschaft sowie durch die Identität: Erstere erfolgt im Kontakt mit Menschen im Umfeld oder im Heimatland, während zweite vermehrt als gedankliche Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbst abläuft. Beiden Aspekten gehe ich in diesem Kapitel nach, beginnend mit grundsätzlichen Überlegungen zum Konzept der Zugehörigkeit.

Belonging als fundamentales menschliches Bedürfnis ist ein Kernkonzept bei der Betrachtung von Zugehörigkeit. Baumeister und Leary (1995) definieren den Begriff als Bedürfnis, bedeutungsvolle Bindungen mit anderen zu formen und als geschätztes Mitglied einer Gemeinschaft oder Gruppe akzeptiert zu werden. Damit geht oft eine geteilte Identität innerhalb der Gruppe einher, welche auf dem kulturellen Hintergrund, Religion, Nationalität oder persönlichen Interessen basieren kann. Bei Migrant*innen geht der Prozess von Belonging oft einher mit einer Akkulturation im Sinn einer Adaption an die Kultur des Ziellandes bei gleichzeitiger Wahrung der eigenen Sozialisierung (Berry 1997; Jetten/Haslam/Haslam 2012). Konsequenterweise steht Belonging damit auch im direkten Bezug zur eigenen Identität.

Ich nutze den Begriff der Zugehörigkeit in dieser Arbeit synonym mit dem hier definierten Sinn von Belonging, welcher soziale Netzwerke und die Aushandlung der eigenen Identität als zentrale Elemente beinhaltet. Im Verlauf dieses Kapitels werde ich mit beiden Begriffen – Netzwerk und Identität – arbeiten; beide können ein Indikator für die gefühlte sowie für fehlende Zugehörigkeit sein, existieren jedoch auch abseits von dieser Dynamik. Im Laufe des Kapitels werde ich auch die Konzepte Assimilation bzw. Anpas-

sung, Integration, Solidarität, Selbstwahrnehmung und Fremdzuschreibungen aufgreifen. Dabei wird deutlich werden, dass all diese Aspekte eng zusammenhängen und sich gegenseitig beeinflussen. Die Teilnehmenden setzen sich kritisch mit diesen Konzepten auseinander und finden oft Erklärungsversuche, die nicht mit normativen Vorstellungen in der Gesellschaft übereinstimmen.

Zugehörigkeiten werden oftmals erst im Gegensatz zu einem »Außen« sichtbar. Als Reaktion auf wahrgenommene Bedrohungen oder gesellschaftliche Veränderungen verstärken sich häufig identitätspolitische Ideologien, die eine imaginierte Gemeinschaft in zugehörige und ausgeschlossene Gruppen unterteilen. Dies zeigte sich u.a. nach den Anschlägen vom 9. September 2001 in New York, aber auch vermehrt nach der »Flüchtlingskrise« 2015 in Europa. Viele dieser Distinktionen basieren auf nationalen Abgrenzungen, die durch Grenzkontrollen reglementiert werden (Classen 2016; van Houtum/van Naerssen 2002: 127). Insbesondere durch vermehrte Migration und damit einem Influx an Menschen, welche erstmal nicht Teil der Gesellschaft sind, rücken Fragen von Inklusion und Ausschluss auf nationaler Ebene in den Fokus (Leimgruber 2016: 36). Es gilt jedoch darauf zu achten, derartige Zugehörigkeits- und Ausschlussmechanismen nicht auf die nationale Ebene zu reduzieren und stattdessen auch transnationale, lokale und nicht-territoriale Zugehörigkeiten zu beachten (Charmillot/Dahinden 2021: 2). Cervin (1953) wies bereits darauf hin, dass Inklusion und Ausschluss in der Schweiz eng mit lokalen Gemeinschaften und zeitlichen Entwicklungen in Zusammenhang stehen: »*The Swiss themselves jokingly say that one must be a xenophobe to be a good Swiss. This may be true if we understand by the term ›foreigners‹ not only the non-Swiss but also the Swiss from a neighboring community, or even people whose ancestors settled in the community later than the speaker's*« (Cervin 1953: 271).

Charmillot und Dahinden (2021) überprüften die von Cervin festgestellten Tendenzen in einem peripheren Schweizer Tal an der Grenze zu Frankreich. Durch die Ablegenheit entstand über Generationen eine solidarische lokale Gemeinschaft, welche für neu Zugezogene schwer zugänglich ist. Verstärkt durch die erhöhte Mobilität werden jedoch Grenzen zwischen Außenseiter*innen und Zugehörigen im Tal deutlich, welche stärker mit der ökonomisch peripheren Lokalität im Zusammenhang stehen als mit nationalen Kategorien. Französische Migrant*innen, die im Tal wohnen und arbeiten, werden akzeptiert und integriert; Schweizer*innen, die nach Frankreich ziehen und im Tal arbeiten, sind wiederum schlecht angesehen. Es wird als Akt des Betrugs gewertet, da letztere nicht zur lokalen Wirtschaft beitragen, während die Auswandernden die Zurückgebliebenen belächeln, weil sie diese Strategie nicht nutzen¹ (Charmillot/Dahinden 2021: 10–11). Durch die enge Gemeinschaft entsteht jedoch auch eine soziale Kontrolle, welche für manche Anwohner*innen belastend wirkt: »*[T]he flip side to the perception of solidarity and extended kinship is that young people, as many of them told us, find it impossible to be anonymous, and many wish to leave*« (Charmillot/Dahinden 2021: 12). Dies zeigt auch die Grenzen des Bedürfnisses nach Zugehörigkeit auf – und dass dies abgewogen werden muss mit anderen persönlichen Bedürfnissen.

1 Dieser Aspekt wurde bereits beim Einkaufstourismus sichtbar, anhand dessen in Medien und gesellschaftlichen Diskursen auch auf höherer Ebene nationalstaatliche Zugehörigkeiten ausgehandelt werden.

Grundsätzlich ist wichtig zu betonen, dass Zugehörigkeiten nicht statisch und essenzenzialisierend betrachtet werden können, vielmehr dominieren situationale, multiple und gelebte Zugehörigkeiten (Malkki 1992: 36). Durch den Fokus auf Netzwerke lassen sich soziale und kulturelle Zugehörigkeiten und gleichzeitig auch Ausschlusskriterien aufzeigen. Dadurch werden Variablen wie die Bildungs- und soziale Schicht, der Aufenthaltsstatus, die Herkunft oder das Geschlecht genauso zentral behandelt wie die Ethnizität (Dahinden 2007: 129). Dahinden (2007: 133) zeigt, dass homogene Netzwerke häufig mit einem eingeschränkten Zugang zur Gesellschaft im Zielland einhergehen. Die Homogenität bezieht sich nicht nur auf die Herkunftsländer, sondern auch auf andere Merkmale wie z.B. den Status. Dies wird u.a. bei Menschen im Asylverfahren deutlich, welche untereinander Netzwerke formen, aber wenig Kontakte zu Menschen mit einem sicheren Aufenthaltsstatus knüpfen können. Zusätzlich hat die längerfristige Verortung am gleichen Wohnort Auswirkungen auf die Struktur der Netzwerke; »*the more integrated migrants are, the less network transnationalism is observed*« (Dahinden 2009: 1375–1376). Auch durch Netzwerke werden die meist multiplen Zugehörigkeiten deutlich.

Betrachtet man das Zugehörigkeitsgefühl konkret, so zeigen sich erste Einflüsse bereits bei den Auswanderungsmotiven. So ziehen Personen mit schwachen sozialen Bindungen im Heimatland eine Migration eher in Betracht (Moravek 2006: 42). Bürgelt, Morgan und Pernice (2008: 293) zeigen, dass die Etablierungsphase im Zielland für diejenigen Migrant*innen einfacher war, welche auf der Suche nach neuen Erfahrungen und persönlicher Entwicklung migriert sind. Für Personen mit sehr negativer Wahrnehmung des Heimatlandes und positiver Sicht auf das Zielland war die Eingewöhnung wiederum schwierig. Sie mussten feststellen, dass das Leben im Zielland nicht notwendigerweise die erhoffte Verbesserung mit sich brachte.

Die Germanophobie wurde bereits als Teil der Wahrnehmung thematisiert, es scheint daher logisch, dass sie auch Auswirkungen auf die Zugehörigkeitsgefühle von deutschen Teilnehmenden meiner Studie hat. Althaus (2017: 344–345) stellte für die Nachkriegszeit fest, dass deutsche Frauen für Familienangehörige aufgrund ihres Ausländerstatus kein Heiratspotenzial für Schweizer Männer boten – die Vielzahl an deutsch-schweizerischen Paaren in meinem Sample und positive Reaktionen des Umfeldes zeigen, dass dies heute nicht mehr grundsätzlich der Fall ist.

Grundsätzlich gelten binationale Ehen oft als Zeichen von Integration: »*Particular attention has also been given to the patterns of intermarriage, generally considered both as an indicator and a catalyst of successful integration*« (Castro-Martin/Cortina 2015: 118). Die Zahl an binationalen Ehen zwischen Europäer*innen fällt jedoch grundsätzlich relativ gering aus (Castro-Martin/Cortina 2015: 118). Bei Schweizer*innen entstehen binationale Ehen im Zielland vermehrt aufgrund des fehlenden Angebots; es ist für Schweizer*innen in Deutschland zahlenmäßig unwahrscheinlich, jemanden aus dem Heimatland zu finden. Ergänzend wirken fehlende Netzwerkeffekte; suchen Migrant*innen nicht aktiv Gemeinschaften aus dem Heimatland, finden sie mit größerer Wahrscheinlichkeit Partner*innen aus dem Zielland bzw. der Mehrheitsgesellschaft. Bei meinem Sample zeigt sich jedoch auch, dass viele Beziehungen bereits vor der Migration entstanden sind. In diesem Fall können sie kaum als Indikator für erfolgreiche Integration gewertet werden.

Als Katalysator für Integration wirken sie allemal, insbesondere wenn ein Partner lokale Netzwerke vorweisen kann: »*Die Familie meines Mannes hat mich quasi adoptiert*« (Vik-

toria, 58/DE). Viktoria ist durch die bestehenden Netzwerke ihres Mannes sowohl in ein Familien- als auch ein Freundesnetzwerk eingebunden worden. Eine Partnerschaft stellt eine sehr intime Form der Zugehörigkeit dar, aber auch auf anderen Beziehungsebenen gilt es zu evaluieren, inwiefern die Teilnehmenden über Beziehungen eine Zugehörigkeit entwickeln konnten – und wollten. Während den deutschen Teilnehmenden durch die Germanophobie oft eine Zugehörigkeit auf nationaler Ebene zugeschrieben wurde, steht diese bei Schweizer Teilnehmenden nicht im Vordergrund. Es gilt also zu zeigen, wie die unterschiedlichen äußeren Einflüsse den Umgang mit Zugehörigkeit verändern.

Betrachtet man multiple Zugehörigkeiten im transnationalen Kontext, dürfen auch die Beziehungen zum Heimatland nicht fehlen. Diese werden oft auf diverse Art und Weise aufrechterhalten, welche Migrant*innen in der Heimat materiell und immateriell verorten:

This enduring, and sometimes reinforced belonging happens not only on an emotional level but also manifests itself in active efforts to keep social relationships with friends and family in Switzerland, travel back frequently and stay up to date by reading or watching Swiss news. In addition, many respondents work in transnational settings and some also rent, or own apartments both in China or Northern Europe, and Switzerland (Camenisch/Müller 2019: 27).

Was Camenisch und Müller für Schweizer Migrant*innen in China und Skandinavien beschreiben, lässt sich auf beide Gruppen meiner Studie übertragen. Um ein Gefühl von Zugehörigkeit zu erhalten, sind neben sozialen Beziehungen und Heimatbesuchen auch die mediale Auseinandersetzung, ein transnationaler Arbeitsplatz oder die Beibehaltung eines Wohnsitzes in der Heimat relevant. Während mehrere dieser Aspekte bereits im Kapitel zur Lebensgestaltung behandelt wurden, stehen im Folgenden insbesondere soziale Beziehungen und Zugehörigkeitsbezüge im Vordergrund.

Nicht zuletzt steht bei Fragen von Zugehörigkeit auch die Staatsbürgerschaft mit im Raum. Staatsbürgerschaft und Nationalität werden in der Literatur oft vermengt, dies findet sich auch in den Interviews meiner Studie wieder. Wie die Teilnehmenden den Begriff der Staatsbürgerschaft interpretieren, hat großen Einfluss darauf, ob sie sich einbürgern lassen wollen bzw. ob sie sich dies grundsätzlich vorstellen können.

In Zusammenhang mit der Staatsangehörigkeit wird in Deutschland oft von einer Leitkultur gesprochen, also einer Kultur, in welcher die Mitglieder gewisse Gemeinsamkeiten teilen. Der Diskurs in der Schweiz verläuft ähnlich. Wie die Gemeinsamkeiten aussehen, wird kontrovers diskutiert. Von dem grundlegenden Bekenntnis zu Recht und Gesetz bis zu gemeinsamer Sozialisation und Gedankengut herrschen verschiedene Vorstellungen (Maier 2021: 6). Damit gehen auch unterschiedliche Rechte und Pflichten für Bürger*innen und Anforderungen an Immigrant*innen einher.

Maier (2021: 14) identifiziert vier unterschiedliche Verständnisse von Staatsbürgerschaft in Deutschland: kritische Ethnokulturalist*innen, aktive Demokrat*innen, liberale Demokrat*innen und Kosmopolit*innen. Erstere sehen die deutsche Kultur als Grundlage von Staatsbürgerschaft, d.h. auch, dass Migrant*innen sich nicht nur integrieren, sondern assimilieren sollen. Sie stehen neuer Immigration und häufig auch dem eigenen Staat skeptisch gegenüber. Für aktive Demokrat*innen steht die Demokratie

im Zentrum, sie begrüßen Teilhabe von allen Bewohner*innen des Landes, unabhängig vom Status, und sind offen gegenüber neuer Zuwanderung. Liberale Demokrat*innen vertrauen ebenso in den Staat, glauben jedoch nicht, dass neu Zugewanderte direkt zur Gesellschaft gehören. Sie betonen Eigenverantwortung und Pflichten der Bürger*innen stärker als deren Teilhabe. Kosmopolit*innen sehen sich als Weltbürger*innen und haben entsprechend schwache Bindungen zum Nationalstaat und jeglichen nationalen Konzepten wie z.B. Nationalstolz oder einer Leitkultur. Kosmopolit*innen können sich lokal zugehörig fühlen, sind jedoch gleichzeitig mit Menschen aus aller Welt verbunden (Mayer 2021: 13–14).

Während die Grundhaltung der vier Typen sich auf die Staatsbürgerschaft bezieht, bleibt die Zugehörigkeit ein wichtiger Teil dieser Konzeption. Das eigene Verständnis von Staatsbürgerschaft geht damit auch in die möglichen Aushandlungen dieser und der eigenen Zugehörigkeit ein. Ethnokulturalist*innen sehen die Assimilation als Grundlage für die Zugehörigkeit von Migrant*innen, während aktive Demokrat*innen Zugewanderten eine sofortige Zugehörigkeit zugestehen: Wird dieses Verständnis von Zugehörigkeit konsequent auch bei der Eigenwahrnehmung angewandt, müssten sich Ethnokulturalist*innen im Zielland ebenfalls assimilieren, um sich zugehörig zu fühlen, während die Zugehörigkeit bei aktiven Demokrat*innen nicht von individueller Anpassung abhängt – in der Realität fällt die Korrelation nicht so eindeutig aus.

8.1 Zuhause und Heimat: physischer Wohnort oder tiefe Verwurzelung?

Wenn meine Eltern nicht mehr leben, werde ich nicht mehr hinfahren, warum auch? Aber es wird trotzdem immer irgendwie die Heimat sein, weil da kommt man halt her (Maja, 37/DE).

Die Begriffe Heimat und Zuhause werden im Zusammenhang mit Zugehörigkeit oft erwähnt, jedoch liegen nicht immer die gleichen Begriffsdeutungen zugrunde. Entsprechend ist es nötig, die unterschiedlichen Bedeutungen auszuarbeiten². Heimat wird oft, wie bei Maja, über die Herkunft definiert. Neben der eigenen Herkunft kann auch die Herkunft der Vorfahr*innen ausschlaggebend sein für das Verständnis von Heimat. Dies ist unabhängig von eigenen Lebenserfahrungen in diesem Ort: »Mannheim ist für mich auch Heimat, obwohl ich da nie gelebt habe, aber die Familie lebt da« (Sophie, 31/DE). Durch Erinnerungen und Ansprüche auf ein Gebiet kreieren Menschen eine Heimat und ein Heimatland, auch wenn sie dieses selbst nicht mehr bewohnen oder nie bewohnt haben. Durch Verwandtschaftsbeziehungen entsteht eine scheinbar natürliche Verbundenheit mit einem bestimmten Territorium, welches teilweise weit in die Vergangenheit nachverfolgt wird (Malkki 1992: 24–28). Demgegenüber steht der Begriff des Zuhauses als

2 Der Begriff der Heimat trägt in Deutschland eine mögliche negative Konnotation in Verbindung mit dem Nationalsozialismus und diversen politisch rechten Bewegungen. In der Schweiz findet sich diese Konnotation nicht wieder, im Gegenteil ist der Heimatbegriff eher positiv belegt. Die negative Konnotation wurde in den Interviews von den deutschen Teilnehmenden kaum aufgegriffen, expliziter kommentieren sie die Begriffe Nationalität und Staatsbürgerschaft, worauf ich später näher eingehe.

Wohnort, an welchem man sich »zu Hause« fühlt (Duden 2023). Das Zuhause ist oft zeitlich beschränkt und bezieht sich auf eine Lokalität – einen Ort, eine Wohnung oder ein Haus –, gegenüber welchem man eine gewisse territoriale Zugehörigkeit verspürt. Beide Begriffe können unabhängig von gefühlter Zugehörigkeit stehen. »Es ist mein Zuhause, aber Heimat? Da habe ich glaube ich eine andere Definition. Heimat ist da, wo ich herkomme, wo ich aufgewachsen bin« (Sophie, 31/DE). In den Narrativen werden die Begriffe jedoch meist bedeutungsgeladen.

Während einige Teilnehmende der Meinung sind, das Zielland bzw. ihr Wohnort könnte, schon alleine aus Definitionsgründen, nie ihre Heimat werden, besteht bei anderen das Potenzial, dass die gefühlte Zugehörigkeit und die Zeit dies ändern. Bei einer Minderheit ist der Zielort bereits zur Heimat geworden. Dabei wird oft von der »zweiten Heimat« gesprochen, da die Zugehörigkeit zum Heimatland damit nicht ausgelöscht wird. Bei diesen Teilnehmenden kommt ein anderes Verständnis des Begriffs Heimat zum Vorschein: »Ich sage immer, Heimat ist da, wo man selbstwirksam sein kann« (Alice, 59/CH). Während bei Alice die Selbstwirksamkeit relevant ist, wird Berlin für Joel wegen der Familie zur Heimat: »Für mich ist es Heimat, weil ich halt auch eine Schwester hier habe. Ich habe Familie hier« (Joel, 38/CH). Bei wieder anderen geht es abstrakter um ein Sich-Wohlfühlen und ein Gefühl von Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, welche die Teilnehmenden teilweise ganz bewusst selbst schaffen.

Nicht zuletzt bleibt auch noch die Ablehnung jeglicher Formen der Zugehörigkeit durch die beiden Begriffe. Henning wehrt sich aktiv gegen den Begriff des Zuhauses, da dieser für ihn bereits eine Zugehörigkeit suggeriert: »Ich sehe das hier nicht als mein Zuhause. Das ist nicht mein Zuhause, das wird es auch nie sein. Das ist hier eine begrenzte Zeit, irgendwann verschwinde ich hier« (Henning, 53/DE). Bei Henning wird klar, dass der Begriff des Zuhauses nicht lediglich einen temporären Wohnort bezeichnet.

Diese Perspektiven korrelieren teilweise mit den vier Typen von Maier (2021: 13–14), d.h. auch Konzeptionen von Heimat und Zuhause sind Teil eines gesamtheitlicheren Weltbildes. Die Definition über eine Herkunft bzw. die Herkunft der Vorfahr*innen bei Maja und Sophie deutet auf ein ethnokulturelles Verständnis hin. Auch bei Joel sieht man aufgrund der Argumentation mit der Schwester Anzeichen eines ethnokulturellen Verständnisses, was im Kontrast steht zu Alices Betonung bürgerlicher Teilhabe. Hennings Position lässt sich ebenfalls als ethnokulturell interpretieren, was jedoch erst im Verlauf des Kapitels deutlich werden wird. Seine fehlende Zugehörigkeit ist u.a. eine Kombination seines Weltbildes, wonach zwischen Deutschen und Schweizer*innen essenzielle kulturelle Unterschiede vorhanden sind, und einem Unwillen, sich an die Schweiz als kulturelles Umfeld anzupassen.

Diverse Beschreibungen von »nach Hause kommen«, sowohl im Sinne von Heimat als auch Zuhause, sind verbunden mit einer bestimmten landschaftlichen Kulisse:

Wenn ich nach Hause komme, nach Hause, nach Bern, und dann fährst du oben von Grauholz den Hügel runter. Und das ist egal, ob das Tag oder Nacht ist. Nachts sind es die Lichter und ich sehe den Güsche [Curten] von Weitem leuchten, dann weiß ich, okay ich bin zu Hause. Tagsüber kommt hinten das Bergmassiv raus und du findest so, okay, ich bin Zuhause (Sarah, 40/DE).

Die Sicht auf Bern und die Berner Alpen im Hintergrund auf der Autobahn in Richtung Bundesstadt wirkt auch auf andere dort wohnhafte Teilnehmende ähnlich. Auf dem Weg nach Zürich wird von Norden her ebenfalls der Blick auf die Alpen sichtbar. Bei Richard löst sowohl die Sicht auf die alte Heimat wie auch der Weg zurück positive Gefühle aus: »Ich bin froh, wenn ich dann über den Berg rüberfahre und wie ich dann die Skyline [...] sehe, die Skyscraper, oder ich bin genauso froh, wenn ich hier den Berg runterfahre und dann noch Tunnel und dann sehe ich den Bodensee und die Berge wieder« (Richard, 53/DE). In Regensburg ist es für ihn die gebaute Umwelt, während es in der Schweiz erneut die Berge sind. Die landschaftlichen Bilder lösen in den Teilnehmenden ein heimeliges Gefühl aus und verweisen so auf ihre emotionale Zugehörigkeit.

Letztlich wird deutlich, dass die Begriffe Heimat und Zuhause keine universale Bedeutung innehaben, welche von allen Teilnehmenden geteilt wird. Weder die ursprünglichen Bedeutungen der Herkunft und des Wohnortes noch die emotional aufgeladenen unterliegen einem Konsens. Insofern steht die Ablehnung des Heimatbegriffes für das Zielland auch nicht notwendigerweise für eine fehlende Zugehörigkeit. Vielmehr gilt es im Verlauf des Kapitels die Zugehörigkeit individuell anhand von Faktoren zu erfassen, welche für die Teilnehmenden gewichtig sind.

8.2 Der Aufbau von Netzwerken im Zielland und damit verbundene Deutungsmuster

Die Vorstellung, ich wäre für niemanden mehr da, würde nur für mich allein hier leben, wäre für mich unerträglich. Ich finde es super, zwei Kinder zu haben und für die da zu sein, ohne dass ich eine Glücke bin, weil meine Kinder sind ja groß. Aber das ist schon etwas anderes, als wenn man ganz allein dasteht (Alice, 59/CH).

Soziale Beziehungen sind ein essenzieller Teil jeglicher Lebensbereiche, welche die Erfahrungen der Teilnehmenden im Zielland signifikant beeinflussen. Bisherige Studien zu Zugehörigkeit, Netzwerken und Integration wurden vermehrt zwischen Ländern und Menschen mit großer kultureller Differenz durchgeführt. Entsprechend gibt es einige Grundannahmen, welche im deutsch-schweizerischen Kontext revidiert werden müssen. Diverse Studien zeigen den Effekt von Netzwerken auf Migration, allerdings beziehen sich diese vermehrt auf Entwicklungsländer bzw. Nicht-OECD-Länder. Für Migrant*innen aus OECD-Ländern scheinen ethnische oder national orientierte Netzwerke wiederum weniger relevant (Belot/Ederveen 2012: 1081). Dies bestätigt sich u. a., wenn man die Mitgliederzahlen von deutschen und schweizerischen Heimat- und Kulturvereinen im jeweils anderen Land mit der Gesamtzahl an deutschen und Schweizer Migrant*innen vergleicht.

Bevor ich auf Erklärungen eingehe, die den Migrationshintergrund betreffen, sollen zunächst andere, von den Teilnehmenden genannte Gründe – wie Zeit, Alter, Bildung sowie städtische oder ländliche Strukturen –, aufgezeigt werden, die den Aufbau neuer Netzwerke beeinflussen. Die simpelste Feststellung ist, dass der Aufbau neuer Beziehungen Zeit benötigt: »Ich glaube das dauert einfach länger. Es ist selten so, dass ich dabei ein

negatives Gefühl habe« (Moritz, 30/DE). Wie viel – und wie viel zu viel ist – wird in den folgenden Abschnitten erneut thematisiert.

Maja sieht das voranschreitende Alter als einen Grund, weshalb Netzwerke nicht mehr so einfach entstehen. *»Es ist nicht mehr so wie in München, aber das liegt wahrscheinlich am Alter. Es ist nicht mehr dieses Cliquen-Ding, was man früher hatte«* (Maja, 37/DE). Während der Schulzeit und auch in der Universität, durchlaufen Menschen oft als Kohorte bestimmte Lebensphasen; sie werden im gleichen Alter eingeschult, durchlaufen zusammen die Schulstufen und suchen ihren Platz in der Gesellschaft. Daraus entwickeln sich oft starke Zugehörigkeiten, welche im späteren Arbeitsleben nicht repliziert werden. Die Universität stellt zudem einen Ort dar, wo besonders auf Inklusion geachtet wird: *»Ich würde schon behaupten, dass so die Kreise, die ich in Deutschland hatte, das waren halt alles so linke Unikreise, wo man explizit immer will, dass alle dabei sind«* (Moritz, 30/DE). Moritz ging für seine Diplomarbeit in die Schweiz. Der Übergang von der Universität zum Arbeitsleben brachte allerdings einige neue Hürden im Sozialleben. Neben dem besonderen Kontext sieht Alena auch im Bildungsstand einen wichtigen Anhaltspunkt für die Offenheit von Menschen: *»Je mehr gebildet die Leute sind, desto eher sind sie auch aufgeschlossen«* (Alena, 29/DE). Folglich findet es Alena einfacher, unter Akademiker*innen Freundschaften zu bilden.

Nicht zuletzt greifen Teilnehmende auch den Unterschied zwischen Stadt und Land auf:

Wenn man in der Stadt lebt, hat man klar schnell oberflächlichen Zugang und findet schnell Leute und das ist wichtig. Auf dem Dorf ist es nicht so. Auf dem Dorf ist es so, dass man eine Generation dort leben muss, damit man überhaupt akzeptiert wird. Aber das ist völlig egal, ob ich irgendwo in der Bretagne bin, ob ich in der Lombardei wohne oder irgendwo in Sachsen-Anhalt auf dem Dorf oder hier in der Schweiz. Es ist völlig egal. Da gibt es ein chinesisches Sprichwort: kleines Dorf, große Hölle. Es ist auch dort so (Benedikt, 40/DE).

Benedikt argumentiert damit ähnlich wie Cervin (1953: 271) und Charmillot und Dahinden (2021), dass eingeschweißte Gemeinschaften für Zugewanderte oft schwierig zu durchdringen sind. Dies wird oft für die Schweiz insgesamt festgestellt: Es ist schwierig, einen Zugang zu finden, aber ist er gefunden, bestehen die Verbindungen fürs Leben.

Teilnehmende in Schleswig-Holstein haben gleichwohl viel Positives zu berichten. Ruth wohnt erst seit zwei Jahren in einem kleinen Dorf mit knapp 1.000 Einwohnern mitten in Schleswig-Holstein und hat eine hilfsbereite Nachbarschaft vorgefunden: *»Die retten mich auch, wenn ich mich ausgeschlossen habe. Habe ich auch schon geschafft. [...] Welche, die mir die Blumen gießen, denen man den Schlüssel geben kann, die mir die Hecken geschnitten haben. Wirklich ein Haufen lieber Leute«* (Ruth, 64/CH). Ruth hat auch in einer kleinen Gemeinde schnell Anschluss bei jungen und älteren Nachbar*innen gefunden – trotz des ruralen Kontexts und ihres höheren Alters.

Nicht zuletzt werden auch die Persönlichkeit der Teilnehmenden oder andere äußere Umstände in Betracht gezogen, da die gleiche Strategie nicht bei allen Teilnehmenden erfolgreich sein muss: *»Ich empfinde das tatsächlich als sehr schwierig. Ich war dann auch im Tanzkurs und ich war dann auch im Schwangerschaftsyoga und im Geburtsvorbereitungskurs und*

ich habe eigentlich nie jemanden darüber kennengelernt« (Amalia, 44/DE). Vereine und Kurse sowie Aktivitäten stellen im Grunde gute Gelegenheiten zum Netzwerken dar, wie ich später genauer darstellen werde. Trotzdem konnte Amalia dadurch keine Beziehungen aufbauen – auch dies stellt eine Realität dar und bringt mich zu den kulturellen Deutungsmustern.

Als erster Faktor wird der Migrationsstatus in Betracht gezogen, welcher jedoch in erster Linie in »Einheimische« und »Zugezogene«, unabhängig von der Nationalität, unterteilt werden kann. Zwar wird dies oft auf die Nationalität reduziert, spätestens bei im Land aufgewachsenen Ausländer*innen hakt die Argumentation allerdings: *»Die haben halt ihre Freunde, ihre Familie alles schon vor Ort, die sind auch am Institut nicht so darauf angewiesen. Ich wüsste nicht, ob ich mich nicht in Deutschland vielleicht ähnlich verhalten würde*« (Alena, 29/DE). Auf Alenas Aussage bezogen macht die Unterteilung in Einheimische und Zugezogene mehr Sinn als eine Differenzierung nach Nationalitäten, da auch Personen aus anderen (Sprach-)Regionen nur schwach ausgeprägte lokale Netzwerke besitzen.

Beim Aufbau neuer Netzwerke werden mitunter Verbindungen zu positiven sowie negativen (und manchmal xenophoben) Stereotypen hergestellt. Die Teilnehmenden finden u.a. Aspekte ihrer eigenen Persönlichkeit, welche mit dem Zielland im Konflikt stehen, wodurch sie fehlende Erfolge erklären: *»Ich bin halt den Schweizern oft zu direkt*« (Dana, 52/DE). Kulturelle Differenzen wie die Dichotomie zwischen Direktheit und Zurückhaltung in Beziehungen werden in den Narrativen der Teilnehmenden immer wieder angesprochen. Wenn dem Stereotyp entsprechende deutsche Eigenschaften als Ursache für fehlende Kontakte zugeordnet werden, werden diese teilweise ebenfalls in einen Diskurs von Xenophobie eingearbeitet. Gerade auf Beziehungsebene ist es jedoch schwierig, faktisch auszumachen, ob eine wahrgenommene Ablehnung tatsächlich einer negativen Haltung entspricht.

Oftmals finden sich auch Erklärungen, welche mehr mit kulturellen Differenzen – u.a. dem Verständnis von Kommunikationssignalen – und nicht direkt mit Xenophobie in Verbindung stehen. Dass soziale Beziehungen in der Schweiz viel impliziter ausgehandelt werden, stellen auch Schweizer*innen untereinander fest:

Soziale Beziehungen sind etwas sehr Heikles in der Schweiz. Ein paar falsche Worte oder zähe Abende, und der andere kann unmerklich kühl werden und ruft bald nicht mehr an. Aber vermutlich würde er nicht einmal unter Folter sagen, wieso. Sich zu erklären – oder auch die Beziehungen zueinander zu benennen – ist den Schweizern tief zuwider. Sie sollen einander ohne Worte verstehen (Sitzler 2009: 71).

Statt anhand der Aspekte Direktheit und Zurückhaltung können soziale Beziehungen im Referenzrahmen kontextreicher und kontextarmer Kulturen betrachtet werden (Hall, E. T. 1976). Während sowohl die Schweiz als auch Deutschland als kontextarme Kulturen gelten, d.h. direkte und explizite Kommunikation wird generell bevorzugt, ist dieser Trend in Deutschland stärker ausgeprägt (Hofstede Insights 2023). Im Kapitel zur Wahrnehmung zeigte sich bereits, dass dies auch den Teilnehmenden aufgefallen ist.

Gleichwohl fühlen sich die deutschen Teilnehmenden meiner Studie oft mit unsichtbaren Mauern konfrontiert, welche sie nicht überwinden und erklären können. Sie erhalten jedoch auch keine Rückmeldung zu den Gründen; diese werden ihrer eigenen

Interpretation überlassen. Schweizer Teilnehmende wiederum begegnen mehr Klarheit und direkter Kommunikation, welche eher in ihnen selbst Widerstände auslöst – beispielsweise, wenn die Direktheit als unhöflich wahrgenommen wird. Die angewandten Erklärungsmuster der Teilnehmenden sind Teil weiterführender Narrative, welche auch in anderen Lebensbereichen sichtbar werden. Besonders prägnant werden diese bei Teilnehmenden, welche beim Aufbau von Netzwerken keine Initiative zeigen, keinen Erfolg haben oder vielen Hindernissen begegnen.

Die Suche nach Erklärungsfaktoren führt oft implizit zum Ergebnis, dass »jemand« eine Schuld oder Verantwortung trägt für »gescheiterte« Versuche des Aufbaus von Netzwerken. Die simpelste Erklärung liegt an fehlendem Einsatz:

Ich meine, ich kann mich nicht zuhause hinsetzen und dann erwarten, dass man irgendwie Freunde kennenlernt, wenn ich in meiner Bude hocke. Gerade in der Schweiz, man muss dann schon den Hintern hochkriegen und sich selbst darum kümmern, dass man Leute kennenlernt, weil wie gesagt, es wartet hier keiner darauf, dass man kommt (Amalia, 44/DE).

Ähnliche Aussagen kamen sowohl von Teilnehmenden, welche keinerlei Probleme hatten, Netzwerke aufzubauen, als auch von solchen, die nach viel Mühe und Aufwand Freundschaften aufbauen konnten. In diesen Fällen wird der eigene Erfolg als Beweis verwendet, dass Migrant*innen selbst verantwortlich sind, wenn sie scheitern. Gleichzeitig wird damit eine Barriere zwischen »erfolgreich integrierten« und außenstehenden Zugezogenen etabliert.

Erfolgreiche Netzwerke wiederum werden von Teilnehmenden auf verschiedenste Weise und an diversen Orten aufgebaut. Den Kern können Partnerschaften bilden, wie bei Remo: »[Meine Freundin] ist für mich im Moment Familie, weil der Rest der Familie unten in der Schweiz ist« (Remo, 27/CH). Über Jahre aufgebaute Freundschaften durch regelmäßige Besuche im Zielland ergänzen in Remos Fall das Netzwerk. Lokal im näheren Umfeld stellt die Nachbarschaft eine gute Gelegenheit für den Aufbau von Netzwerken dar, nicht nur für Teilnehmende mit Kindern: »Ich wurde sehr herzlich aufgenommen im ganzen Haus und wir haben regelmäßig zusammen Kaffee getrunken am Abend, ich wurde zum Essen eingeladen, wir haben Geburtstage gefeiert, wir haben Weihnachten und Silvester gefeiert« (Fabian, 44/DE). In Viktorias Alltag werden diese beiden Aspekte durch Arbeitsbeziehungen ergänzt:

Es ist Familie, und es sind mittlerweile Freunde. Ich habe sehr enge Arbeitskollegen, mit denen ich mich sehr wohl fühle, auch mal reden kann über was Anderes als Arbeit. Ich habe Freunde in der näheren Umgebung, wir machen miteinander Fahrradtouren, ich habe Freunde, mit denen man kulturelle Dinge unternehmen kann (Viktoria, 58/DE).

Genau diese Vielfalt an Netzwerken ist es, welche die individuellen Bedürfnisse der Teilnehmenden erfüllen kann. Letztlich besteht eine Reihe von Deutungsmustern bezüglich des Aufbaus (bzw. Nicht-Aufbaus) sozialer Netzwerke. Jüngere, alleinstehende, gut gebildete Menschen in einem urbanen Umfeld gelten als offener, was die Bildung von Netzwerken vereinfacht. Auch Menschen mit Migrationserfahrungen oder Zugezogene

aus anderen Regionen suchen eher neue Kontakte. Dana musste feststellen, dass sie als alleinstehende Frau im mittleren Alter Schwierigkeiten hatte, Beziehungen aufzubauen, auch unter Deutschen: »Viele Deutsche gehen zu zweit in die Schweiz, als Paar, und die genügen sich häufig« (Dana, 52/DE). Sie stellt zwar die bisher genannten Ähnlichkeiten fest, kann aufgrund anderer Faktoren jedoch trotzdem keine Beziehungen aufbauen.

Bei Jette wird die andere Perspektive beleuchtet und Danas Aussage teilweise bestätigt. Jedoch wird auch klar, dass die äußerlich wahrgenommene Zufriedenheit nicht zu treffen muss: »Ich fühle mich zuhause an dem Ort, wo ich bin, aber auch einfach, weil mein Mann da ist. Aber es ist jetzt nicht so, dass ich das Gefühl habe, ich bin hier angekommen« (Jette, 56/DE). Die Existenz von Netzwerken ist nicht immer aussagekräftig bezüglich der Integration in die Mehrheitsgesellschaft; gerade starke, aber homogene Netzwerke von Menschen mit kurzer Aufenthaltsdauer oder unter Expats sind Beispiele dafür.

In den folgenden Abschnitten gehe ich neuen, gescheiterten und starken Netzwerken der Teilnehmenden nach, welche in Verbindung stehen mit der Zugehörigkeit – jedoch nicht notwendigerweise zur Mehrheitsgesellschaft. Dabei wird klar, dass der Aufbau und die Pflege von Netzwerken viel Arbeit bedeuten und nicht von allein entstehen. Daher ist es auch nachvollziehbar, dass nicht alle Teilnehmenden diese Zeit und Energie aufwenden können. In manchen Fällen sind die ersten Kontakte auch nicht die passenden für eine lange Freundschaft. Die meisten Teilnehmenden haben jedoch, wenn auch zum Teil erst nach längerer Zeit, dauerhafte soziale Beziehungen aufbauen können.

8.2.1 Ankommen im Zielland

Hat vielleicht auch was mit einlassen auf das neue Zuhause zu tun...Man entfremdet sich, von der Heimat, das ist ganz klar. So ein paar Sachen bleiben natürlich, Charaktereigenschaften und so weiter, die einen geprägt haben, die kann man einfach nicht abschalten, unterdrücken oder einfach umodeln, aber für mich ist es jedenfalls so, ich lebe hier. Und ich muss hier glücklich sein und ich muss hier zurechtkommen (Paul, 53/DE).

»Ankommen« oder »angekommen sein« wird oft von den Interviewpartner*innen benutzt, um metaphorisch eine gefühlte Zugehörigkeit oder den Wunsch danach auszudrücken. Was »ankommen« für die Teilnehmenden im Detail heißt, ist wiederum umstritten: Soziale Beziehungen, ein Verständnis der Gesellschaft, ein Wohnort, der die eigenen Bedürfnisse erfüllt, oder die Anerkennung von Anwohnenden können Anzeichen für das eigene Angekommen-Sein darstellen.

Ankommen als Verbalnomen verdeutlicht einen Prozess, keinen festen Zustand. In diesem Prozess sehen die meisten Teilnehmenden einen eigenen Handlungsspielraum. »Wenn ich mit meinem Schweizerdeutsch gekommen bin, hatte ich immer das Gefühl man wird gleich mehr akzeptiert« (Marlen, 38/DE). Marlen versucht Schweizerdeutsch zu sprechen, auch wenn sie dabei noch klar als Deutsche erkennbar ist. Trotzdem glaubt sie eine positive Wirkung wahrzunehmen, welche über die Fremdwahrnehmung auch Einfluss auf ihr Zugehörigkeitsgefühl hat. Dies steht teilweise im Widerspruch zu der im Abschnitt 6.4. zur Sprache thematisierten Wahrnehmung anderer deutscher Personen, die mit ihren Versuchen, Schweizerdeutsch zu sprechen, eher negative Reaktionen bemerkten.

Gleichzeitig ist das Ankommen, zumindest wenn es mit der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft zusammenhängt, wie bereits erwähnt, auch abhängig von der Offenheit dieser Gemeinschaft: »Wie viele Jahre bin ich jetzt hier? 12 Jahre. Ich glaube es hat 10 Jahre gedauert, bis die [Frau auf der Post] jetzt auch mal zurückgefragt hat, ob es mir gut geht. Und da gehe ich aber aus der Post raus, da ist mein Tag Bombe. Da denk ich: jetzt bin ich angekommen« (Marlen, 38/DE).

Marlen wohnt in einem kleinen Dorf, wo die meisten Kund*innen beim Besuch bei der Post mit Namen angesprochen werden. Neben jahrelangem Smalltalk ohne wirkliche Rückmeldung oder ehrliches Interesse, war es für Marlen ein klarer Marker der Exklusion, dass sie nicht mit Namen angesprochen wurde. Viele Teilnehmende sind nicht so geduldig wie Marlen und geben jegliche Versuche, Teil einer Gemeinschaft zu werden, nach einiger Zeit auf. Wohlgemerkt wohnt Marlen in einem kleinen Dorf, wo derartige Prozesse üblicherweise länger dauern als in größeren Städten.

Zu welchem Teil der Gemeinschaft die Teilnehmenden gehören möchten und wie viel Energie sie in diese Gruppen investieren, ist ebenfalls individuell. Die Mitarbeitenden der Post, wie im Falle von Marlen, stehen für eine dörfliche Gemeinschaft, mit welcher Marlen wenig gemeinsame persönliche Interessen verfolgt – aber von welcher sie dennoch akzeptiert werden möchte. Unabhängig von einer Partnerschaft, Freundes- oder Arbeitsnetzwerken war es Marlen ein Anliegen, auch in diesem breiteren sozialen Kontext anzukommen.

Für andere wiederum ist bereits eine Person oder ein kleiner Personenkreis ausreichend. Für Maja war zunächst eine einzige Person essenziell – ihr Partner. »Irgendwie brauche ich das so, dass ich zumindest eine Person habe, die so der sichere Hafen am Anfang ist, wo man ankommen kann. Der Rest kommt danach« (Maja, 37/DE). Moritz wiederum hat in der Schweiz einen Freundeskreis, mit welchem er seinem liebsten Hobby, dem Gleitschirmfliegen, nachgehen kann. Auch wenn (oder gerade, weil) dies eine kleine Gruppe ist, teilen sie gemeinsame Interessen und verbringen viel Zeit miteinander. Die Gruppengröße, die Häufigkeit des Austausches, gemeinsam verfolgte Interessen und andere Faktoren beeinflussen somit den Prozess des Ankommens.

Grundsätzlich sehen die meisten Teilnehmenden im Ankommen einen Prozess, an dessen Anfang, Mitte oder Ende sie sich verorten können. Auch wenn Teilnehmende »angekommen sind«, bezieht sich dies nicht auf die vollständige Zugehörigkeit in allen Lebensbereichen. Im Gegenteil definieren die Teilnehmenden selbst ihren Fortschritt und, darauf angepasst, ihre emotionale Zugehörigkeit. Einige wenige sind der Meinung, dass jegliche Bemühungen von Anfang an zum Scheitern verurteilt sind, während andere Strategien suchen, allmählich in verschiedenen Lebensbereichen anzukommen. Oft stellt sich daher nicht die Frage, ob die Teilnehmenden ankommen, sondern eher, wann und wie. Ankommen wird damit mehrheitlich als Prozess wahrgenommen, in dem man u.a. durch eigenes Engagement Teil einer Gemeinschaft wird. Die Staatsbürgerschaft und die Nationalität werden in diesem Prozess allmählich irrelevant.

8.2.2 Einsamkeit in der Fremde

Man wird hier sehr höflich aufgenommen. Ich bin hier eingezogen, da habe ich eine Einladung bekommen. Man wird hier dann offiziell begrüßt in der Gemeinde. Kriegt

eine Broschüre, da steht dann alles drin, was es hier so gibt. Das ist alles gut und schön, aber es ist halt schwierig ranzukommen an die Menschen. Hat sicherlich damit zu tun, ja, die haben alle mehr oder weniger mit sich selbst zu tun. Das ist eben so. Ich habe mich damit abgefunden, ich werde einen Teufel tun, mich da auch noch weiter zu kümmern oder mich einzubringen. Ich hab's versucht, es ist gescheitert, damit kann und muss ich leben – fertig (Henning, 53/DE).

Henning sieht die Schweizer*innen als eigenbrötlerisches Volk, das nur an sich selbst denkt. Entsprechend ist es schwierig, sich mit Schweizer*innen anzufreunden. Diese Erkenntnis zieht Henning aus jahrelanger persönlicher Erfahrung in der Schweiz. Über die Jahre hat er durchaus versucht, Freundschaften und Bekanntschaften zu schließen, indem er Hobbies aufnahm oder an anderen Freizeitbeschäftigungen teilnahm: »*Ich habe das versucht, ich war hier beim Fußball, auf Open-Airs...man merkt die Ablehnung*« (Henning, 53/DE). Auch über die Arbeit findet Henning keine Freunde, da laut ihm in der Schweiz eine Arbeitskultur herrscht, in welcher man sich nicht mit den Kollegen anfreunden kann: »*Das ist hier nicht so üblich, dass man außerhalb der Arbeit mit Kollegen verkehrt. Gibt's hier nicht. Nirgends. Hier in der Schweiz habe ich es nicht erlebt, ich war ja schon im Graubünden, ich war unten im Süden, war kurz in der Westschweiz – gibt's nirgends*« (ebd.). Zur Zeit des Interviews lebt und arbeitet Henning in einem Dorf mit knapp 6000 Einwohnern in der Nordostschweiz und hat damit in fast allen Landesteilen und auch unterschiedlichen Sprachregionen Erfahrung gesammelt. Henning sieht in der Trennung zwischen Arbeit und Privatleben einen essenziellen Unterschied der Arbeitskultur zwischen Deutschland und der Schweiz³.

Von Schweizer Seite erhält Henning keine positiven Reaktionen; er erhält aber auch keine negative Rückmeldung, er erhält gar keine Rückmeldung. Entsprechend schlussfolgert Henning, dass von Schweizer Seite keine Freundschaft gewünscht ist und zieht seine eigenen Konsequenzen: »*Ich dränge mich niemandem auf, habe ich nicht nötig, mach ich nicht. Wenn die glücklich sind untereinander ist doch gut*« (ebd.). Henning verbringt einen großen Teil seiner Freizeit in der Heimat bei alten Freunden und seiner Freundin, entsprechend kann er mit seiner Situation leben. Zudem halten ihn fehlende Freundschaften nicht von seiner Freizeitgestaltung in der Schweiz ab: »*Mach ich mein eigenes Ding hier, ich geh dann allein. Mir ist das egal. In zehn Jahren hat man sich daran gewöhnt*« (ebd.). Auch wenn Henning sagt, er habe sich daran gewöhnt, scheint das fehlende soziale Umfeld trotzdem ein Hauptgrund für eine gewisse Unzufriedenheit. Insbesondere wenn er über längere Zeit nicht nach Deutschland fährt, belasten ihn die fehlenden Kontakte. Er würde sich soziale Beziehungen wünschen, hat aber resigniert, was die Möglichkeiten angeht: »*Ich wäre glücklicher, wenn das Umfeld hier stimmen würde, aber das kann ich nicht ändern, das ändert niemand, nicht mal die Schweiz selber. Die wollen sich ja selbst auch nicht ändern*« (Henning, 53/DE).

Henning hat sich selbst ein Narrativ aufgebaut, in welchem die Ursache für sein fehlendes soziales Umfeld in der Mentalität der Schweizer*innen liegt, welche unveränderbar ist. Schweizer*innen leben lieber unter sich, was Henning auf subtile Art und Weise spürt: »*Die lehnen mich nicht ab, dann würde ich hier nicht mehr sein. Dann hätten sie mich auch*

3 Dies steht teilweise im Gegensatz zu den Erfahrungen anderer von mir interviewter Personen und auch sozialwissenschaftlicher Studien wie z.B. Hofstede Insights (2023).

schon lange rausgeschmissen« (ebd.). Dieselbe Erfahrung haben auch zwei in der Schweiz lebende deutsche Bekannte von Henning gemacht und bestätigen somit seine Wahrnehmung.

Interessant ist bei Hennings Narrativ, dass er auf Ebene der Nationalität argumentiert, dabei jedoch den großen Ausländeranteil in der Schweiz allgemein und auch in seinem direkten Umfeld außer Acht lässt. Tatsächlich stammen Hennings Arbeitskollegen, neben Deutschland und der Schweiz, fast ausschließlich aus Osteuropa⁴. Diese hätten sich jedoch, so Henning, der schweizerischen Arbeitskultur angepasst. Auch privat über seine Hobbies hat er über die Jahre scheinbar kaum Bekanntschaften mit anderen Ausländer*innen schließen können. Die zwei deutschen Bekannten sind die große Ausnahme, wohnen jedoch zu weit weg für eine Freundschaft. Auch über online-Netzwerke von in der Schweiz lebenden Deutschen, über welche ich Henning kennengelernt habe, findet er keine Freunde.

Zum einen leben viele Deutsche in Zürich, einer »hässlichen« Stadt, die Henning »hasst« (ebd.) und wo er deswegen neben der Arbeit keine Zeit verbringen möchte. Auch andere größere Städte meidet er, solange er in seinem Wohnort alle Bedürfnisse decken kann. Andererseits sieht er nicht, wie aus Bekanntschaften von einem Stammtisch eine Freundschaft entstehen sollte: »Irgendwelche Stammtische besuchen alle drei Wochen, das bringt glaube ich niemandem was« (ebd.). Dies liegt nicht nur an der Entfernung zu diesen Stammtischen⁵, sondern auch an der Vorstellung, wie sie ablaufen. Henning ist der Meinung, sie dienten hauptsächlich dazu sich zu betrinken. »Ich kann mir wirklich vorstellen, was da abgeht, da hauen sie alle auf die Kacke. Will ich nicht – brauche ich nicht« (ebd.). Obwohl Henning glaubt, etwa 70 % der Deutschen in der Schweiz stammten aus den neuen Bundesländern – sie hätten damit eine ähnliche Sozialisation erlebt, wie er selbst – überwiegen an diesem Punkt die Unterschiede. Letzten Endes findet Henning bei jeder Gruppe eine Begründung dafür, wieso sich keine Freundschaften entwickeln konnten.

Hennings soziale Isolation geht jedoch auch mit anderen Faktoren einher, die sich negativ auf die Integration auswirken. Sein Migrationsgrund ist ein rein finanzieller und er erhielt sein soziales Netzwerk in Deutschland intensiv aufrecht. Aus der Gesamtheit seiner Erzählungen wird ersichtlich, dass er in der Schweiz keine neuen Erfahrungen suchte oder ein neues Leben aufbauen wollte. All dies sind Aspekte, welche sich nach Bürgelt, Morgan und Pernice (2008: 293) auf die Integration und die langfristigen Pläne, zu bleiben, auswirken. Hinzu kommen persönliche Eigenschaften; er äußert sich sowohl über Deutschland als auch über die Schweiz fast ausschließlich negativ. Auf zusätzliche Probleme, Beziehungen mit anderen Deutschen aufzubauen, komme ich im Abschnitt 8.3. zurück.

Während Henning von Beginn seines Aufenthalts in der Schweiz bis heute keine Freundschaften schließen konnte, fand Ida anfangs durchaus Freund*innen. Ihr Leben hat sich jedoch in einer Art und Weise entwickelt, dass sie sich zum Zeitpunkt der Interviews in der Schweiz einsam fühlte. Ida fand an ihrem ersten Arbeitsplatz in der

4 Henning bezeichnet seine Arbeitskollegen als »Jugos«, eine in der Schweiz benutzte despektierliche Bezeichnung für Menschen aus dem früheren Jugoslawien.

5 Der größte Stammtisch in Zürich findet wohlgernekt 20 km entfernt von Hennings Wohnort statt.

Schweiz, der Universität St. Gallen, ein fruchtbares Feld für Freundschaften mit Menschen aus aller Welt. Über die Arbeit lernte sie auch ihren späteren Ehemann kennen und war so schnell beruflich und privat integriert.

Aufgrund eines Jobangebots des Mannes in Deutschland verließ die Familie für drei Jahre die Schweiz und kehrte mit zwei Kindern wieder zurück. Ida war nach der Rückkehr in der Schweiz, obwohl mittlerweile promoviert⁶, Hausfrau und konnte nicht wirklich an die Freundschaften von früher anknüpfen. Über die Kinder und deren Aktivitäten kamen jedoch andere Freundschaften zustande, während ihr Mann über die Arbeit Anschluss fand. Nach zwei Jahren zog die Familie wegen diverser Unstimmigkeiten in ihrem privaten und dem schulischen Umfeld der Kinder erneut nach Berlin. Ihr Mann arbeitete die nächsten sechs Jahre weiterhin in der Schweiz und pendelte stetig hin und her. Langfristig war dies jedoch sowohl finanziell als auch sozial kein sinnvolles Arrangement, weshalb die Familie im Jahr 2014 erneut in die Schweiz zog. Ida bestand jedoch darauf, dass ihre Kinder in eine Privatschule kommen, um die vorherigen Probleme zu umgehen.

In den folgenden sechs Jahren gelang es Ida nicht mehr, neue Freundschaften aufzubauen oder alte zu erneuern. Ida argumentiert, dass dies hauptsächlich an unterschiedlichen Mentalitäten liegt – allerdings nicht nur an der Nationalität, sondern auch am Habitus. Ihre Familie wohnt in einem Viertel, welches Ida als gutbürgerlich bezeichnet. Sie merkte bald, dass ihre in der DDR geprägte Vorstellung von gutbürgerlich nicht vergleichbar war mit der Schweiz. Entsprechend hat sie es jetzt mit »Bünzlischweizern« und »überangepassten Deutschen« zu tun, welche alles »besonders richtig machen [wollen]« (Ida, 50/DE). Die politischen Ansichten sowie die Werte und Normen von Ida und ihren Nachbar*innen sind kaum vereinbar (vgl. Abschnitt 7.3.3. zur Kindererziehung zwischen zwei Kulturen). Ida kritisiert allerdings weiter, dass die weit verbreitete Annahme, dass mehr Integration und mehr Anpassung zu mehr Erfolg im Sozialleben führen, häufig nicht der Realität entspricht:

Also wir haben hier Freunde, die leben in [einer Kleinstadt], die sind eigentlich viel schlechter integriert, was ihr Benehmen angeht. Die haben zum Teil ein Auftreten, da wird einem schlecht, also so richtig Deutsch, mit Leute ankackern und frech sein, irgendwie alles besser wissen und so weiter. Aber die denken nicht darüber nach, wie das wirkt, wie sie wirken und wie die anderen auf sie wirken, und kommen damit super zurecht. Die sind inzwischen Schweizer (Ida, 50/DE).

Ida hat sich bis zu einem gewissen Maße angepasst in der Schweiz, ist jedoch auch nicht bereit, ihre eigenen Werte zu ignorieren. Ida sieht kulturelle und gesellschaftliche Unterschiede als größte Hürde für die Entstehung neuer Freundschaften. Dies betrifft sowohl Deutsche als auch Schweizer*innen in ihrer Wohngegend. Die Gemeinsamkeit der Nationalität kann die Unterschiede in der Weltsicht nicht überbrücken:

6 Ida selbst erklärt, dass sie durchaus eine Karriere geplant hatte. Durch die wiederholten Umzüge und die Kindererziehung war sie jedoch bereits zu sehr eingespannt und fand den Einstieg in die Berufswelt nicht mehr.

[Es] hat dich mit den Leuten nichts weiter verbunden als deine Nationalität und dass man auch nicht weiß, was man hier so machen soll...es fehlt das verbindende Element, seien das kulturelle Interessen oder politische Interessen, oder irgendwie sowas. Auf mich wirkte das dann etwas verkrampft, gar nicht bei den anderen, sondern bei mir (ebd).

Die größten Hürden bestehen bei Ida selbst, welche sich nicht mit ihrer Nachbarschaft und den Menschen identifizieren kann. Dies zeigt sich offensichtlich in der politischen Haltung: Ida und ihre Familie sind als einzige in der Nachbarschaft politisch links, während der Rest liberalen oder konservativ-rechten Parteien folgt.

Die Familie wohnt jedoch in ihrem eigenen Haus, weswegen auch Wegziehen zurzeit keine Option darstellt. Da die Kinder nun in einer Privatschule sind, dort neue Kontakte knüpfen können und auch ihr Mann weiterhin über die Arbeit Freundschaften findet, bleibt Ida als einzige in ihrem Sozialleben in der Schweiz unerfüllt. Ida sagt, sie führe ein »Eremitenleben« (ebd.). Ähnlich wie Henning ist auch sie jedoch nicht bereit, mehr von sich zu geben; sie hat sich mittlerweile mit der Situation abgefunden und Strategien entwickelt, damit umzugehen. Genauso wie Henning findet Ida Erfüllung in der Heimat: Ihr Fokus blieb nach dem letzten Umzug in die Schweiz in Berlin, wo sie politisch aktiv ist⁷. Politisches Engagement ist für Ida sehr wichtig, was verdeutlicht, wieso die unterschiedliche politische Haltung in der Nachbarschaft eine derart große Hürde darstellt. Ida hat in Berlin eine kleine Wohnung, pflegt Freundschaften und geht ihren Hobbies nach.

Auch Dana hatte von Beginn an einen schweren Stand und entschied sich nach zwei Jahren in der Schweiz, umzuziehen – innerhalb der Schweiz. Bei ihr ergab sich einerseits ein ähnliches Bild wie bei Ida, da die konservative Haltung in ihrer damaligen Wohngemeinde nicht mit Danas Werten vereinbar war. Andererseits war sie aus Dortmund in ein kleines Dorf im Berner Oberland, also in die Schweizer Voralpen, migriert. Es zeigten sich die gleichen Schwierigkeiten, Teil einer kleinen Talgemeinschaft zu werden, wie sie von Charmillot und Dahinden (2021) konstatiert werden. Dana erkannte jedoch regionale Umstände als Ursache, welche nicht in Verbindung mit ihrer Nationalität stehen: »Sogar Schweizer lachen dich aus, wenn du als Ausländerin ins Berner Oberland ziehst« (Dana, 52/DE). Auch Schweizer*innen würden dort nicht einfach als Teil der Gemeinschaft akzeptiert, wenn sie aus einer anderen Region stammten. Entsprechend suchte sie einen anderen Arbeits- und Wohnort. Dieser ist mit knapp 6.000 Einwohnern zwar etwas größer, liegt aber ebenfalls in einer Region, welche politisch von rechten Parteien dominiert wird. Dana fühlt sich weiterhin nicht angekommen, gibt sich aber etwas mehr Zeit, bis sie erneute Umzugspläne umsetzen will.

Mit Henning, Ida und Dana habe ich drei Teilnehmende vorgestellt, welche in der Schweiz kein erfüllendes Sozialleben aufbauen konnten und sich daher teilweise einsam fühlen. Aus den Beispielen werden Aspekte sichtbar, welche die soziale Integration hindern können, aber nur bedingt mit nationalen Kulturunterschieden in Verbindung stehen. Henning argumentiert konsequent auf Ebene der Nationalität, auch wenn in sei-

7 Auch in der Schweiz ist sie politisch aktiv, sieht jedoch als Deutsche ohne Schweizerdeutscherkenntnisse keine großen Chancen für ihr persönliches Weiterkommen.

nem Umfeld diverse Ausländer*innen und Menschen aus seiner deutschen Herkunftsregion präsent sind. Bei Ida und Dana scheinen es politische Grundhaltungen zu sein, welche keine tiefen Freundschaften zulassen. Henning und Ida haben jedoch in ihrer Heimat soziale Beziehungen und Hobbies, welche diese Lücke bisweilen füllen können. In beiden Fällen sorgen fehlende soziale Kontakte für eine distanziertere Haltung gegenüber der Schweiz.

Karl, welcher über 16 Jahre wenig tiefe soziale Kontakte zu Schweizer*innen aufbauen konnte, fühlt sich ebenfalls einsam, allerdings sieht er sich gleichzeitig verortet in der Schweiz. »Jetzt habe ich schon den Traumjob an einem Traumort, dann muss ich eben den Preis bezahlen« (Karl, 56/DE). Er bemängelt fehlende soziale Kontakte, sieht jedoch in anderen Lebensbereichen eine gewisse Kompensation. Gleichzeitig sucht er über Expat-Treffen Kontakte zu anderen Menschen, welche zumeist die gleichen Probleme haben, Beziehungen aufzubauen, wie er. Aus dieser gemeinsamen Erfahrung ähnlicher Schwierigkeiten entstehen dennoch Freundschaften, auch wenn er sich nicht der Mehrheitsgesellschaft angehörig fühlt.

Soziale Kontakte mögen für Deutsche in der Schweiz aufgrund gewisser germanophober Grundstimmungen schwieriger aufzubauen sein, allerdings beschränken sich fehlende Sozialkontakte nicht auf die deutschen Teilnehmenden. Janine und ihr Mann sind zusammen nach Berlin gezogen und haben einander als engsten Kontakt. Zwar sind die beiden erst seit sechs Monaten in Berlin, die fehlenden Sozialkontakte machen sich jedoch negativ bemerkbar. Mit beruflichen Kontakten wollen beide bewusst keine engen Beziehungen aufbauen, da sich ein Konflikt sowohl im Berufs- als auch im Privatleben niederschlagen würde. Vom Schweizer Verein erhalten sie zwar Emails, haben es aber bisher nie geschafft an, Veranstaltungen teilzunehmen. Sonstige Hobbies verfolgen sie nicht, die Wochenenden verbringen sie oft zu zweit und erholen sich vom stressigen Arbeitsalltag. Janine und ihrem Mann scheint aufgrund ihres fordernden Arbeitslebens die Zeit und Energie zu fehlen, die nötig wäre, um neue Beziehungen aufzubauen. Während kulturelle Unterschiede sicherlich den Aufbau von Sozialkontakten erschweren können, entstehen gewisse Hürden auch bei einem Wegzug aus alten Strukturen oder beim Umzug über weite Distanzen im Inland, z. B. aus Süddeutschland nach Berlin.

Auch Laila fühlt sich teilweise einsam, obwohl sie in Berlin ein soziales Netzwerk aufbauen konnte – es deckt ihre Bedürfnisse aber nur teilweise. Eine Freundin hat aufgrund einer Ausbildung selten Zeit und schon gar nicht für spontane Treffen. Über einen Bekannten sagt Laila:

Einen kann ich anrufen: »hey, hast du Zeit?«, der kommt jederzeit, aber wenn ich ein Problem habe, ist er nicht der richtige zum drüber reden. Es ist mehr für Spaß und Freude und das geht schon, aber manchmal will man ja was Anderes und nicht immer nur mit dem Partner besprechen (Laila, 29/CH).

Laila mag ihre Freund*innen und verbringt gerne Zeit mit ihnen, fühlt sich aber emotional nicht verbunden genug, um ihre Probleme zu besprechen. Dies steht insbesondere im Kontrast zu ihrer besten Freundin in der Schweiz, mit der sie seit der Jugend zusammen aufgewachsen ist und viele gute und schlechte Zeiten durchgemacht hat. Im Erwachsenenalter ist es schwieriger, neue Freundschaften zu schließen und eine emotio-

nale Tiefe zu erreichen. Dieses Problem erübrigt sich nicht notwendigerweise mit einer längeren Dauer der Freundschaft. Zeit und gemeinsame Erfahrungen sind aber definitiv wichtige Elemente (Hall 2019). Die von Laila beschriebene Einsamkeit trotz bestehender Netzwerke wird von deutschen und Schweizer Teilnehmenden gleichermaßen beschrieben und ist oft von außen nicht sichtbar. Im Grunde genommen hat dieses Phänomen wenig mit dem Status als Migrant*innen zu tun. Beziehungen aus der Kindheit erfüllten jedoch oft diese emotionale Verbundenheit, welche durch die Migration gekappt wurde. Im Abschnitt zur Pflege alter Netzwerke gehe ich genauer der Frage nach, wie diese Netzwerke trotzdem aufrechterhalten werden.

8.2.3 Freundschaften brauchen Zeit

Ich habe mal vor Jahren einen Artikel gelesen: Man erkennt, wie viel Freunde man hat in der Schweiz, daran, wie viele Wohnzimmer man kennt. Und ich habe eine Wiener Freundin, mit der ich mich schon so oft darüber unterhalten habe und wir haben so gelacht – man kennt wirklich wenig Wohnzimmer (Tessa, 54/DE).

Freundschaften basieren auf gemeinsamen Erlebnissen oder geteilten Werten und Interessen, ohne dass ein äußerer Rahmen die Beziehungen strukturieren oder fördern würde. Freundschaften können aus anderen Kontexten, z.B. der Arbeit, Schule oder Vereinen, entstehen, sind aber nicht an diese Institutionen gebunden. In der Forschung stand die Freundschaft oft hinter Verwandtschafts- und formalisierten Beziehungen zurück. In den letzten Jahren wird jedoch zunehmend betont, wie wichtig diese selbstgewählten Beziehungen sind – und dass sie den anderen in Wichtigkeit, Tiefe und Dauer nicht nachstehen (Cohen 2024; Jackson 2023).

Bei der Migration in ein neues Umfeld fallen in vielen Fällen familiäre Beziehungen weg. Soziale Bedürfnisse müssen dann durch andere Beziehungen erfüllt werden:

Wenn man nicht Leute hat, mit denen man wirklich ernsthaft reden kann, mit denen man tiefsinnig reden kann, auf die man sich verlassen kann, dann verkümmert man mit der Zeit. Dann wird man wahrscheinlich wunderlich und schnauzt Leute an, weil sie den Müll nicht in die richtige Tonne geworfen haben (Paul, 53/DE).

Die meisten Teilnehmenden sehen, wie wichtig soziale Beziehungen grundsätzlich für das Leben sind und welche negativen Konsequenzen ihr Fehlen für das Wohlbefinden und die Zufriedenheit haben können. Gleichwohl können und sollen nicht alle Beziehungen tiefste intime Bedürfnisse erfüllen. Je nach Art der Freundschaft entstehen unterschiedliche Sphären der Nähe, welche auch bestimmte Themengebiete beinhalten oder ausschließen. Relevant sind in diesem Kontext die Beobachtungen Sitzlers:

Bei den Jüngeren hat sich dieses Tabu [Geld, Politik, Privates zu besprechen] in den letzten Jahren etwas gelockert. Aber als Neuling lässt man sich besser nicht zu Freizügigkeiten hinreißen. Auch den Streit mit dem Partner oder die Probleme mit den Kindern erwähnt man unter Schweizern nur, wenn wirklich ausschließlich engste Freunde dabei sind (Sitzler 2009: 87).

Intime Beziehungen und gewisse Tabuthemen werden in beiden Ländern meist nur unter engsten Freunden besprochen, was es insbesondere neu Zugezogenen schwer macht, das Bedürfnis nach emotionaler Verbindung zu erfüllen.

Insgesamt scheint es für Zugezogene in der Schweiz schwieriger, in eine vertrauensvolle Sphäre einzudringen und nicht bei Oberflächlichkeiten stehen zu bleiben, obwohl viele weitere Faktoren in diese Dynamiken eingehen. Deutsche Teilnehmende stellen dies u.a. fest, wenn Beziehungen mit anderen Ausländer*innen schneller oder überhaupt eine tiefere Ebene erreichen: *»Ich habe keinen Kollegen oder Kollegin kennengelernt, mit ausländischer Herkunft, der oder die sagen konnte, sie hätten eine gute Schweizer Freundschaft in der Zeit aufbauen können. Und so habe ich es eigentlich auch empfunden«* (Stefan, 52/DE). Stefan ist nach 20 Jahren selbst wieder nach Deutschland zurückgekehrt und fehlende tiefgehende Netzwerke stellten einen Grund für diese Entscheidung dar. Nach der Rückkehr pflegt er wiederum fast nur Freundschaften zu Ausländer*innen: *»Die Freundschaften, die noch Bestand haben, das sind alles keine Schweizer«* (Stefan, 52/DE). Dies zeigt den scheinbaren Einfluss der Nationalität auf die Entwicklung von Beziehungen.

Die neutrale Formulierung ist auch bei Stefan zu finden: tiefe Beziehungen zu Schweizer*innen aufzubauen braucht mehr Zeit – *»gefühlte eine Generation«* (Stefan, 52/DE). Konnten deutsche Teilnehmende tiefe Freundschaften zu Schweizer*innen aufbauen, durften sie sich sicher sein, dass diese Beziehungen Bestand haben werden: *»Wenn man es schafft, zum Kern durchzukommen, dann hat man sehr loyale Freunde, das kann ich bestätigen. Aber das Bohren an dieser Nuss, Kokosnuss, da muss man sich durch ganz schön viele Schichten durcharbeiten, bis man mal zum Kern vorstößt«* (Tessa, 54/DE).

Der temporale Aspekt ist also zentral in der Entwicklung von Freundschaften, jedoch gibt es sehr unterschiedliche Vorstellungen davon, in welchem Zeitraum sich diese Beziehungen entwickeln sollten⁸: *»Inzwischen habe ich mir wieder ein gutes Umfeld aufgebaut mit guten Leuten, wo ich mich auch drauf verlassen kann. Das hätte ich so eigentlich nie für möglich gehalten in einer doch recht kurzen Zeit, weil vier Jahre empfinde ich für das nicht besonders lang«* (Paul, 53/DE). Bei Paul sind bestehende Beziehungen auseinandergegangen und er musste sich ein neues Umfeld aufbauen, was in – für ihn – recht kurzer Zeit glückte. Für Sarah fühlten sich zwei Jahre ohne enge Beziehungen bereits viel zu lang an: *»Ich war zwei Jahre ohne Kontakte und das ist elendslange. Irgendwann will man einfach über Sachen reden«* (Sarah, 40/DE). Sarah musste besonders lange auf platonische Beziehungen warten. Nach zwei Jahren hatte sie einen Durchbruch und fand über die Arbeit ihre erste Freundin, für die sie Jahre später Trauzeugin wurde. Vorher dachte sie regelmäßig über eine Rückkehr nach Deutschland nach, da das Fehlen von Beziehungen sie stark belastete.

Für manche Teilnehmende ist die Nationalität bei Freundschaften unerheblich, für andere sind Gemeinsamkeiten in der Solidarisierung mit Menschen aus dem Heimatland oder kulturell konnotierte Unterschiede mit Menschen aus dem Zielland, wie gezeigt, dahingehend relevant, dass sie die Entstehung von Beziehungen vereinfachen oder erschweren. Auch wenn Menschen aus dem Heimatland nicht die gleichen Erlebnisse teilen können, so verfügen sie zumindest über einen ähnlichen Referenzrahmen.

8 Die Teilnehmenden nannten vor allem Zeitspannen, während Hall (2019) bei der Bildung neuer Freundschaften vielmehr die gemeinsam verbrachte Zeit als Messfaktor hervorhebt.

Dies gilt insbesondere, wenn weitere demographische Faktoren überlappen, wie z.B. das Alter oder der Herkunftsort.

Laila hatte bisher wenig Kontakt zur Schweizer Gemeinschaft in Berlin, sie würde eine Person aus der Schweiz oder, noch besser, aus ihrer Heimat Bern jedoch mit offenen Armen begrüßen: *»So ein bisschen der Austausch, so Kleinigkeiten wären schön, und eben wie sie es erleben und ein bisschen, ein Stück Heimat«* (Laila, 29/CH). Die einzigartig schweizerische Perspektive – ganz spezifisch die Situation von Schweizer*innen in Deutschland und Berlin – und ihr Heimweh könne sie mit anderen Wahlberliner*innen aus der Schweiz teilen. Suchen Schweizer*innen nicht nach Schweizer Kontakten, beinhaltet ihr Netzwerk üblicherweise niemanden aus dem Heimatland. Der Wunsch nach Austausch, wie Laila ihn beschreibt, führt wiederum dazu, dass viele Schweizer Teilnehmende zumindest einige Kontakte aus der Heimat im Zielland suchen und pflegen.

Bei anderen Freundschaften ist die Nationalität zweitrangig: *»Manchmal passt es einfach«* (Alexandra, 33/DE). Gerade bei transnationalen Lebensstilen entwickeln Teilnehmende Netzwerke, welche zwei oder mehrere Länder überbrücken. Für Benedikt zeichnen gemeinsame Erlebnisse seine Freundschaften aus, entsprechend hat sich sein Netzwerk mit der Zeit weiterentwickelt und mittlerweile hat er enge Freunde in seiner Heimat, in Drittländern und in der Schweiz: *»Ich habe ein, zwei da, wo ich aufgewachsen bin, dann habe ich drei, vier, die in der Welt sind und noch zwei, drei, die hier in der Schweiz sind«* (Benedikt, 40/DE). Dass eine Mehrheit davon deutschsprachig – jedoch nicht deutsch – ist, liege an seinen fehlenden sprachlichen Fähigkeiten.

Maja betont das, was Freundschaften unabhängig vom Migrationsstatus ausmacht – gemeinsame Interessen: *»Musik verbindet Menschen und man sucht halt schon ein bisschen in diesem musikalischen oder diesem Szenengeschmack, dass man halt schon eine Basis hat. Man kann auf Konzerte gehen oder so«* (Maja, 37/DE). Mit Szenengeschmack bezieht sich Maja auf eine Kombination von Mittelalter-Enthusiast*innen mit einer Vorliebe für Goth- und Metal-Musik, welche gerne Videospiele spielen. Im Grunde sucht sie *»Leute, die so ticken wie man selbst«* (Maja, 37/DE). Ihre Interessen spiegeln eine kleine Nische wider, entsprechend bildeten sich ihre Netzwerke zumeist über Veranstaltungen, welche spezifisch an diese Zielgruppe gerichtet ist. Über eine dieser Veranstaltungen – in Österreich – schloss sie mit einem Schweizer Bekanntschaft, über welchen sie schließlich ihren jetzigen Schweizer Mann kennenlernte. Freunde des Partners und deren Freundinnen waren die ersten Kontakte in der Schweiz, welche ihre Freizeit ähnlich gestalteten wie das Paar. Maja hat wenig deutsche und vermehrt Schweizer Kontakte in ihrem Freundesnetzwerk – durch den Aufenthalt und die Ausübung des Hobbies in der Schweiz sind natürlicherweise mehr Schweizer Kontakte entstanden. Eine Deutsche wurde Teil des Netzwerks, weil diese *»gerne mal wieder in Metal- oder Gruftischuppen«* (ebd.) in Zürich gehen wollte – was auch Maja sehr gerne tut.

Die Subkultur, in welcher Maja sich bewegt, stellt eigene Normen und Werte, welche nationale kulturelle Unterschiede aushebelt und eine eigene kleine Gemeinschaft formt. Insbesondere negative Klischees über die Subkultur scheinen deren interne Solidarität zu stärken (Berger 2020; Weinstein 2000). Hinzu kommen sicherlich andere Faktoren, welche Maja den Aufbau neuer Netzwerke vereinfacht haben u.a. ihre Partnerschaft, ihre Herkunft aus Bayern und ihr Dialekt, aber auch Zürich als liberaler und weltoffener Wohnort. Die Mehrheit der Personen in ihrem engeren Netzwerk speist sich

jedoch aus ihrem Hobby. Identitätsstiftende Hobbies, welche mit einem gewissen Lebensstil einhergehen, scheinen potenter zu sein für neue und tiefgehende Freundschaften. Dies wurde bereits bei Moritz sichtbar, welcher über eine Kombination von Arbeit und Hobby (Gleitschirmfliegen) schnellen Anschluss fand. Alena konnte über das Klettern, den Kampfsport und eine Vorliebe fürs Zelten eine tiefe Freundschaft mit einer Gruppe Gleichgesinnter aufbauen.

Die daraus entstandenen Freundschaften, so zumindest die Hoffnung, werden noch viele Jahre erhalten bleiben. *»Ich bin ja auch im Chor und da entstehen ja auch Freundschaften, welche ganz bestimmt noch weiterbestehen, wenn man älter wird. Man muss sie einfach pflegen«* (Alice, 59/CH). Unabhängig vom Verbleib in einem Verein oder der Ausführung eines bestimmten Hobbies können Freundschaften auch darüber hinaus bestehen bleiben – sofern man sie aktiv aufrechterhält. Dies gilt insbesondere für Freundschaften, welche nicht durch äußere Strukturen gelenkt werden und vermehrt von der Eigeninitiative abhängen.

Viele Hobbies bieten eine gute Grundlage für private Netzwerke, nicht immer geht mit der gemeinsam ausgeübten Aktivität aber auch eine gemeinsame Basis für tiefergehende Freundschaften einher. Mehrere Teilnehmende haben vergeblich bei Sport oder Kulturvereinen Anschluss gesucht. Religiöse Gemeinschaften wurden von den Teilnehmenden gar nicht erwähnt und scheinen keine Relevanz zu besitzen. Auf Heimatvereine und deren Sonderrolle gehe ich im Abschnitt 8.4. ein. An dieser Stelle möchte ich Freundschaften thematisieren, welche in beruflichen Kontexten oder über Kinder entstanden sind.

Für viele Teilnehmende ist die Arbeitsstelle der erste Anknüpfungspunkt für neue Kontakte. In beide Richtungen wurde jedoch bemängelt, dass die vorhandene Arbeitskultur keine Vertiefung der Beziehungen fördert, sei es aufgrund von Hierarchien oder einer zu großen Trennung zwischen Privatem und Beruflichem. Jessica und mehrere andere Teilnehmende fanden aber durchaus tiefe und langanhaltende Freundschaften durch die Arbeit: *»Die sind so entstanden, hauptsächlich über Arbeitskontakte, woraus dann Freundschaften entstanden sind, und die sind über viele Jahre und Jahrzehnte sehr stabil geblieben«* (Jessica, 70/CH). Die temporale Dimension wird auch daran ersichtlich, dass Jessica und ihre Freund*innen bereits seit Jahren nicht mehr arbeitstätig sind. *»Die sind mittlerweile alle im Ruhestand«* (ebd.). Die gemeinsamen Aktivitäten sind vielseitig und unterstreichen die engen Beziehungen: *»Zum Teil machen wir zusammen Reisen oder treffen uns, um Essen zu gehen«* (ebd.).

Im Fall von Sarah war und bleibt die Arbeit der wichtigste Ort für ihre sozialen Kontakte: *»Also wirklich, ich habe integrationstechnisch alles versucht, ich bin nie zu so deutschen Stammtischen, hab mich im Verein integriert, habe mich auch sehr engagiert, aber letzten Endes kamen alle Sachen aus der Arbeit«* (Sarah, 40/DE). Wie im vorherigen Abschnitt thematisiert, hatte Sarah zu Beginn grundsätzliche Schwierigkeiten, Freundschaften aufzubauen. Die Netzwerke, die sie in den letzten 13 Jahren aufgebaut und langfristig erhalten hat, entstanden aus beruflichen Beziehungen. Auch die Liebe fand sie im Beruf: *»Auch mein Partner und ich haben uns über die Arbeit kennengelernt«* (Sarah, 40/DE). Sarah arbeitet als Kulturmanagerin in einem eher offenen und globalen Berufsfeld, in dem viel über Netzwerke läuft – was die gängige Arbeitskultur möglicherweise aushebelt.

Bei Alena zeigen sich die Vor- und Nachteile eines internationalen Arbeitsplatzes, der Universität: *»Am Institut, ich würde schon sagen, das sind alles Freundschaften, weil wir halt aus aller Herren Länder kommen. Aber das ist halt so, dass eine tiefe Verbundenheit nicht da ist, weil wir alle wissen, in vier Jahren spätestens trennen sich unsere Wege wieder«* (Alena, 29/DE). Die frühen Karriereschritte in der Wissenschaft sind oft durch stetige Wechsel des Arbeits- und Wohnortes gezeichnet, weswegen die Universität oft der erste Anknüpfungspunkt für neue Freundschaften darstellt. Gleichzeitig werden aus diesen Freundschaften oft keine Beziehungen, welche langfristig im Alltag präsent sein werden. Auch wenn sie als transnationale Beziehungen aufrechterhalten werden können, kompensieren sie nicht fehlende lokale Freundschaften. Während Alenas Netzwerk an der Universität global ist und sie meist auf Englisch kommuniziert, legt sie Wert auf ein lokales Netzwerk: *»In meiner Freizeit treffen tue ich mich eigentlich hauptsächlich mit Schweizern«* (Alena, 29/DE). Dies liegt auch an ihrer eigenen Verortung und ihren Zukunftsplänen innerhalb der Schweiz.

Berufliche Netzwerke erweisen sich oft als weniger stabil als private, da mit einem Arbeitsplatzwechsel die verbindenden Strukturen wegfallen. Überschneiden sich berufliche und private Sphären, etwa durch gemeinsame Interessen oder Hobbys, erhöht dies jedoch die Wahrscheinlichkeit, dass solche Beziehungen auch langfristig Bestand haben. Gleichzeitig birgt dies die Gefahr, dass sich ein einzelner Konflikt auf alle Lebensbereiche auswirkt. Dies zeigte sich bei Paul, welcher auch oft am Wochenende als Hundetrainer arbeitete. Zuhause erwarteten ihn nicht nur seine Partnerin, sondern auch fünf Hunde und sieben Katzen. *»Daher setzte sich eigentlich unser privates Umfeld aus unseren Trainern zusammen«* (Paul, 53/DE). Nach der Trennung von seiner Partnerin fiel der Großteil dieser Kontakte weg, da er seinen Job ursprünglich durch deren Vermittlung erhalten hatte und sie entsprechend besser vernetzt war. Paul musste nach der Trennung von null anfangen und neue Beziehungen aufbauen.

Im Gegensatz zu den bisher beschriebenen, eher auf Arbeit oder persönliche Interessen gestützten Freundschaften, entwickeln sich über die Kinder Beziehungen, die stärker an den familiären Alltag gekoppelt sind. Für Nina stellten Netzwerke über die Kinder eine Ergänzung anderer, überwiegend homogener beruflicher Netzwerke dar:

Mit Kindern ist es halt auch einfacher, schnell in Kontakt zu kommen mit verschiedenen Leuten mit verschiedenen Hintergründen. Vorher im Studium und in der Forschung ist man immer mit Gleichgesinnten zusammen und sobald man Kinder hat, kommt man mit diversen Leuten in Kontakt (Nina, 39/CH).

Kinder nehmen gerade zu Beginn sehr viel Zeit in Anspruch, was zusätzlich zur Migration jegliche Kapazitäten aufbrauchen kann. Amalia war schwanger, als sie in die Schweiz zog, und daher erst mit der Organisation der Geburt und dann mit dem Baby beschäftigt. *»Ich war hier ja eigentlich total isoliert«* (Amalia, 44/DE). Da sie mit dem Partner in eine auch für ihn neue Stadt zog, gab es keine bestehenden Kontakte oder Netzwerke, die sie aufgefangen hätten. Erst über ein Jahr später, als sie in ein neues Wohngebiet zogen, änderte sich die Situation: *»Da hat es dann relativ schnell geklappt, allein schon, weil in diesem Neubaugebiet wahnsinnig viele junge Leute mit Familie eingezogen sind. Da ging das quasi über die Nachbarschaft und dann natürlich wurde das Kind auch älter«* (Amalia, 44/DE). Mit den verschiedenen Entwicklungsphasen des Kindes ergaben sich Begegnungen mit anderen

Eltern, sei es über die Kita, die Schule oder Freizeitvereine. Kinder helfen zwar nicht in jeder Situation, ein neues Netzwerk aufzubauen; eine passende Wohnsituation und Familien in ähnlichen Lebenslagen sind jedoch eine gute Grundlage.

Beziehungen, welche auf diese Art entstehen, sind wiederum auch abhängig von den Strukturen, in welche die Kinder integriert werden. Ida knüpfte insbesondere in den frühen Jahren ihrer Mutterschaft viele neue Kontakte: *»Als die Kinder klein waren, hatte man auch ständig was zu tun, weil man da auch ständig auf irgendwelche Kindergeburtstage musste und Elternabende, da war man auch voll integriert«* (Ida, 50/DE). Ida konnte die Netzwerke, welche sie durch die Kinder aufbaute, nach einer zeitweisen Rückkehr nach Deutschland nicht aufrechterhalten. Da die Kinder danach sehr bewusst in andere Strukturen integriert wurden, fehlte auch der Kontakt zu den früheren Netzwerken.

Grundsätzlich sind Netzwerke über die Kinder sehr produktiv, insbesondere wenn diese im gleichen Alter sind. Die Kinder und damit verbundene Aktivitäten, Erfolge oder Schwierigkeiten fördern den Austausch unter den Eltern. Wenn sich Übergänge im Schulsystem und Phasen der Kindererziehung überlappen, können sich Eltern gegenseitig mit Rat und Tat zur Seite stehen. Gleichzeitig rücken andere Netzwerke zu Menschen ohne Kinder oft in den Hintergrund, da weniger Zeit zur Verfügung steht, diese gleichermaßen zu pflegen.

Obwohl also in vielen Narrativen die Schwierigkeiten thematisiert wurden, im Zielland – als Erwachsene mitten im Arbeitsleben – neue Freundschaften aufzubauen, konnte die Mehrheit der Teilnehmenden erfolgreich ein neues Umfeld gestalten, welches ihre Bedürfnisse erfüllt und sie zufriedenstellt. In der Wahrnehmung der Teilnehmenden dauerte es teilweise sehr lange, oder zu lange, tiefe Freundschaften aufzubauen. Kulturelle Unterschiede wurden dabei ebenso als Hindernis genannt wie unterschiedliche Wertvorstellungen und Weltanschauungen. Viele suchten daher gezielt den Kontakt zu Menschen mit ähnlichen Hintergründen, Interessen oder Lebensentwürfen. Als wichtige Anknüpfungspunkte erwiesen sich dabei vor allem die Arbeit, Kinder sowie gemeinsame Hobbys innerhalb und außerhalb von Vereinen.

8.3 Beziehungen zur Heimat: Asymmetrien im Zugehörigkeitsgefühl

Vielleicht geht man nicht deswegen ins Ausland. Vielleicht geht man aus Deutschland weg, damit man nicht mehr viel mit den Deutschen zu tun hat (Jette, 56/DE).

In diesem Zitat wird Jettes Position der Distanzierung deutlich: Wieso sollte ich ins Ausland gehen, wenn ich dann Menschen aus dem Heimatland treffen will? Jette spricht zusätzlich eine negative Haltung gegenüber anderen Deutschen an, welche ihre Haltung unterstreicht. Bei Beziehungen zur Heimat gilt es, tendenziell zwischen alten Netzwerken, die Teilnehmende vor der Migration im Herkunftsland aufgebaut haben, und neuen Netzwerken im Zielland zu unterscheiden. Die meisten Teilnehmenden wollen durchaus ihre Beziehungen zu Familie und alten Freund*innen pflegen – von denen eine Mehrheit aus dem Heimatland stammt. Im Folgenden liegt der Fokus jedoch zunächst auf den neuen sozialen Beziehungen im Zielland, bevor anschließend die Aufrechterhaltung und Bedeutung der Verbindungen zum Herkunftsland thematisiert wird.

Grundsätzlich verlaufen die Grenzen sozialer Netzwerke oft nicht entlang nationaler Linien: Viele Teilnehmende pflegen Kontakte in mehreren Ländern und mit Personen unterschiedlicher Nationalitäten. In den Narrativen der Teilnehmenden treten dennoch spezifische Erklärungsmuster zutage – insbesondere dort, wo Netzwerke eher homogen sind. In solchen Fällen wird Zugehörigkeit häufig durch nationale Kategorien oder durch die Unterscheidung zwischen »fremd« und »bekannt« gedeutet. Entsprechend lassen sich zwei grundlegende Haltungen beobachten: Während sich einige Teilnehmende bewusst von der eigenen nationalen Gruppe distanzieren, betonen andere bestehende Gemeinsamkeiten. Wieder andere positionieren sich zwischen diesen Polen oder entziehen sich nationalen Kategorisierungen.

Der Diskurs an der Schnittstelle von Gemeinsamkeit und Differenz hängt eng mit Konzepten von Solidarität zusammen. Solidarität kann sich auf sehr unterschiedliche Typen von Gruppen beziehen: Familien oder Verwandtschaftsbeziehungen, Organisationen, Vereine, Nachbarschaften, Arbeitsstellen oder auf höherer Ebene auch auf eine gesamte (nationalstaatliche) Gesellschaft, welche durch Gemeinsamkeiten vereint wird. Laut Cureton (2012: 696) spielen dabei Stolz auf die eigene Gruppe und Scham im Falle abträglichen Verhaltens von Gruppenmitgliedern eine Rolle. Im Positiven wie im Negativen kann die Solidarität durch geteilte Praktiken und sozialen Normen zu einer Kohäsion innerhalb der Gruppe führen. Wichtige Voraussetzung dafür ist, dass sich Mitglieder der Gruppe als solche respektieren und die Beziehungen *als solche*, nicht als Instrument, eigene Ziele zu erreichen, schätzen. Daraus erwachsen Gründe, der Gruppe zu vertrauen und ihr gegenüber loyal zu agieren. Nicht zuletzt können sich Mitglieder einer Gruppe mit dieser identifizieren und deren Ziele und Beziehungen für sich vereinnahmen (Cureton 2012: 697–705).

Im weiteren Verlauf wird deutlich werden, dass die Zugehörigkeit zu einer Gruppe zu Solidarität führen kann, was insbesondere bei den Schweizer*innen zutrifft. Bei deutschen Teilnehmenden sieht man vermehrt eine Anerkennung der ethnokulturellen bzw. formalen Zugehörigkeit, jedoch gleichzeitig den Versuch der Distanzierung auf der Ebene geteilter sozialer Werte und Normen. Letztlich können sich deutsche Personen weniger mit der eigenen Gruppe und deren Zielen identifizieren, weswegen auf nationaler Ebene die Solidarität fehlt.

Eine negative Haltung zur eigenen Gruppe und eine daraus resultierende fehlende Solidarität nehmen viele deutsche Teilnehmende wahr: »Das ist übrigens typisch für die deutsche Community, dass sie hier nicht zusammenhält. [...] Wenn man hier als Deutsche herkommt, ist man ziemlich allein, weil die anderen Deutschen irgendwie auch allein sind« (Ida, 50/DE). Ida sieht den Grund darin im Wunsch sich anzupassen, was in der Distanzierung zu anderen Deutschen geschieht. Dies geht zurück auf die negativen Stereotypen über »die« Deutschen, welche in der Schweiz zu Ablehnung führen: »Wenn du sehr fordernd, sehr direkt, das typisch Deutsche bist und bleibst – aber da gehen die Meinungen auch auseinander – kommst du hier nicht richtig an« (Marlen, 38/DE). Damit wird das Narrativ verstärkt, dass Deutsche als solche nicht Teil der Gemeinschaft werden können. Entweder sie passen sich an oder aber sie bleiben außen vor. Ausnahmen bilden diejenigen, welche nie »typisch deutsch« waren, was bezeichnenderweise die Mehrheit der Teilnehmenden über sich selbst denkt. Interessant ist bei dieser Erklärung, dass sich die Teilnehmenden

durchaus mit der Gruppe identifizieren, sich in einem weiteren Schritt jedoch wieder distanzieren.

Auch andere Narrative verstärken Dynamiken des *otherings* (Jesse 2020; Sonnis-Bell 2019) der eigenen Gruppe: »Ich muss dir jetzt auch mal sagen, dass die Deutschen, die ich hier kennenlernen, teilweise auch sehr schräg sind« (Dana, 52/DE). Dana war in verschiedenen Krankenhäusern und Kliniken tätig und stellte für sich fest, dass insbesondere Ärzte, welche »in Deutschland nichts geworden« (ebd.) waren, den Weg in die Schweiz fanden. Damit wird die Migration nicht als Erfolg und Zeichen der eigenen Wirkmächtigkeit, sondern als Fehlschlag gewertet und gleichzeitig erklärt, wieso es schwierig ist, mit und unter diesen Menschen Gemeinschaften zu formen.

Als Erklärung für die fehlende Solidarität zieht Jette die Sozialisierung heran: »Wir Deutschen sind da schon ganz anders erzogen, wir sind schon in Deutschland eher jeder für sich« (Jette, 56/DE). Sie beobachtete den Unterschied vor allem im Kontrast zu Italien und zu den sehr gemeinschaftlich orientierten Italiener*innen in ihrer Schweizer Gemeinde. Obwohl Jette selbst in der DDR aufgewachsen ist, macht sie an diesem Punkt keine innerdeutschen Unterschiede geltend. Eine fehlende Solidarität unter Deutschen wird auch in anderen Ländern sichtbar. Bürgelt, Morgan und Pernice (2008) führen die fehlende Solidarität bei deutschen Migrant*innen in Neuseeland auf den Zweiten Weltkrieg und verbleibende Scham- und Schuldgefühle zurück – auch bei den Nachkriegsgenerationen. Sowohl von anderen Deutschen als auch von Neuseeländer*innen nehmen die Befragten ihrer Studie ähnliche Reaktionen wahr, welche sich vermeiden lassen, indem die Teilnehmenden ihre Herkunft verschleiern (Bürgelt/Morgan/Pernice 2008: 295). Dies verunmöglicht jegliche Solidarität auf Basis der Nationalität. In der Schweiz schien die Erklärung vermehrt auf negative Stereotypen zurückzugehen. Zudem ist die Strategie der Vermeidung bzw. Verschleierung aufgrund der sprachlichen Situation kaum anwendbar. Entsprechend dominieren Erklärungsversuche, bei denen Distanz zwischen den Teilnehmenden und anderen Deutschen geschaffen wird: Die anderen Deutschen werden als zu deutsch (oder zu schräg) wahrgenommen; die Teilnehmenden selbst haben sich angeblich durch Anpassung vom Stereotyp entfernt oder diesem nie entsprochen.

Letztlich finden sich viele Gründe für eine fehlende Solidarität unter Deutschen in der Schweiz. Als Reaktion auf vermehrte Berichte von Rückkehrenden und Deutschen, welche in der Schweiz keine sozialen Netzwerke aufbauen können, wäre die Bildung von deutschen Gemeinschaften denkbar. Eine Abkapselung bzw. die Bildung von Parallelgesellschaften steht im Zusammenhang mit Migration im Verruf (Bundeszentrale für politische Bildung 2005), zeigt damit aber auch die Häufigkeit derartiger Entwicklungen. Bei Deutschen in der Schweiz scheinen jedoch die trennenden Faktoren stärker als die vereinenden.

Diese Art der negativen Differenzierung findet sich nur bei deutschen Teilnehmenden, da sowohl negative Stereotypen als auch historische Begebenheiten in der Schweiz fehlen. Es gibt jedoch sowohl deutsche als auch Schweizer Teilnehmende, welche sich von der eigenen Gruppe differenzieren, ohne dabei eine negative Grundhaltung anzuführen. Die simpelste Erklärung ist, dass Teilnehmende im Ausland neue Erfahrungen suchen – und damit auch Menschen mit anderen Hintergründen. Luisa sieht die Hürden für ihre Integration geringer, wenn sie weniger deutsche Kontakte hat: »Sich als Gruppe

Ausländer in dem Land zu integrieren, würde mir, denke ich, nur schwieriger fallen als so als allein-stehende Deutsche, die um die Ecke kommt und sagt: Hallo, hier bin ich« (Luisa, 31/DE). Andere sehen die Staatsbürgerschaft nicht als geeignete Basis für Beziehungen, differenzieren sich zugleich aber auch nicht von Menschen mit bestimmten Hintergründen. »*Ich habe auch was dagegen aufgrund einer Nationalität gleich Freundschaften zu schließen«* (Paul, 53/DE). Im Endeffekt sorgt diese Haltung nicht dafür, dass die Teilnehmenden keinerlei Freunde aus dem Heimatland haben, diese sind jedoch in der Minderheit.

Dem gegenüber stehen deutsche Teilnehmende, welche eine positive Verbindung zur eigenen Gruppe wahrnehmen u.a. durch die ähnliche Sozialisierung. Sie suchen daher verstärkt den Kontakt oder haben aufgrund der Gemeinsamkeiten organisch gewachsene Freundeskreise mit Deutschen gebildet. Ein kritischer Aspekt ist dabei der Humor:

Ironie wird nicht verstanden. Ich bin sehr sarkastisch und schwarzer Humor, damit hatte ich am Anfang total Probleme. [...] Sarkasmus ist in der Schweiz nicht so weit verbreitet. Also Humor, ja, aber schwarzer Humor, so der britische Humor oder so Sarkasmus, das mögen sie nicht (Richard, 53/DE).

Unter den deutschen Teilnehmenden waren Aussagen über humorlose Schweizer*innen weit verbreitet. Richard macht für sich den Unterschied zwischen seinem trockenen Humor, ohne der Schweiz jeglichen Humor abzusprechen. Aber auch in die andere Richtung wirkt der Humor als Gemeinsamkeit: »*Du hast einen ähnlichen Humor, du weißt genau, was du meinst, du weißt genau, wie deine Sprache funktioniert. [...] Es ist einfach schön, Schweizerdeutsch ist einfach schön, weil die Sprache einfach so ihr eigener Schlüssel ist«* (Jonas, 53/CH). Jonas spricht zusätzlich die Sprache an, was ebenfalls von beiden in dieser Studie untersuchten Gruppen erwähnt wurde. Die Sprache als Element gelebter Kultur und Teil der Identität unterscheidet sich konsequenterweise zwischen den Gruppen. Aufgrund der ähnlichen Sozialisierung stellen Teilnehmende eine vermeintlich natürliche Verbundenheit mit Menschen aus dem Heimatland fest, welche Beziehungen vereinfacht entstehen lässt.

Im Gegensatz zu Deutschen findet sich unter Schweizer*innen zudem eine positive Solidarität, welche meist mit der Identifikation mit der Gruppe und dem Wunsch, andere Mitglieder zu unterstützen, einhergeht. »*Wenn jetzt irgendwie eine Schweizerin oder ein Schweizer aus der Schweiz ankommt und sagt ›ich brauche‹, würde ich es sofort machen«* (Thomas, 62/CH). Die Solidarität kennt auch Grenzen; sie sollte nicht ausgenutzt werden, und bezieht sich nicht rein auf die Staatsbürgerschaft – andere Faktoren gehen für Thomas viel stärker in seine Entscheidung mit ein. Trotzdem bleibt es ein positiver Faktor.

Letzten Endes scheinen aber auch für Beziehungen zu Menschen aus dem Heimatland andere Faktoren wichtiger als oder zumindest gleichbedeutend zu sein wie die Herkunft. Ob aufgrund fehlender oder vorhandener Solidarität: Nur ein kleiner Prozentsatz der Auslandschweizer*innen und Auslandsdeutschen ist Mitglied eines Vereins mit dem Ziel, die jeweilige Gemeinschaft zusammenzubringen. Beiderseits gibt es Menschen, welche keine Notwendigkeit sehen, derartige Beziehungen zu knüpfen. Faktoren wie das Berufs- und Privatleben, das Alter und die Umstände der Migration beeinflussen zudem maßgeblich, wie und welche neuen Beziehungen entstehen.

8.3.1 Pflege alter Netzwerke aus dem Heimatland

An der Entscheidung selbst habe ich nie gezweifelt. Wenn, dann waren es höchstens die Freunde, die ich vermisst habe. Die Entscheidung, selbst hierherzuziehen, fand ich richtig, fand ich immer richtig eigentlich, weil ich mag meinen Job, die Arbeitskollegen und alles ist prima. Es ist wirklich nur wenn, dann vermisst man die Freunde oder dieses, sie gehen jetzt in München [aus] und ich bin halt nicht dabei, weil einfach mal so zwei Stunden nach München fahren, ist dann halt nicht (Maja, 37/DE).

Der Wegzug aus ihrem früheren Wohnort bedeutet für Maja wie für alle Teilnehmenden das Ende vieler alltäglicher Beziehungen. Freunde und Familie, die man ohne großen Aufwand besuchen konnte, sind nun mehrere Stunden entfernt. Maja wohnt vergleichsweise nah an ihrem früheren Wohnort, trotzdem fallen viele alltägliche Tätigkeiten mit Freunden weg, wie z.B. Partys am Wochenende, ein Feierabendbier oder ein Treffen zum Kaffee. Dieses Gefühl kennen auch andere Teilnehmende: *»Die Art von Freundinnen, die ich in der Schweiz habe, die kann ich wie mit nichts vergleichen. Das sind eben Freundschaften aus der Schulzeit und das wäre mich für mich ein Traum, ich könnte mich mit ihnen einfach unkompliziert treffen«* (Romina, 38/CH). Insbesondere die engsten Bezugspersonen und Freundschaften aus der Jugendzeit fehlen.

Diese Beziehungen werden aber zumindest teilweise weiterhin gepflegt und fallen nicht einfach weg, sobald Teilnehmende das Heimatland verlassen. *»Wir haben jetzt wirklich so eine Freundesclique, die treffen wir immer, wenn wir in die Schweiz gehen, wenn wir mit dem Auto mal fahren, über Weihnachten und Neujahr. Wir feiern dort Silvester und unterm Jahr kommen sie mal her«* (Sonja, 55/CH). Besuche im Heimatland sowie Besuche von Freund*innen aus dem Heimatland sind wichtig für die Aufrechterhaltung dieser Beziehungen, wie ich bereits im Kapitel 7 zur Lebensgestaltung gezeigt habe. Dabei geht es primär um den Erhalt sozialer Beziehungen, aber auch die eigene Rückbesinnung auf die Heimat spielt eine Rolle.

Benedikt war seit seiner Jugend viel unterwegs, erst durch eine Sportschule und den Leistungssport, dann beruflich auf Montage, in der Marine und später im Studium. Überall die Jahre hat er den Kontakt zu den Freund*innen aus der Heimat aufrechterhalten. Zwar tauscht er sich ab und zu mit den alten Freund*innen per Telefon oder Nachrichten aus, meist liegen die Beziehungen aber bis zum nächsten Besuch still. *»Man zelebriert ja immer das Zusammensitzen. Da hat man die alten Geschichten, dann was Neues. Jeder updatet alle von seinem Leben und dann gestaltet man wieder was Neues zusammen. Das fließt einfach«* (Benedikt, 40/DE). Ähnlich verhält es sich bei der Mehrheit der Teilnehmenden, welche zwischen den Besuchen wenig kommunizieren und sich vermehrt auf wenige aber intensiv gelebte gemeinsame Momente konzentrieren.

Migrant*innen sind meist relativ mobil, entsprechend könnte man annehmen, dass ihre Netzwerke ebenso transnational sind. Die engsten Beziehungen finden sich wiederum meist im Ziel- und im Heimatland: *»Fast 80 % von mehr als 200 befragten deutschen Auswanderern nennen zuerst ihr Geburtsland, wenn sie einen Ort im Ausland angeben sollen, wo sie Familie oder Freunde haben«* (OECD 2015: 95). Das Zitat bezieht sich auf weltweit ausgewanderte Deutsche mit diverser Demographie. Dies sagt zwar nichts über die Stärke der Netzwerke im Zielland, passt jedoch zu dem Migrationsmuster meiner Teilnehmenden:

Die Mehrheit hat wenig vorherige Migrationserfahrung, entsprechend sind die Netzwerke auf zwei Länder fokussiert. Alte Netzwerke entstehen oft aus der Kindheit und bleiben bis ins Erwachsenenalter erhalten, wie bereits angesprochen.

Durch die Migration entsteht ein Bruch und die im Alltag präsenten Beziehungen sind auf einmal nicht mehr vorhanden. Einige von ihnen überdauern, sind jedoch nicht mehr vergleichbar mit dem früheren Kontakt. Gleichzeitig können neue Beziehungen nicht in kurzer Zeit Freundschaften ersetzen, welche über Dekaden aufgebaut wurden. Im Vergleich alter und neuer Freundschaften ist daher offensichtlich, dass Beziehungen im Zielland zuerst nicht gleichwertig scheinen.

Der Kontakt ins Heimatland wird jedoch mit der Zeit meist geringer und mehr alltägliche Erlebnisse werden mit dem neuen Netzwerk geteilt. Hinzu kommen Themen, bei denen sich Freund*innen aus dem Heimatland nicht auskennen: *»Sobald man dann wieder in die Tiefe kommt mit den Themen, die einen beschäftigen – Jobsuche, Wohnung, Gehälter – bin ich ja trotzdem bei meinen Leuten hier besser bedient, weil die die Thematik hier verstehen«* (Marlen, 38/DE). Folglich werden auch diese Sorgen und Probleme mit lokalen Netzwerken geteilt, welche dadurch mit der Zeit intensiver werden.

Irgendwann verlagert sich bei den meisten Teilnehmenden das Gleichgewicht zugunsten von Beziehungen im Zielland:

Das in der Schweiz wird natürlich auch von Jahr zu Jahr schwächer, das ist völlig logisch. Da gibt es verwandtschaftliche Bindungen, die sind aber auch eher schwächer oder schwächer werdend. Es gibt berufliche, die sind relativ konstant, aber nicht sehr intensiv und dann gibt es so die historischen, von sagen wir Schule über Militär bis zu ersten beruflichen Schritten, die ich ja zehn Jahre in der Schweiz gemacht habe (Thomas, 62/CH).

Je mehr Zeit Teilnehmende im Zielland verbringen, desto schwächer werden üblicherweise die Bindungen ins Heimatland. Dies zeigt sich auf allen Ebenen, auch wenn die Teilnehmenden die Beziehungen über die Jahre hinweg weiterhin aktiv pflegen. Gleichzeitig haben neue Beziehungen durch zusammen erlebte Höhen und Tiefen Zeit, sich zu festigen. Grundsätzlich bestätigt sich die Aussage von Dahinden, welche sie in Bezug auf Migrant*innen in Neuchâtel tätigt: *»the longer the migrants stay in Switzerland, the less transnational they are; the proportion of transnational ties diminished as the duration of stay increased«* (Dahinden 2009: 1375–1376)

Diese Entwicklung und Verschiebung der Netzwerke vom Heimat- ins Zielland findet bei beiden Gruppen, Deutschen und Schweizer*innen, statt und ist unabhängig von der konkreten Ausgestaltung der Netzwerke. Individuelle Faktoren entscheiden darüber hinaus, welche Netzwerke wie stark ausgebildet sind und wo genau der Schwerpunkt liegt. Konstellationen wie die von Henning, der auch nach Jahren fast nur Beziehungen in die Heimat pflegt, sind selten und nehmen mit längerer Aufenthaltsdauer weiter ab. Möglich ist eine Verzerrung durch die Abwesenheit von Rückkehrer*innen, welche schwache Beziehungen ins Zielland pflegten und u.a. aus diesem Grund das Zielland verlassen haben.

8.4 Heimatvereine als Raum für gelebte Zugehörigkeit

Für mich war der Schweizer Verein immer mehr als Folklore. Ich habe mir selbst immer die gleichen Fragen gestellt wie du jetzt mir: Warum bin ich hier? Wie fühle ich mich hier? Diese Fragen stelle ich selbst auch anderen. Wie geht es euch hier? (Joachim, 71/CH)

In diesem Abschnitt behandle ich Heimatvereine, also Schweizer Vereine und Deutschenvereine, als Schnittpunkt sozialer Beziehungen und Identitätspflege. Ihre Existenz verweist darauf, dass in beiden Ländern ein gewisses Interesse am Austausch besteht. Dennoch sind in Hamburg schätzungsweise nur etwa 5 % der Auslandschweizer*innen Mitglied im Schweizer Verein. Die Zahl derjenigen, die als Nicht-Mitglieder in irgendeiner Form Kontakt zum Verein haben, mag jedoch einiges höher ausfallen. Dies zeigt sich in Berlin und Schleswig-Holstein, wo ich zahlreiche Teilnehmende gefunden habe, die keinen formellen Anschluss an die regionalen Vereine haben.

Sehr viel unklarer ist die Situation bezüglich der Deutschenvereine in der Schweiz. Methodische Herausforderungen, welche ich bereits erwähnte, führen auch hier dazu, dass die Schweizer Seite vermehrt vertreten ist. Im Folgenden illustriere ich daher am Beispiel des Schweizer Vereins »Helvetia« Hamburg und seiner lokalen wie regionalen Verknüpfungen, wie sich die Gemeinschaft der Auslandschweizer*innen in der Hansestadt organisiert – und wie vergleichbare Formen gemeinschaftlicher Organisation auch an anderen Orten aussehen können. Zuvor skizziere ich jedoch kurz die Situation der Deutschenvereine in der Schweiz.

Angesichts dessen, was im vorigen Abschnitt über Beziehungen zur Heimat im Hinblick auf deutsche Selbstkritik gesagt wurde, erstaunt die Existenz von deutschen Vereinen zunächst. Andererseits ist das Gefühl, dass Integration nur langsam vorwärtsght und Deutsche aufgrund ihrer Nationalität abgelehnt werden, ein guter Grund, sich in einem Verein zusammenzufinden. Gleichzeitig gibt es ausreichend Teilnehmende, die sich außerhalb dieses Differenzierungsdiskurses positionieren, beiden Gruppen gegenüber positiv eingestellt sind und vermehrt gute Erfahrungen vorweisen können. Für diese kann die Teilnahme an einem Verein eine weitere Möglichkeit darstellen, Netzwerke aufzubauen und die eigene Identität zu pflegen. Aufgrund der Covid-19-Pandemie konnte ich allerdings nicht nur keinen Kontakt zu deutschen Vereinen aufbauen, auch unter den Teilnehmenden fand sich niemand, der Teil eines auf die deutsche Herkunft bezogenen Vereins war.

Viele Vereine für Deutsche in der Schweiz sind erst im Zuge der zugenommenen Migration ab den 2000er-Jahren entstanden. Entsprechend dieser Entwicklungen sind sie mehr auf Auswandernde der letzten Jahrzehnte und auf Fragen des Berufs und der Integration fokussiert (Swiss German Club GmbH 2018; Verein für Deutsche in der Schweiz 2021). Sie übernehmen damit neben dem sozialen Aspekt eine beratende Funktion für Ausgewanderte und Auswanderungswillige. Neben allgemeinen Informationen u.a. zur monatlichen Budgetplanung, der Sprache oder zu Ämtern, bietet ein Integrationsberater des Vereins für Deutsche in der Schweiz auch eine persönliche Beratung an. Eine stärkere Fokussierung auf die wirtschaftlichen und politischen Beziehungen findet man auch bei der deutsch-schweizerischen Gesellschaft Hamburg, neben den sozial-kultu-

rellen gibt es daher in beiden Ländern auch Vereine, welche die berufliche Vernetzung fördern.

Beim Verein für Deutsche in der Schweiz zeigt sich in der Dokumentation vergangener Stammtische eine stärkere Verbindung zum Konsum deutscher Güter. Ein Stammtisch wurde explizit als »mit Currywurst« betitelt; die Seite ist dekoriert mit Fotos einer Currywurst, Schnitzel und Bier (Verein für Deutsche in der Schweiz 2023). Veranstaltungen zum Aufbau und zur Kultivierung sozialer Netzwerke wie auch zur Pflege der heimischen Kultur sind daher durchaus Teil des Repertoires dieser Vereine.

Viele Schweizer Gemeinschaften gehen wiederum auf die ersten großen Migrationsströme Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts zurück. Als solche trugen sie dazu bei, die Schweizer Identität und die Verbindung zur Schweiz den nachfolgenden Generationen weiterzugeben (Piccoli 2020: 356). Die Auslandschweizergemeinschaft ist sehr gut organisiert und bietet der Community viele Dienste an. Die Auslandschweizer-Organisation (ASO) organisiert u.a. kulturelle Bildungsprogramme für Jugendliche und den Auslandschweizer-Kongress, veröffentlicht eine Zeitschrift und bietet individuelle Unterstützung bei sozialen und Rechtsfragen (Piccoli 2020: 349). Neben den Schweizer Vereinen sind weitere Gruppen mit der ASO affiliert, wie z.B. humanitäre Gruppen und wohltätige Stiftungen, Chöre, Sportvereine oder Familienverbände.

Auch der Schweizer Verein »Helvetia« in Hamburg blickt auf eine lange Geschichte zurück. In seiner heutigen Form widmet er sich vor allem dem Austausch und der Pflege der Kultur. Im Mittelpunkt stehen Veranstaltungen und die regelmäßig stattfindenden Stammtische, die Raum für Begegnungen und Gespräche bieten. Da sich viele Teilnehmende seit Jahren dort treffen, stehen Themen wie Gesundheit, Familie oder gemeinsame Aktivitäten im Vordergrund. Auch aktuelle politische und gesellschaftliche Entwicklungen in beiden Ländern sowie Reisen in die Schweiz oder anderswohin sind häufig Thema. Insgesamt handelt es sich um ein geselliges Beisammensein von Menschen, die sich im Laufe der Zeit kennengelernt haben. Mit dem Unterschied, dass die Schweiz dabei häufig als gemeinsamer Bezugspunkt dient.

Der Stammtisch selbst findet in einem Lokal ohne besonderen Schweiz-Bezug statt. Dennoch werden im Rahmen des Stammtisches regelmäßig Veranstaltungen organisiert, bei denen Schweizer Gerichte, allen voran Fondue, im Mittelpunkt stehen. Die Wertschätzung heimischer Kulinarik ist dabei oft mit einer gewissen Melancholie und gemeinsamen Erinnerungen an die Schweiz verbunden. Auch andere Lebensmittel spielen eine Rolle, da sie eng mit kulturellen Praktiken verknüpft sind: So brachte eine Teilnehmerin zu einem Stammtisch im Februar »Fasnachtschüechli« mit, und rund um Ostern veranstaltet der Schweizer Verein in Hamburg das traditionelle »Eiertütschen«⁹. Auf diese Weise finden kulinarische Traditionen ihren festen Platz im Vereinsleben.

Im Juni 2023 fand in Hamburg eine Veranstaltung statt, welche viele Aspekte der Schweizer Gemeinschaft, in Hamburg und darüber hinaus, vereint. Die Schweizer Vereine »Helvetia« Hamburg und Schleswig-Holstein luden zur »270 Jahr Feier« ein. Hier ein Auszug aus meinen Notizen:

9 Fasnachtschüechli sind ein typisches Faschings-/Karnevalsgebäck, während beim Eiertütschen gekochte Eier gegeneinander geschlagen werden, um die Gewinnerin bzw. den Gewinner mit dem intakten Ei zu bestimmen.

Der Hinterhof der *2ten Heimat*, eines Theatersalons im Hamburger Stadtteil Ottensen, ist sofort als Standort der Feier erkennbar; die aufgestellten Pavillons sind mit Girlanden mit Schweizerkreuzen oder Flaggen der Kantone behängt, in den Blumenbeeten stehen weitere Schweizerfahnen, die Tische sind mit rot-karierten Tischdecken belegt, die roten Servietten ergänzen die Tischdekoration und nicht zuletzt stehen mehrere offiziell wirkende Menschen mit roten T-Shirts, Schlüsselanhänger mit roten Bändern und Schweizerkreuzen und Namensschildern auf dem Hof. Im Schutz des ersten Pavillons steht der Käsestand, welcher Käseteller mit Appenzeller, Emmentaler, Greyerzer, Tête de Moine, Gwitterkäse und anderen Käsesorten sowie einem Cornichon und einer Silberzwiebel belegt an Gäste ausgibt. Unter einem weiteren Pavillon wird Eis ausgegeben – Schweizer Eis von Mövenpick. Direkt vor dem Eingang steht das dreirädrige Kaffee-Mobil von Chicco D'Oro, bei dem Espresso und Latte Macchiati serviert werden.

Nachdem ich mein rotes Band empfangen habe, was mich als Gast ausweist, trete ich den Weg ins Innere des Theatersalons an. Auf dem Weg sehe ich viele bekannte Gesichter aus dem Hamburger Schweizer Verein, aber auch einige aus dem Schleswig-Holsteiner Verein. Mitte Juni 2023 findet die 270 Jahr-Feier statt, welche zwei runde Jubiläen der beiden Schweizer Vereine im Norden Deutschlands feiern soll: 130 Jahre Schweizer Verein Schleswig-Holstein und 140 Jahre Schweizer Verein »Helvetia« Hamburg. Die Feier ist eine Gelegenheit zum Austausch für Schweizer*innen im Norden Deutschlands, nicht nur zwischen den beiden Vereinen und ihren Mitgliedern. Die Schweizer Botschaft in Berlin verschickte im April die Einladung an alle im Konsularbezirk gemeldeten Schweizer*innen, damit auch Schweizer*innen ohne Verbindung zum Verein davon erfahren.

Das Innere des Theatersalons ist mit weiteren Ständen ausgestattet, welche diverse Spezialitäten verschiedener Regionen anbieten. Beim Empfang erhält man ein Kreuzworträtsel, dessen Antworten an diversen Posten mit Informationen zur Schweiz, zur Sprache, einzelnen Kantonen und zum politischen und gesellschaftlichen System auffindbar sind. Mein Interesse wird von einem Stand geweckt, der über das Wandern, die Aufrechterhaltung der Wanderstrecken durch zahlreiche Ehrenamtliche und die besten Wanderstrecken in bestimmten Regionen und zu spezifischen Jahreszeiten informiert. Auf einem Tablett werden kleine Stücke Rüeblitorte serviert, über die Feier verteilt gibt es weitere regionale süße Backwaren wie Meitschibei, Biberli, Basler Leckerli, Nuss-Stängeli und Bretzeli – alle Regionen der Schweiz sind kulinarisch vertreten.

Der Botschafter aus Berlin musste kurzfristig absagen, seine minütige Rede wird trotzdem vorgetragen. Sie erzählt von den ersten Schweizer*innen in Deutschland, deren Nationalität aufgrund spezifischer Kompetenzen bis nach dem Zweiten Weltkrieg synonym mit einer Berufszeichnung war; der Melkerin oder dem Melker. Betont wird die Rolle der Schweizer*innen in Deutschland als Repräsentanz der Schweiz und die Rolle der Botschaft für die über 24.000 Schweizer*innen im Konsularbezirk. Zudem gibt es Neuigkeiten zum aktuellen Stand der Schweizer und Deutsch-Schweizer Entwicklungen in Gesellschaft und Politik. Drüber hinaus folgen kaum offizielle Programmpunkte; draußen wird aufgrund des eintretenden Platzregens das musikalische Rahmenprogramm

kurzgehalten und drinnen wird neben der Bekanntgabe der Gewinner*innen des Kreuzworträtsels auch ein Schätzwettbewerb gehalten. Das unschweizerischste an diesem Tag ist der Puppen-Comedian Jörg Jará, seinerseits halb Deutscher und halb Däne, welcher mit Teilen seines Programms »Puppen-Therapie« begeisterte.

Viele Familien mit Senior*innen und Kindern haben sich an einer langen Tafel im Innenraum hingesetzt, amüsieren sich und die Kinder mit Rätseln und Spielen. Einige sind zu zweit oder allein gekommen und suchen den Austausch und neue Kontakte. Bei mehr als einer Gelegenheit kommt nach einigen schweizerdeutschen Sätzen ein etwas verunsichertes: *»Ich rede jetzt mal Schweizerdeutsch, wenn das ok ist?«* Hauptsächlich sind es Partner*innen von Schweizer*innen, die Hochdeutsch sprechen, es gibt aber auch die Kinder der zweiten Generation, welche selbst kein Schweizerdeutsch sprechen. In der Theorie verstehen alle Schweizerdeutsch, in der Praxis wird es doch bei einigen Dialekten schwierig. Ich spreche einen davon – Berndeutsch –, der zwar von Schweizer*innen aufgrund der Schönheit wiederholt hervorgehoben wird, aber eben für deutsche Ohren nicht so einfach verständlich ist. Der Diskurs um die Hierarchisierung Schweizer Dialekte existiert in diesem Raum gleichzeitig mit dem um Schweizerdeutsch als Fremdsprache. Mehrheitlich drehen sich die Gespräche aber um pragmatische Inhalte; es wird Smalltalk betrieben, die Leute lernen sich näher kennen und tauschen Kontaktinformationen aus. Es werden Witze gemacht, viel gelacht und die Besuchenden essen sich fleißig durch das Buffet und die Speisekarte. Nach drei Vorspeisen, bestehend aus Sandwiches mit Bündnerfleisch, Chäschrüchli und Bündner Gerstensuppe, sowie einer Hauptspeise mit Älpler Magronen, Kalbsbratwurst und Häröpfelstock folgt als Nachtisch das Toblerone-Mousse und gebrannte Crème. Kurz danach treten die ersten die Heimreise an; gerade aus Schleswig-Holstein angereiste Gäste haben teilweise noch eine längere Heimfahrt vor sich.

Die hier geschilderte Feier ist klischeemäßig schweizerisch – es geht schließlich darum, all das Schweizerische zu feiern und hervorzuheben. Nicht einmal der Nationalfeiertag wird in der Schweiz derart »schweizerisch« gestaltet. Es handelt sich offensichtlich um ein performatives Event, welches aber nicht nur die nationale, sondern auch regionale Identitäten bedient und gleichzeitig die Verbindung zu Deutschland herstellen soll. Die kulinarische und informative Diversität ist ein Zeichen einer gesamtheitlichen Repräsentanz der Schweiz, welche keine Region oder Sprachgruppe vernachlässigen will. In Kombination mit den Informationen zur Schweiz stärkt es gleichzeitig das Wissen über die Schweiz bei Partner*innen oder Kindern von Schweizer Migrant*innen und damit auch deren Beziehung zur Schweiz.

Die Feier vereint fast alle Elemente der Auslandschweizer-Gemeinschaft, welche in Hamburg und Norddeutschland von Belang sind. Von offizieller Seite werden Schweizer*innen in Hamburg und Schleswig-Holstein von der Botschaft in Berlin betreut, welche öfters ihre Präsenz bei größeren Veranstaltungen zeigt. Neben der Botschaft tritt auch das Honorarkonsulat in Hamburg immer wieder bei offiziellen Veranstaltungen des Schweizer Vereins auf. Die Schweizer Vereine agieren sowohl als Veranstalter und Forum für Schweizer Ideen, sie vereinen aber auch Menschen, welche den gegenseitigen Kontakt suchen. Mitglieder des Vereins agierten sowohl als Organisierende als auch

als Helfende und Besuchende. Beim Austausch geht es sowohl um die geteilte Identität und neue Netzwerke als auch um Alltägliches und Smalltalk: es treffen sich alte Bekannte und neue Gesichter. Die 2te Heimat, welche von einem schweizerisch-deutschen Duo geführt wird, dient für diverse Veranstaltung des Schweizer Vereins als Austragungsort und hat darüber hinaus ihre eigene Funktion als Vermittler der Schweiz in Hamburg. Fast alle aufgeführten Stücke, selbst geschriebene Originale, beschäftigen sich mit der Schweiz. Auslandschweizer*innen erweisen sich als gute Vertreter*innen und gleichzeitig Abnehmer*innen der Marke Schweiz, auch Swissness genannt. Entsprechend treten kleine und lokale von Schweizer*innen geführte Geschäfte ebenso als Sponsoren auf wie große Schweizer Marken.

Der Verein und derartige Veranstaltungen bieten Orte, an dem die Schweizer Identität praktiziert werden kann: »l'installation de micro-sociétés solidaires dans lesquelles l'identité suisse peut se transmettre facilement« (Leu 2016: 31). Derart performativ sind die Veranstaltungen des Schweizer Vereins in Hamburg üblicherweise nicht, d.h. sie vereinen nur Teile schweizerischen Lebens, so zum Beispiel die Gemeinschaft oder die Sprache. Neben dem Stammtisch organisiert der Verein ungefähr einmal monatlich eine Veranstaltung, welche von Stadtteilführungen und Wandertouren bis zu Fondueabenden und Weihnachtsfeiern alles abdeckt.

Viele Teilnehmende sind als Mitglieder, Organisator*innen von Veranstaltungen oder durch offizielle Positionen mit dem Verein verbunden. Drei Personen nehmen zur Zeit der Forschung jedoch Schlüsselrollen in den Hamburger und Schleswig-Holsteiner Gemeinschaften ein. Michael nimmt als Honorarkonsul eine offizielle Position ein, in welcher er eine Verbindung zwischen der Schweiz und Deutschland herstellt. Das Konsulat in Hamburg leistet seit einigen Jahren keine konsularischen Dienste mehr, Michael wirkt in seiner Position daher meist repräsentativ und dient als offizielle Schnittstelle diverser Interessensvertreter Hamburgs und der Schweiz. Als Privatperson pflegt er wiederum weniger intensive Beziehungen zur Auslandschweizergemeinschaft.

Annemaries Positionen als Präsidentin des Hamburger Schweizer Vereins, der Auslandschweizer-Organisation Deutschland und als Mitglied des Auslandschweizerrates wurden bereits erwähnt. Martin rettete den Schweizer Verein in Schleswig-Holstein vor dem Aus, indem er das Amt des Präsidenten übernahm, alte Strukturen erneuerte und mit anderen aktiven Mitgliedern wieder Veranstaltungen organisierte. Von 2021 bis 2025 ist er Teil des Auslandschweizerrates und damit noch weiter involviert mit der Heimat. Annemarie und Martin dienen als Informationsquelle und Schnittstelle zwischen der Schweiz, Deutschland und der Gemeinschaft der Auslandschweizer*innen. Als Funktionspersonen sind sie vermehrt in institutionalisierte und politische Vorgänge involviert. Beide repräsentieren die Schweiz in ihren Rollen nach außen und wirken damit als »public foreigners« (Glick Schiller et al. 2004: 37–40); sie nutzen die kulturelle Differenz, um die gesellschaftliche Teilhabe zu fördern. Die Intensität, mit der sie die Verbindung zum Heimatland leben, ist jedoch unter den Teilnehmenden unüblich.

Trotzdem scheinen Vereine dieser Gemeinschaften natürliche Anknüpfungspunkte für sehr diverse Migrant*innen darzustellen. Deutsche Vereine könn(ten) ähnliche Funktionen an der Schnittstelle von Netzwerken und gelebter Identität übernehmen. Im deutschen Sample waren jedoch keine Mitglieder deutscher Vereine vorhanden, weswegen diese Perspektive fehlt. Jedenfalls scheint die Teilnahme am Schweizer Verein für in

der Schweiz Aufgewachsene unproblematischer. Auch Nicht-Mitglieder argumentieren eher mit Desinteresse als mit einer negativen Wahrnehmung der eigenen Gruppe. Letzteres wirkte in den Narrativen der deutschen Teilnehmenden prominenter.

8.5 Identität zwischen erster und zweiter Heimat

Ich bin Bayer. Ich bin eindeutig Bayer. [...] Ich bin Bayer, der in der Schweiz lebt und das bleibt auch so und ist ganz lustig. Damit bin ich zufrieden, es gibt da jetzt nichts Höheres, also ich muss jetzt keinen Pass haben. Mein anderer Pass, der liegt im Auto, und wenn ich ihn brauche, ob der jetzt rot, blau, grün oder sonst was ist, das ist mir Wurst. Auf der anderen Seite bin ich Erdenbürger und dass ich da in Regensburg geboren bin, das ist purer Zufall. [...] Wie erwähnt, ich habe zwei Heimatzen, ich fahre genauso gern nach Regensburg wie hier nach Winterthur, Zürich, die Gegend (Richard, 53/DE).

Die nationale Identität wird oft erst sichtbar, wenn Menschen ihre eigenen Staatsgrenzen überschreiten und plötzlich nicht mehr Teil einer Mehrheit sind. Entsprechend wird die nationale Identität oft nicht reflektiert, bis man im Ausland mit dieser konfrontiert wird. Letzteres geht wiederum einher mit einer Reduzierung auf die nationale Identität und damit verbundener angenommener Eigenschaften (Camenisch/Müller 2019: 25–26). Als transnationale Migrant*innen schaffen die Teilnehmenden meiner Studie eine Verbindung zwischen dem Heimat- und dem Zielland, deren Wechselwirkung und Auswirkungen auf die Identität es auszuhandeln gilt: »*Migrating transnationally, however, is generally seen as one of the most dramatic identity alterations in the consistent fluctuation of ›home‹ and personal identity*« (Van Houtum/van Naerssen 2002: 132). Dies zeigt sich auch über die vermeintlich geringe Distanz zwischen der Schweiz und Deutschland, wo Differenzen in der Wahrnehmung und Aushandlung nationaler Identität deutlich werden.

Die Wechselwirkung zwischen Heimat- und Zielland steht im Konflikt zu früheren oft politisch motivierten Sichtweisen von Integration als Assimilation. Alba (2005, 2008: 41) nutzt die Begriffe des »*boundary crossing*« und »*boundary blurring*«, um unterschiedliche Arten der Integration bzw. Assimilation zu beschreiben. Ersteres ist die klassische Art der Assimilation, bei der die Zugehörigkeit zum Heimatland abgelegt wird, was mit der Entfremdung zur eigenen Kultur und deren Mitgliedern einhergeht. Zweiteres entspricht eher dem neueren Transnationalismus-Paradigma, bei welchem Migrant*innen keinen Bruch mit der Heimat erleben, sondern durch gegenseitige Verflechtungen gleichzeitig Teil beider Welten werden (Darieva 2007: 81). Entsprechend fühlen sich Migrant*innen nicht gedrängt, sich zwischen der eigenen und der neuen Kultur und Identität zu entscheiden. »*In a free, peaceful, and democratic world it is possible to have two or even three overlapping national identities. [...] Double identity, double citizenship need not lead to split personalities, to tensions at the individual or the community level*« (Hieronymi 2008: 17–18). Die Grenzen zwischen beiden Teilen sind nicht genau definiert und wandelbar. Dieses Konzept passt besser zur individuellen Aushandlung von Zugehörigkeit der Teilnehmenden, auch wenn die Migrations- und Integrationspolitik der Staaten dies teilweise nicht widerspiegelt. Dies zeigt sich deutlich bei dem Verbot bzw. der Beschränkung von Mehrstaatlichkeit.

Grundsätzlich ist es wichtig, die Identität nicht auf ein singuläres, fremddefiniertes Konzept zu reduzieren, was auch beim Eingangszitat deutlich wird. Sen (2020: 20–22) weist darauf hin, dass Menschen sich jenseits von Migration immer als Teil diverser Gruppen identifizieren: Geschlecht, Herkunft, Beruf, Klasse, Interessen und Vorlieben stehen zusätzlich zur Staatsangehörigkeit bzw. Nationalität in einer Wechselwirkung. Hinzu kommt der Unterschied der Selbst- und der Fremdwahrnehmung: Auch wenn die Fremdwahrnehmung eine bestimmte Identität vorgibt, können Menschen letztlich selbst entscheiden, wie bedeutend dieser Aspekt für die Selbstwahrnehmung ist (Sen 2020: 20).

In der Schweiz und in Deutschland sind unterschiedliche Diskurse zu den Themen nationale Zugehörigkeit und Staatsbürgerschaft relevant. Während in der Schweiz die unterschiedlichen Sprachregionen und der Versuch, diese zu vereinen, im Fokus stehen, geht der Konflikt in Deutschland auf den zweiten Weltkrieg und den daraus folgenden negativen Assoziationen mit Konzepten der Nation zurück. Zwar steht der deutsche Nationalstaat im engen Zusammenhang mit der Ethnizität (Hjerm 1998: 336); Konzepte von Nationalität, nationaler Identität, Patriotismus oder Nationalstolz sind in Deutschland heutzutage aber kontestiert und werden oft als Kategorien der Selbstwahrnehmung abgelehnt. Während eine deutsche Sozialisierung als Grundlage für Denkmuster akzeptiert wird, wird die eigene Identifikation mit dem Nationalstaat kritischer gesehen.

In der Schweiz hingegen wurden positive verstärkende Identitätspolitikern seit langer Zeit gefördert, um eine nationale Identität über die regionalen Sprach- und Kulturgrenzen hinaus zu schaffen. Die Schweiz definiert sich als »Willensnation«, was u. a. daraus hervorgeht, dass jegliche anderen Kategorisierungen nicht funktionieren: »*Bereits bei der Schaffung des Bundesstaats im Jahr 1848 erwies es sich als unmöglich, die nationale Identität auf Sprache, Kultur, Religion oder Ethnizität zu stützen*« (Currell et al. 2004: 319). Ein wichtiges Element der Schweizer Identitätspolitik ist die »Geistige Landesverteidigung«, welche in den 1930ern aufkam, im Zuge des Zweiten Weltkrieges weiter an Bedeutung gewann und teilweise bis heute – vermehrt von rechten Parteien – in Diskursen verwendet wird. Sie diene grundsätzlich der Stärkung schweizerischer Werte und dem Schutz des demokratischen Rechtsstaates gegen kommunistische, faschistische und nationalsozialistische Ideologien (Jorio 2006).

Während in den 1970er-Jahren vermehrt negative Deutungen aufkamen, welche die »Geistige Landesverteidigung« mit Nationalismus und Rechtsextremismus in Verbindung brachten, hat sich die Kritik seither wieder relativiert. Bei jüngeren Generationen finden sich wieder mehr Menschen, welche Nationalstolz unabhängig von politischen Ideologien als positiv wahrnehmen (Swissinfo 2004). Den Patriotismus nehmen aus Deutschland Zugezogene in der Schweiz ebenfalls wahr, erstaunlicherweise sehen sie diesen oft weniger kritisch als das Pendant in Deutschland: »*Was wir ganz toll finden, ist, dass man in der Schweiz einen gewissen Nationalstolz hat, das hat man in Deutschland nicht*« (Sophie, 31/DE). Mehrere Teilnehmende sehen in der Geschichte den Grund und gleichzeitig den Beweis dafür, dass Patriotismus in Deutschland nicht funktionieren kann: »*Die Deutschen können nicht mit Patriotismus umgehen*« (Paul, 53/DE). Patriotismus gleite in Deutschland sofort in Nationalismus als Form von Extremismus ab und könne nicht als normaler Teil der Gesellschaft existieren, wie dies in der Schweiz der Fall sei.

Hjerm (1998) konstatiert, dass Nationalstolz bzw. Patriotismus im Gegenteil zu Nationalismus keine Ideologie darstellt: Während Nationalstolz sich auf individuelle Gefühle von Stolz gegenüber dem Nationalstaat bezieht, vereint der Nationalismus diese Gefühle mit einer Ideologie der Einheit unter den Mitgliedern der Gesellschaft. Nationalstolz sollte daher, im Gegensatz zu Nationalismus, nicht grundsätzlich als negativ bewertet werden. Nationalstolz kann einerseits auf eine politische oder eine national-kulturelle Dimension zurückgehen. Die politische Dimension beinhaltet den Stolz auf die Demokratie, den politischen und wirtschaftlichen Einfluss in der Welt, das Sozialsystem sowie die Gleichberechtigung verschiedener Gruppen innerhalb des Landes. Die national-kulturelle Dimension beinhaltet sportliche, wissenschaftliche und literarische Errungenschaften sowie die Geschichte und das Militär. Während ein national-kultureller Nationalstolz z.B. mit erhöhter Xenophobie einher geht, gilt für den politischen Nationalstolz die gegenteilige Korrelation (Hjerm 1998: 343–344).

Die »Geistige Landesverteidigung« versuchte eine Ideologie der Einheit ihrer Bürger*innen, und damit einen Nationalismus, zu stärken. Heute dominiert jedoch ein politischer Nationalstolz, welcher mit einem bürgerlichen Verständnis des Staates einhergeht. Politische Stabilität, Demokratie, (soziale) Sicherheit und Lebensqualität waren in neuerer Zeit die meistgeschätzten Aspekte der Schweiz (Swissinfo 2004), welche alle unter die politische Dimension von Nationalstolz fallen. Ein national-kultureller Nationalstolz und nationalistische Bewegungen sind in gewissen Kreisen vorhanden; die politische Dimension führt jedoch dazu, dass Nationalstolz in nahezu allen demographischen Gruppen spürbar ist. Entsprechend sind auch 77 % der Schweizer*innen stolz darauf, Schweizer*in zu sein (Credit Suisse 2022: 9).

Deutsche sind zu 83 % und aus sehr ähnlichen Gründen stolz, deutsch zu sein: der soziale Frieden, die demokratische Ordnung und die Wirtschaftskraft sind die drei meistgenannten Eigenschaften. Der hohe – und steigende – Prozentsatz und die meistgenannten Eigenschaften zeigen auch hier, dass politischer Nationalstolz gesellschaftlich durchaus verbreitet ist (Graw 2009; Statista 2009). Trotzdem wird Nationalstolz in öffentlichen Debatten oft negativ dargestellt und mit nationalistischen Tendenzen gleichgesetzt. Ich möchte hier für eine nuanciertere Darstellung von Nationalstolz argumentieren, welche den Teilnehmenden Platz lässt, ihre eigene Identität und die Errungenschaften ihres Heimatlandes wertzuschätzen, ohne pauschal eine politische Motivation zugrunde zu legen.

Wie gezeigt, werden Migrant*innen oft auf ihre nationale Identität reduziert und wiederholt mit diesem vorher als selbstverständlich gesehenen Aspekt ihrer Identität konfrontiert. Entsprechend zentral werden nationale Identitätsdiskurse bei den Teilnehmenden. An diesem Punkt gilt es, an das Konzept des »*narcissism of minor difference*« (Theiler 2004: 648) zu erinnern: geringe kulturelle Unterschiede führen zu unsicheren Grenzen, welche in einem Prozess der Selbstdifferenzierung ausgehandelt werden müssen. Die Auswirkungen dessen sind in der Schweiz stärker vorhanden, da die verstärkte Immigration aus Deutschland als kulturelles Zentrum (vgl. den Abschnitt 6.4. zu Sprache) und größtes, bevölkerungsstärkstes deutschsprachiges Land als kulturelle »Gefahr« betrachtet wird.

Wie sich historische und (identitäts-)politische Entwicklungen auf die Identität ausgewirkt haben und wie diese konkret wahrgenommen und dargestellt werden, zeige ich

in den folgenden Abschnitten. Erst gehe ich Konzeptionen und Identitäten nach, welche mit der Staatsbürgerschaft und Nationalität einhergehen, bevor ich mich in einem weiteren Teil Identitäten abseits dessen widme. Es soll jedoch nicht der Eindruck erweckt werden, dass diese Identitäten in Konkurrenz stehen: nationale, regionale und globale Identitäten können gleichzeitig vorhanden sein und gepflegt werden.

8.5.1 Identität, Anpassung, Integration, und Assimilation: Aushandlungen im Alltag

Im Alltag ist manchmal ein bisschen die Frage, eben, muss man sich komplett in der neuen Identität [einfinden], oder kann man auch sagen: nein, ein paar Sachen, finde ich, vom anderen, das schadet gar nicht, wenn man da ein bisschen von dem [behält] (Susann, 49/CH).

Abseits wissenschaftlicher oder politischer Diskurse reflektieren auch die Teilnehmenden meiner Studie Fragen von Anpassung und Zugehörigkeit. Immer wieder steht dabei das Thema Integration im Mittelpunkt – ein Konzept, das nicht nur normativ aufgeladen, sondern auch emotional und symbolisch stark besetzt ist. Besonders für Deutsche in der Schweiz ist es eng mit Identitätsfragen verknüpft, während Schweizer*innen in Deutschland weniger mit entsprechenden Erwartungen oder migrationspolitischen Zuschreibungen konfrontiert werden. Die meisten Teilnehmenden sind sich einig, dass eine Anpassung, wenn, dann hauptsächlich in eine Richtung stattfinden sollte: von Migrant*innen an das Zielland. »Das findet ja in allen Ländern statt, dass man sagt, ja, da kommt jetzt ein Einwanderer, der nachher erwartet, dass man sich für ihn jetzt anpasst. Und ich glaube, die Situation darf nicht sein« (Lilli, 31/DE). Gleichzeitig wirft dies die grundsätzliche Frage auf, wie viel Integration erwartet wird – und wer darüber bestimmt, wann sie als gelungen gilt.

Für die Teilnehmenden ist Integration oft ein Balanceakt zwischen Identitätsbewahrung und Assimilation. Einige Teilnehmende wehren sich mehr oder weniger vehement gegen eine Anpassung, da sie der Meinung sind, dass eine Anpassung der Sprache oder der Mentalität eine Änderung ihrer Persönlichkeit darstellt. Für Jonas war dies ein gewichtiges Argument mit seinem Partner nicht zurück in die Schweiz zu ziehen, sondern in Deutschland heimisch zu bleiben: »Mein Gefühl ist, er hätte sich vermutlich etwas mehr verbiegen müssen in Richtung Schweiz. Er hat da, glaube ich, einen zu starken deutschen Charakter, um das so – er hätte einiges von sich aufgeben müssen, an Persönlichkeit, um sich so anzupassen. [...] Ich glaube, er wäre bei uns einfach nicht glücklich geworden« (Jonas, 53/CH). Durch Jonas' Argument wird der Fokus zudem von einer reinen Abwehrhaltung zu der tieferliegenden Frage des Glücklichen bzw. -werdens verschoben.

Während die Anpassung für manche eine Änderung der Persönlichkeit beinhaltete, sahen andere eher diverse situationsabhängige Rollen, die sie tagtäglich einnehmen:

Ich bin immer noch laut, ich bin immer noch *touchy*, und ich bin immer noch das, aber ich habe gelernt, es gibt so ein Maß, was ein fremder Schweizer verträgt oder nicht, weißt du? Ich habe jetzt einfach dosiert, wann ich wie bin. Also bei fremden Leuten nehme ich mich einfach ein wenig mehr zurück, damit ich sie nicht erschrecke und bei meinen Freunden bin ich genau gleich wie vorher auch in Deutschland (Sarah, 40/DE).

Das eigene Selbstbild und die Selbstwahrnehmung ist daher ein wichtiger Teil dessen, wie Teilnehmende im Zielland interagieren. Sarah passt sich situationsabhängig an, sieht sich aber in jedem Fall weiterhin als sie selbst – subjektiv sieht sie keine Änderung ihrer Persönlichkeit.

Das Thema Integration kommt aber auch mit einer gefühlten Erwartungshaltung des Ziellandes, welche oftmals zusätzlichen Widerstand und auch Verwirrung auslöst.

Da wird dann ein Buch geschrieben, was sich super verkauft und das nennt sich »Grüezi Wendehälse¹⁰«, ja, also so soll man nicht sein. Ja, also man soll auf keinen Fall so tun, als wäre man jetzt selbst schon Schweizer. Man sollte besser [...] den Dialekt sein lassen und dann gleichzeitig ist man eigentlich auch immer außen vor, wenn man all das nicht kann und macht. Also es gibt keinen Weg rein in die Gesellschaft, das war so mein Eindruck (Ida, 50/DE).

Das Zitat verdeutlicht die widersprüchliche Erwartung, sich einerseits zu integrieren und »schweizerisch« zu werden, während zugleich eine deutliche Grenze gezogen wird, die Zugezogene davon ausschließt, tatsächlich als Schweizer*innen anerkannt zu werden.

In der Erwartungshaltung steckt auch die Idee, dass der »Gast« dankbar sein sollte für die Möglichkeit, im Land aufgenommen zu werden: »Dass man wirklich entsprechend vom Gefühl her instrumentalisiert wird, die geforderte Dankbarkeit zu zollen hat im Hinblick auf »du kannst ja froh sein, dass du hier arbeiten darfst«, das wurde dir schon sehr offen kommuniziert, die Erwartungshaltung« (Stefan, 52/DE). Die Rede vom Gast verdeutlicht, wie stark Zugehörigkeit moralisch gerahmt ist: Wer »zu Gast« ist, soll sich anpassen, dankbar zeigen und darf dennoch nicht vollständig dazugehören. Die Vorstellung, als »Gast« im Zielland zu leben, prägt auch die Selbstwahrnehmung vieler Teilnehmender. Für manche bleibt dieser Status unveränderlich, unabhängig von eigenen Integrationsbemühungen oder der Aufenthaltsdauer: »Für mich, vom Gefühl her: Ich bin Gast und bleibe Gast und werde vermutlich auch immer Gast bleiben, egal wie sehr ich mich integriere hier« (Mario, 44/CH).

Der Begriff der Anpassung lässt allerdings auch Spielraum zur Interpretation. Entsprechend zeigt sich in den Erzählungen keine einheitliche Strategie, wie Anpassung gelingen kann: Was für die eine Person funktioniert, muss nicht für alle gelten – und was für die eine als tragbar empfunden wird, kann für die nächste bereits zu weit gehen. Karl stellt in diesem Spektrum ein Extrembeispiel dar, welches damit auch die Grenzen von Anpassung aufzeigt.

Karl war zum Zeitpunkt des Interviews auf Arbeitssuche und entschied sich bewusst, sich nicht arbeitslos zu melden:

Ich habe relativ früh verstanden, dass es in der Schweiz nicht so wie in Deutschland ist, wenn ich nichts hab, dann hol ich mir das Geld vom Staat. Dass es hier anders funktioniert, das habe ich von Anfang an respektiert. Das war mir auch wichtig, weil ich gesagt habe, ich bin hier zu Gast und als Gast will ich mich so verhalten, dass die Gastgeber sich mit dem Gast wohlfühlen. Wenn die halt andere Regeln haben, oder schärfere Regeln haben, halte ich mich daran (Karl, 56/DE).

10 Wahrscheinlich ist das Buch »Grüezi Gummihälse« (Ziauddin 2010) gemeint.

Karl befand sich in 16 Jahren zweimal in dieser Situation und entschied sich beide Male gleich. Er war jedoch beruflich und finanziell so erfolgreich, dass er die Konsequenzen dieser Entscheidung über mehrere Monate tragen konnte. Nötig gewesen wäre es nicht: Die Schweiz besitzt genauso wie Deutschland ein Sozialsystem, das Arbeitslosengeld gewährt (vgl. Abschnitt 6.3.6.). Karl bezieht sich hier also nicht auf gesetzliche Regelungen, sondern auf gesellschaftliche Normen. Ich habe bereits mehrere Teilnehmende vorgestellt, die lieber migriert sind, als von staatlicher Hilfe abhängig zu sein. In einem liberalen Staat wie der Schweiz sind Arbeit und finanzieller Erfolg sehr wichtig, und Arbeitslosigkeit sowie Fehlschläge werden gesellschaftlich tabuisiert. Bei Karl werden diese Normen noch verstärkt, da er großen Wert darauf legt, sich den sozialen Konventionen der Schweiz anzupassen und für sein »Gastland« keine Bürde zu sein. Bis zu einem gewissen Grad scheint es, als hätte Karl die Argumentation vieler Migrationsgegner*innen verinnerlicht. Insbesondere die eigene Benutzung der Worte »Gast« und »Gastland« auch nach 16 Jahren Aufenthalt in der Schweiz verdeutlicht Karls Selbstwahrnehmung als Nicht-Zugehöriger, unabhängig vom Fremdbild.

Reihl (2009) geht in seinem Ratgeber für Deutsche in der Schweiz noch einen Schritt weiter:

Wer mit Kindern in die Schweiz kommt, sollte den Bibabutze-Mann vergessen, statt dessen geht die »Chatz uf Walliselle« und statt des Nikolaus kommt der Samichlaus mit dem Schmutzli am 6. Dezember in die Wohnungen. Zu einer erfolgreichen Integration gehört, diese Kinderlieder, Kindergedichte und Bräuche der Schweiz zu kennen, und die eigenen Kinder nicht immer wieder mit den deutschen Ausdrücken zu verwirren (ebd.: 81).

Reihl plädiert damit für eine Assimilation und gar für eine Ablehnung der Herkunftskultur und -bräuche. Reihls Definition von Integration geht für die meisten Teilnehmenden beider Gruppen zu weit. Auch Karls Einschätzung stellt eine Extremposition dar, welche sich kaum bei anderen Teilnehmenden wiederfindet.

Susann hat beispielweise für sich entschieden, dass Anpassung auch zu weit gehen kann. Sie hatte bereits als Kind eine Affinität für Deutschland und spricht als eine der wenigen Schweizer Teilnehmenden ohne Akzent Hochdeutsch. Das führt auch dazu, dass sie in Deutschland nicht automatisch als Schweizerin erkannt wird. Zu weit ging es für Susann, als sie in Berlin eines morgens um halb fünf einen Taxifahrer statt mit einer Begrüßung mit einer Beschwerde empfing, da dieser aufgrund eines Baukranes nicht direkt vor der Haustür hielt. Nach 16 Jahren hatten sich aus ihrer Sicht gewisse typische berlinerische Gewohnheiten eingeschlichen, die Susann erst in einem Negativbeispiel bewusst geworden waren:

Du bist nicht freundlich, du musst zuerst bellen, sonst kriegst du nochmal aufs Dach, das ist einfach die Haltung. Und da habe ich gemerkt, das habe ich mir jetzt offenbar angewöhnt und das finde ich eigentlich schlecht, weil das entspricht nicht meiner Vorstellung. Ich find's schon gut, dass man auch ruppig sein kann, und dass man auch schnell sagen kann, was ist, aber ich finde nicht, dass man jetzt übermäßig viel schlechte Laune verbreiten muss. Das ist nicht nötig. [...] Das ist jetzt Überanpassung (Susann, 49/CH).

Nicht zuletzt gibt es Teilnehmende, welche das Thema Integration mit großem Selbstvertrauen aufgreifen. Neben den Aspekten der Anpassung äußern viele Interviewte zu recht die Meinung, dass sie nicht als bittende Gäste in das Zielland gekommen sind, sondern als gefragte Arbeitskräfte und aufgeklärte Menschen. Insbesondere Deutsche in der Schweiz verringern oft den Arbeitskräftemangel, welche die Schweizer Wirtschaft allein nicht zu beheben vermag. Sie erfüllen damit alle Voraussetzungen eines »guten Gastes«, indem sie eine feste Arbeitsstelle, eine gute Qualifikation und finanzielle Unabhängigkeit mit sich bringen. Ein ähnliches Narrativ der Distinktion gegenüber anderen Migrant*innen wurde bereits in Abschnitt 6.5.4. zum »Umgang mit dem Fremden« deutlich. Das eigene Verständnis als gesuchte Arbeitskraft muss jedoch nicht zwingendermaßen mit einer Abwertung anderer Gruppen einhergehen.

Bei Schweizer*innen in Deutschland kommt wieder das positive Stereotyp ins Spiel, welches oftmals dazu führt, dass sie die »besten« Gäste sind, wenn sie als solche zu erkennen sind. *»Je weiter weg von der Schweizer Grenze man in Deutschland kommt, desto höher ist die Reputation, ein besseres Ansehen bis zur Übersteigerung, welche man als Schweizer erhält«* (Thomas, 62/CH). Diese Aussage bestätigen auch andere Teilnehmende, welche bei alltäglichen Gesprächen oder bei Bewerbungsgesprächen positive Reaktionen auf ihre Nationalität erkennen. Sie werden implizit dazu ermutigt, ihren Dialekt beizubehalten und sich nicht anzupassen.

Ich komme vielleicht als Exot weiter, als wenn ich mich komplett als Hamburger, also weißt du, wenn das jetzt mein Ziel wäre zu verschmelzen mit dem Hamburgischen. Ich komme weiter und habe überhaupt keinen Abbruch an Akzeptanz oder irgendwie, wenn ich Bernerin bin (Annemarie, 37/CH).

Thomas wurde zusätzlich für seine gesellschaftliche Funktion geschätzt, indem er seine Expertise in den öffentlichen Diskurs einbrachte, wo er insbesondere durch seinen Status als Ausländer und als Schweizer ernst genommen wurde. Thomas wurde kurz nach 1989 als Professor nach Hamburg berufen. Er brachte sich fortan aktiv in die damaligen Diskussionen mit ein u.a. beim Thema Wiedervereinigung:

Gerade im Norden oder eben gerade damals in Ostdeutschland waren die Leute durchaus interessiert, wie das ein neutraler Dritter sieht, der von außen kommt. Gerade der Konflikt »Besserwessi« gegen, sagen wir mal »Ossi« und die Frage, ob das mehr oder weniger eine unfreundliche Übernahme oder wirklich eine Wiedervereinigung auf Augenhöhe ist [...], da war ich schon sehr gefragt und wurde sehr ernst genommen mit meinem Urteil, meinen Ansichten, Vorschlägen und Meinungen, gerade aus ostdeutscher Sicht. [...] Ich denke, das hängt durchaus mit meinem neutralen Blick von außen zusammen, dass ich nicht per se als Westdeutscher, bei dem seine eigenen Interessen oder die westdeutschen Interessen im Vordergrund stehen, gesehen wurde (Thomas, 62/CH).

Thomas beteiligt sich bis heute aktiv am öffentlichen Diskurs zu diversen Themen; der Standpunkt, von welchem er seine Aussagen macht, hat sich jedoch geändert. Thomas besitzt die doppelte Staatsbürgerschaft und vereint auch in seiner Arbeit oft seine Erfahrungen und Expertise in beiden Ländern. Insbesondere bei internationalen Konfe-

renzen sieht er sich als Vertreter der Universität Hamburg mittlerweile jedoch eher als Deutscher denn als Schweizer. Dies macht deutlich, dass soziale und gesellschaftliche Akzeptanz nicht notwendigerweise das Ende von (selbstgewählten) Integrationsprozessen markiert.

Grundsätzlich haben die Ausführungen in diesem Abschnitt die differenten Positionen dargestellt, ob und inwiefern sich Schweizer*innen und Deutsche im Nachbarland anpassen wollen und sollen. Darüber hinaus kommt das Selbstverständnis als Außenseiter*in, Gast oder als selbstbewusster Teil der Gesellschaft als wichtiger Aspekt von Zugehörigkeit zum Vorschein. Auch die Frage, ob man als Gast mit entsprechenden Rechten in ein Land kommt oder bereits durch die Anwesenheit ein Teil der Gesellschaft ist, wird relevant. Auch hier zeigt sich wieder die Dichotomie, dass gerade (sprachlich) unangepasste Schweizer*innen von ihrem positiven Ruf profitieren und trotzdem als gute Gäste gelten. Andererseits leiden Deutsche – wenn überhaupt – unter dem schlechten Ruf und werden eher zu Außenseiter*innen gemacht.

8.5.2 Nationale Kategorien der Zugehörigkeit

Ich glaube auch wenn du in China lebst, bist du doch nie Chinesen? (Joel, 38/CH).

Auch, wenn es in der Identität und der Identitätsbildung zwischen deutschen und Schweizer Teilnehmenden signifikante Unterschiede gibt, ähneln sich die Narrative bezüglich der Einbürgerung bzw. dem Wechsel der nationalen Identität sehr¹¹. Bei der Einbürgerung zeigt sich deutlich die Trennung zwischen rechtlicher Staatsbürgerschaft und sozialer Zugehörigkeit – eine Unterscheidung, die in Mediendiskursen und auch unter den Teilnehmenden oft nicht vorgenommen wird: *»In der Schweiz bleibt ein Basler ein Basler, ein Zürcher ein Zürcher und ein Ausländer ein Ausländer. Selbst die Ausländer, die nach mindestens 12 Jahren Aufenthalt im selben Kanton das schweizerische Bürgerrecht erwerben können und dann auch erwerben, sind noch lange keine echten Schweizer«* (Reihl 2009: 152). Eine Staatsbürgerschaft hat im Grunde wenig Aussagekraft in Bezug auf die gefühlte Zugehörigkeit. Bei einer Einbürgerung wird die bisherige soziale oder nationale Identität einer Person nicht einfach ausgelöscht. Ebenso entsteht durch den Erwerb der Staatsbürgerschaft keine automatische emotionale Verbundenheit (Conte 2002: 70). Die Einbürgerung veranschaulicht jedoch, wie Vorstellungen nationaler Zugehörigkeit verhandelt und reproduziert werden.

Die Vorstellung einer eindeutigen Verbindung zwischen rechtlichem Status und Zugehörigkeitsgefühl knüpft an ein älteres Verständnis von Staatsbürger*innen als loyale Bewohner*innen eines Landes an: *»Nation-states rely on the illusion of a loyal citizenry whose sense of belonging to the nation is uncomplicated and total«* (Riggan 2011: 134). Daraus speisen sich auch viele Argumentationen, die Kategorien wie »deutsch« und »schweizerisch« als selbstverständlich und unveränderlich begreifen. Diese korrespondieren mit einem ethnokulturellen Verständnis von Staatsbürgerschaft (Maier 2021: 13–14).

11 Die rechtlichen Aspekte und die Praxis der Einbürgerung im jeweiligen Staat wurden in Kapitel 2 zum Forschungsstand erörtert.

In den meisten Fällen fließen verschiedene Überlegungen in die Entscheidung für oder gegen eine Einbürgerung ein. Diese lassen sich grob in politisch-formale und ethnokulturelle Argumente unterteilen. Ersteres korrespondiert mit der Maxime des Verantwortung tragenden, für sich und andere handelnden Individuums (die von aktiven und liberalen Demokrat*innen und Kosmopolit*innen favorisiert werden), während letzteres auf einem kulturellen Verständnis von Staatsbürgerschaft beruht (also einer ethnokulturellen Auffassung), in der Zugehörigkeit über gemeinsame Werte, Sprache oder Herkunft definiert wird. Entsprechend unterscheiden sich auch die Begründungen: Bei den politisch-formalen Erwägungen stehen rechtliche Sicherheit und politische Partizipation im Vordergrund, während die ethnokulturellen Argumente stärker auf emotionale Aspekte und Fragen der sozialen Integration verweisen. Zugleich schließen sich diese beiden Perspektiven nicht aus, sondern überlagern sich in den Diskursen der Teilnehmenden häufig. Nach einer kurzen Einordnung der Teilnehmenden und der Möglichkeit der Einbürgerung betrachte ich, wie sich diese emotionalen und formalen Auffassungen von Zugehörigkeit in den Einbürgerungsdiskursen der Teilnehmenden manifestieren.

Fast alle Teilnehmenden meiner Studie besitzen lediglich die Staatsbürgerschaft des Heimatlandes, auch wenn etwas mehr als die Hälfte die Voraussetzungen für eine Einbürgerung erfüllen würden. Wenngleich die Schweiz nicht Mitglied der Europäischen Union ist, passt dieser Befund zu einer generell niedrigen Einbürgerungsrate innerhalb der EU: *»In 2012, only 11 % of those adopting a new EU citizenship were citizens of another member state«* (Castro-Martin/Cortina 2015: 114). Gerade aufgrund der Unterscheidung zwischen EU- und Nicht-EU-Staaten ist es jedoch interessant, die Narrative rund um den nationalen Pass und den EU-Pass sowie deren Relevanz für die Teilnehmenden näher zu betrachten.

Von insgesamt 68 Teilnehmenden besitzen sechs eine doppelte Staatsbürgerschaft. In Deutschland haben sich Thomas und Klara einbürgern lassen, in der Schweiz Frederike, Tessa, Amalia und Eric. Hinzu kommen drei Ausnahmen: Stefan besitzt als geborener Deutscher die doppelte Staatsbürgerschaft, wohnt mittlerweile aber wieder in Deutschland; Joachim, der in Deutschland geboren wurde, aber im Alter als Schweizer nach Deutschland ausgewandert ist; sowie Rosa, die als geborene Deutsche die alleinige Schweizer Staatsbürgerschaft besitzt. Als Rosa und Joachim die Schweizer Staatsbürgerschaft erlangten, war eine doppelte Staatsbürgerschaft von deutscher Seite untersagt.

Das Verbot einer Mehrstaatlichkeit stellte gerade für ältere Personen eines der größten Hindernisse bei einer Einbürgerung dar: *»Es war ja lange so, dass Deutschland keinen zweiten Pass erlaubt hat. Von der Schweiz aus wäre es gegangen. Ich hätte den deutschen beantragt, wenn ich den Schweizer [Pass] hätte behalten können«* (Ursula, 65/CH). Andere Teilnehmende bestätigen Ursulas Einschätzung, Mehrstaatlichkeit ist jedoch heute erlaubt:

Eine Ausnahme besteht, wenn ein Deutscher die Staatsangehörigkeit eines anderen Mitgliedstaates der Europäischen Union oder der Schweiz annimmt (§25 Abs. 1 Satz 2 StAG) oder wenn bei der Einbürgerung eines Ausländers Gründe für eine Hinnahme von Mehrstaatigkeit gemäß §12 StAG vorliegen (Bundesverwaltungsamt 2014 mit Bezug auf das Staatsangehörigkeitsgesetz).

Die erstgenannte Ausnahme gilt in beide Richtungen, d.h. Teilnehmende beider Gruppen können heute beide Staatsbürgerschaften besitzen. Als das Gesetz geändert wurde, hatte Ursula ihren Status allerdings akzeptiert und fand darüber hinaus andere Gründe gegen die Einbürgerung.

Dies führt mich zu den Narrativen für und gegen eine Einbürgerung, beginnend mit den ethnokulturellen Aspekten. Diese Perspektive zeichnet sich durch eine enge Verknüpfung von (ethnischer) Zugehörigkeit und nationaler Identität aus. Auch wenn die Zugehörigkeit zum Staat heute nicht mehr als absolut gilt, bestehen weiterhin starke Bezüge zwischen beiden. Häufig wird diese Verbindung über Sozialisationsprozesse hergestellt: Sie kann essentialisierende Zugehörigkeitskategorien zwar aufweichen, beispielweise bei im Land geborenen Migrant*innen, ermöglicht jedoch keinen Wechsel in andere nationale Zugehörigkeiten: »Schweizer bleibe ich ja trotzdem immer. Diesen Sicherheitsbedarf, das Pünktliche, das habe ich ja in mir und das gefällt mir auch diese Eigenschaften, mit denen fahre ich gut und komme gut an bei anderen Menschen« (Joel, 38/CH). Joel hat in früheren Teilen des Interviews öfters betont, dass er anders ist als »die Schweizer«, er ist offen Neuem und anderen Menschen gegenüber, weniger an einen Ort gebunden und grundsätzlich eher zukunftsorientiert. Ähnliche Differenzierungen zeigen sich auch bei ausgewanderten Schweizer*innen in China und Skandinavien: »Even though they refer to themselves as Swiss, they don't see themselves as the ›average person‹ back in Switzerland, who, according to them, lacks their own adventurous, energetic and entrepreneurial spirit as much as sophistication and openmindedness« (Camenisch/Müller 2019: 28). Trotzdem muss Joel nicht überlegen, ob er Schweizer ist; er ist in der Schweiz geboren und aufgewachsen und in seiner Grundhaltung, die sich in den Kerneigenschaften Sicherheitsbedürfnis und Pünktlichkeit zeigt, Schweizer. Daran wird sich auch in Zukunft nichts ändern. Bei der Betrachtung von nationalen und staatlichen Kategorien von Zugehörigkeit wurde bereits ersichtlich, dass sich die Teilnehmenden durch ihre Sozialisierung oft stark mit dem Heimatland oder bestimmten Eigenschaften desselben identifizieren. Entsprechend zurückhaltend sind Teilnehmende mit einem national-kulturellen Verständnis von Staatsbürgerschaft, wenn es darum geht, eine zweite Staatsbürgerschaft zu erlangen.

Stimmiger scheint eine doppelte Staatsbürgerschaft für Teilnehmende, die ihre Zugehörigkeit nicht als exklusiv oder über die Herkunft bestimmt sehen. »Es ist dann schon irgendwann, das Herz wächst hier her. Mir ist im Grunde die Nationalität relativ egal, muss ich sagen. Ich bin nicht so ein Nationalstolz-Mensch, der sagt, ich bin stolz, Deutscher zu sein« (Maja, 37/DE). Maja hat in der Schweiz einen Partner, ein Kind, viele Freund*innen und nicht zuletzt aufgrund ihres Hobbys über sechs Jahre viele positive Erfahrungen erleben können. Entsprechend wird die Möglichkeit von Veränderung zumindest angedeutet, auch wenn sich an dem Fakt, dass sie Deutsche ist, nichts ändern wird:

Ich bin schon eine Deutsche, ich werde auch immer eine Deutsche bleiben. Ich meine, da ist einfach 30 Jahre Grundprägung drin. Das werde ich nie ablegen und ich werde nie sagen, nein, ich bin keine Deutsche, ich bin Schweizerin. Nein, das bin ich nicht, ich bin ja deutsch geprägt und ich kann, wenn schon jetzt, anfangen mich schweizerisch prägen zu lassen oder ich werde es nach und nach (Maja, 37/DE).

Majas Argumentation basiert auf ihrer Sozialisierung, welche mit der Nationalität einhergeht. Sie ist als Deutsche in Deutschland geboren und aufgewachsen, deswegen ist und bleibt sie deutsch. Es besteht jedoch die Möglichkeit, dass eine Schweizer Identität mit der Zeit zusätzlich zur Deutschen existieren kann. Da sie sich ihre Zukunft in der Schweiz vorstellt, wird die Nähe zur Schweiz vermutlich mit der Zeit zunehmen, was bei ihr bereits mit einem größeren Fremdheitsgefühl gegenüber Deutschland einhergeht: »Deutschland fühlt sich teilweise fremder an, weil ich jetzt auch schon so lange hin und her und vor allem viel Freizeit hier verbracht habe. Deutschland fühlt sich in manchen Dingen fremder an als die Schweiz« (Maja, 37/DE). Die Schweizer Staatsbürgerschaft wäre irgendwann eine gleichsam natürliche Entwicklung, welche mit der Verschiebung des Lebensmittelpunktes einhergeht.

Ergänzt werden ethnokulturelle Aspekte mit politisch-formalen, was die politische Teilhabe, eine rechtliche Absicherung, welche Optionen in beiden Ländern offenhält, und die Repräsentanz nach außen beinhaltet. Für diejenigen, die ihre politischen Rechte gar nicht wahrnehmen oder dies bevorzugt im Heimatland tun, ist die politische Teilhabe verständlicherweise kein Argument für die Einbürgerung. Andere betonen die politische Teilhabe als Möglichkeit zur Mitbestimmung über die eigene Zukunft, aber auch als Recht, das eine implizite Pflicht zur Ausübung mit sich bringt.

Ich möchte die Staatsbürgerschaft, irgendwann, weil wir haben auch geheiratet und ich plane eben schon hier zu bleiben. Und wenn ich hier bleibe, dann möchte ich auch irgendwann mitbestimmen können. Momentan wähle ich in Deutschland, in einem Land, in dem ich nicht mehr lebe. Ich wähle trotzdem, weil ich habe ein Wahlrecht und das ist das einzige, was ich habe (Maja, 37/DE).

Die Möglichkeit, im Heimatland zu wählen, kann wiederum hinderlich wirken auf den Wunsch zur Einbürgerung. Teilnehmende, welche grundsätzlich politisch interessiert sind, gewichten oft den möglichen Einfluss, welchen sie durch ihre Stimme ausüben könnten. »In Deutschland darf ich alle vier Jahre mal wählen und dann bin ich eine von 50–60 Millionen, oder wie viele Wahlberechtigte es gibt« (Ursula, 65/CH). Bei Schweizer Teilnehmenden ist die politische Teilhabe folglich ein weniger gewichtiges Argument. In der Schweiz sehen Teilnehmende nicht nur aufgrund der kleineren Bevölkerung einen höheren Einfluss, sondern auch aufgrund der direkten Demokratie. Durch Volksabstimmungen stehen dort auf allen Ebenen häufiger Entscheidungen an, bei denen das Volk mitbestimmen kann.

Politische Teilhabe wird zwar mit nationaler Zugehörigkeit in Verbindung gebracht, wird jedoch nicht nur auf nationaler Ebene thematisiert. Aufgrund ihres Sonderstatus dürfen Schweizer*innen, im Gegensatz zu EU-Ausländer*innen, auch auf kommunaler Ebene nicht mitstimmen. Hinzu kommen die Wahlen für das EU-Parlament, zu denen eine Einbürgerung in Deutschland Zugang gewähren würde: »Letztens war die Europawahl, da dachte ich, ja, dass ich nicht wählen kann. Das wäre ja eigentlich die ganz logische Konsequenz, dass man sich einmisch und [du] immerhin die Parteien wählst, wo du das Gefühl hast, die machen, was du gut findest« (Romina, 38/CH). Beide Ebenen scheinen jedoch nur für wenige politisch engagierte Teilnehmende von Belang, wie Sonja deutlich macht: »Ich weiß nicht, ob so EU-Pass wirklich noch so einen großen Vorteil bringt« (Sonja, 55/CH).

Die formale Absicherung betrifft einerseits den problemlosen Wechsel von einem Land ins andere, aber auch Sicherheit in diversen Notlagen. Ersteres betrifft u.a. zukünftige politische Entwicklungen, da die Schweiz nicht Teil der EU ist und mit ihrer Verwaltungspraxis einmal mehr durch das Raster fallen könnte. Gleichzeitig wäre ein EU-Pass für Schweizer Teilnehmende bei zukünftigen Mobilitätsvorhaben innerhalb der EU von Vorteil. Da die Mehrheit der Teilnehmenden jedoch – außerhalb der Schweiz und Deutschlands – keine hohe Mobilität aufweist, ist dieses Argument kaum relevant. Der Aspekt der Sicherheit bezieht sich eher auf negative Zukunftsszenarien: »Im Zweifel ist man dann halt hier drin. Wenn es irgendwie in anderen Teilen der Welt schlechter aussieht, dann können sie einen nicht rausschmeißen« (Oskar, 41/DE). Durch die Covid-19 Pandemie und die kurzzeitigen Grenzsicherungen wurde vielen meiner Gesprächspartner*innen die Grenzen zwischen den Staaten wieder bewusster. »Das war schon erschreckend mit dieser ganzen Corona-Schließung. Man weiß nie, was plötzlich irgendwie noch passieren kann« (Oskar, 41/DE). Sie wurden daran erinnert, dass durch weitere Pandemien aber auch durch politische Entwicklungen die Grenzen in Zukunft erneut geschlossen werden könnten, was die problemlose Mobilität zwischen den Ländern einschränken würde. Eine doppelte Staatsbürgerschaft erlaubt in diesen Situationen einen größeren Handlungsspielraum. Bereits vor dem russischen Angriff auf die Ukraine im Jahr 2022 waren gewaltvolle Konflikte vorstellbare Zukunftsaussichten. In diesen Szenarien galt die Schweiz meist als sicheres Land, nicht jedoch Deutschland; einerseits aufgrund der Neutralität der Schweiz, andererseits aufgrund der deutschen Geschichte. Entsprechend waren Schweizer Teilnehmende zufrieden mit der Schweizer Staatsbürgerschaft, während das Szenario künftiger Krisen für deutsche Teilnehmende ein, wohlgeordnet schwaches, Argument für die Einbürgerung darstellte.

Der Fall von Ida zeigt, wie abstrakte Sicherheits- und Mobilitätsargumente in familiären Alltagskontexten Gestalt annehmen. Ida, ihr Mann und ihre zwei Kinder besitzen die deutsche Staatsangehörigkeit, eine Einbürgerung hatte für sie bisher nicht Priorität. Für ihre 18-jährige Tochter gewinnt das Thema nun an Bedeutung, da sie nach dem Abschluss der Matura, dem Schweizer Äquivalent des Abiturs, in Deutschland studieren möchte. Kann die Tochter nach dem Studium zurück in die Schweiz, wenn sie die Staatsbürgerschaft nicht besitzt? Tatsächlich kann das Aufenthaltsrecht sowohl in der Schweiz als auch in Deutschland bei einem längeren Auslandsaufenthalt erlöschen, sofern keine vorherigen Absprachen bzw. Gesuche getätigt werden (DE: §51 Abs. 1 Satz 6 und 7 AufenthG/CH: Art. 61 Abs. 2 AIG). Durch das Gesuch kann die Niederlassungsbewilligung vier Jahre lang behalten werden, bei längerem Studium oder anderen Schwierigkeiten bietet sie jedoch nicht die Sicherheit einer Staatsbürgerschaft – die Idas Tochter zudem alle Optionen auf beiden Arbeitsmärkten offenhält: »Bestimmte Berufe, die hier als anerkannt gelten, sagen wir mal Fachfrau Gesundheit¹², sind in Deutschland extrem schlecht bezahlt, haben ein ganz schlechtes Image und du kannst im Prinzip davon keine Familie ernähren [...]. Hier ist das aber ein ganz normaler Beruf für Mädchen« (Ida, 50/DE). Im schlimmsten Fall wäre die Tochter durch die Staatsbürgerschaft an Deutschland gebunden und könnte erst durch eine Arbeitsstelle in der Schweiz wieder zurückkehren. Der Fall von Ida verdeutlicht, dass

12 Die Qualifikation entspricht der Ausbildung zur Pflegefachfrau bzw. zum Pflegefachmann.

Staatsbürgerschaft oft pragmatisch als Mittel zur Sicherung von Handlungsspielräumen und beruflichen Optionen betrachtet wird.

Andere Teilnehmende nannten eine Absicherung im Falle von Krankheit, finanziellen Nöten oder Arbeitslosigkeit bzw. Arbeitsunfähigkeit als Motivation, eine Einbürgerung zu erwägen. »Es ist wirklich nur eine Absicherung, weil ich ändere mich ja als Person nicht, nur, weil ich einen roten Pass habe« (Lisa, 33/DE). Lisa ist in der Schweiz verortet, hat einen Schweizer Mann und ein Kind. Eine Einbürgerung würde ihr die Sicherheit geben, dass sie die Schweiz nicht verlassen muss, wenn sie eines Tages bedürftig werden sollte. Erwerbstätige Deutsche, die länger als fünf Jahre in der Schweiz wohnen, können bereits eine Niederlassungsbewilligung C erhalten, welche ihnen – bis auf das Wahlrecht – die gleichen Rechte gibt wie Schweizer*innen (Staatssekretariat für Migration SEM 2021). Im Gesetz ist jedoch festgehalten, dass ein Widerruf der Niederlassungsbewilligung zulässig ist, wenn »die Ausländerin oder der Ausländer oder eine Person, für die sie oder er zu sorgen hat, dauerhaft und in erheblichem Mass auf Sozialhilfe angewiesen ist« (Art. 63. Abs. 1 lit. c AIG). Die Tatsache, dass ein derartiger Passus im Gesetz verankert ist, sorgt für Unsicherheit. Einige der Teilnehmenden betonten auch, dass sie nicht in der Schweiz sind, um vom Sozialsystem zu profitieren: »Es ist jetzt nicht, dass ich die Staatsbürgerschaft brauche, dass ich irgendwie hier die Sozialsysteme ausnutzen möchte« (Maja, 37/DE). Personen, die sich eine langfristige Zukunft in der Schweiz aufbauen möchten, sind jedoch lieber auf alle Eventualitäten vorbereitet, auch wenn sie aktuell als Fachkräfte in der Schweiz arbeiten. In Deutschland fehlt ein entsprechender Absatz, dass eine Bedürftigkeit zum Widerruf des Daueraufenthaltsrechts führen kann (§51 AufenthG). Entsprechend entfällt die finanzielle Absicherung als Grund, die deutsche Staatsbürgerschaft anzunehmen.

Als letzten politisch-formalen Aspekt gilt es die Außenwirkung zu betrachten: Thomas besitzt seit 2013 auch die deutsche Staatsbürgerschaft und sieht dies vor allem als Signal nach außen. Er wolle Nachbar*innen sowie dem privaten und gesellschaftlichen Umfeld klar zeigen, dass er sich auch Deutschland zugehörig fühlt. »Ich würde mir nie anmaßen, auch weil das ja immer ein bisschen komisch ist, zu sagen, ich bin ein Hamburger. Das würde ich nicht machen« (Thomas, 62/CH). Die Repräsentanz ist eng mit der Identität verknüpft. Sich als Deutscher zu präsentieren, fühlt sich »völlig korrekt und stimmig« (ebd.) an, insbesondere wenn er als Professor der Universität Hamburg auf internationalen Konferenzen auftritt. Insgesamt geht es daher nicht um eine emotionale Verbindung, sondern um die rationale Entscheidung, durch welche er Klarheit schaffen und Stellung beziehen kann.

Stefan versuchte mitunter ein ähnliches Signal der Zugehörigkeit zu senden, doch sein neuer Status wurde nicht immer vorbehaltlos akzeptiert:

Wie hat sich das Ansehen von mir innerhalb der Schweiz geändert, und wie hat sich das geändert, wo ich den Pass hatte. Fand ich auch spannend. Dann war ich ja auf dem Papier auch Schweizer mit Heimatort Beinwil am See, und dann kam ja die nächste Stufe: ja, du bist ja zwar Schweizer, aber wir sind Eidgenossen (Stefan, 52/DE).

Die Bezeichnung *Eidgenosse* wird häufig als Abgrenzung gegenüber Eingebürgerten verwendet und steht sinnbildlich für eine hierarchische Unterscheidung zwischen »echten« und »Papierschweizern«. Damit wurde die formale Staatsbürgerschaft in Stefans Fall so-

zial infrage gestellt – ein Beispiel dafür, wie die Trennung von rechtlicher Zugehörigkeit und sozialer Anerkennung in alltäglichen Interaktionen reproduziert wird. Dass die Reaktionen auf eine Einbürgerung auch in der Schweiz anders ausfallen können, erlebte Tessa. Sie war überrascht, wie positiv die Rückmeldungen von Schweizer Seite ausfielen: »Weil wir auf einmal diesen Status weg hatten, ihr seid ja nur wegen dem Geld da und geht dann wieder« (Tessa, 54/DE). In ihrem Fall wurde die Einbürgerung als Zeichen einer dauerhaften Bleibeabsicht interpretiert – und als Abgrenzung von denjenigen, denen rein ökonomische Motive unterstellt wurden.

Das Wahl- und Abstimmungsrecht, freie Mobilität, Erhaltung des Aufenthaltsrechts bei Auslandsaufenthalten und der Arbeitsmarktzugang sind die Vorteile einer doppelten Staatsbürgerschaft. Die Staatsangehörigkeit als repräsentativer Marker der Zugehörigkeit wurde in der Schweiz mitunter angezweifelt, was diesen Punkt für deutsche Teilnehmende abschwächt. Bei deutschen Teilnehmenden kommt der sichere Verbleib im Land bei Bedürftigkeit als Grund für eine Einbürgerung hinzu. Die von mir interviewten Personen wägen die vorher genannten Aspekte individuell ab und vergleichen den Nutzen mit anfallenden Kosten. Die Kosten beinhalten neben Geld auch den Aufwand, sowohl für die Informationsbeschaffung als auch für den Einbürgerungsprozess. Bei den deutschen Teilnehmenden stehen hohe Kosten im Mittelpunkt, bei Schweizer Teilnehmenden der Aufwand u.a. wegen des Einbürgerungstests. Die Kosten für die Einbürgerung in der Schweiz sind vom Ort und Kanton abhängig und können zwischen 800 und 3600 Franken betragen (Surber 2022). In beiden Ländern ist der Prozess mit viel Bürokratie und einer zeitlichen Dauer von ein bis vier Jahren verbunden.

Bei Alice ist die politische Teilhabe ein hinreichend wichtiger Grund, dass sie die deutsche Staatsbürgerschaft beantragen möchte. Nach einer Scheidung und Namensänderung steht die Einbürgerung eigentlich auf dem Plan. Doch erst das Auslaufen ihrer Aufenthaltsbewilligung gibt Alice den nötigen Anstoß, sich um die Einbürgerung zu kümmern:

Jetzt war ich einfach zu faul das zu machen. Ich müsste zum Amt, ich müsste das alles tun und ich müsste eine Prüfung machen und dafür müsste man natürlich lernen. Man muss ein paar Eckpunkte kennen. Ich müsste das einfach angehen, das ist nur ein Akt des Tuns – und ich will es auch, weil sonst muss ich wieder bald mal meine Aufenthaltsbewilligung beantragen und dann muss ich wieder zwei Tage frei nehmen (Alice, 59/CH).

Letztlich kommt die Mehrheit der Teilnehmenden aber zu einem gegenteiligen Schluss. Für Teilnehmende, welche als gesuchte Fachkräfte bereits im Zielland arbeiten und sich keine langfristige Zukunft im Zielland vorstellen können, bietet die Einbürgerung wenig Nutzen. Möglichkeiten das Land auf politischer Ebene mitzugestalten sind nur für Teilnehmende mit Zukunftsplänen im Zielland und einem aktiven politischen Interesse von Belang. Bei Letzteren vermischt sich eine rein pragmatische Sichtweise mit einer emotionalen Zugehörigkeit: Wer langfristig bleiben und das Land mitgestalten will, ist wahrscheinlich auch emotional investiert. Dies soll nicht suggerieren, dass die genannten Teilnehmenden diese Zugehörigkeit nicht verspüren, sondern zum Ausdruck bringen, dass diese keine formelle Festlegung benötigen.

Die Entscheidung für oder gegen eine Einbürgerung beruht letztlich meist auf einer pragmatischen Abwägung zwischen Aufwand und konkretem Nutzen (Leimgruber 2016: 36). Damit die Einbürgerung überhaupt in Betracht gezogen wird, muss sie für die Teilnehmenden einen erkennbaren Mehrwert bieten, wie Annemarie betont: »Bei mir kommt es nicht in Frage, und zwar aus einem ganz einfachen Grund, dass ich momentan keinen Grund sehe« (Annemarie, 37/CH). Die geringe Einbürgerungsrate zeigt, dass die eigene Staatsbürgerschaft in Kombination mit einem unbefristeten Aufenthaltstitel ausreicht. Eine starke Einbindung, diversifizierte Netzwerke im Zielland und entsprechend stark ausgeprägte Gefühle von Zugehörigkeit stellen gewichtige Gründe für eine Einbürgerung dar. Dem gegenüber stehen jedoch Teilnehmende, welche ihre Zugehörigkeit nicht durch die formelle Staatsbürgerschaft ausdrücken wollen, denn sie sehen keine Notwendigkeit, ihre Identität an nationalstaatlichen Prinzipien festzumachen.

Tabelle 1: Faktoren, die pro oder kontra Einbürgerung sprechen

		Ja	
Emotionale Aspekte	Zugehörigkeit	Politische Teilhabe	Politisch-formale Aspekte
	Zukunftsgestaltung im Zielland	Absicherung	
		Flexiblere Mobilität	
		Repräsentanz	
	Fehlende Zugehörigkeit	Kosten	
	Sozialisierung im Heimatland	Aufwand	
		Nein	

8.5.3 Regionale Zugehörigkeit

Ich habe schon teilweise so einen Lokalpatriotismus entwickelt, logisch. Wenn du irgendwo bist und jemand findet »oh huere¹³ Berner, huere langsam«, sag ich so »nee, hat nichts mit langsam zu tun. Bist einfach ein bisschen gestresst, Berner lassen sich einfach Zeit« (Sarah, 40/DE).

Dass Berner*innen langsam sind, ist ein allseits bekanntes Stereotyp innerhalb der Schweiz, entsprechend werden derartige Aussagen meist stichelnd und nicht vollkommen ernst verwendet – was auch auf Sarahs Antwort zutrifft. Trotzdem zeigt sich in Sarahs Perspektive, dass sie sich stellvertretend »angegriffen« fühlt und die Berner*innen verteidigt. Gleichzeitig wird sie von außen als Teil der Gruppe anerkannt, da die Aussagen sich mitunter auf Sarah beziehen.

13 Huere kommt aus dem Berndeutschen und ist teilweise schwierig zu übersetzen. Das Berndeutsch-Deutsch Wörterbuch listet es als verstärkendes Präfix mit den Bedeutungen »ungeheuer, sehr, extrem, super, mega, enorm«. Es wird zwar auch zum Fluchen benutzt, ist als Verstärkungswort jedoch allgemein gebräuchlich (Berndeutsch-Deutsch Wörterbuch 2018).

Sarahs regionale Zugehörigkeit wird auch in der Sprache deutlich. Sie spricht Berndeutsch, wenn auch ab und an ein Wort aus anderen Dialekten oder ein hochdeutscher Satz vorkommt. Damit einher geht auch die Nutzung von spezifisch berndeutschen Begriffen wie »huere«, »iu« als Zustimmung, »mou« in der Bedeutung ja oder doch. Sarah sieht sich nach 13 Jahren Aufenthalt auch explizit als Bernerin: »Ja, mou, bin scho chli es Berner Meitschi, weisch – s Meitschi usem Breitsch¹⁴« (Sarah, 40/DE). Die Bezeichnung ihres Wohnquartiers Breitenrain als Breitsch, wie die Einheimischen es nennen, ist ein weiterer Marker der Zugehörigkeit. Gleichzeitig ist es eine Referenz auf ein Lied der bekannten Berner Rapperin Steffla Cheffe: »Meitschi vom Breitsch«. Sarahs Zugehörigkeit spiegelt sich also auch in ihrem (Medien-)Konsumverhalten wider.

Regionalität und Lokalität stellen in Sarahs Alltag einen wichtigen Aspekt dar, da ihr das Thema Nachhaltigkeit sehr wichtig ist. Sie kauft regionale Produkte direkt von landwirtschaftlichen Betrieben und frequentiert den Tante-Emma-Laden in ihrem Quartier. Sie informiert sich über lokale und regionale Nachrichten. Zusätzlich verfolgt sie durch lokale Apps und Facebook-Gruppen das Geschehen in der Stadt. Die regionale Fokussierung erfolgt aufgrund ihrer eigenen Prinzipien und sorgt damit für eine konkrete Verortung in Bern. Deutschland ist für sie insoweit relevant, als dass sie allgemeine Nachrichten verfolgt und von alten Freund*innen Berichte erhält. Auf nationaler Ebene fühlt sich Sarah als Kind von Migrant*innen nirgendwo zugehörig, und auch eine Einbürgerung in der Schweiz wäre kein Zeichen von emotionaler Zugehörigkeit, sondern lediglich eine Möglichkeit zur Mitbestimmung in ihrem Zuhause.

Für Sarah bedeuten die regionale Identität und ihre Zugehörigkeit, dass Bern über die Jahre zu ihrem Zuhause geworden ist, wo sie sich akzeptiert und wohl fühlt. Sarahs Akkulturation auf Ebene der Sprache und des Konsums sind zwei Aspekte einer gesamtheitlichen und allmählichen Veränderung, da sie sehr wenig Widerstand gegen diese Veränderungen aufweist. Von ihren Eltern hat Sarah gelernt, sich zu integrieren und bis zu einem gewissen Grad zu assimilieren. Dies geht letztlich mit einer ethnokulturellen Grundhaltung einher (Maier 2021: 13–14), in der die Erwartung der Assimilation eine Rolle spielt. Ihre Eltern sprechen u. a. den regionalen deutschen Dialekt ihres Wohnortes. Bei Sarah findet diese Anpassung und die daraus erfolgte Zugehörigkeit nicht auf staatlicher Ebene statt, sondern auf regionaler.

Oft findet die Akkulturation in geringerem Maße statt, da sie nicht direkte Voraussetzung für die regionale Zugehörigkeit ist. Dies ist u. a. der Fall bei aktiven Demokrat*innen, für die politische und soziale Teilhabe wichtiger ist als die kulturelle Integration, wie man bei Romina sieht: »Wie kann mein Beitrag aussehen, dass man Räume schafft und sich einmisch?« (Romina, 38/CH). Sich »einzumischen« und mitzugestalten ist ein wichtiger Aspekt, welcher zu oft ausschließlich auf nationaler Ebene verhandelt wird: Man müsste eingebürgert sein, um wählen zu dürfen. Es gibt jedoch diverse Wege, auch auf lokaler, kommunaler oder Stadtteilebene mitzugestalten, welche nicht nur auf ein politisches Engagement beschränkt sind. »Gut, ich kann nicht wählen, aber ich bin dafür anderweitig sozial engagiert, wo es keine Rolle spielt, ob ich eingebürgert bin oder nicht« (Jette, 56/DE). Jette hat in ihrem Wohnort Defizite festgestellt, zu deren Verbesserung sie aktiv beitragen konnte. Sie nahm einerseits wahr, dass es vielen älteren Menschen

14 »Ja, doch, bin schon ein bisschen ein Berner Mädchen, weißt du – das Mädchen aus Breitenrain.«

finanziell nicht gut geht, weswegen sie in ihrem Geschäft älteren oder kranken Menschen Dienstleistungen zu einem geringeren Preis anbietet. Andererseits suchte sie konkret den Kontakt zum Gemeindepräsidenten, um den Wohnort als lebenswerten und wirtschaftlichen Standort zu fördern. Unter anderem entwickelten sie Bonuskarten für lokale Geschäfte und organisierten eine Weihnachtsbeleuchtung für die Innenstadt. Das Bedürfnis, die eigene Gemeinde oder den Stadtteil mitzugestalten, steht oft in Verbindung mit einer gefühlten Zugehörigkeit zu diesen Orten.

Grundsätzlich sind die eigene Identität und die Zugehörigkeit nicht aneinandergebunden. Bei regionalen Aspekten scheint die durch die Herkunft geprägte Identität jedoch oft weniger im Konflikt mit der Zugehörigkeit zu stehen. Die regionale Zugehörigkeit wirkt bei den Teilnehmenden darüber hinaus nicht exklusiv; sie erfordert kein entweder-oder. Diverse regionale Zugehörigkeiten können gleichzeitig präsent sein, welche sich überschneiden oder in unterschiedlichen Aspekten durchscheinen. Dies illustriert Laila sehr prägnant: »*Ich bezeichne mich als Ber(li)nerin*« (Laila, 29/CH). Sie sieht sich sowohl Bern als auch Berlin zugehörig. Im Kanton Bern aufgewachsen und mit Bern als jahrelangem Wohnort sieht sie sich im Herzen als Bernerin. In Berlin fühlt sie sich aber ebenso aufgenommen: »*Ich fühle mich hier sehr wohl. Also ich glaube, jeder kann sich hier willkommen fühlen, hier in Berlin, weil es eine Weltstadt ist: Sie gehört jedem*« (ebd.). Berlin als offene und diverse Weltstadt macht es Menschen, die dort hinkommen, einfacher, sich zugehörig zu fühlen. Berlin erfordert keine Anpassung, jeder Mensch darf so existieren, wie er ist, und stellt damit einen Teil der Stadt dar. Gleichzeitig sind es all diese Menschen, welche die Stadt ausmachen. Laila trennt aber klar zwischen Berlin und Deutschland; zu letzterem hat sie keinen Bezug, nicht zuletzt, weil sich Berlin für sie als eigene Entität anfühlt. In der Schweiz fühlt sie diese Trennung weniger, da sie einerseits in der Schweiz sozialisiert wurde und andererseits der Kontrast zwischen Bern und der Schweiz weniger ausgeprägt scheint.

Regionale Zugehörigkeit scheint für viele Teilnehmende einfacher zu erreichen u.a. weil sie mit konkret fassbaren und erlebbaren Orten, Menschen und Handlungen verbunden ist. Die regionale Zugehörigkeit steht damit in enger Verbindung zu den Konzepten »*homemaking*« (Boccagni 2023b) und »*place-making*« (Cresswell 2011: 6–8; Gieryn 2000), welche sich konkret in einem »*sense of place*« (Agnew 1987) äußern. Dies ist vor allem für Teilnehmende wichtig, welche einen bestimmten Migrationsort gesucht haben oder über den Zielort hinaus wenig Erfahrungen gesammelt haben, um generelle Aussagen tätigen zu können.

Die übergeordnete nationale Zugehörigkeit steht zu oft in Verbindung mit abstrakten Konzepten dessen, was es heißt, »deutsch« oder »schweizerisch« zu sein. Es ist schwierig, das abstrakte Konstrukt dessen, was einen Staatsbürger darstellt, abzulegen. Hinzu kommt die länderspezifische Sozialisierung, welche im Rahmen der Migration – in der Abgrenzung zu und durch andere Personen – umso mehr auf die nationale Identität reduziert wird. Eine regionale Zugehörigkeit hingegen scheint eher veränderbar oder kombinierbar und steht nicht *per se* im Widerspruch zu Konzeptionen auf anderen Ebenen.

8.5.4 Weltenbürgerschaft: Global und doch lokal

Welt, ich nehme die Welt (Sarah, 40/DE).

Kosmopolit*innen besitzen, laut Maier (2021), eine komplexe und dynamische Identität, sind offen für unterschiedliche Kulturen und verfügen oft über eine hohe Mobilität. Sie sind interessiert an internationalen Angelegenheiten und zeigen ein hohes Maß an Toleranz und Akzeptanz für kulturelle Unterschiede. Obwohl kosmopolitische Menschen eine ausgeprägte globale Identität haben, bedeutet dies nicht, dass sie nicht auch ein Bedürfnis nach lokaler Zugehörigkeit und Identifikation haben. In der Tat können sie ein starkes Bedürfnis nach einem Gefühl der Verwurzelung und Verbundenheit mit der lokalen Gemeinschaft verspüren. Eine starke lokale Identität kann auch dazu beitragen, die Integration in die lokale Gemeinschaft zu erleichtern und eine Brücke zwischen verschiedenen Kulturen zu schlagen (Maier 2021: 14).

Leimgruber (2016) definiert Zugehörigkeit hingegen nicht territorial. Für ihn verwandelt globale Mobilität die Staatsbürgerschaft selbst in ein transnationales Netz von Verbindungen:

Wenn viele Bürger nicht mehr auf dem Staatsgebiet, sondern irgendwo auf der Welt leben, entsteht dadurch ein globales Netz. In einer solchen Sichtweise erscheint der Staat nicht mehr einfach als Verband von Menschen, die gemeinsam auf einem klar abgegrenzten Territorium leben, sondern von Menschen, die über die ganze Welt verteilt sind. Staatsbürgerschaft wird damit von einem primär räumlichen zu einem Netzwerkbegriff (Leimgruber 2016: 36).

Staatsbürgerschaft als Netzwerk entspricht eher denjenigen Teilnehmenden, welche sich nicht durch ein territoriales Verständnis von Staatsbürgerschaft vertreten sehen, sondern eine nationale Identität u.a. aufgrund der Sozialisierung wahrnehmen: »Wir sind heute keine Auslandsschweizer, wir sind einfach mobile Schweizer geworden« (Annemarie, 37/CH).

Alice entspricht eher Maiers Beschreibung der weltoffenen, aber lokal integrierten Kosmopolit*innen. »Ich glaube, es spielt irgendwann keine Rolle mehr, wo man genau lebt. [...] Wir sind hier auf dem europäischen Kontinent« (Alice, 59/CH). Alice bezieht diese Aussage auf Europa, bei ihren Sorgen zeigt sich aber, dass sie eigentlich von einer globalen Verflechtung redet: »Ich mache mir global Sorgen« (Alice, 59/CH). Für Alice stehen momentan soziale und Umweltprobleme im Mittelpunkt, welche in allen Regionen der Welt präsent sind und nur als globale Probleme sinnvoll bewältigt werden können. Entsprechend ist auch eine eigenbrötlerische Haltung nicht zielführend, bei der die Probleme der Nachbarstaaten ignoriert werden. Sie begrüßt Aktionen wie »Fridays for Future«, welche auf einer globalen Skala auf Umweltprobleme aufmerksam macht und diese in den Fokus einer gesellschaftlichen Debatte stellen will¹⁵. Konsequenterweise möchte sie sich in Deutsch-

15 Die Charakterisierung von Kosmopolit*innen nach Maier (2021, S. 14) passt in der Verbindung einer kosmopolitischen Weltsicht mit dem Wunsch soziale und gesellschaftliche Probleme zu lösen, wie dies bei Alice sichtbar wird, zu postmateriellen Milieus. Die soziale Lage stimmt jedoch bei beiden eher mit dem neo-ökologischen Milieu überein (Flaig/Barth 2023: 21).

land einbürgern lassen, um auch da aktiv die Politik mitbestimmen zu dürfen. Als Bürgerin der Welt möchte sie die Probleme der Welt lösen, was sie als Individuum tun kann, indem sie sich in Hamburg und Deutschland einsetzt. Es wird klar, dass Alice sich gleichzeitig an verschiedenen Orten und auf verschiedenen Ebenen zugehörig fühlt.

Manche Teilnehmende fühlen sich aufgrund ihrer Einstellung nirgendwo spezifisch zugehörig. Sie lehnen zum Teil das Konzept von Zugehörigkeit anhand von Staatengrenzen oder anderen Konstrukten ab. Andere Teilnehmende haben einen derart diversen familiären Hintergrund, dass sie sich nirgendwo verorten können. Sarahs Eltern und Großeltern kommen alle aus unterschiedlichen Teilen der Welt, entsprechend definiert sie ihre Herkunft und ihre Identität als Weltenbürgerin. Dies kann man sowohl positiv als auch negativ auslegen: Sarah fühlt sich überall zugehörig, aber nirgendwo vollkommen. In Sarahs Fall zeigt sich zugleich, dass ihre lokale Zugehörigkeit in Bern sehr tief reicht und sie sich damit durchaus in der Schweiz verortet. Aufgrund ihrer Kindheit und Jugend in Deutschland sowie ihrer sozialen Netzwerke, bildet auch Deutschland einen Teil ihrer kosmopolitischen Identität.

8.6 Zwischenfazit: Multiple, komplexe Verbindungen zu Mensch und Mitwelt

Die Netzwerke der Teilnehmenden meiner Studie und ihre Identität sind essenzielle Faktoren in der Beurteilung von Belonging (Baumeister/Leary 1995), also der eigenen Zugehörigkeit. Starke soziale Beziehungen sind unerlässlich, damit die jeweilige Person eine tiefere Verbindung zum Zielland herstellen kann. Bei der Selbstwahrnehmung der Identität ist das Verständnis von Nationalität und Staatsbürgerschaft relevant.

Deutlich mehr als im Schweizer Sample finden sich im deutschen Sample Teilnehmende, welche keine (tiefen) Beziehungen im Zielland aufbauen konnten – und dies auf nationale Differenzen zurückführen (vgl. Van Houtum/van Naerssen 2002). Daher werden teilweise Beziehungen zu Menschen aus dem gleichen Heimatland bevorzugt, bei denen eine ähnliche Sozialisierung als gemeinsame Basis dienen kann. Gleichzeitig wird klar, dass eine Anpassung und die Verringerung kultureller Differenzen nicht immer eine gangbare Lösung darstellen: Einerseits gibt es scheinbar unangepasste Teilnehmende und Personen in ihrem Umfeld, welche starke Bindungen aufbauen konnten, andererseits gibt es angepasste Personen, welche unter Einsamkeit leiden.

Strategien, sich in eine Gemeinschaft und eine Gesellschaft einzuordnen, nutzen teilweise die kulturelle Differenz aus, um gesellschaftliche Teilhabe zu fördern, so zum Beispiel die des »*public foreigners*« (Glick Schiller et al. 2004: 37–40). Migrant*innen nehmen dabei öffentliche Rollen ein, als Teil derer sie ihre Heimat nach außen repräsentieren und ausleben können. Eingeschränkt funktioniert dies auch für Schweizer*innen, welche eine starke Verbindung zur Schweiz verspüren und diese nach außen repräsentieren. Dies ist u. a. der Fall bei Annemarie und Martin als Vereinspräsidentin und -Präsident der Schweizer Vereine sowie bei Jonas durch das Theater.

Dass bei Abgrenzungsdiskursen neben der Nationalität auch andere Marker der Distinktion zur Anwendung kommen, zeigen Charmillot und Dahinden anhand eines peripheren Dorfs in der Schweiz (2021). Wichtiges Merkmal ist die Zugehörigkeit zu einer solidarischen Dorfgemeinschaft, in der die Bewohner*innen ähnliche Schwierigkeiten

erleiden – unabhängig der Nationalität. Dies deutet bereits auf die Relevanz lokaler und regionaler Zugehörigkeiten. Hinzu kommen weitere Formen sozialer Eingebundenheit über Gruppen mit gemeinsamen Interessen oder demographischen Merkmalen, etwa durch Arbeit, Nachbarschaft, Kinder oder Freizeitaktivitäten. Solche geteilten Lebenskontexte bilden wichtige Anknüpfungspunkte für soziale Beziehungen, die auch für Migrant*innen entscheidend sind, um sich im neuen Umfeld zu verorten. Die meisten Teilnehmenden finden letztlich Wege, Beziehungen aufzubauen, die ihren individuellen Bedürfnissen nach sozialer Nähe, Unterstützung oder Austausch entsprechen.

Teilnehmende mit schwachen Beziehungen im Zielland pflegen vermehrt alte Freundschaften im Heimatland, welche aber als langfristiger Ersatz meist nicht ausreichen; dies führt zu Unzufriedenheit und Einsamkeit im Zielland. Während einige von diesen Interviewten Schwierigkeiten betonen, im Zielland als erwachsene Person neue Freundschaften aufzubauen, konnte die Mehrheit nach einer gewissen Zeit erfolgreich neue Netzwerke aufbauen. Auch Teilnehmende mit bereits starken Beziehungen vor Ort pflegen über Jahre hinweg enge Kontakte zu Familie und Freunden im Herkunftsland – etwa durch gegenseitige Besuche oder regelmäßige Kommunikation. Mit der Zeit werden diese Bindungen jedoch tendenziell schwächer, da alte Netzwerke allmählich veralten, während im Zielland neue Generationen heranwachsen und neue soziale Bezüge entstehen. Bei allen Teilnehmenden zeigt sich somit eine Verflechtung von Netzwerken und Einflüssen aus Herkunfts- und Zielland – ein transnationaler Lebensstil (Darieva 2007: 81). Zugleich verringert sich der Grad dieser Transnationalität mit zunehmender Aufenthaltsdauer (vgl. Dahinden 2009: 1375–1376).

Meistens findet mit der Zeit eine gewisse Anpassung an das Zielland statt, welche jedoch unbewusst abläuft. Dies führt dazu, dass die Teilnehmenden sich beiden Ländern partiell zugehörig fühlen. Auf formaler Ebene führt dies jedoch nicht zu einer Anpassung: die Mehrheit besitzt nur die Staatsbürgerschaft des Heimatlandes und strebt keine Einbürgerung an. Dies geht in weiten Stücken auf die Wahrnehmung von Staatsbürgerschaft zurück, welche eng mit einem ethnokulturellen Verständnis von Staatsbürgerschaft verknüpft ist. Wie Maier (2022) feststellt, führt ein bürgerliches Verständnis, was die politische Partizipation in den Vordergrund rückt, eher zu einer Offenheit gegenüber der Einbürgerung, während Menschen mit ethnokulturellem Verständnis der Meinung sind, die Staatsbürgerschaft sei an ethnische Marker gekoppelt und damit unveränderlich. Zusätzlich gilt es sich im Rahmen von zunehmender Migration von rein territorialen Sichtweisen von Staatsbürgerschaft zu lösen und vermehrt auch die weltweite Vernetzung zu betrachten (Leimgruber 2016: 35–36).

Auf nationaler Ebene scheint die Zugehörigkeit exklusiv (Riggan 2011: 134), entsprechend selten sind Einbürgerungen im europäischen Raum, wo diese meist keine weiterführenden Rechte mit sich bringt (Castro-Martin/Cortina 2015: 114). Auf regionaler und lokaler Ebene findet sich jedoch eine größere Diversität. So ist es für viele Teilnehmende möglich, sich gleichzeitig als Berner*in und Berliner*in wahrzunehmen, jedoch nicht als Deutsche und Schweizer*in. Neben Interviewpartner*innen, die ihre nationale Zugehörigkeit als exklusiv sehen, finden sich auch welche, die sich von Kategorisierungen anhand der Nationalität abwenden und lediglich auf Makro- oder Mikroebene eine Zugehörigkeit verspüren.

Bei deutschen Teilnehmenden geht diese Ablehnung mitunter auf ein problematisches Nationalbewusstsein zurück, was auch die Solidarisierung und die Assoziation mit der eigenen Gruppe erschwert (Bürgelt/Morgan/Pernice 2008: 295; Cureton 2012: 697). Deutsche identifizieren sich zwar selbst als solche, distanzieren sich jedoch oft, nicht zuletzt aufgrund der Fremdwahrnehmung, von der eigenen Gruppe. Als Kontrast dazu ist die nationale Zugehörigkeit bei Schweizer*innen unproblematischer – am ehesten zeigt sich eine Wahrnehmung als privilegierte Migrant*innen (Camenisch/Müller 2019). Entsprechend erfolgt teilweise eine Identifikation mit den Werten der eigenen Gruppe und eine daraus erwachsene Solidarität.

V. Neele

Ein gar nicht so schwieriger Balanceakt

Ihre Wurzeln seien in Köln, die Krone in der Schweiz, genauer in der Region Zürich; so beschreibt Neele ihre Zugehörigkeit zu beiden Ländern. Die Wurzeln hatten 33 Jahre Zeit sich auszubilden und zu festigen. Seit mittlerweile zehn Jahren wächst das Geäst.

Neele hat in der Schweiz einen guten Mittelweg gefunden. Sie möchte nicht verstecken, dass sie Deutsche ist, vermittelt aber auch, dass sie sich angepasst hat. Viele Veränderungen geschahen in zehn Jahren automatisch, ihren Status als »Grammarnazi« hat sie sich aber erhalten; sie versucht sich auch hier zurückzunehmen, verspürt aber den Drang, falsche Grammatik oder Rechtschreibung zu korrigieren. Teilweise wird sie von anderen aufgrund dieser Fähigkeiten und der Penibilität aufgesucht, um Texte zu verbessern. Neele hat es damit geschafft, Charakteristika, welche oft an Deutschen kritisiert werden, positiv umzudeuten und zu verkaufen.

Eine grundsätzliche Überlegenheit in der deutschen Sprache sieht sie bei Deutschen nicht, im Gegenteil: Sie findet in online Kommentarspalten ausreichend Zeugen der teilweisen sprachlichen Inkompetenz. Bei Neele steht der Status als Wächterin der deutschen Sprache darüber hinaus in keinerlei Konflikt zu Schweizer Dialekten. In Gesprächen dominiert bei ihr weiterhin Hochdeutsch, trotzdem finden sich spezifische Begriffe, Redewendungen oder ganze Schweizerdeutsche Sätze in ihrem Vokabular wieder. Vielleicht ist es diese Balance, der Schweiz gegenüber offen zu sein und gleichzeitig ihre Eigenheiten aufrechtzuerhalten, welche ihr selbst und anderen ein gutes Gefühl vermittelt.

Zeitweise hatte sie einen deutschen Partner, welcher bei ihr wohnte. Während Neele in Zürich schnell Anschluss fand, kam der Partner nie wirklich in der Schweiz an. Neele und ihr Partner waren im gleichen Alter, hatten eine ähnliche Weltsicht und Sozialisierung, trotzdem waren ihre Erfahrungen und die letztlich daraus gezogenen Schlüsse entgegengesetzt. Woran das genau liegt, findet sie schwierig zu beurteilen. Sie bescheinigt sich selbst mehr Humor – Hinweise von Kolleg*innen verwertete sie positiv. Sie hatte Glück mit Kolleg*innen und dem Arbeitsumfeld – es herrschte wenig Stress und Konkurrenz. Sie hatte wenig sprachliche Hürden zu überwinden – ihr Partner arbeitete viel mit osteuropäischen Migrant*innen. Sie musste weniger Wochenstunden arbeiten

– d.h. mehr Zeit und Energie in der Freizeit. Es mag noch viele weitere Faktoren gegeben haben, welche die konkrete Erfahrung der beiden unterschiedlich beeinflussten. Das Resultat ließ sich nicht ändern. Auch über Neeles Freundeskreis fand der Partner keinen Anschluss und wurde zunehmend frustrierter, bis er sich entschied, die Schweiz zu verlassen. Die Fernbeziehung hielt noch mehrere Jahre, zerbrach dann aber doch.

Ein wichtiger Teil Neeles lokaler Verortung sind soziale Beziehungen. Fünf Schweizer Freundinnen machen den Kern ihres Netzwerks aus. Sie sind da für Kleinigkeiten, Spaß und gute Zeiten, unterstützen sich aber auch bei ernststen Themen. Über die Schweiz hinaus erhält sie ihre alten Kontakte aus Deutschland und weltweit. Die Wurzeln und die Krone sind damit fest verbunden.

Ihr Netzwerk war auch der Grund, wieso sie Köln verließ. Eigentlich war es die Arbeit, zumindest nicht die Liebe. Ein langjähriger Freund schickte ihr wiederholt Stellenausschreibungen und war bemüht in der Firma, für die er tätig war, eine Stelle zu kreieren, welche genau auf Neele passen würde. Nachdem sie mehrere Male absagte, kontaktierte die Personalabteilung Neele mit einem Angebot, was sich bei näherer Betrachtung als die perfekte Stelle herausstellte. Gleichzeitig fühlte sich die Marketingmanagerin in ihrem erst kürzlich angetretenen Job in Köln mit zu vielen Verantwortlichkeiten alleingelassen. Innerhalb von drei Wochen entschied sie sich, zum Bewerbungsgespräch zu gehen, zu kündigen und in die Schweiz zu ziehen, um ihre neue Stelle anzutreten. In Köln war sie zwar verwurzelt, sie hatte aber weder Haus noch Hof oder Kinder, lediglich einen Hund, der sie begleitete – und ein Pferd.

Einzelne bestehende Beziehungen zu früher migrierten Deutschen im Kanton Zürich gaben ihr die nötige Sicherheit ins kalte Wasser zu springen, verliefen sich jedoch nach Neeles Ankunft wieder. Stattdessen fand sie neue Kontakte über die Arbeit und ihr Hobby. Nach Ablauf von drei Monaten und dem Ende der Probezeit holte sie ihr Pferd in die Schweiz. Durch das Pferd als geteiltes Hobby entstanden schnell tiefe Freundschaften, welche die Zeit überdauerten. Bereits nach wenigen Monaten hatte Neele sich in der Schweiz ein Leben aufgebaut, welches ihre beruflichen, privaten und persönlichen Bedürfnisse erfüllen konnte.

In den Ringen des Baumes sieht man deutlich auch schlechte Jahre; ihr Vater verstarb drei Monate nach Neeles Ankunft in der Schweiz plötzlich, sie trennte sich nach fünf Jahren von ihrem Partner und verlor zwei Mal ihren Job. Ihr Bauchgefühl und der Gedanke an ihren Vater, und was er in dieser Situation sagen würde, ließen sie nach dem ersten Schicksalsschlag bleiben. Bei der zweiten Kündigung und mit bevorstehenden finanziellen Sorgen dominierte der Gedanke, dass der Verdienst in der Schweiz die einzige Möglichkeit bildete, ihren Lebensstandard – und die Versorgung ihrer Tiere, mittlerweile zwei Pferde und zwei Katzen – aufrechtzuerhalten. Wirklich darüber nachgedacht, zurückzugehen, hat sie nie. Nach dem Winter kam immer wieder der Frühling und der Baum begann erneut zu blühen. Dazu passen ihre ersten Schweizerdeutschen Worte: Es chunnt scho guet – Es kommt schon gut.

Mittlerweile sieht sie ihre Existenz wieder als gesichert an, was ihr die nötige Sicherheit gibt, sich entspannt um die Lebensgestaltung zu kümmern. Bei der Arbeit erhält sie viel Freiraum, aber auch die nötige Unterstützung, diesen ausfüllen zu können, und sieht Potenzial für die zukünftige Weiterentwicklung. In einer zusätzlichen teilweisen Selbstständigkeit verbindet sie ihr Hobby mit dem Beruf, indem sie als Pferdetherapeutin neue und alternative methodische Zugänge anbietet. In der Schweiz werden diese Methoden gut aufgenommen und akzeptiert, während bei ihren Versuchen, die Therapie in Köln und im Rheinland zu etablieren, vermehrt Skepsis zum Vorschein kam. Daneben bleibt ausreichend Zeit mit Pferden und Freunden Zeit zu verbringen. Dies liegt nicht zuletzt an kurzen Wegen zwischen ihrem Zuhause, der Arbeit, dem Stall und der Natur.

Den Kölner Baum umzupflanzen und in neue Erde zu setzen, würde nicht funktionieren. Neele kann sich eine doppelte Staatsbürgerschaft aber durchaus vorstellen. Wenn Neele sich für die Einbürgerung entscheiden würde, dann, um an Wahlen teilnehmen zu können. Die Chance, mit und nicht über sich entscheiden zu lassen, wäre gerade in ihrem knapp 8.000-Seelen-Dorf im Kanton Zürich relevant. Ein Pass könnte sie als Teil der Schweiz ausweisen, würde aber an ihrem Selbstverständnis nichts ändern. Manchmal kommt ihr der Gedanke, dass es besser wäre, bestimmte Reisen mit einem Schweizer Pass anzutreten, weil die Schweiz international und als neutrales Land besser angesehen ist – nach Israel zum Beispiel. Dann wieder kommt der Gedanke, dass sie mit zwei Pässen fast schon James Bond wäre. Dass sie die Voraussetzungen für die Einbürgerung nach zehn Jahren bereits erfüllen würde, wusste sie noch nicht. Entsprechend kann das Thema noch ein, zwei Jahre warten.

Wo sie sich in fünf Jahren sieht, wusste sie auch früher nie zu beantworten, entsprechend bleibt diese Konstante bestehen. Großen Änderungsbedarf sieht sie momentan nicht, daher wird es wohl erstmal so weitergehen wie bisher. Sie zahlt fleißig in die Rentenkasse und die dritte Säule, was die Möglichkeit erhöht, auch im Rentenalter komfortabel in der Schweiz leben zu können. Auch dagegen spricht erstmal nichts. Genauso gut kann es aber passieren, dass sie in zwei Jahren aus momentan unerfindlichen Gründen zurück nach Deutschland zieht. Auch in der Schweiz besitzt sie weder Haus noch Hof und hat auch keine Kinder.

9 Zukunftswünsche und -pläne: Optimistische Perspektiven

Wir wissen tatsächlich nicht; wie lange bleiben wir in der Schweiz? Gibt es vielleicht irgendwann ein Zurück, weil mit unseren Eltern was ist, oder weil wir die Schulbildung eventuell doch nicht so prickelnd finden in der Schweiz? Ich habe gerade in den letzten drei Jahren gemerkt: je mehr ich plane, desto weniger wird es so (Sophie, 31/DE).

Sophies Aussage verdeutlicht drei Aspekte, welche bei der Zukunftsgestaltung insbesondere im Zusammenhang mit Migration wiederholt auftreten: Temporalität, Lokalität und Motive. Um welchen Zeitrahmen geht es, wo soll die Zukunft stattfinden und aus welchen Gründen?

Die Zukunft hängt eng mit der Vergangenheit und der Gegenwart zusammen: »*In general terms, temporal cognition can therefore be conceptualized as a triangular relationship between perception (input), memory (schema, recall) and anticipation (foresight, projection)*« (Gell 1992: 237). Auf die Zukunftsgestaltung bezogen heißt dies: die Aussagen und Ergebnisse der vorherigen Kapitel bilden den Kontext für dieses Kapitel, gleichzeitig spiegelt dieses Kapitel die Einstellungen der Teilnehmenden bezüglich der Gegenwart wider: »*I argue that the different ways in which people relate to the future is as, if not more, crucial for understanding their presents*« (Ringel 2020: 7). Im Rahmen ihrer Zukunftsgestaltung müssen sich die Teilnehmenden mit ihren ambivalenten Wünschen und Bindungen auseinandersetzen, welche meist selbst noch im Wandel begriffen sind. Zusätzlich wird in der Zukunft eine subjektiv und kollektiv wahrgenommene Unsicherheit deutlich, welche unabhängig von Krisen oder Konflikten eine konkrete oder langfristige Planung erschwert oder verunmöglicht (Kursawe/Elsner/Adlt 2010: 18).

Die Zukunftsgestaltung besteht nicht nur aus einer Form, wie bei Gell die Antizipation, sondern setzt sich je nach Perspektive, Orientierung und Handlungsantrieb unterschiedlich zusammen. Bryant und Knight (2019) beschreiben sechs Arten, wie Menschen sich mit der Zukunft auseinandersetzen: Antizipation, Erwartung, Spekulation, Potenzial, Hoffnung und Schicksal. Antizipation ist der Blick in die Zukunft, welcher sich durch ein Vorwärtsdrängen auszeichnet. Antizipation verharret nicht in der Gegenwart, sondern nutzt die Vergangenheit, um sich in Richtung Zukunft zu bewegen und dafür das Fundament zu schaffen (Bryant/Knight 2019: 28). Erwartung beruht auf bishe-

rigen Erfahrungen, enthält aber immer ein Moment der Ungewissheit; sie kann erfüllt, enttäuscht oder vereitelt werden. Erwartung existiert nur in der Zukunft und »defines the futurity of the future« (Bryant/Knight 2019: 55). Spekulation steht zwischen Antizipation und Erwartung; sie umfasst Vermutungen, Vorstellungen oder Fantasien und eröffnet die Möglichkeit, alternative Zukünfte zu erkunden (Bryant/Knight 2019: 103). Potenzial bezeichnet eine Möglichkeit, die sowohl in der Gegenwart als auch in der Zukunft existiert. Es ist von Unbestimmtheit geprägt – Potenzial kann sich verwirklichen, aber auch unerkannt oder ungenutzt bleiben (Bryant/Knight 2019: 130). Hoffnung ist zwar abstrakt, aktiviert aber im Hier und Jetzt eine positive Handlung und bewegt die Möglichkeit in der Realisierung vorwärts (Bryant/Knight 2019: 157). Schicksal beinhaltet eine gewisse Vorbestimmung (Bryant/Knight 2019: 176–190) und ist als Konzept von den Teilnehmenden nicht genutzt worden.

Die Teilnehmenden setzen sich oft in Form von Spekulation oder Potenzial mit ihrer Zukunft auseinander, ohne in der Gegenwart bereits Vorbereitungen zu treffen oder konkrete Pläne auszuarbeiten. Erwartungen finden sich bei Teilnehmenden, welche zum Zeitpunkt des Interviews eine klare Vorstellung der Zukunft hatten, welche aus den bisherigen Erfahrungen gespeist wird. Auch diese betonten jedoch die Unvorhersehbarkeit der Zukunft: »Ich kann mich nachher ins Auto setzen und bin tot« (Henning, 53/DE). Die Teilnehmenden erleben viele Veränderungen und Unsicherheiten, in denen konkrete Pläne oft nicht wie gewollt umsetzbar sind. Die Covid-19-Pandemie war ein unerwarteter Einschnitt, welcher diese Unsicherheit verdeutlicht und bei diversen Teilnehmenden ein Umdenken bewirkt hat (vgl. Abschnitt 9.4.). Im Zentrum stand dabei nicht die Pandemie selbst, sondern die Grenzschließung, welche für viele Teilnehmenden den Besuch in der Heimat verunmöglicht hat – für die meisten eine nie dagewesene Situation. Die Möglichkeit, die eigene Familie im Nachbarland zu besuchen, schien gegeben und selbstverständlich.

Gegenwärtige Krisen wie die Covid-19-Pandemie, der Klimawandel und der Krieg in der Ukraine wirken oft global und beschäftigen Teilnehmende unabhängig von ihrer Lokalität. Teilweise stellen diese Krisen die Zukunft als Ganzes in Frage und erschweren oder verunmöglichen Prognosen schon für die folgenden Jahre. Daraus wird deutlich, dass die Zukunft eher aus schwammigen Vorstellungen, denn aus konkreten durchführbaren Plänen besteht. Trotzdem herrscht bei den meisten Teilnehmenden eine optimistische Sicht der Zukunft vor, welche im Kontrast steht zu vielen Forschungen zu (unsicheren) Zukünften (bspw. Kazubowski-Houston 2020). In den Narrativen der Teilnehmenden wird die Zukunft oft wertfrei oder positiv dargestellt. Dies hängt eng mit der Zufriedenheit und der gefühlten Handlungsmacht zusammen. Die Teilnehmenden fühlen sich der Zukunft nicht ausgeliefert, auch wenn es verbesserungswürdige Aspekte im Leben gibt und eine grundlegende Unsicherheit herrscht.

Während sich die ethnologische Forschung, bis auf wenige Ausnahmen (vgl. Mead 1978), lange nicht explizit mit dem Thema Zukunft befasst hat, waren es die Krisen Anfang der 2000er-Jahre und die daraus entstehenden Unsicherheiten, welche dem Thema zentralere Beachtung verschafften (Bryant/Knight 2019: 9). Die Zukunft in Migrationsstudien wurde ebenfalls mit Unsicherheit (vgl. Hieronymi 2008 mit Bezug auf Geflüchtete) oder aber auch in Verbindung mit Rückkehrmigration betrachtet (Horn/Schweppes 2016; Howard 2008; Kılınc/King 2017; Mara/Landesmann 2013; Soon 2008). Pauli (2021)

hebt hervor, dass Rückkehr nicht nur als ökonomische oder politische Entscheidung zu verstehen ist, sondern auch emotionale, soziale und symbolische Dimensionen umfasst. Pauli und Bedorf (Pauli 2015; Pauli/Bedorf 2018) verdeutlichen darüber hinaus die Wichtigkeit des Häuserbaus als Bindung zum Heimatland und Investition in eine antizipierte Rückkehr, auch wenn diese letztlich nicht durchgeführt wird. Nicht zuletzt verweist Darieva (2023) mit dem Konzept der »roots« Mobilität auf die Bedeutung des Herkunftslands über Generationen hinweg: Nachfahr*innen armenischer Migrant*innen, welche in Nordamerika, Europa, Australien und Brasilien aufgewachsen sind, kehren aus beruflichen oder persönlichen Gründen nach Armenien zurück und schaffen so neue Formen transnationaler Verbundenheit.

Bilgili und Siegel (2017) sowie Pauli (2021) untersuchen Faktoren, die temporäre oder permanente Rückkehrintentionen beeinflussen. Pauli beschreibt diverse Rückkehrgründe auf Makro- und Mikroebene; auf Makroebene beeinflusst die Politik des Heimatlandes sowie Mediendiskurse eine Rückkehr, während auf Mikroebene soziale Beziehungen und familiäre Netzwerke, individuelle Entscheidungsprozesse sowie die gefühlte Zugehörigkeit und auch Heimweh relevant werden. Bilgili und Siegel ergänzen diese Perspektive, indem sie das Zusammenspiel von Integration im Zielland und Beziehungen zum Heimatland analysieren. Permanente Rückkehr ist die Intention, im Heimatland zu verbleiben, ohne zukünftige Remigration, während bei der temporären Rückkehr längere Aufenthalte im Heimatland geplant sind (Bilgili/Siegel 2017: 15). Die hier genannte temporäre Rückkehr wird im Abschnitt 9.2.3. »Zwischen Ziel- und Heimatland« näher betrachtet. Bilgili und Siegel identifizieren als begünstigende Faktoren für die Rückkehr eine starke wirtschaftliche Entwicklung, berufliche Möglichkeiten und politische Stabilität. Bildungs- und Arbeitsmigrant*innen hegen zudem größere Rückkehrabsichten. Personen, welche einzig die Staatsbürgerschaft des Heimatlandes besitzen, nur die Sprache des Heimatlandes beherrschen und gute Kontakte in die Heimat pflegen, hegen verständlicherweise ebenfalls eher die Intention, zurückzukehren, während das Gegenteil den Verbleib im Zielland befördert (Bilgili/Siegel 2017: 22–29). Die jeweiligen Anlässe für den Verbleib oder die Remigration sind länderspezifisch und gehen teilweise auf die Migrationsgründe zurück.

Grundsätzlich wirken mindestens zwei Bindungen auf die Rückkehrabsichten von Migrant*innen: Die Bindung zum Heimat- und zum Zielland. »Attachment, in this context, refers to the totality of place-specific resources, networks, competencies and emotions that affect a person's life« (Carling/Pettersen 2014: 13). Die Bindung ist vielseitig, emotional geladen und ortsspezifisch. Eine geringe Bindung zum Zielland und eine starke Bindung zum Heimatland erhöht folglich Rückkehrintentionen. Bei geringer Bindung zum Heimat- und Zielland ebenso wie bei starken Bindungen in beide Länder hebt sich der Zug in beide Richtungen auf und führt zu mäßig starken Rückkehrintentionen (Carling/Pettersen 2014: 27). Während das Bedürfnis nach Veränderung mit einer momentanen Unzufriedenheit verbunden werden kann, lässt die Remigration nicht zwingend darauf zurückführen.

Das Abwägen der eigenen Entscheidung auf Basis von Bindungen ins Heimat- und Zielland findet man bei allen Teilnehmenden unabhängig vom Resultat. Entsprechend ist dieser Prozess auch bei Teilnehmenden relevant, wenn sich diese für den Verbleib entscheiden. Hof et al. beschreiben die Entscheidung zum Verbleib im Zielland als »ac-

tive agent-centred process which is often an integral element of a life strategy involving other people or places, that involves a constant weighing up by migrants of their current situation vis a vis potential future opportunities and challenges« (Hof/Pemberton/Pietka-Nykaza 2021: 1–2). Die Entscheidung zum Verbleib oder zur Remigration wird in einen schrittweisen temporalen Prozess eingebettet, welcher vom eigenen Umfeld, der individuellen Biographie sowie »anchors« (Grzymala-Kazłowska 2016, 2018) und »assets« (Moser 2007, 2008) beeinflusst wird: Ähnlich den *attachments* handelt es sich dabei um materielle und immaterielle Ressourcen (*assets*), die Migrant*innen mit der Zeit anhäufen, die ihnen in Form von Standbeinen (*anchors*) die nötige Sicherheit und Stabilität vermitteln, um sich längerfristig niederzulassen. Migrant*innen können sich sozial, räumlich, temporal und infrastrukturell verankern (Grzymala-Kazłowska 2016: 1130), was vermehrt mit einer subjektiv empfundenen Zugehörigkeit einhergeht. Dazu gehört auch ein Gefühl »angekommen zu sein«, was sich mitunter in täglichen Praktiken widerspiegelt – dies wurde in den Kapiteln 7 und 8 thematisiert und bildet damit die Grundlage für die Entscheidungsprozesse der Teilnehmenden.

Bei der Temporalität hängen zwei Facetten eng zusammen: Das Alter der Teilnehmenden und die Zeitspanne der Zukunft. Unterschiedliche Generationen – als Kohorte, welche spezifische historische und soziologische Prozesse durchlaufen haben (Cole/Durham 2007: 16) – reagieren unterschiedlich auf die Herausforderungen ihrer Zeit. Sehr wahrscheinlich werden jüngere Teilnehmende, wenn sie das Rentenalter erreichen, völlig andere Sichtweisen mitbringen und auf neue Möglichkeiten zurückgreifen können. Der zweite Aspekt, welcher gerade im Zusammenspiel von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft essenziell ist, ist der Zeithorizont. Während einige Teilnehmende planen, für den Rest ihres Lebens zu bleiben, ist die Migration für andere eine zeitlich begrenzte Erfahrung: »*Es ist ein Etappenhalt und es ist ein wichtiger Etappenhalt, weil ich endlich Zeit habe, um Gedanken zu entdecken*« (Ruth, 64/CH). Durch die Metapher der Etappe wird klar, dass vorher und nachher etwas Anderes kommen muss.

Insbesondere bei der Betrachtung der fernen Zukunft stellen die Aussagen der Teilnehmenden eine Momentaufnahme dar. Zugleich sind die Teilnehmenden in unterschiedlichen Stadien ihres Lebens und können oder wollen keine Aussagen machen über eine Zukunft, die für sie aus privater, beruflicher oder globaler Sicht gar nicht greifbar ist. »*Ich weiß nicht, ob ich gerade in der IT, wo alles ja immer so schnelllebig ist und flott zu und her geht, ob ich das wirklich noch ewig machen will*« (Stephanie, 55/CH). Nicht zuletzt sind Menschen individuell mehr oder weniger spontan oder planend: »*Ich bin auch schon eher ein Mensch, der sagt, mein Kalender reicht acht Wochen voraus*« (Moritz, 30/DE). Gerade bei konkreten Plänen besteht immer das Risiko, dass sich die eigene Vorstellung nicht mit der zukünftigen Realität decken wird. Sieht man sich rückblickend den Zeithorizont einiger Teilnehmenden an, wird dies auch für die Zukunft deutlich: Anstelle der ursprünglich geplanten zwei bis vier Jahre lebt Klara nun schon über 40 Jahre in Deutschland.

In der Zukunftsgestaltung zeigt sich, wie Temporalität, Lokalität und die Beweggründe ineinandergreifen. Die Zukunftsgestaltung im Zielland bedeutet eine Fortsetzung der Kontinuität, eine Abwesenheit von Veränderung im Bereich der Migration. Zukunftsgestaltung in einem Drittland oder zwischen Heimat- und Zielland birgt einen distinkten Umbruch u.a. am Ende einer bestimmten Lebensphase wie z.B. dem Übergang in den Ruhestand. Diese Umbrüche sind jedoch auch bei den im Heimatland ver-

bleibenden Personen signifikant und führen zu Veränderung. Entsprechend gilt es auch hier abzuwägen zwischen der Zukunftsgestaltung im Kontext von Migration und unabhängig davon. Grundsätzlich werden die vier Optionen – Verbleib im Zielland, Rückkehr ins Heimatland, Umzug in ein Drittland sowie ein transnationaler Lebensstil – als Zukunftsoptionen betrachtet. Teil der Zukunftsgestaltung im Zielland ist auch der Zeithorizont bis zu einer potenziellen, erwarteten oder antizipierten Remigration.

9.1 Temporalität: Von Übergängen und Umbrüchen

Die Wahrscheinlichkeit, dass wir zurückgehen, ist sehr hoch, eigentlich sicher, aber ob es jetzt in drei oder zwei Jahren, oder in fünf oder zehn Jahren ist, das ist noch nicht klar (Mario, 44/CH).

Oft setzten sich Teilnehmende zum Zeitpunkt der Migration einen Zeithorizont, bis zu welchem sie im Zielland verbleiben wollen, um dann die Optionen neu zu bewerten. Gleichzeitig wird damit auch die grundsätzliche Intention zur Remigration deutlich. Der Zeithorizont ist dynamisch und kann sich im Lebensverlauf ändern. Auch wenn viele Teilnehmende mit längerer Aufenthaltsdauer ihren ursprünglich gesetzten Zeithorizont überschritten haben, können sie sich neue Stichtage setzen. Diese Dynamik sieht man auch bei Mario und seiner Familie. Der ursprüngliche Zeithorizont war auf mindestens drei Jahre bemessen, nach fünf Jahren Aufenthalt ist die Rückkehr zwar immer noch antizipiert, jedoch stehen momentan andere Projekte im Vordergrund.

Bei Jette und ihrem Mann kam erst in den letzten Jahren ein Zeithorizont auf. Während sie früher der Meinung gewesen waren, bis zum Lebensende in der Schweiz zu verbleiben, änderte sich dies mit der tieferen Kenntnis der Lebensumstände von weniger situierten Personen in ihrem Umfeld. Das Paar kam zum Schluss, dass die Lebensqualität in der Schweiz im Alter nicht ihren Vorstellungen entspricht und entwickelte neue Pläne. Auf diese komme ich im Abschnitt 9.2.4. (Migration in Drittländer) zurück.

Bei Marlen wiederum bestimmen die gegenwärtigen Erfahrungen sehr stark ihre Zukunftsaussichten. Während sie sich nicht vorstellen kann, an ihren früheren Wohnort zurückzukehren, hält sie einen Umzug nach Süddeutschland für möglich. Bei Urlauben in der Gegend fühlt sie sich akzeptiert, findet aufgrund des gleichen Humors schnell Anschluss und könnte sich – momentan – vorstellen, in Zukunft dort hinzuziehen: »Ist aktuell wieder so, war auch schon anders« (Marlen, 38/DE). Marlen ist auf Arbeitssuche und frustriert durch den fehlenden Erfolg: »Ich habe aktuell das Gefühl: die Schweiz lehnt mich ab, ich kriege keinen Job und deswegen wächst jetzt mehr und mehr auch diese Ablehnung gegenüber der Schweiz« (Marlen, 38/DE). Sie hatte auch schon in der Vergangenheit Phasen, in denen eine Rückkehr für sie mehr oder weniger in Frage kam, immer beeinflusst durch gegenwärtige Entwicklungen in ihrem Leben, aber bisher ohne die entsprechende Umsetzung des Gedankens. Dies verdeutlicht, wie stark sich zeitliche Entwicklungen auf Zukunftsvorstellungen auswirken und dass gegenwärtige Aussagen diese stets nur momenthaft erfassen können.

Neben solchen Verschiebungen in der persönlichen Lebenssituation spielt auch der Lebensverlauf selbst eine zentrale Rolle. Als weiterer temporaler Aspekt kommen daher

Lebensabschnitte hinzu, welche das Ende bestimmter Phasen markieren und neue Orientierungen oder Prioritäten hervorbringen:

[A]s one grows older, ages are reached at which it is customary to cease one stage of development and begin another. Such times are the cessation of education, entrance into the labor force, or retirement from work. Marriage, too, constitutes such a change in the life cycle, as does the dissolution of marriage, either through divorce or the death of a spouse (Lee 1966: 52–53).

Übergänge von einem Lebensabschnitt zum nächsten – Schul- oder Universitätsabschlüsse, Familiengründung, Ruhestand – gehen oft mit umfassenden Veränderungen einher. Entsprechend geben sie Teilnehmenden oft den Anstoß, die eigene Lebenssituation zu evaluieren und dabei auch die Wahl des Lebensmittelpunktes zu überdenken. Im Kapitel zu den Migrationsgründen wurde der Übergang in das Arbeitsleben oder in den Ruhestand bereits als Grund und Zeitpunkt erwähnt. Die wichtigsten Übergänge in der Zukunftsgestaltung sind die Familiengründung bzw. Geburt von Kindern, der Schulbeginn der Kinder und der Beginn des Ruhestandes. Der Eintritt in den Beruf oder in Institutionen der höheren Bildung sind ebenfalls vermehrt für Eltern relevant, die mit oder aufgrund ihrer Kinder remigrieren würden. Das heißt nicht, dass außerhalb dieser Umbrüche keine Entscheidungsprozesse laufen und keine Remigration stattfindet; die Situationen eignen sich aufgrund der grundsätzlichen Veränderung jedoch besonders gut dafür.

Während die Geburt von Kindern und deren Schulbildung bei den Migrationsgründen weniger relevant waren, spielen sie bei der Zukunftsgestaltung und der Entscheidung zu bleiben oder zu gehen eine zentrale Rolle. Die Familiengründung allein war bei den Teilnehmenden kein Grund, ihre Zukunft zu überdenken, die daraus entstehenden Konsequenzen bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Kinderbetreuung, Wahl des Schulsystems oder Kontakt zu den Großeltern spielten jedoch in weitergehende Entscheidungsprozesse hinein. Bei Nina zeigt sich die langfristige Perspektive des Lebens mit Kindern: »Ich muss ja auch für die Kinder schauen. Mit drei Mädchen, will man, dass die als Jugendliche in einer Großstadt, wo es so viele unschöne Sachen gibt, will man, dass sie da groß werden?« (Nina, 39/CH). Nina bezieht heute schon die längerfristige Zukunft ihrer Kinder mit in den Entscheidungsprozess ein.

Für Teilnehmende mit kleinen Kindern stellt der Schulbeginn einen festen Zeitpunkt dar, bis zu dem sie eine Entscheidung für oder gegen das Zielland treffen wollen. »Also ich muss schon sagen, dass, jetzt gerade, weil die Kinder nicht in der Schule sind, ich wieder mit dem Gedanken spiele zurückzugehen« (Nina, 39/CH). Einerseits ist das Schulsystem selbst ein wichtiger Konfliktpunkt, so auch für Nina, der das »Schulsystem überhaupt nicht behagt« (ebd.). Darüber hinaus sind die Eltern bemüht, die Kinder nicht aus festen Strukturen zu brechen und sie unnötig zu entwurzeln. Die Teilnehmenden kennen selbst die Schwierigkeiten, an einem neuen Ort neue Kontakte zu knüpfen, was sie ihren Kindern nicht unnötig erschweren wollen. Da die Übergänge von einer Schulstufe zur nächsten zwischen der Schweiz und Deutschland nicht übereinstimmen, gibt es später keinen Zeitpunkt mehr, an dem in beiden Ländern neue Klassen gebildet würden. Vor der Einschulung sehen die Teilnehmenden daher die beste Möglichkeit, mit Kindern zu (re-)migrieren. Bis dahin

wollen sie entsprechend evaluiert haben, ob das Ziel-, das Heimat- oder ein Drittland die beste Basis für ein Leben mit Kindern bietet.

Schul- oder Universitätsabschlüsse stehen bei zwei Teilnehmenden, einer Doktorandin und einem Bachelorstudenten, in der nahen Zukunft an¹. Beide tendieren momentan dazu, langfristig in der Schweiz zu bleiben, da sie trotz kurzer Aufenthaltsdauer von drei Jahren bereits gut vor Ort und in Netzwerken eingebunden sind. Noah strebt auf lange Sicht eine Promotion in der Schweiz an, kann sich jedoch vorstellen, während seiner Bildungslaufbahn noch weitere kurzzeitige Auslandserfahrung zu sammeln. Alena kann sich weitere Auslandserfahrung ebenfalls vorstellen, da diese für eine von ihr angestrebte wissenschaftliche Karriere hilfreich ist. Als potenzielle Ziele kommen die USA oder skandinavische Länder in Frage, nicht jedoch Deutschland. Rückkehrintentionen von Studierenden wurden bereits nach Zielland (vgl. Soon 2008 zu Neuseeland) und Herkunft (Güngör/Tansel 2008 zu türkischen Studierenden) untersucht. In beiden Studien war die Rückkehrintention vor der Migration ein wichtiger Faktor, hinzu kommen die in früheren Studien häufig erwähnten push- und pull-Faktoren: Gute Arbeitschancen, guter Lebensstil und eine soziale Einbindung am Zielort senken die Rückkehrintentionen. Vor allem die gute soziale Einbindung u. a. in Gestalt eines Schweizer Partners, führten dazu, dass Alena ihre ursprüngliche Rückkehrintention überdachte.

Für die ältere Generation ist der Übergang zum Ruhestand ein zentraler Aspekt der Zukunftsgestaltung. Je näher die Teilnehmenden dem Rentenbeginn stehen, desto konkreter werden die Gestaltungsoptionen. Beim Start in den Ruhestand fällt die örtliche Bindung an den Arbeitsort weg, welche zumeist bis dahin noch bestand. Entsprechend bietet sich dieser Zeitpunkt an, um einen Ort zu finden, an welchem man das Alter genießen kann. Damit kommt in vielen Fällen ein Bedürfnis nach Ruhe. Gleichzeitig wissen die Teilnehmenden, dass ihre Gesundheit tendenziell abnehmen wird und große Veränderungen nicht mehr umsetzbar sein könnten. Trotzdem wird, wie auch bei anderen Studien (Amrith/Sakti/Sampaio 2023), sichtbar, dass auch ältere Teilnehmende eine aktive Zukunft imaginieren und umzusetzen versuchen. Klara war zum Zeitpunkt des Interviews 64 und stand damit kurz vor der Rente. Sie hatte bereits konkrete Pläne für die nächsten Jahre, welche durch ihre starken sozialen Bindungen im Heimat- und Zielland bedingt waren. Der konkreten Entscheidung für das Ziel-, Heimat- oder Drittland gehe ich im Abschnitt 9.2. zur Lokalität genauer nach.

9.1.1 Nachdenken über das Lebensende

Wenn man stirbt, ist es letztendlich egal (Jonas, 53/CH).

Das Lebensende kann als letzte und ultimative Transition gesehen werden. Trotzdem ist es letztendlich nicht egal, was danach oder auch davor geschieht. Das Lebensende wurde in den Narrativen als sehr privates Ereignis wahrgenommen, was nur die Sterbenden und die engste Familie betrifft. Damit folgt auch diese Transition den bisherigen,

1 Es gibt weitere Teilnehmende, welche eine Ausbildung bzw. Weiterbildung durchführten, diese ist jedoch in den Beruf eingegliedert und stellt damit auch beim Abschluss keine eigentliche Transition dar.

indem soziale Gründe auf individueller und Familienebene beim Entscheidungsprozess im Vordergrund stehen. Für die meisten Teilnehmenden ist das Lebensende zwar gedanklich sehr viel weiter entfernt als der Ruhestand und daher gegenwärtig nicht Teil der Zukunftsgestaltung. Ältere Teilnehmende werden wiederum unweigerlich mit dem Älterwerden und Sterben konfrontiert – es bleibt ein schwieriges Thema: »*Es kommt sicher eine Zeit, aber daran will ich noch nicht denken. Ich schiebe das noch ein bisschen auf*« (Rosa, 95/DE). Es gab mehrere Teilnehmende, die sich mehr oder weniger intensiv mit dem Tod, dem Sterben und dem Ort, an dem ihre Überreste zur Ruhe gelegt werden sollen, beschäftigten.

Als bedrohliche Präsenz taucht der Tod bereits früher in den Narrativen der Teilnehmenden auf, welche sie an die Flüchtigkeit des Lebens erinnert. »*Manchmal stelle ich mir mich selbst auf dem Sterbebett vor*« (Livia, 44/CH). Während bei Livia die Sicht auf den Tod das gegenwärtige Leben kontrastiert und als imaginierter Rückblick dient, sind es bei Sonja aktuelle Verluste, die sie daran erinnern, das Beste aus ihrer Zeit zu machen: »*So lange es noch geht*« (Sonja, 55/CH).

Beim Thema Tod kommt erneut die Korrelation zwischen der Bindung zum Heimat- und Zielland zum Vorschein. Ruth wohnt erst seit knapp zwei Jahren in Deutschland, ihre vier Töchter und die restliche Familie wohnen alle in der Schweiz, genauso wie Freund*innen und Bekannte. »*Ich habe mir schon Gedanken gemacht. Was ich mir nicht vorstellen kann, ist, dass ich hier sterbe*« (Ruth, 64/CH). Während die nähere Zukunft noch ungewiss ist und erstmal in Deutschland stattfinden soll, stellt der Tod eine klare Grenze dar. Sie will im höheren Alter »*dem Ruf der Familie folgen*« (ebd.), da diese sowohl für die Betreuung der Enkelkinder als auch für eventuell bevorstehende Pflegeleistungen für Ruth relevant wird.

Bei Alice ist das Zielland wiederum die einzige Option: »*Es macht keinen Sinn in die Schweiz zu gehen, nur um da zu sterben*« (Alice, 59/CH). Alice hat zwar noch einige Verbindungen in die Schweiz, ihre Kinder und mittlerweile Enkel sind aber in Deutschland geboren und aufgewachsen. Der Lebensmittelpunkt der engsten Familie ist Hamburg, ebenso der ihrer besten Freund*innen. Sterben in der Schweiz übt einen gewissen Reiz auf Alice aus, ernsthaft verfolgen will sie die Idee aber nicht. Wie für Ruth sind für Alice die sozialen Beziehungen der ausschlaggebende Punkt.

Deutlicher wird der entstehende Konflikt zwischen der eigenen Herkunft und den gegenwärtigen Beziehungen bei Jonas. »*Ist es hier, wo man eigentlich mit der Erde, so bildlich gesagt, gar nichts zu tun hat, oder will man dort drüben, wo die Eltern, wo alle von einem vorher begraben wurden, in die Heimateerde?*« (Jonas, 53/CH). Jonas spürt eine Verbundenheit zu seinen Eltern und Vorfahren über den Boden, ähnlich der Metapher der Wurzeln in der Heimat.

Motherland and fatherland, aside from their other historical connotations, suggest that each nation is a grand genealogical tree, rooted in the soil that nourishes it. By implication, it is impossible to be a part of more than one tree. Such a tree evokes both temporal continuity of essence and territorial rootedness (Malkki 1992: 28).

Die zeitliche Kontinuität zu allen, die vor einem da waren, verbindet Jonas mit der Schweiz auf einer tieferliegenden Ebene. Die Verbindung zum Heimatland sieht man

auch bei Nachfahr*innen von Migrant*innen, welche in zweiter oder dritter Generation weiterhin eine große Verbundenheit mit der Heimat der Vorfahr*innen verspüren, welche mitunter durch den Boden und die Erde symbolisiert wird (vgl. Darieva 2023: 58–64).

Gleichzeitig sieht Jonas aber die Verbindung zu seinem Partner im Zielland: »Oder will man mit dem Partner zusammen dahin, wo man den größten Teil des Lebens verbracht hat?« (Jonas, 53/CH). Jonas hat sehr enge Bindungen im Heimat- und im Zielland und steht daher im Zwiespalt, welche Bindung für ihn wichtiger sein wird. Sein Dilemma verdeutlicht, dass Zugehörigkeit nicht nur territorial oder genealogisch, sondern auch relational hergestellt wird.

Während die eine Form von Kontinuität über Generationen hinweg und durch eine symbolische Verortung in der Heimat entsteht, resultiert die andere aus geteilter Lebenszeit, Erfahrungen und emotionaler Nähe im Hier und Jetzt. Solche konkurrierenden Formen der Verwurzelung entstehen insbesondere dann, wenn Partnerschaften, Familienbeziehungen oder langjährige Aufenthalte neue Bezüge im Zielland schaffen. Grundsätzlich steht beim Lebensende daher die Verbindung zu den Lebenden – und seltener zur heimischen Erde – im Zentrum.

9.1.2 Der Einfluss von Covid-19

Mit Corona zum Beispiel, das ist ja dieses aktuelle Thema, was ja immer, noch die nächsten Jahre wahrscheinlich, mitten drin sein wird. [...] für mich persönlich hat sich nicht in meinem Leben groß was geändert. Ich bin jede Woche einkaufen gegangen, ich war – verkürzt – arbeiten, sicherlich, man hat sich schon zwischendurch mal Sorgen gemacht, als es dann hieß Kurzarbeit. Wie läuft das jetzt bei uns? (Hannah, 45/DE).

Während bezüglich der Zukunftsgestaltung normalerweise viele individuelle Faktoren und Entwicklungen mit lokalen Begebenheiten abgewogen werden, stand ab dem Frühjahr 2020 plötzlich ein globales Problem im Mittelpunkt: Die Covid-19-Pandemie war für die meisten Teilnehmenden ein gravierender Einschnitt ins Leben, nicht nur im Alltag. Die Grenze zwischen der Schweiz und Deutschland wurde das erste Mal seit Jahrzehnten geschlossen und der Grenzübertritt war nicht mehr ohne weiteres möglich. Teilnehmende, welche bisher regelmäßig Familie und Freunde besucht hatten, konnten dies plötzlich nicht mehr. Daraus ergab sich die Erkenntnis, dass eine derartige Situation in Zukunft erneut auftreten könnte. Während einige Schweizer Teilnehmende bereits vor der Pandemie mögliche Krisensituationen (Krieg, politische Konflikte und ein Ende der Freizügigkeit) ansprachen, stand die Möglichkeit einer Grenzschließung danach im Fokus. Dies hatte Auswirkungen auf die Wahrnehmung von Staatsbürgerschaft, aber gleichzeitig auch auf die Auseinandersetzung mit der Zukunft (vgl. Abschnitt 8.5.).

Das Potenzial, dass ältere oder kranke Verwandte Pflege benötigen könnten oder versterben, ohne dass die Teilnehmenden sie besuchen können, war besonders sorgenerregend: »Ich habe Eltern zuhause sitzen, die 77 und 85 sind. Natürlich mache ich mir da Sorgen drum« (Paul, 53/DE). Entsprechend verstärkte die Pandemie das Bedürfnis, die transnationalen Beziehungen zu pflegen, gleichzeitig zeigte es einen möglichen Bruch auf. Während die Teilnehmenden sich vorher nicht zwischen Heimat- und Zielland entschei-

den mussten, wurden solche Imaginationen plötzlich Wirklichkeit. Hin- und hergerissen zwischen der eigenen Lebensführung im Zielland und den sozialen Kontakten zur Familie im Heimatland, begannen einige deutsche Teilnehmende eine Rückkehr in Betracht zu ziehen – oder Bemühungen zu verstärken, ihre Familie nachziehen zu lassen. Während der Covid-19-Pandemie verharrten die meisten jedoch in ihren Positionen, da die Unsicherheit bereits lähmend wirkte. Insbesondere neue Abenteuer und Umbrüche wurden daher verschoben. In den meisten Fällen wurden diese Pläne lediglich aufgeschoben, ob sie nach der Pandemie tatsächlich ausgeführt werden, zeigt sich erst mit der Zeit. Im Abschnitt 9.4. komme ich wieder darauf zurück.

9.2 Lokalität: Hier, da oder dort?

Ich könnte mir wahrscheinlich von heute auf morgen irgendwo auf dem Planeten wieder was aufbauen, gar kein Problem (Richard, 53/DE).

Bei der Wahl der zukünftigen Lokalität zeigen sich einerseits spekulative Zukunftsvorstellungen, andererseits relativ konkrete Erwartungen, die auf bisherigen Erfahrungen beruhen. Während es in manchen Fällen – wie bei Richard – um eine hypothetische Machbarkeit geht, steht in anderen die pragmatische Umsetzung bereits gefasster Pläne im Vordergrund. Die Temporalität ist als wichtiger Aspekt der Zukunftsgestaltung auch bei der Wahl der Lokalität von Belang. Die Aussagen der Teilnehmenden sind eine Momentaufnahme ihrer Vorstellungen zum Zeitpunkt des Interviews, was ihnen auch selbst bewusst ist: »Ich finde es toll hier in der Stadt, aber ich weiß nicht, ob ich es im Alter auch noch so toll finden würde« (Joel, 38/CH). In der Stadt findet Joel jegliche Infrastruktur vor, welche man jedoch nur mit einer gewissen Mobilität nutzen kann. Zudem beurteilt Joel den Trubel von Berlin mittlerweile differenzierter und macht sich Gedanken, wie lange er diesen noch positiv bewerten wird.

Bei der Wahl der besten Lokalität werden unterschiedliche Aspekte im Heimat- und im Zielland – wie soziale Beziehungen, berufliche Möglichkeiten oder Freizeitgestaltung – gegeneinander abgewogen. Viele dieser Bindungen sind zwar ortsgebunden, ließen sich jedoch an einem anderen Ort teilweise wiederherstellen oder neu aufbauen. Zugleich gibt es Aspekte, die untrennbar mit bestimmten Orten verbunden sind und die Entscheidungsfreiheit der Teilnehmenden einschränken. Dies zeigte sich bereits bei den ursprünglichen Migrationsgründen, insbesondere bei jenen, die bewusst einen bestimmten Ort als Ziel wählten. Solche Ortsbindungen bleiben häufig bestehen und begünstigen den weiteren Verbleib.

Berufliche Möglichkeiten spielen in diesem Zusammenhang eine ambivalente Rolle. Einerseits können bestimmte Qualifikationen, Berufsfelder oder Erwerbsformen hohe Flexibilität erlauben und somit Mobilität begünstigen. Andererseits können sie eine Rückkehr oder erneute Migration erheblich erschweren. So entstehen im Lauf der Zeit Abhängigkeiten, die mit der beruflichen Verankerung an einem Ort zusammenhängen. Besonders deutlich wird dies bei im Ausland absolvierten Ausbildungen, welche im Heimatland entweder nicht anerkannt werden oder derart spezialisiert sind, dass es dort kaum entsprechende Arbeitsplätze gibt. Dieser Fall tritt beim deutschen Sample deswe-

gen nicht auf, weil (bis auf einen Studenten) alle Teilnehmenden ihre Ausbildung bereits abgeschlossen hatten und auf Basis dieser Ausbildung in die Schweiz rekrutiert wurden oder einwandern konnten.

Im schweizerischen Sample hingegen zeigen sich zwei Beispiele. Laila kann ihren in Deutschland erlernten Beruf der Heilpraktikerin in der Schweiz nicht ausüben, da es dort weder die Berufsbezeichnung noch eine entsprechende Ausbildung gibt. Alice wiederum hat in einem Berufsfeld – der Musikpädagogik – gearbeitet, das zur Zeit ihrer Ausbildung international noch wenig etabliert war. Während sich in Deutschland neue Strukturen und Stellen entwickelten, blieb das Angebot in ihrer Schweizer Herkunftsregion sehr begrenzt. Beide sehen sich daher in ihrer beruflichen Mobilität stark eingeschränkt und auf Deutschland als Arbeitsort festgelegt.

Ähnlich sieht dies bei einer Selbstständigkeit aus, welche die Investition von viel Zeit und Energie voraussetzt, um einen lokalen Kundenstamm aufzubauen. Zwar wären Selbstständige in der Lage, an einem anderen Ort ein neues Geschäft zu eröffnen und ihre Fähigkeiten mitzunehmen, bei erworbener Infrastruktur und den Kunden gestaltet sich der Transfer schwieriger. Daher ist eine Selbstständigkeit, wenn sie nicht von Beginn weg in beiden Ländern verfolgt wurde, eine Zusage an das Zielland.

Eine Einschränkung, welche von den Teilnehmenden üblicherweise als positive Entwicklung und Zugeständnis an einen Ort gesehen wird, ist der Kauf von Eigentum, welcher im Kapitel 7.1. behandelt wurde. Ein eigenes Haus oder eine Eigentumswohnung ist eine bewusste, wenn auch nicht permanente, Entscheidung für einen Ort und eine Investition in die Zukunft an diesem Ort. Im Kontrast zu anderen Studien (Pauli 2015) erwerben Teilnehmende in den meisten Fällen Häuser im Zielland, was eine Bindung zum Zielland verdeutlicht. Es finden sich jedoch auch Teilnehmende, welche in einem Drittland oder im Heimatland nach Eigentum suchen – in allen Fällen ist der Erwerb von Eigentum ein deutliches Indiz für die Zukunftsgestaltung.

9.2.1 Zukunftsgestaltung im Zielland

Ich gehe mal davon aus, dass, selbst wenn ich das Rentenalter erreiche in grob gerechnet 12 Jahren, wir nicht mehr tatsächlich mit 65, mindestens nicht zwingend, in Rente gehen müssen. Von daher gehe ich auch davon aus, auch weil ich mich relative fit fühle, dass ich bestimmt bis 70 arbeite (Paul, 53/DE).

Die Zukunftsgestaltung im Zielland wirkt auf den ersten Blick unspektakulär, da sie eine Fortführung des bisher Dagewesenen darzustellen scheint. Betrachtet man nur die positive oder negative Entscheidung im Hinblick auf die Migration, scheint die Remigration als aktive Handlung einer Passivität beim Verbleib gegenüberzustehen. Die Immobilität wird entsprechend oft negativ gewertet (Faist 2013: 1644). Die Abwesenheit von Migration stellt jedoch nicht automatisch die Abwesenheit von jeglichen Abwägungen in diesem Bereich dar. Sowohl die Entscheidung zur Remigration als auch zum Verbleib im Zielland erfolgt meist erst nach längeren Überlegungen zu den Vor- und Nachteilen beider Optionen. Der geplante Verbleib im Zielland ist oftmals das bewusste Zugeständnis zum Zielland.

Zuerst soll es an dieser Stelle jedoch um die Zukunft unabhängig von Entscheidungsprozessen bezüglich einer Remigration gehen. Gerade bei jüngeren Teilnehmenden steht speziell die nähere Zukunft im Mittelpunkt. Die meisten Teilnehmenden können Lebensbereiche benennen, z.B. im Beruflichen, Sozialen oder in der Freizeit, die noch nicht ihren Wunschvorstellungen entsprechen und an denen sie in der nahen Zukunft arbeiten möchten. Im Verlauf dieses Abschnittes wird deutlich werden, dass erfüllte kurzfristige Ziele eine Entscheidung zum Verbleib ermöglichen (Hof/Pemberton/Pietka-Nykaza 2021: 15); die Lebensgestaltung im Zielland und die Zugehörigkeit tragen somit maßgeblich zur Zukunftsgestaltung bei.

Berufliche Sorgen, Hoffnungen und Gedanken wie bei Paul findet man bei vielen Teilnehmenden wieder. »Kurzfristig nenne ich jetzt nur die nächsten paar Jahre, gilt für mich auf jeden Fall weiterarbeiten und mehr Stabilität im Markt bekommen« (Alice, 59/CH). Wie Paul und Alice gehen mehrere Teilnehmende in der Schweiz und Deutschland davon aus, dass sie über das Renteneintrittsalter hinaus arbeiten werden. Hauptsächlich liegt dies an niedrigen Renten und finanziellen Gründen: Für manche geht es um die Deckung der grundsätzlichen Lebenshaltungskosten, während bei anderen die Aufrechterhaltung des bisherigen Lebensstils im Vordergrund steht. Gleichzeitig wird der Vorteil von Arbeit für die psychische und körperliche Gesundheit hervorgehoben.

Für Romina stehen die berufliche Entwicklung und zukünftige Chancen im Mittelpunkt: »Ich würde mir wünschen, dass es sich beruflich alles gut entwickelt. Mein Beruf ist mir sehr wichtig, die Eigenständigkeit, dass ich mich gut finanzieren kann. Dass ich mich überhaupt beruflich gut weiterentwickeln kann, das ist ja ein Schwerpunkt bei mir« (Romina, 38/CH). Mit dem beruflichen Erfolg sind auch ihre Unabhängigkeit und ihre persönliche Entwicklung verbunden. Romina ist mitten in einer weiteren Ausbildung und will zukünftig ihre berufliche Präsenz ausweiten, aber auch im Privaten ist die Selbstbestimmung wichtig: »Die Freiheiten die mir, wenn meine Tochter größer ist, erlauben, mich einzusetzen für Dinge, die mich interessieren« (Romina, 38/CH). Da sie momentan durch ihren Beruf und ihre Tochter sehr eingebunden ist, arbeitet sie daraufhin, die Basis für die Zukunft zu setzen.

Jette hat sich selbst immer als sehr berufsorientierte Person gesehen, weswegen ihre Arbeit lange im Fokus stand. Im Laufe der Zeit hat sie jedoch für sich erkannt: »Das kann es eigentlich nicht nur sein« (Jette, 56/DE). Jette macht gerne Sport, liest oder widmet sich ihrem Garten, sie musste sich jedoch eingestehen, dass sie überhaupt keine Zeit für diese Hobbies findet. »Jetzt wünsche ich mir schon eigentlich etwas mehr Zeit. Mehr Zeit für mich, Zeit für das, was mir Freude macht, Zeit für meine Hobbies« (Jette, 56/DE). Je älter sie wird, desto wichtiger wird die private Zufriedenheit und ihre Gesundheit. Als Teil einer erhofften Zukunft unternimmt Jette bereits erste Schritte, ihre Ziele umzusetzen, um mit ihrem Mann alt werden zu können.

Für Alena stehen ebenfalls private Ziele im Fokus. Alena ist Doktorandin in Zürich, sieht den Abschluss der Promotion jedoch nicht als festen Zeitpunkt, an dem sie ihre Zukunft reevaluiieren müsste. Sie sieht sich längerfristig in der Schweiz; mit der Promotion hat sie gute Jobaussichten, ihr Netzwerk ist nach drei Jahren Aufenthalt bereits ausreichend gewachsen und sie hat einen Schweizer Partner. Entsprechend sind ihre Zukunftspläne darauf ausgerichtet, sich den Wohnort, die Menschen und Kultur weiter zu erschließen: »Es wäre schon schön, wenn ich halt einfach länger hier bin und [es] sieht ganz danach aus. Dann fände ich es, ja, es ist einfach ein Skill, den man mehr hat und es lässt einen auch

schon mehr in die Landesphilosophie eintauchen« (Alena, 29/DE). Teil dieser Bestrebungen ist die Sprache, in ihrem Fall der Zürcher Dialekt, welchen sie aktiv beherrschen möchte. Sie übt unter anderem ihre Aussprache mit schweizerdeutschen Kinderliedern oder beim Joggen: »Beim Joggen übe ich immer grüezi zu sagen, weil es ist halt kein grützi. [...] Oder das Müsli und das Muesli, das eine ist das Mäuschen und das andere das Müsli« (Alena, 29/DE). Entgegen anderer Aussagen, dass diese Bemühungen in der Schweiz negativ rezipiert würden, kennt Alena nur ermutigende Reaktionen. In Ihrem Umfeld scheint eher die Erwartungshaltung zu herrschen, dass sie Schweizerdeutsch sprechen sollte: »Wieso sprichst du eigentlich noch kein Schweizerdeutsch? Mir ist es noch nie begegnet: wie, du willst Schweizerdeutsch lernen?« (Alena, 29/DE). Alena möchte zeigen, dass sie sich bemüht, aber die Sprache auch nicht erzwingen. Insbesondere ihr Partner ist dabei eine große Hilfe, da er die Gelegenheit bietet, den Dialekt zu üben, ohne dass sie sich äußeren Urteilen aussetzt. »Wir wissen beide, sein Hochdeutsch klingt genauso schlecht wie mein Schweizerdeutsch« (Alena, 29/DE). Alenas Bemühungen stammen aus der Intention, Zürich und die Schweiz vermehrt zu ihrem Ort zu machen, an dem sie sich zugehörig fühlt.

Dieses und auch die anderen zuvor genannten Beispiele zeugen alle vom Prozess der allmählichen Verwurzelung, ohne dass sich daraus eine unmittelbare Konsequenz für die Frage nach Verbleib im Zielland oder Remigration ableitet. Die Teilnehmenden setzen sich kurzfristige Ziele, die sie in diesem Prozess vorwärtsbringen. Ähnlich wird dieser Zusammenhang zwischen einem eher kurzen Planungshorizont und der Verwurzelung auch von Hof et al. thematisiert.: »*Staying involves the fulfilment of short-term goals or plans that in aggregation may lead individuals to stay long-term*« (Hof/Pemberton/Pietkanykaza 2021: 15). Nicht erfüllte Ziele können zu einer Remigration führen, erfüllte Ziele führen jedoch nicht notwendigerweise zum Verbleib – es wird lediglich das Potenzial dafür geschaffen. Akkulturationsprozesse sind genauso Teil dieses Prozesses wie private und berufliche Ziele.

Eine stärkere lokale Verortung verfolgen Teilnehmende insbesondere, wenn sie noch nicht lange am derzeitigen Wohnort leben, grundsätzlich aber keine negative Wahrnehmung des Ziellandes bzw. des Wohnortes haben. Ist diese Verortung nicht erfolgreich, kann die daraus resultierende Frustration ein Grund sein, in Zukunft den Lebensmittelpunkt zu wechseln. Wie lange dieser Zeitraum ist, liegt an der individuellen Beurteilung, zwei Jahre scheinen jedoch für viele die Schmerzgrenze darzustellen. »*Ich gucke jetzt die nächsten zwei Jahre. Wenn das für mich gut läuft, bleibe ich*« (Dana, 52/DE). Dana fühlt sich in dieser Hinsicht noch zu fremd, um eine langfristige Zukunft im Zielland in Betracht zu ziehen.

Dana spricht explizit den Prozess des Wurzeln-Schlagens an: Sie möchte aktiv eine lokalisierte Verbindung zur Schweiz schaffen. Sie möchte mehr Freunde finden und ein besseres Netzwerk aufbauen, ihre Freizeit mit diesen Menschen verbringen und, idealerweise, einen Partner finden. Dies sind klar formulierte Pläne, wofür sie sich die Zeitspanne von zwei Jahren vorgibt: »*Wenn das nicht so sein sollte, würde ich mal in zwei Jahren hier doch meine Zelte eventuell abbrechen und lieber nach Berlin zurückgehen*« (Dana, 52/DE). Dana wohnte zeitweise in Berlin und erlebte dort eine soziale Integration, welche sie in der Schweiz auch nach einem Umzug in eine weniger konservative Region noch nicht gefunden hat. Ihr Ziel bleibt eine feste lokale Einbindung, weshalb sie sich dafür bewusst

ein weiteres Zeitfenster einräumt, obwohl sie bereits seit sechs Jahren in der Schweiz lebt.

Bei anderen Teilnehmenden fand die Verortung bereits statt, weswegen sie erwarten, in Zukunft weiterhin im Zielland zu verbleiben: »Ich kann mir nicht vorstellen aus Hamburg wegzugehen. Das sage ich jetzt, vielleicht passiert irgendwas« (Alice, 59/CH). Alice hat in Hamburg mit Familie und Freunden, ihrer eigenen Beratungsfirma, der kulturellen Infrastruktur und dem Zugang zur Natur alles, was ihr im Leben wichtig ist. Auch bei Viktoria wird die Verortung in der Schweiz deutlich bei der Frage, ob sie jemals Rückkehrgedanken hatte: »Das gab's nie, nicht einmal in den 15 Jahren. Ich habe hier ein neues Zuhause gefunden« (Viktoria, 58/DE). Viktoria hat ein Haus in einer naturnahen Nachbarschaft, einen neuen Partner und ihren Traumjob in der Schweiz gefunden, ihr Sohn wohnte allerdings 12 Jahre lang weiterhin in Deutschland, bis er, vor drei Jahren und zum Beginn seines Studiums, zu ihr gezogen ist. Trotzdem war für Viktoria klar, dass sie in Deutschland nicht glücklich geworden wäre. Auch Susann sieht sich, trotz kurzem Planungshorizont, immer in Berlin: »Doch, ich möchte hierbleiben. Für mich ist das der Ort, den ich sehe« (Susann, 49/CH). Die meisten dieser Narrative speisen sich aus langjährigen Erfahrungen und unterschiedlichen Phasen des Ankommens, Zweifelns und Neuorientierens. Dennoch sehen die Teilnehmenden letztlich keinen Grund, ihre Ortswahl infrage zu stellen – vielmehr festigt sich daraus die bewusste Entscheidung, im Zielland zu verbleiben.

Bei den meisten Teilnehmenden korreliert eine längere Aufenthaltsdauer mit dem Wunsch, im Zielland zu verbleiben, was mitunter an tieferen Bindungen und angehäuften Ressourcen liegt. Alice, Viktoria und Susann lebten alle bereits über 15 Jahre im Zielland. Rosa, welche mit ihrem Mann aus der DDR geflohen ist, lebte bereits knapp 30 Jahre in der Schweiz, als die Wiedervereinigung stattfand. Zu diesem Zeitpunkt war die Rückkehr längst keine Option mehr: »Da waren wir zu sehr schon hier beheimatet« (Rosa, 95/DE). Rosas Eltern starben bereits vor der Wiedervereinigung, zudem kamen ihre Freunde gerne in die Schweiz, um sie zu besuchen. Die Bindung zur Schweiz war auch deswegen stark, weil sie und ihr Mann ohne jegliche Besitztümer ankamen und sich ein eigenes Leben aufbauen konnten, welches jegliche Erwartungen überstieg: »Das war der Himmel auf Erden für uns« (ebd.). Entsprechend gab es auch seit der Wiedervereinigung keinen neuen Anlass zur Rückkehr, im Gegenteil stellen ihre Kinder und Enkel weitere Bindungen zur Schweiz dar.

Nicht zuletzt gibt es Teilnehmende, für die eine Rückkehr ausgeschlossen ist, weil die Bindungen zum Heimatland zu schwach sind oder mit der Zeit geschwächt wurden.

Das wäre für mich die größte Katastrophe überhaupt. Also meine Eltern sind gestorben vor vier Jahren. Es gibt zwei, drei Leute, die ich gerne besuche in Deutschland, ja, ansonsten gibt mir das gar nichts mehr. Ich würde in das größte Loch fallen, was man sich vorstellen könnte, wenn ich zurückgehen muss (Jan, 39/DE).

Neben schwachen oder schwächer werdenden Netzwerken sind eine wegfallende Infrastruktur und geringe ökonomische Optionen die Hauptgründe. Ersteres findet man u.a. bei den ostdeutschen Handwerkern, welche vornehmlich im ländlichen Deutschland gewohnt hatten, aber auch bei Lisa, welche den Wegfall der Infrastruktur in ihrer Region um Kaiserslautern feststellte. Wie in Kapitel 7 erwähnt ist die Lebensqualität in Ost-

deutschland oder auf dem Land nicht per se geringer, vielmehr sind es alte Industriestandorte und sehr abgelegene ländliche Orte, welche am schlechtesten abschneiden. Im Umland von wirtschaftlich florierenden Städten findet sich die beste Lebensqualität, da ländliche und städtische Vorteile vereint werden (Prognos 2018). In der subjektiven Wahrnehmung dominieren jedoch die wegfallende Infrastruktur und kulturelle Angebote, während Indikatoren wie die Gleichberechtigung nicht ins Gewicht fallen. Welche Angebote für die Teilnehmenden relevant sind, beeinflusst individuell deren Wahrnehmung des »Verfalls«.

Durch die Darstellungen in diesem Abschnitt wird deutlich, wie individuelle Bedürfnisse und Wünsche, Hintergründe und die Wahrnehmung, die Bindungen ans Heimat- und Zielland sowie äußere Einflüsse und Entwicklungen die Zukunftsvorstellungen im Zielland beeinflussen. Kategorisierungen in private oder berufliche Ziele, positive oder negative Bindungen an das Heimat- oder Zielland oder zeitliche Dimensionen sind zwar möglich, spiegeln jedoch oft nicht die Komplexität und diversen Verstrickungen der einzelnen Aspekte wider. Spätestens bei der Verbindung mehrerer Aspekte oder demographischer Marker zeigt sich kein klarer Trend. Die Gemeinsamkeit aller hier vorgestellten Zukunftsideen liegt allein in der Lokalität; die Zukunft soll oder wird im Zielland stattfinden.

9.2.2 Rückkehr ins Heimatland

Das war so wie eine Zäsur, dass ich eigentlich alles erreicht habe, was ich erreichen wollte. Dass ich einen schönen Lebensmittelpunkt gefunden habe, dass ich es geschafft habe, die Schweizer Staatsbürgerschaft zu kriegen, dass ich 20 Jahre Schweizer Anästhesieerfahrung gemacht habe. Alles eigentlich, und dann ja, was mache ich jetzt? Ich bin nicht glücklich geworden. [...] Und dann ist so eine gewisse Perspektivlosigkeit eingetreten. Habe ich jetzt bis 65, 67 alles durchgetreten, oder soll ich jetzt nochmal, gucken wir nochmal weiter? [...] So nach 20 Jahren im gleichen Beruf, dann schlägt das Pendel halt in eine andere Richtung, dass andere Werte einfach an Bedeutung gewinnen, sei es jetzt Integration, sei es die Mentalität zu verinnerlichen und solche Sachen (Stefan, 52/DE).

Stefans Erzählung verdeutlicht, wie komplex die Entscheidung zur Rückkehr sein kann – sie markiert weniger einen klaren Endpunkt als vielmehr einen Moment der Neuorientierung. Um dieses Phänomen einzuordnen, lohnt ein Blick auf die Forschung zu Rückkehrmigration. Rückkehrmigration ist als Teil von Migrationsstudien schon seit längerem vielfältig erforscht worden (Pauli 2021). Die Erkenntnisse aus anderen Herkunftsländern sind jedoch nicht ohne Weiteres auf den Kontext Schweiz/Deutschland übertragbar. Unterschiede in der Gruppenkomposition und Migrationsgeschichte erschweren den Vergleich weiter (Carling/Pettersen 2014: 27).

Hinsichtlich der Verfügbarkeit von Forschungen zur Rückkehr findet man die gleiche Limitierung wie bei Migrationsforschungen zwischen der Schweiz und Deutschland allgemein: Forschung zu Schweizer Migrant*innen ist nicht existent, Forschung zu Deutschen ist hauptsächlich auf Arbeitsmigration bezogen. Während Althaus (2017) historische Analyse individuelle und soziale Beweggründe früherer Rückkehrer*innen nach-

zeichnet, betonen jüngere Studien stärker ökonomische Dimensionen. Dies zeigt sich in einer OECD-Studie (2015) zu hochqualifizierten Ausgewanderten, welche dem Fachkräftemangel durch die Aktivierung von Humankapitalpotenzial im Ausland beikommen will. Als potenzielle Zielgruppe für die Aktivierung werden arbeitstätige Neuausgewanderte in der Schweiz genannt: »Da sich Neuauswanderer u.U. noch nicht dauerhaft im Zielland niedergelassen haben, könnten sie Angeboten aus dem Ausland gegenüber offener sein.« (OECD 2015: 45). Als Rückkehrgründe werden in der Studie sowohl berufliche als auch soziale Aspekte miteinbezogen (OECD 2015: 4). Auch Jan merkt vier Jahre als magische Grenze für die eventuelle Rückkehr von deutschen in der Schweiz an:

Das dauert halt wirklich vier, fünf Jahre. Das ist auch die Grenze, die ich festgestellt habe, bei den Deutschen, die hier sind. Wenn es nach vier Jahren nicht klappt, wenn sie sich nicht zuhause fühlen oder das merken, die gehen dann wieder zurück. Das ist wirklich so die magische Grenze (Jan, 39/DE).

Jans Beobachtung verdeutlicht, wie stark imaginierte Zeithorizonte die Migrationserfahrung strukturieren – sie rahmen, wann und ob sich Zugehörigkeit einstellt und bilden damit die Brücke zu Überlegungen zu Rückkehrintentionen.

Da meine Studie die Menschen im Zielland fokussiert, findet sich die Rückkehr nur als Zukunftsvorstellung. Wiederum ergibt sich der Verbleib im Zielland häufig erst mit der Zeit, wie bereits erläutert wurde. »Indeed, in the case of return migration, it is almost a rule of thumb that most migrants initially intend to return but often end up staying in the country of destination. The ›myth of return‹ can consequently be seen as collectively held return intentions that remain unfulfilled« (Carling/Pettersen 2014: 14). Dies sieht man bei zahlreichen Teilnehmenden, deren ursprünglicher Zeithorizont schon lange überschritten wurde. Dem gegenüber stehen zwei Teilnehmerinnen, welche während der Covid-19-Pandemie in die Schweiz zurückkehrten, ohne dies ursprünglich geplant zu haben. Auf sie komme ich im Abschnitt 9.4. zurück.

Bei einer Untersuchung von Rückkehrintentionen weltweit ausgewandelter deutscher Fach- und Führungskräfte nach Bildungsgrad und Branchen zeigt sich folgendes Bild: 7 % haben bereits konkrete Rückkehrpläne, während 46 % eine Rückkehr in Betracht ziehen. Übrig bleiben 47 %, für die eine Rückkehr in absehbarer Zeit keine Möglichkeit darstellt. Bei Akademiker*innen steigen die Rückkehrintentionen auf über 60 % (Prognos 2007: 40–41). Das Zielland ist auch hinsichtlich der Rückkehrwahrscheinlichkeit ein ausschlaggebender Faktor: »Während nur etwa 10 % der deutschen Zuwanderer in Österreich, Kanada und der Schweiz überlegen, noch einmal in ein anderes Land umzuziehen, liegt dieser Anteil in Australien und Luxemburg bei 15–20 % und in Griechenland sogar bei 30 %« (OECD 2015: 94). Es gilt also auch hier auf das Länderpaar Deutschland-Schweiz zu fokussieren. Seit 2006 emigrieren mehr Deutsche, als zurückkehren – bei der Migration in die Schweiz ist das Verhältnis besonders ungleich². Es wandern zudem vermehrt Hochqualifizierte aus, während Personen mit mittlerem Bildungsniveau zurückkehren. (OECD 2015: 96–101).

2 Zuvor war das Wanderungssaldo aufgrund der Immigration von Aussiedler*innen positiv (OECD 2015: 97). Vgl. hierzu Abschnitt 2.4. Es sei hier zudem erneut darauf hingewiesen, dass kurzzeitige und temporäre Auslandsaufenthalte in diesen Statistiken besonders ins Gewicht fallen.

Auch Überlegungen zu einer möglichen Rückkehr, selbst wenn sie nicht umgesetzt werden, geben wertvolle Einblicke in die Rückkehrmotivation von Ausgewanderten. Familie und Freund*innen sind vor der Arbeit die Hauptgründe für eine geplante Rückkehr. Die räumliche Nähe zu den Angehörigen sowie die regionale und lokale Verwurzelung stellen wichtige Motive dar (Prognos 2007: 41–42). Dieser Trend bestätigt sich auch bei Zurückgekehrten, welche nach persönlichen, familiären und arbeitsbezogenen Gründen auch eine Unzufriedenheit mit der Lebenssituation und eine begrenzte Aufenthaltsdauer als Rückkehrgrund nannten (OECD 2015: 94). »Abschließend ist festzustellen, dass deutsche Auswanderer häufig aus arbeitsbezogenen Gründen wegziehen, aber aus persönlichen oder familiären Gründen zurückkehren« (OECD 2015: 95). Dies passt auch zur Migration in die Schweiz, da tiefe soziale Beziehungen im Heimatland guten ökonomischen Bedingungen im Zielland gegenüberstehen.

Stefans Fall illustriert exemplarisch, wie Rückkehrentscheidungen an berufsbiographische Grenzen und eine begrenzte soziale Verwurzelung im Zielland gekoppelt sein können. Stefan traf nach 20 Jahren in der Schweiz die Entscheidung zur Rückkehr. Ausschlaggebend war eine berufliche Sackgasse: Weiterbildungen waren kaum mehr möglich oder zu kostspielig geworden. Zuvor hatten berufliche Erfolge in einem anspruchsvollen Feld soziale und private Einbußen teilweise kompensieren können. Als diese Möglichkeit entfiel, rückten soziale Aspekte stärker in den Mittelpunkt – und ihm wurde bewusst, dass er es trotz vieler Jahre nicht geschafft hatte, so Teil der Schweiz und ihrer Gesellschaft zu werden, wie er es sich erhofft hatte.

Der Weg nach Deutschland war für ihn dennoch keine eigentliche Rückkehr. Aufgewachsen in Stuttgart, bedeutete der hohe Norden einen Neuanfang – ursprünglich sollte es sogar noch weiter nach Skandinavien gehen. »Da weht kein guter Wind gerade, auch wenn Skandinavien eigentlich die erste Liga in meinem Beruf ist« (Stefan, 52/DE). Verschlechterte Arbeitsbedingungen und fehlende Sprachkenntnisse hielten ihn letztlich davon ab und er endete in Schleswig-Holstein. Rückblickend stellte er fest, dass er in Deutschland wieder häufiger lachte – ein Zeichen dafür, dass sich die soziale Verbundenheit, die ihm in der Schweiz gefehlt hatte, langsam einstellte.

Diese Erfahrung verweist darauf, dass Überlegungen zur Rückkehr immer auch Aufschluss über das Leben im Zielland geben: »[R]eturn intentions are significant in their own right: they represent summary attitudes to the migration experience, and can affect behaviour other than return itself – for instance about investment in relationships, skills or assets« (Carling/Pettersen 2014: 14). Einerseits sagen die Rückkehrintentionen viel über die Erfahrung der Migrant*innen aus, andererseits tendieren Menschen dazu, mehr Zeit und Energie in Kapital mit hoher Rentabilität zu investieren. Der antizipierte zukünftige Wohnort hat Einfluss auf die Integration, die Pflege von Netzwerken oder die Zugehörigkeit (vgl. Kapitel 8).

Auch für Teilnehmende ohne aktuelle Rückkehrintentionen stellt die Möglichkeit einer Rückkehr eine wichtige Zukunftsorientierung dar. »Im Moment bin ich zufrieden, aber ich habe immer den blöden Satz gesagt, wenn man mich fragte, wie lange ich bleibe: hier werde ich nicht pensioniert« (Annemarie, 37/CH). Annemaries Zeithorizont hat sich bereits enorm erweitert. Statt lediglich für ihren Berufseinstieg blieb sie bereits über 11 Jahre in Hamburg. Ob sie ihre Intention, Deutschland zu verlassen, je in die Tat umsetzt, bleibt unklar. Die Teilnehmenden sind sich der Unsicherheit der Zukunft bewusst und versuchen, jeg-

liche Optionen offen zu halten: »Wenn ich die Brücke aufrechterhalte, kann ich auch irgendwie drüber gehen« (Annemarie, 37/CH). Diese Haltung findet sich bei Teilnehmenden, welche im Ziel- und Heimatland positive und negative Aspekte vorfinden – beide Länder sind als Lebensmittelpunkt zumindest valide Optionen. Nach Carling und Pettersen (2014: 27) haben diese Teilnehmenden entweder starke oder schwache Bindungen in beide Länder. Unter meinen Teilnehmenden dominieren Personen mit starken Bindungen, während Teilnehmende mit schwachen Bindungen vermehrt Drittländer als Option sehen. Während Stefan die Rückkehr tatsächlich vollzog – jedoch ohne »Heimkehr« im eigentlichen Sinne –, bleibt sie für Annemarie ein offener Horizont. Beide Perspektiven verdeutlichen, dass Rückkehr weniger als Endpunkt denn als fortlaufende Orientierung zu verstehen ist.

9.2.3 Zwischen Ziel- und Heimatland

Dass es einen nicht zerreißt, dass man nicht immer dazwischen ist. [...] Jetzt war ich hier, vorher war ich da. Wenn man zwei Wohnorte hat, dass man dann immer zwischen-drin ist. Wenn man [hier] ist, sollte man [hier] sein und wenn man da ist, sollte man da sein (Adrian, 60/CH).

Im Kontext von gestiegener Mobilität, Transnationalität und insbesondere bei der geographischen Nähe zwischen Deutschland und der Schweiz nehmen Zukunftsvorstellungen an Bedeutung zu, welche dieser Vernetzung Rechnung tragen. Alle Teilnehmenden leben in gewisser Weise bereits einen transnationalen Lebensstil, da das Heimat- und das Zielland in diversen Bereichen präsent sind. In diesem Abschnitt geht es jedoch um Teilnehmende, welche über kürzere Besuche hinaus in beiden Ländern eine physische Präsenz aufbauen wollen.

Bilgili und Siegel (2017: 30) fanden in ihrer Forschung keine Korrelation zwischen der Integration im Zielland, dem Besitz der Staatsbürgerschaft des Ziellandes und niedrigerer (temporärer) Rückkehrintentionen. »We can conclude that there is no counter evidence with regard to migrants being simultaneously embedded in different contexts, and their choices about return depend on opportunity structures and a combination of factors that influence their decision-making processes in a dynamic way« (Bilgili/Siegel 2017: 30). Auch für die Teilnehmenden meiner Studie spricht eine starke Bindung an das Zielland nicht gegen temporäre Rückkehrintentionen oder transnationale Praktiken. Hier manifestieren sich verschiedene Faktoren, welche zur Entscheidung führen, zumindest zeitweise zwischen dem Heimat- und dem Zielland hin- und herzuwechseln.

Aufgrund der Unsicherheit der Zukunft handelt es sich in der Gegenwart oftmals um Bemühungen, jegliche Optionen offen zu halten. Rominas Lebensmittelpunkt ist momentan Hamburg. Da sie teilweise selbstständig ist, kann sie sich jedoch vorstellen, ihre Präsenz in die Schweiz auszuweiten. Sie sieht einerseits berufliche Möglichkeiten, aber auch wie ihre Eltern den Kontakt zu den Enkelkindern vermissen. Gefragt, ob sie sich vorstellen kann, in der Zukunft in die Schweiz zurückzuziehen, antwortet Romina wie folgt:

Das kann ich mir tatsächlich gar nicht vorstellen. Das Einzige, was ich mir vorstellen könnte, wäre, wenn mir das gelingt, [...] dass ich perspektivisch in der Schweiz berufliche Kontakte sammle und dadurch mehr Gründe habe, in die Schweiz zu gehen. Ich hätte manchmal gerne mehr Vernetzung zwischen meinem Leben hier und meinem Leben in der Schweiz (Romina, 38/CH).

Rominas Leben findet aufgrund ihrer Netzwerke bereits teilweise in der Schweiz statt, in Zukunft möchte sie beide Lokalisationen auch beruflich noch mehr vernetzen. Zu einem kompletten Umzug in die Schweiz zu einem späteren Zeitpunkt sagt Romina klar nein: »Das wäre eine Entwurzelung« (ebd.).

Auch Adrian und seine Frau möchten beide ihre berufliche Präsenz in der Schweiz aufrechterhalten bzw. ausbauen. »Die Schwierigkeit wird daraus bestehen, das zu koordinieren. Wann bin ich in Berlin und wann bin ich in Solothurn? Das sind ja immerhin jedes Mal 1000 Kilometer« (Adrian, 60/CH). Adrian möchte bewusst nicht »zwischen« den Orten stecken, sondern mental und physisch präsent sein können. Er möchte daher zu häufige Wechsel zwischen der Schweiz und Deutschland verhindern, aber trotzdem in beiden Ländern wirken können. Momentan ist Berlin noch die Basis für Adrian und seine Frau, während in der Schweiz die Ferienwohnung liegt. In Zukunft könnte sich dies jedoch wieder zugunsten der Schweiz verändern, und die Wohnung in Berlin würde zur Ferienwohnung. Der Besitz einer Wohnung sowohl in Berlin als auch in Solothurn bietet ihnen neben ihren beruflichen und sozialen Standbeinen eine solide Verankerung in beiden Ländern und erlaubt es ihnen, längerfristig an beiden Orten tätig zu sein.

Klara hatte ebenfalls in beiden Ländern starke Netzwerke. Da ihre Verrentung kurz bevorstand, hatte sie bereits konkrete Pläne für die nahe Zukunft: In Süddeutschland wohnen und die Möglichkeit nutzen, viel Zeit mit den Schweizer Kontakten zu verbringen. Bei Klara zeigen sich starke Bindungen in beiden Ländern, aber auch die meist unweigerlich stattfindende Entwicklung: Im Heimatland verbleiben die Eltern, ihre alten Klassenkameraden und Freund*innen – alle sind entweder so alt wie sie oder älter. In Hamburg wohnen wiederum ihre Kinder und Enkel und damit Bindungen, welche auch noch in weiterer Zukunft bestehen werden. Ähnlich sehen die Netzwerke anderer Teilnehmender mit langer Aufenthaltsdauer aus, welche im Zielland eine Familie gegründet haben. Zwar bestehen einzelne Verbindungen zu Nichten, Neffen und anderen Verwandten im Heimatland, grundsätzlich zeigt sich aber eine Verschiebung des Familiennetzwerkes in Richtung Zielland, welche eng mit dem Alter korreliert. Entsprechend sieht sich Klara auch nur temporär in Süddeutschland und langfristig wieder in Hamburg, als involvierte Großmutter ihrer Enkelkinder.

Tessa und ihr Mann denken ebenfalls im Rahmen ihres kommenden Rentenbeginns an eine Verschiebung des Lebensmittelpunktes. Die Vernunft sagt Tessa, dass sie nach Deutschland zurückkehren sollte, weil das Leben dort günstiger wäre. Aber: »Man kann dann auch die 25 Jahre Schweiz nicht streichen. [...] [Wir] tun uns auch teilweise ein bisschen schwer mit dem Loslassen« (Tessa, 54/DE). Die Schweiz ist für beide längst zu einer neuen Heimat geworden; vor 13 Jahren erhielten sie auch die Schweizer Staatsbürgerschaft. Gleichwohl wäre es in Deutschland einfacher, neue soziale Kontakte zu knüpfen. Ein Umzug nach Hamburg, in die Heimat ihres Mannes, erscheint daher attraktiv. Zugleich bietet die Grenzregion – auf deutscher oder schweizerischer Seite – die Möglichkeit, beide Le-

benswelten zu verbinden. Diese Varianten wirken für Tessa derzeit realistischer als eine vollständige Rückkehr.

Bei Ida fehlen wiederum die Bindungen an ihrem Wohnort, weswegen sie sich die ferne Zukunft dort nicht vorstellen kann. »Auf keinen Fall. Ich kann mir nicht vorstellen hier begraben zu werden. [...] Ich kann mir auch nicht vorstellen hier alt zu sein« (Ida, 50/DE). Ida nimmt in ihrem Umfeld viele alleinstehende ältere Menschen wahr und befürchtet ebenfalls, der Einsamkeit anheim zu fallen. Bei ihr muss der Weg jedoch ebenfalls nicht zwangsweise in die Heimat zurückführen; andere Regionen in der Schweiz sind gangbare Optionen. Sicherlich wird dies auch noch vom zukünftigen Lebensmittelpunkt ihrer Kinder beeinflusst, jedoch scheint es keinen starken Zug in Richtung Heimat zu geben. Ihre Tochter zieht ein Studium in Deutschland in Betracht. Langfristig sieht Ida in der Schweiz aber bessere Zukunftsaussichten für ihre Kinder, während in Deutschland zu viele negative Aspekte vorherrschen: »Deutschland ist so fertig an verschiedenen Stellen, auch die Menschen« (Ida, 50/DE). Ida selbst pflegt weiterhin eine enge Verbindung zu Berlin, wo sie sich politisch engagiert und auch künftig aktiv bleiben möchte. Für sie, wie für ihre Tochter, erscheint daher eine flexible, zeitweise Mobilität zwischen beiden Ländern als die sinnvollste Perspektive.

In der Vergangenheit von Ida sieht man eine andere Art von Transnationalismus, welche mit vermehrten Wechseln des Lebensmittelpunktes einhergeht. Nach der ersten Migration 1998 zog sie mit ihrer Familie zwei Mal für mehrere Jahre nach Deutschland zurück. 2014 kommt der bisher letzte Wechsel zurück in die Schweiz. Diese Art von Transnationalismus scheint jedoch keine ideale Zukunftsvorstellung zu sein. Als transnationale Zukunftsvorstellung dominiert die Idee im Heimat- und Zielland eine aktive Präsenz zu erhalten, welche intensiv gelebt werden kann.

9.2.4 Migration in Drittländer

Irgendwo ganz anderes, wo das Wetter vielleicht etwas sicherer ist (Sonja, 55/CH).

Die Migration in Drittländer ist bei einer Minderheit der Teilnehmenden eine Option. Wenn Zukünfte in Drittländern in den Narrativen der Teilnehmenden vorkommen, stellen diese meist eine Spekulation dar – eine Erforschung von alternativen Zukünften, welche nicht aktiv verfolgt wird. Dies wird bei Alice deutlich: »Was ich mir noch vorstellen könnte, wäre Norwegen, weil da hätte ich das Meer und Berge dazu. Ich glaube das würde mir gefallen. Aber ich müsste sie nicht direkt um mich rumhaben, so eine Seite Meer und die andere Seite Berge wäre nicht schlecht« (Alice, 59/CH). In der Schweiz fühlt sich Alice eingeeengt, trotzdem reizen sie die Berge landschaftlich. Es wird schnell klar, dass es sich hier um eine rein hypothetische Zukunft handelt. Alice will eigentlich nicht aus Hamburg weg, da sie bereits die dritte Station hinter sich hat und immer wieder neue Beziehungen aufbauen musste. In Hamburg hat sie Familie, Freunde und Bekannte, die sie nicht missen will.

Bei den imaginierten Zielen dominieren Orte und Motive, welche bei der Altersmigration (vgl. 5.4.3.) im Fokus standen. Es gibt die typischen Urlaubsmotive: Gutes Wetter, Meer und Strand sowie Ruhe. Bei der Ortswahl bestätigt sich dies: »Ich könnte mir auch vorstellen, in Spanien in einem kleinen Dörfchen zu wohnen« (Joel, 38/CH). Sowohl bei Sonja als auch bei Joel bezieht sich diese Vorstellung auf die Migration im Ruhestand oder kurz

davor. Während Sonja eher eine grundsätzliche Mobilität anstrebt, in der sie die Welt erkunden kann, wäre es bei Joel eine permanentere Lösung. Er macht sich auch keine Sorgen, im Alter erneut Netzwerke aufbauen zu müssen, da er bereits sehr oft umgezogen ist und niemals Probleme hatte, neue Kontakte zu knüpfen.

Sarah ist ein weiteres Beispiel temporärer Mobilität: Sie sucht Möglichkeiten, dem kalten Winter in der Schweiz zu entgehen und an einem warmen Ort zu »überwintern« (Sarah, 40/DE). Idealerweise will sie sechs warme Monate in Bern verbringen, um dann im Winter am Meer zu sitzen. Diese Pläne möchte sie in naher Zukunft umsetzen, nicht erst zur Rente. Die Schweiz komplett zu verlassen, kommt aber nicht in Frage: »*I ha d Schwiz huerä gärn*« (Sarah, 40/DE). Sie hängt an der Schweiz und insbesondere an ihrem Bern, in der saisonalen Mobilität findet sie eine Möglichkeit, ihre Bedürfnisse zu vereinen. Für die wenigsten Teilnehmenden ist dies eine machbare Option, da sie beruflich an einen Ort gebunden sind. Im vorherigen Kapitel fanden sich jedoch bereits Teilnehmende, welche eine temporäre Mobilität zwischen der Schweiz und Deutschland anstreben oder erfolgreich umsetzen, indem sie an beiden Orten berufliche Optionen eruieren.

Temporäre berufliche Aufenthalte in Drittländern finden sich auch in den Biografien einiger Teilnehmender, die im Verlauf ihrer Karriere bereits internationale Positionen übernommen haben. Für sie war die Schweiz bzw. Deutschland lediglich eine von mehreren beruflichen Stationen. Entsprechend ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass insbesondere jüngere Teilnehmende künftig erneut beruflich migrieren werden. Gleichzeitig verfügen viele von ihnen über einen eher kurzen Zeithorizont und richten ihre Aufmerksamkeit zunächst auf die aktuelle Lebensphase. Bei Noah und Alena zeigt sich, dass ihre Auslandspläne bewusst zeitlich begrenzt sind, während ihre längerfristige Zukunft weiterhin im Zielland verortet wird.

Während die bisher genannten Teilnehmenden meist über eine gewisse Verwurzelung im Heimat- und im Zielland verfügten, ist Henning ein Beispiel für jemanden, der in beiden Kontexten keine ausreichend starken Bindungen entwickelt hat, um ihn längerfristig an einem Ort zu halten. Der Grund für die Migration war ein ökonomischer, was er auch als Hauptgrund für andere Deutsche in der Schweiz sieht: »*Kohle verdienen und wieder zurück*« (Henning, 53/DE). Auch für Henning ist der Aufenthalt in der Schweiz zeitlich begrenzt, wenn auch die genaue Dauer noch nicht klar ist. Der spätestmögliche Zeitpunkt ist wiederum durch den Übergang in den Ruhestand genau definiert. »*Ich kann mir absolut nicht vorstellen, hier meinen Lebensabend zu verbringen, so war das nie gedacht*« (Henning, 53/DE). Als Handwerker hält Henning es für unwahrscheinlich, dass er bis zum gesetzlichen Rentenalter arbeiten kann. Er möchte aber so lange in der Schweiz arbeiten, wie ihm dies körperlich möglich ist.

Aufgrund seiner starken sozialen Beziehungen im Heimatland scheint es logisch, dass er im Alter dorthin zurückkehrt. Dem gegenüber steht jedoch die sehr negative Wahrnehmung des deutschen Staates, der politischen Entwicklung und der lokalen Dienstleistungen. Die Lösung zeigt sich durch die Mobilität seiner Partnerin: »*Vorausgesetzt, das klappt so, wie ich es mir denke, dann kriege ich eine richtig gute Rente. Dann können wir in Deutschland die Koffer packen und leckt uns alle am Arsch*« (Henning, 53/DE). Zwar verblieben dann weiterhin seine Freunde in der Heimat, die wichtigste Bezugsperson würde ihn jedoch begleiten. Wo genau diese Zukunft stattfinden wird, ist bis auf einen Punkt unklar: »*Irgendwo wo es warm ist, wo man jeden Tag einen warmen Arsch hat*« (Henning,

53/DE). Dies beinhaltet diverse Ziele in Südwest-, Süd- oder Osteuropa, bei welchen häufige Besuche in Deutschland trotzdem in Frage kommen.

Mit dem Vorhaben, in ein wärmeres Land zu ziehen, gehen auch finanzielle Vorteile einher, da die meisten dieser Länder im Lebensunterhalt günstiger sind als Deutschland oder die Schweiz. Viele der bisherigen Narrative folgen damit den Motiven der Altersmigration. Das Szenario unzureichender Finanzen oder einer besseren finanziellen Situation in einem Drittland findet sich auch bei Fabian als Motiv, der über eine Zukunft im Ruhestand in Ungarn spekuliert: »Eine Idee ist, man bereitet sich irgendwie darauf vor, eine Immobilie in Ungarn zu kaufen« (Fabian, 44/DE). Die Wahl der Lokalität liegt in diesem Fall in der Herkunft seiner Partnerin begründet.

Während einige Teilnehmende mit einem Umzug in ein Drittland lediglich liebäugeln, hat Jette diesen Schritt bereits vollzogen. Ihre Zukunft in Italien ist nicht mehr hypothetisch, sondern gebaut – im wahrsten Sinne des Wortes. Ein Jahr lang suchten sie und ihr Partner nach dem passenden Ort, um auf dem Land ihr Haus zu errichten: »Ich will ein Haus, wo nichts drumherum ist: keine Schule, keine Nachbarn, keine Straße – ich will Ruhe« (Jette, 56/DE). Einerseits sind beide sehr naturverbunden, andererseits ebenso lärmempfindlich, so dass sie auch die Kinder in der Nachbarschaft zu sehr stören. Die Nachbar*innen in Italien sind mehrere Kilometer entfernt, und trotzdem ergaben sich bereits während des Hausbaus neue Freundschaften. Die Herzlichkeit, welche sie in Italien wiederfanden, erinnert Jette an die Kameradschaft und gegenseitige Hilfsbereitschaft in der DDR. Jette antizipiert ihren Ruhestand in ihrem eigenen Haus in der Wärme, umringt von einer herzlichen Gemeinschaft, während sie die letzten Jahre ihrer Berufstätigkeit in der Schweiz verbringt. Jettes Fall markiert damit das Ende eines Kontinuums, das von vagen Zukunftsvorstellungen bis zu realisierten Neuanfängen reicht. Bewegungen in Drittländer bleiben zwar Ausnahmen, verweisen jedoch auf die Offenheit, Migration auch jenseits der vertrauten Achse Deutschland–Schweiz zu denken.

9.3 Motive: Bedürfnisse, Wünsche und Ressourcen in Einklang bringen

Ich wollte dann irgendwann ja gar nicht mehr zurück. Ich habe meine Familie hier, mittlerweile auch Enkel, meinen Freundeskreis (Jessica, 70/CH).

Es wurde bereits deutlich, dass die Entscheidung über Verbleib oder Remigration von einer komplexen Verknüpfung verschiedener Faktoren abhängt, darunter die Zugehörigkeit zum Ziel- und Herkunftsland, die Stärke sozialer Bindungen sowie biographische und strukturelle Rahmenbedingungen. In Jessicas Fall ergänzen finanzielle Gründe – eine nicht ausreichend große Rente – die von ihr genannte soziale Einbettung, welche gemeinsam die Entscheidung zur Remigration beeinflussen.

Im Folgenden werden unterschiedliche Motivlagen in den Blick genommen, die zeigen, wie Teilnehmende ihre Bedürfnisse, Wünsche und verfügbaren Ressourcen über verschiedene Lebensphasen hinweg miteinander in Einklang bringen. Diese reichen von emotionalen und familiären Beweggründen über biographische Neuausrichtungen bis hin zu pragmatischen Erwägungen wie Beruf, Lebensstandard und Zukunftssicherung. Ein nachfolgendes Unterkapitel widmet sich den finanziellen und sozialen Aspekten ver-

tieft; hier stehen zunächst die individuellen Orientierungen und Handlungslogiken im Vordergrund.

Diese Gründe sind selten statisch, sondern verändern sich im Laufe der Lebensphasen. Mitunter führt derselbe Faktor, der zunächst zum Verbleib motivierte, später zum Gegenteil. Wie dynamisch solche Entscheidungsprozesse verlaufen können, zeigt das Beispiel von Marlen besonders deutlich. Kurz nach der Migration, bedingt durch ihren Partner, fand sie privat und beruflich keinen Anschluss und erwog regelmäßig eine Rückkehr. Nach zwei Jahren hatte sie sich vermehrt über die Arbeit ein Netzwerk aufgebaut und startete in ihrem Traumjob, allerdings folgte kurz darauf die Trennung von ihrem Partner. Erneut erwog sie eine Rückkehr nach Deutschland, da mit dem Partner auch der ursprüngliche Migrationsgrund wegfiel. Leipzig, ihr Herkunftsort, erlebte eine Aufwertung, was mit besseren ökonomischen und beruflichen Möglichkeiten einherging. Mittlerweile hatte sie jedoch neue Bindungen aufgebaut, welche sie schließlich in der Schweiz hielten – ihre Freunde und die Arbeit. Gleichzeitig waren die sozialen Beziehungen in die Heimat schwächer geworden und ihr Herkunftsort durch die frühere Partnerschaft zu sehr negativ gefärbt. Nun, 10 Jahre später, stellt sich angesichts ihrer gegenwärtigen Arbeitslosigkeit die Frage nach einem Umzug nochmals. An positiven Faktoren bleiben ihr soziales Netzwerk und ihr Partner, hinzu kommen finanzielle Schwierigkeiten, welche einen Umzug erschweren. Ihre Idealvorstellung der nahen Zukunft ist weniger an einen Ort als an bestimmte Lebensbedingungen geknüpft: eine neue Arbeitsstelle, neue soziale Kontakte, eine neue Wohnung, Zugang zum Wasser. In Frage kommen sowohl die Bodenseeregion als auch die Ostsee. An den Ruhestand denkt sie zwar selten, momentan kann sie sich diesen jedoch weder in der Schweiz noch in Deutschland vorstellen. Auch dies hängt direkt mit der Vergangenheit und Gegenwart zusammen: »*Weil bei mir viel zu viele Baustellen sind, die mich unzufrieden machen, vermeintlich ausgelöst durch die Schweiz*« (Marlen, 38/DE). Durch positive Erfahrungen bei einem früheren Aufenthalt in Spanien ist das Land ihr Favorit, was mit einem warmen Klima und erneut dem Zugang zum Wasser punktet.

Während Marlen ihre Zukunft noch offen und von aktuellen Unsicherheiten geprägt sieht, stehen bei anderen Teilnehmenden Wünsche und Selbstverwirklichung im Vordergrund – insbesondere dann, wenn materielle Sicherheit und soziale Einbettung bereits vorhanden sind. Sonja sammelt bereits Ideen für die Rente, welche bei ihrem Mann nicht mehr weit entfernt ist: »*Wir würden irgendwie gerne viel rumreisen, ein bisschen durch die Welt gondeln*« (Sonja, 55/CH). Sie stellt sich vor, mit einem Oldtimer-Autobus durch die Welt zu reisen, gleichzeitig möchten sie sich nicht mit dem Gedanken befassen, Hamburg zu verlassen. Trotzdem bleibt letzteres ein mögliches Szenario: »*Zusammengefasst ist die Wahrscheinlichkeit, dass wir irgendwann von Hamburg weggehen, vielleicht 50/50, vielleicht sogar etwas mehr*« (Sonja, 55/CH). Die Ursache für den Wegzug wäre ein unerfüllter Wunsch, keine Unzufriedenheit mit dem Wohnort, dem Heimat- oder Zielland. Die Erfüllung von Wünschen und Träumen ist eine wichtige Motivation für die Zukunft, insbesondere bei Teilnehmenden, welche keine großen Defizite in ihrem Leben wahrnehmen.

Ein anderer Typ von Zukunftsüberlegung ergibt sich dort, wo nicht individuelle Wünsche, sondern familiäre Verpflichtungen und Fürsorgeüberlegungen ausschlaggebend werden. Susann empfindet keinerlei Unzufriedenheit mit ihrem Wohnort, der Gedanke an eine eventuelle Rückkehr ist aber vorhanden. »*Das ist eine Frage, die ich nicht*

weiß, oder die auch in einem Veränderungsprozess ist« (Susann, 49/CH). Momentan kann sie keine genaue Aussage machen, ob sie zurückkehren wird oder nicht. Entscheidend für Susann ist die Antwort auf die Frage: »Wo wird man gebraucht?« (Susann, 49/CH). Susann ist ledig und hat keine Kinder, entsprechend sind die einzigen familiären Netzwerke in der Schweiz zu finden. Ihre Eltern werden älter und die Frage der familiären Unterstützung und Pflege rückt vermehrt in den Vordergrund.

Während Susanns Überlegungen auf potenzielle Pflegeverantwortung zielen, verdeutlicht Ninas Situation, wie mehrfach verortete Bindungen zu schwierigen Abwägungsprozessen führen können – besonders, wenn die Bedürfnisse unterschiedlicher Familienmitglieder miteinander konkurrieren. »Wir haben drei Kinder, ich bin fast die ganze Zeit allein, [mein Mann] arbeitet mittlerweile in Hessen« (Nina, 39/CH). Ein Umzug nach Hessen ist für Nina unvorstellbar, sie schwankt zwischen Berlin, wo sie sich in nunmehr acht Jahren ein Netzwerk aufgebaut hat, und der Schweiz, wo ihre Familie lebt. »Wenn ich es aufgeben würde, dann für die Familie in der Schweiz« (ebd.). Aufgrund sehr flexibler Arbeitszeiten und eines reduzierten Pensums kann Nina die Kinderbetreuung und ihre Arbeitstätigkeit vereinen. Die Rückkehr in die Schweiz wäre ebenfalls mit einer Rückkehr in Netzwerke verbunden, welche ihre Lebenssituation unterstützen, während ein Umzug nach Hessen in jeglichen Bereichen einen Umbruch darstellen würde. Gleichzeitig ist sie skeptisch, dass sie in der Schweiz eine ausreichende Kinderbetreuung vorfinden würde. »Das ist eben das Abwägen. Was ist einem wichtig? Was will man den Kindern mitgeben? Das ist so der aktuelle Konflikt in mir« (Nina, 39/CH). Zwischen den Kindern, der Familie, dem Netzwerk, der Arbeit und den eigenen Bedürfnissen gilt es für Nina zu priorisieren und die beste Lösung zu finden. Egal welchen Weg sie wählt, er wird wiederum mit positiven und negativen Aspekten einhergehen.

Nicht zuletzt können Überlegungen zu Verbleib oder Rückkehr auch Teil strategischer Berufsbiografien sein, in denen Migration als kalkulierter Karriereschritt verstanden wird. Dies sah man bei mehreren Teilnehmenden, welche aus Gründen der beruflichen Entwicklung ins Zielland migriert sind. Hier sei u. a. Richard erwähnt, welcher ursprünglich als Expat in die Schweiz migrierte, weil er innerhalb seiner Firma ohne Auslandserfahrung kaum Aufstiegschancen hatte. Nach drei Jahren und mit Auslandserfahrung wäre es ihm möglich gewesen, nach Deutschland zurückzukehren und innerhalb der Firma aufzusteigen. Richard hat jedoch die Höchstdauer seines Aufenthaltes überschritten, entschied sich, aus der Firma auszusteigen und zu bleiben. Dies ist auch ein Grund, wieso Richard hier als Beispiel herangezogen wird. Zwar sind mehrere Teilnehmende mit der Intention, nach einigen Jahren zurückzukehren, ins Ausland gegangen, relativ bald zeigte sich jedoch, dass weitere berufliche Ziele im Heimatland kaum vorhanden waren – und wenn, dann als Teil von transnationalen Lebensstilen.

9.3.1 Finanzielle Sicherheit und ihre Grenzen

Es hat sich immer mehr manifestiert. Am Anfang war es so, ich gehe jetzt mal ein paar Jahre rüber und verdiene mal ein bisschen Geld, verdiene mir ein goldenes Näslein, aber du gewöhnst dich so an diesen Lebensstandard (Lisa, 33/DE).

Finanzielle Aspekte der Zukunftsplanung finden sich erwartungsgemäß bei beiden Gruppen wieder, jedoch zeigen sich tendenziell zwei divergierende Konsequenzen der Migration. Betrachtet man durchschnittlich verdienende Teilnehmende, so führt die Migration in die Schweiz eher zu finanzieller Sicherheit, die Migration nach Deutschland zu Unsicherheit. Schweizer Führungspersonen oder Akademiker*innen können wiederum auch in Deutschland meist ihren Lebensstandard aufrechterhalten, während spät aus Deutschland ausgewanderte Teilnehmende mit unterdurchschnittlichem Verdienst in der Schweiz finanzielle Sorgen haben.

Den höheren Lebensstandard als Grund der Zufriedenheit habe ich bereits angesprochen. Konsequenterweise ist dies auch ein Grund für eine Zukunftsgestaltung in der Schweiz. Der verbesserte Lebensstandard war für Lisa ein Grund, ihren Zeithorizont zu ändern. Sie möchte nun langfristig in der Schweiz bleiben. Drei deutsche Freund*innen, welche sie in Zürich kennengelernt hat, sind nach einiger Zeit nach Deutschland zurück, fanden jedoch innerhalb eines Jahres wieder den Weg in die Schweiz. Dies bekräftigt Lisa in ihrer Entscheidung, dass der bessere Lebensstandard andere Nachteile überwiegt.

Dies sieht man auch bei Karl, welcher trotz fehlender sozialer Einbindung in der Schweiz bleiben möchte. Karl ist allerdings erst mit 40 in die Schweiz migriert, war bereits früher eine Zeit lang arbeitslos und befand sich zum Zeitpunkt des Interviews erneut auf der Suche nach einer neuen Arbeitsstelle. »Wenn alle Stricke reißen, muss ich vielleicht wieder zurück nach Deutschland in den Ursprungsort, wo ich herkomme, weil da haben wir ein Haus« (Karl, 56/DE). Für Karl ist es keine Option, auf lange Sicht vom Schweizer Staat abhängig zu sein. Darüber hinaus möchte er einen gewissen Lebensstandard aufrechterhalten können. Mit dem Haus als Unterkunft und seinen finanziellen Mitteln müsste er in Deutschland gar nicht arbeiten, so Karl, allerdings möchte er seine Zukunft in Bern verbringen und sucht aktiv nach neuen beruflichen Herausforderungen.

Während viele Teilnehmende einen kurzen Zeithorizont für die Zukunftsplanung sehen und vor langfristigen Plänen eher zurückschrecken, ist die finanzielle Sicherheit in der Zukunft ein wichtiges Thema. Noah erhielt einen Einblick in die Rentenhöhe seiner Eltern und war erstaunt, wie wenig Geld insbesondere dem Vater in Deutschland zur Verfügung steht, nachdem dieser sein Leben lang eingezahlt hat. Dies bewog den Studenten, sich bereits in jungen Jahren mit seinem eigenen Ruhestand auseinanderzusetzen. Er vertraut nicht mehr auf die staatliche Rente und muss entsprechend früh selbst vorsorgen, was er durch Investitionen erreichen will:

Für mich selbst ist das Fazit, dass ich, sobald ich anfang mit Arbeiten, regelmäßig Geld in Aktien investiere und mir da ein Portfolio aufbaue, was dann hoffentlich, bis ich alt bin, genug angesammelt ist, was ich dann verkaufen kann und hoffentlich genug habe bis zum Tod (Noah, 22/DE).

Da sich viele deutsche Teilnehmende in der Schweiz in einer besseren finanziellen Lage befinden, besitzen sie das Privileg, in ihre private Vorsorge zu investieren. Gleichzeitig ist die private Vorsorge als dritte Säule ein wichtiger Teil der Altersvorsorge in der Schweiz (vgl. Abschnitt 6.3.6.). Die Unsicherheit der Rente bewegt auch andere Teilnehmende, sich mit der Altersvorsorge auseinanderzusetzen, selbst wenn der Ruhestand noch in weiter Ferne steht. Die finanzielle Absicherung und Rentenvorsorge erfordert

durchaus einen konkreten und zugleich langfristigen Plan, der eine Anpassung der Investitionen in der Gegenwart mit sich bringt. Damit verbindet sich die Hoffnung nach einer Aufrechterhaltung des momentanen Lebensstils in der Zukunft, d.h. die Teilnehmenden arbeiten nicht auf Veränderungen hin, sondern sind mit der Gegenwart zufrieden und wollen den Standard auch zukünftig aufrechterhalten.

Für Schweizer Teilnehmende zeigen sich finanzielle Hürden bereits früher und stellen nicht selten einen Bleibegrund dar. Dies wird bereits jüngeren Personen klar. Konsequenterweise arbeiten einige von ihnen aktiv darauf hin, die finanzielle Lücke zu schließen: »Kann ich ein bisschen die Lücke schließen, die entsteht? Ganz schließen kann man sie nicht, die Illusion braucht man nicht zu haben« (Annemarie, 37/CH). Annemarie verdient als Ärztin zwar gut, trotzdem sieht sie nach den monatlichen Ausgaben mit zwei Kindern nicht ausreichend Sparpotenzial. Sie tut ihr Möglichstes, um auch in anderen Bereichen für eine Rückkehr vorbereitet zu sein. Sie hatte sich jegliche Weiterbildungen und Berufsabschlüsse in der Schweiz auf Lebenszeit anerkennen lassen und hält die Netzwerke in der Schweiz aufrecht. »Klar, ein bisschen daraufhinarbeiten, dass einem der Weg zurück in die Schweiz nicht komplett verschlossen bleibt, mache ich schon« (Annemarie, 37/CH). Annemarie ist sich bewusst, dass sie in gewissen Lebensbereichen wahrscheinlich Einbußen erleiden würde, durch ihre Vorbereitung fühlt sie sich jedoch besser für die Zukunft gerüstet.

Finanzen als Problem zeigen sich vermehrt bei Teilnehmenden, welche in jungen Jahren aus der Schweiz auswanderten, in Deutschland weniger gut bezahlten Jobs nachgingen, oder zeitweise wegen Kinderbetreuung nicht ihrem Beruf nachgehen konnten. Diese Gründe betreffen vermehrt Frauen (OECD 2021b) und verunmöglichen teilweise eine Rückkehr: »Erstmal habe ich nur eine kleine Rente, damit kann ich hier [in Hamburg] gerade leben. Was soll ich in der Schweiz machen?« (Martha, 83/CH). Martha hat sehr wenig Kontakt zu einer Schwester, Onkel und Tanten in der Schweiz, ihre Eltern und ihr Lieblingsonkel sind vor Längerem verstorben. Entsprechend schien es offensichtlich, dass ihre Bindungen in die Schweiz nur noch sehr schwach sind. Allerdings sind, obwohl die Familie mehr Zeit in Indien verbrachte als in der Schweiz, zwei ihrer drei Kinder im Erwachsenenalter zurück in die Schweiz migriert, so dass nun etwas unerwartet der größere Teil ihres familiären Netzwerkes in der Schweiz wohnt. Trotz dieses Umstandes entschied sich Martha, auch nach dem Tod ihres Mannes in Hamburg zu bleiben, nicht zuletzt aus finanziellen Gründen. Ihr Lebensmittelpunkt wird daher auch weiterhin in Hamburg sein, wo sie, solange es ihre Gesundheit erlaubt, ihren Hobbies nachgeht und ihren Ruhestand genießt. Dies heißt allerdings keinesfalls, dass alle Teilnehmenden mit geringen Renten einen unerfüllten Rückkehrwunsch hegen.

Beispiel Jessica: Sie war in Deutschland Lehrerin, konnte jedoch als Schweizerin nicht verbeamtet werden. Trotz geringeren Verdienstes ist sie zufrieden mit ihrem Komfort in Berlin, in der Schweiz würde das Geld nicht ausreichen: »Ich könnte gar nicht mehr in der Schweiz leben mit der Rente, die ich jetzt habe« (Jessica, 70/CH). Jessica wusste seit langem, dass ihr Verdienst zu einer Rente führen würde, welche ihr die Rückkehr verunmöglichen würde. Sie hadert jedoch nicht damit, da sie in Berlin umgeben ist von ihren Kindern und Enkel*innen und ein großes Netzwerk pflegt. Sie kam bereits früher zur Erkenntnis, dass sie nicht mehr in die Schweiz zurück möchte: »Das wäre ja ein neuer Lebensanfang, wenn ich jetzt zurückgehen würde« (ebd.).

Auch ohne Rückkehrwunsch stellt die geringe Rente einen wichtigen Faktor bei der Zukunftsgestaltung dar. Anna hat für ihre Rente eine innovative Lösung gefunden: »Eine WG, eine Alters-WG, wo alle nicht so viel bezahlen müssen und trotzdem ein Optimum an Wohnqualität haben« (Anna, 55/CH). Anna muss bis zur Rente noch einige Jahre arbeiten, möchte aber zusammen in einer Gemeinschaft von Frauen älter werden, die sich gegenseitig unterstützen kann. Als gelernte Krankenschwester könnte sie einiges zu einer derartigen Gemeinschaft beitragen und würde im Alter nicht unter Einsamkeit leiden, so die Idee.

Auch wenn die Finanzen gerade für Teilnehmende mit geringeren Mitteln ein relevantes Thema sind, stellen sich die Teilnehmenden in der Zukunftsgestaltung selten passiv dar. Im Gegenteil zeigen sich fast alle als eigenwirksam und in der Lage, zukünftige Entwicklungen zu steuern. Dies geschieht einerseits durch konkrete Veränderungen, Anpassungen des Lebensstils oder die Umdeutung des Wertes von Geld. »Es ist nicht wichtig, wie viel Geld man verdient, sondern dass man sich nützlich macht« (Adrian, 60/CH). Die eigenen Ziele zu verfolgen und das Leben aktiv zu gestalten, ist entscheidend für die Lebensstilmigration und damit auch für die Teilnehmenden meiner Studie. Während einige nach finanziellen Vorteilen suchen, nehmen andere bewusst Einschränkungen in Kauf, um bei anderen Lebensbereichen eine Verbesserung zu erwirken.

9.4 Ein Blick vier Jahre in die Zukunft

Die Zukunft ist unsicher und erst in der Retrospektive zeigt sich, welche der Pläne, Erwartungen und Hoffnungen der Teilnehmenden eingetreten sind. An dieser Stelle werfe ich einen Blick auf die Zukunft der Teilnehmenden meiner Studie, wie sie sich in der Zeit nach den Interviews entwickelt hat. Aufgrund der im Forschungsdesign angelegten zeitlichen Abfolge (und den pandemiebedingten Aspekten der Durchführung der Studie) ist bei den Schweizer Teilnehmenden mehr Potenzial für Veränderung vorhanden. Es finden sich daher vermehrt Updates von Schweizer Teilnehmenden, bei denen signifikante Veränderungen vorgefallen sind.

Viele Teilnehmende, welche eine Weiterführung der bisherigen Lebensgestaltung angestrebt haben, sind weiterhin zufrieden mit ihrem Leben. Andere waren weitgehend zufrieden, hatten aber bestimmte Lebensbereiche, an denen sie arbeiten und bestimmte Verbesserungen erwirken wollten. Bei Janine hat sich der Wermutstropfen fehlender sozialer Beziehungen mit der Zeit erübrigt. Romina konnte wie geplant ihre Selbstständigkeit ausweiten, ohne in anderen Lebensbereichen Einbußen zu bemerken. Karl lebt weiterhin in Bern und konnte der mit eher gemischten Gefühlen empfundenen Rückkehr nach Deutschland aus dem Weg gehen; er fand neue berufliche Herausforderungen und auch sein soziales Netzwerk hat sich dadurch erweitert.

Mehrere Teilnehmende, welche für die nahe Zukunft konkrete Pläne geschmiedet hatten, setzten diese in die Tat um. Klara beispielsweise ist nach Süddeutschland gezogen und verbringt viel Zeit mit ihrer Familie. Sonja und ihr Partner sind ebenfalls in den Süden Deutschlands gezogen, haben aber auch ihren Plan umgesetzt und reisen die meiste Zeit mit ihrem ausgebauten Bulli durch die Welt.

Während meiner Forschung war der Einfluss der Covid-19-Pandemie in den Gedanken der Teilnehmenden bereits sichtbar, wenn auch aufgrund des Zeitpunkts die Strategien noch nicht konkret ausformuliert waren. Mit etwas Abstand zeigt sich jetzt bei einigen Teilnehmenden der Einfluss der Pandemie. Die folgenden Beispiele, bei denen die Pandemie negative Konsequenzen zeitigte oder negative Grundtendenzen an die Oberfläche brachte, stehen im Kontrast zu einer Mehrheit von Teilnehmenden, bei denen die Pandemie keine grundlegenden Veränderungen anstieß. Entsprechende Projekte für die Zukunft wurden zeitlich verschoben, aber nicht komplett abgebrochen.

Bei Nina war die Pandemie ein Faktor, welcher grundlegende Missstände verstärkt und damit letztlich das Leben in Berlin unattraktiv gemacht hat. Nina hat die Rückkehr in die Schweiz nie ausgeschlossen und immer wieder abgewogen, ob das Leben in Berlin noch den eigenen Bedürfnissen und denen ihrer Kinder entspricht. Insbesondere das Schulsystem hatte Nina als Mutter von drei Töchtern bereits früher Sorgen bereitet. Durch den Lehrermangel häuften sich Stundenausfälle und das Lehrpersonal schien zunehmend überfordert. Angesichts der vom Pandemie-Alltag ausgelösten zunehmenden Müdigkeit und einer grundlegenden Unzufriedenheit mit Deutschland und Berlin entsprach das Leben dort letztlich nicht mehr ihren Vorstellungen. Im Oktober 2022 ist Nina mit ihren Kindern zurück in die Schweiz gezogen.

Stephanie wollte ursprünglich drei Jahre in Hamburg bleiben und dann ihre Zukunft neu evaluieren: »Ich kann mir vorstellen, dass ich am Ende der drei Jahre mal meine Fühler ausstrecke und schaue, gibt es Möglichkeiten auf einem Kreuzfahrtschiff zu arbeiten oder bei einer Reederei?« (Stephanie, 55/CH). Nach weniger als einem Jahr zog Stephanie jedoch während der Pandemie zurück in die Schweiz. Sie hatte dort noch ihre Wohnung und ihre Netzwerke und auch ein neuer Job war schnell gefunden. In Hamburg war sie u.a. mit ihrer Wohnsituation unzufrieden, weitere negative Erfahrungen häuften sich, so dass die Rückkehr für sie einfacher war. Aufgrund des kurzen Aufenthaltes bot Deutschland als Zielland nicht die nötige Sicherheit in festen Strukturen.

Auch Laila zog während der Pandemie unerwartet aus Berlin zurück in die Schweiz. Bei ihr wird sichtbar, wie die Covid-19 Pandemie als Krise und eine Veränderung der Bindungen als Katalysator für diese Entscheidung wirkte. Laila wohnte zum Zeitpunkt unseres Interviews bereits über drei Jahre in Berlin, hatte einen deutschen Partner und ein Netzwerk an Freund*innen. Während der Pandemie wurde Berlin für sie jedoch zu viel, zu überwältigend. Die Corona-Maßnahmen und die Präsenz des Themas trugen zu einer bereits vorher bestehenden Grundstimmung bei. Das öffentliche Leben, das für sie viel des Reizes Berlins ausgemacht hatte, veränderte sich. Bereits vor der Pandemie stellte Laila fest, dass ihre Freundschaften in der Schweiz viel tiefer gehen als in Deutschland, was für sie einen Grund der Unzufriedenheit darstellte. Die tiefen Bindungen in der Schweiz verblieben, während Berlin an Anziehungskraft verlor. Ihr Partner, der größte Anker in Berlin und zuletzt der einzige Grund zu bleiben, zog mit ihr in die Schweiz und pendelt nun regelmäßig in die Heimat – die Rollen wurden vertauscht. Mit einer weiteren Fortbildung ist sie zudem in der Lage, ihr Wissen aus der Ausbildung als Heilpraktikerin auch in der Schweiz anzuwenden.

Sowohl Stephanie als auch Laila hatten nicht vor, in nächster Zeit zurückzukehren, als wir uns zum Interview getroffen haben. In der Unsicherheit der Pandemie hat sich jedoch für beide herausgestellt, dass sie in der Heimat mehr Sicherheit und Stabilität fin-

den. Bei der Mehrheit der Teilnehmenden war die Erkenntnis gegensätzlich: Die verfügbaren Optionen im Zielland boten Vorteile in Krisenzeiten. Gleichzeitig verdeutlichen diese Beispiele, dass Rückkehr oder Remigration oft schwer vorhersehbar sind. Veränderte Umstände können zu relativ plötzlichen Einsichten und Entscheidungen führen, die zuvor nicht absehbar waren.

9.5 Zwischenfazit: Schritt für Schritt in die Zukunft

Die im letzten Abschnitt beschriebenen Beispiele verdeutlichen die Unsicherheit, die der Zukunft innewohnt, und mit der die Teilnehmenden einerseits unabhängig von der Migration, andererseits auch im Zusammenhang damit umgehen müssen. Bei den meisten von mir interviewten Personen führt dies zu vorsichtigen Zukunftsplänen oder einer zeitlichen Beschränkung auf die nächsten Jahre. In weiterer zeitlicher Entfernung finden sich eher antizipatorische Vorstellungen der Zukunft. Die Mehrheit der Teilnehmenden hat im Zielland bereits ein Leben aufgebaut, welches ihren Vorstellungen entspricht – auch wenn es nicht perfekt ist. Folglich sehen sie wenig Handlungsdruck für Veränderungen, und entsprechend ihre Zukunft im Zielland.

Eine genauere Konzeptualisierung der Zukunft findet sich bei Bryant und Knight (2019). Sie definieren sechs Arten, sich mit der Zukunft auseinanderzusetzen: Antizipation, Erwartung, Spekulation, Potenzial, Hoffnung und Schicksal. Im Rahmen dieser Studie waren die dominierenden Formen die Spekulation und das Potenzial, welche sich dadurch äußern, dass Teilnehmende sich hypothetisch mit der Zukunft auseinandersetzen, ohne in der Gegenwart konkrete Pläne auszuführen.

Bei der Evaluation etwaiger Remigration oder Rückkehr sind »*attachments*« (Carling/Pettersen 2014), »*anchors*« (Grzymala-Kazłowska 2016, 2018) und »*assets*« (Moser 2007, 2008) relevant. *Attachments* beziehen sich auf ortsspezifische Ressourcen und Netzwerke sowie Kompetenzen und Emotionen (Carling/Pettersen 2014: 13). *Assets* beziehen sich ebenfalls auf Ressourcen – materielle und immaterielle –, die mit der Zeit zu Sicherheit vermittelnden Standbeinen werden können, den *anchors*. Eine soziale, räumliche, temporale und infrastrukturelle Verankerung eröffnet Migrant*innen eine längerfristige Bleibeperspektive (Grzymala-Kazłowska 2016: 1130). Dies äußert sich mitunter durch die Erfüllung kurzfristiger Ziele, welche in der Aggregation den Verbleib begünstigen (Hof/Pemberton/Pietka-Nykaza 2021: 15). Zukunftspläne stehen entsprechend in enger Verbindung zur Zugehörigkeit und der Lebensgestaltung.

Bei den Auswirkungen von Bindungen an das Heimat- und Zielland ergeben sich im Falle von Schweizer und deutschen Migrant*innen im Nachbarland einige Ergänzungen zur Darstellung von Carling und Pettersen (2014). Ähnlichkeiten zeigen sich bei den Rückkehrintentionen: Teilnehmende, welche auf eine Rückkehr hinarbeiten, hatten oft von Beginn an Rückkehrintentionen, oder besitzen sehr enge Bindungen ins Heimatland oder schwache Bindungen im Zielland. Starke oder schwache Bindungen in beide Länder führen zu mäßigen Rückkehrintentionen, bringen jedoch weitergehende Konsequenzen mit sich: Starke Bindungen in beide Länder führen oft zu einer intensiven Auseinandersetzung mit der Wahl des Lebensmittelpunktes und der Evaluation – und Reevaluation – individueller Vor- und Nachteile. Eine alternative Möglichkeit stellt der

Ausbau oder Erhalt von transnationalen Beziehungen dar, welche ein Leben in beiden Ländern ermöglichen. Teilnehmende mit schwachen Bindungen ins Heimat- und Zielland verfolgen teilweise die Migration in wärmere und im Lebensunterhalt günstigere Drittländer, welche meist mit dem Erreichen des Ruhestands geplant wird. Die dabei erwähnten Narrative wiederholen Motive der Altersmigration.

Bevor Teilnehmende eine Entscheidung zum Verbleib oder zur Remigration treffen, wägen sie diverse Optionen ab. Übergänge im Lebenszyklus, wie der Renteneintritt oder die Gründung einer Familie, wirken oft als Katalysatoren, die Entscheidungsprozesse anregen. Das Lebensende und die Frage nach dem Ort, wo man begraben werden möchte, stellen Teilnehmende vor zwei gegensätzliche Optionen. Einerseits stellen die Teilnehmenden eine Verbindung zum Heimatland und ihren Ahnen her, was symbolisch durch einen Baum im Mutterland (Malkki 1992: 28) oder territorial durch den Boden und die Erde (vgl. Darieva 2023: 58–64) geschehen kann. Andererseits haben die meisten Interviewpartner*innen neue Bindungen im Zielland aufgebaut und sich damit gewissermaßen neu verwurzelt.

Finanzielle Aspekte sind für beide Gruppen relevant, wobei der Verbleib in der Schweiz tendenziell mehr Sicherheit vermittelt, während der Aufenthalt in Deutschland Zukunftsoptionen einschränkt. Hinzu kommt die Frage, wo die eigene Präsenz gebraucht wird; für ältere Teilnehmende sind dies oft die eigenen Kinder und Enkel*innen, für jüngere jedoch auch älter werdende Verwandte im Heimatland.

Eine Remigration muss dennoch nicht die letzte Station darstellen. Grundsätzlich weisen die Teilnehmenden einen Glauben an die eigene Handlungsmacht auf, Aspekte ihres Lebens verändern zu können, sollten sie eine übermäßige Unzufriedenheit feststellen. Oft bleibt es jedoch bei Rückkehrintentionen, welche nicht in die Tat umgesetzt werden (Carling/Pettersen 2014: 14). Rückkehrintentionen sind jedoch auch ohne einen durchgeführten Umzug relevant (Carling/Pettersen 2014: 14); sie beeinflussen mitunter, wie viel Ressourcen Migrant*innen in Beziehungen, Kompetenzen und Kapital investieren. Darüber hinaus geben sie Auskunft über die gegenwärtige Lebenswelt und die subjektive Wahrnehmung der Teilnehmenden (Ringel 2020: 7). Damit schließt sich auch der Kreis zu den vorherigen Kapiteln, welche in einer direkten Wechselwirkung zu den hier dargestellten Zukunftswünschen stehen.

VI. Rosa

Eine unwahrscheinliche Geschichte

Frühjahr 2020: Die Corona-Pandemie ist in der Schweiz angekommen, die Behörden verhängen vergleichsweise leichte Maßnahmen. Viele potenzielle Teilnehmende sagen Interviews ab oder weichen auf Online-Interviews aus. Rosa jedoch sagt zu. Einige Tage später sitze ich mit ihr zusammen in ihrem Wohnzimmer. Rosa möchte eine Erkrankung mit Corona vermeiden und agiert relativ vorsichtig, mit dem Alter stellt sich aber auch eine gewisse Gelassenheit ein.

Rosa ist 95 Jahre alt, als ich sie im Juni 2020 zum Interview in ihrem einstöckigen Haus mit Garten besuche. Von vorne sieht es aus wie eine Trafostation; tatsächlich beeindruckt das Haus nicht mit der Front, sondern eher mit der Inneneinrichtung und dem Blumengarten. Den Garten kann sie nicht mehr so gut pflegen, wie sie eigentlich möchte. Die Rosenbüsche wachsen unbeeindruckt. Ihr Mann träumte davon, ein Haus zu besitzen, bei dem er die Tür aufmachen und Erde betreten kann. Mit dem Haus ging dieser Traum in Erfüllung.

Rosa lebt mittlerweile allein in dem Haus, ihr Mann ist bereits vor zehn Jahren verstorben. Sie ist der Inbegriff einer rüstigen, alten Dame. Vor dem Haus steht ihr Auto, mit dem sie Einkäufe erledigt oder andere Termine wahrnimmt. Mit Freude besucht sie ihren knapp vier Monate alten Urenkel, wenn auch wegen der Pandemie gerade seltener.

Sie erzählt wach und lebhaft von ihrem Leben und kommt dabei unweigerlich an diversen Tiefpunkten vorbei. 1925 in der preußischen Provinz Brandenburg geboren, erlebte sie als Jugendliche den Zweiten Weltkrieg mit und verlor damals viele Freunde und Familienmitglieder. Ihr erster Mann zog kurz nach der Hochzeit in den Krieg und wurde zwei Monate später vermisst gemeldet.

Je älter sie wird, desto präsenter wird ihre Jugendzeit. Sie träumt öfter von ihrer Schulzeit, von ihrem Zuhause, wo sie aufgewachsen ist. Sie erinnert sich lebhaft an das Schulhaus und die Kirche, wo sie jeden Sonntag mit ihrem Vater, dem Kantor, den Gottesdienst besuchte. Ihre Familie besaß als einzige im Dorf ein Auto, weswegen der Vater öfter herangezogen wurde, um andere Dorfbewohner*innen zu befördern. Rosa träumte davon, Medizin zu studieren – eine schlechte Idee, wenn man kein Blut sehen kann. Eine Freundin aus der Grundschule ist ihr bis heute erhalten geblieben, mit der sie re-

gelmäßig per Telefon in Erinnerungen schwelgt. Bei der Freundin gab es damals unter anderem Fisch zu essen – etwas, was Rosas Mutter nie zubereitet hat.

Die Erinnerung der Jugend ist stark verbunden mit dem Krieg, der unweigerlich mit aufkommt. Eigentlich will sie davon nichts mehr sehen und hören. Sowohl Kriegsfilm als auch die aktuelle Berichterstattung belasten sie. Ernüchtert musste sie nach dem Zweiten Weltkrieg feststellen, dass Mitläufer*innen sich weiterhin gerne hinter Diktator*innen und andere Machthaber*innen stellen, um selbst aufzusteigen. Sie musste aufhören, sich darüber aufzuregen, und konzentrierte sich lieber darauf, eine optimistische Haltung zu verbreiten.

1943 absolvierte sie erfolgreich ihr Abitur. Daraufhin wurde ihr angeboten, ohne Vorerfahrung als Lehrerin in einer einklassigen Schule zu arbeiten. Sie betreute dort Kinder von der ersten bis zur neunten Klasse. Ihr Vater, der ebenfalls Lehrer war und Erfahrung mit einer einklassigen Schule hatte, half ihr, einen Lehrplan aufzustellen. Rosa fiel es leicht, Zugang zu den Kindern zu finden, und auch der Beruf bereitete ihr Freude – sie fand ihre Berufung. Diese Berufung war es dann, welche ihr Jahre später den Weg in die Schweiz ebnete.

Rosa heiratete 1950 erneut, studierte für zwei Semester und ging zusammen mit ihrem Mann mehrere Jahre dem Lehrerberuf nach. Dann passierte, was so Vielen in der DDR passierte: Der Mann war nicht ausreichend parteitreu, weswegen ihm gekündigt wurde. Rosa wurde weiter beschäftigt und konnte die Zeit finanziell überbrücken. Mit dem Gedanken, dass weitere Repressionen folgen könnten, reisten sie aus.

Für drei Monate blieben Rosa und ihr Mann in Westdeutschland und kauften sich von ihrem Ersparnis ein altes Auto. Damit fuhren sie in die Schweiz, wenn auch Rosa auf dem Weg besorgt war, dass sie nicht ankommen würden, weil das Fahrzeug so sehr klapperte. Sie hatten ein Jobangebot bekommen: 1961 begannen sie und ihr Mann als Lehrer in einem Heim für gehörlose Kinder im Kanton Bern zu arbeiten. Als sie ihre Arbeitsverträge unterzeichneten, erhielten sie von der Sekretärin 500 Franken, damit sie sich mit Notwendigkeiten eindecken konnten. Die ersten fünf Jahre wohnten sie selbst im Heim, bis sie sich ihre eigene Wohnung und nach und nach die Einrichtung dazu besorgen konnten.

Die Anfangszeit war für beide nicht einfach und sie mussten viele Umstellungen bewältigen – von der DDR in die Schweiz, von einem Schulsystem ins andere –, mit ausreichend Zeit und Energie bauten sich die beiden in der Schweiz jedoch ein neues Leben auf. Über die Kinder lernten sie deren Eltern als erste Kontakte kennen, welche teilweise bis heute als gute Freund*innen geblieben sind. Auch in der Schule konnten sie einiges bewirken: Zu dieser Zeit gab es keine Lehrpläne und der Unterricht war meist im Schweizer Dialekt gehalten. Rosa und ihr Mann erstellten ein Curriculum auf Schriftdeutsch, was aufgrund der Einheitlichkeit für die meisten Kinder einfacher zu verstehen und zu lernen war.

Rosa und ihr Mann blieben der Schule bis zum Renteneintritt erhalten. Bis heute besuchen sie ehemalige Schülerinnen und Schüler, um ihr zu danken oder einfach einen

Kaffee mit ihr zu trinken. Wer nicht genau weiß, wo Rosa und ihr Mann wohnen, kann im Dorf nach den Deutschen fragen. Rosa redet bis heute Hochdeutsch – das ist nahezu das Einzige, das sie klar als Deutsche identifiziert. Der ein oder andere schweizerdeutsche Satz schleicht sich aber doch mit ein. Offiziell ist sie schon seit über 40 Jahren Schweizerin und gehört auch zur dörflichen Gemeinschaft dazu. Ihr Mann musste noch eine Prüfung bestehen für die Einbürgerung, sie hingegen musste noch nicht einmal unterschreiben. Durch die Einbürgerung des Mannes wurde sie automatisch mit eingebürgert. Beide verloren damit ihre frühere Staatsbürgerschaft.

Mit ihren neuen Pässen und als stolze Schweizer konnten Rosa und ihr Mann endlich die Welt erkunden. Hauptsache, hinaus in die Welt und etwas Neues sehen – wen kümmert es, ob dies in der billigsten Kabine des Kreuzfahrtschiffes geschieht. Bereits vorher genossen sie die Möglichkeit, die Schweiz mit dem Auto zu erkunden, mit der Einbürgerung kam weitere Freiheit hinzu.

Längerfristig hinaus aus der Schweiz wollten die beiden nicht mehr. Die Schweiz war der Himmel auf Erden, der ihnen politische und finanzielle Sicherheit bot und in dem sie sich seit der Ankunft zuhause fühlten. Auch ihre Kinder waren in der Schule gut integriert und fanden viele Freund*innen. Es gab daher diverse Gründe, welche für einen Lebensabend in der Schweiz sprachen und kaum etwas dagegen. Für eine Rückkehr nach Deutschland sprach auch nach der Wende wenig. Rosas Eltern und ein Bruder waren bereits verstorben, die übrig gebliebenen Freund*innen konnten sie genauso gut in der Schweiz besuchen.

Die soziale Nähe der Dorfgemeinschaft aus ihrer Kindheit hat Rosa in ihrem Schweizer Wohnort wiedergefunden. Sie fühlt sich extrem wohl und gut eingebunden in der Nachbarschaft. Man kennt, grüßt und hilft sich gegenseitig. Seit dem Tod ihres Mannes fühlt sie den Zusammenhalt umso stärker. Ihre Nachbar*innen kommen bei ihr vorbei, fragen, wie es ihr geht, oder ob sie etwas benötigt. Regelmäßig wird sie zum Plausch und Kaffee eingeladen. In der Nachbarschaft herrscht eine Offenheit, in der jeder seine Sorgen und Probleme teilen kann und ein offenes Ohr findet. Obwohl sie seit zehn Jahren allein wohnt, hat sie keinerlei Angst oder Bedenken deswegen.

Große Pläne für die Zukunft hat Rosa nicht mehr. Der Tod wird kommen, aber darüber will sie sich jetzt noch keine Gedanken machen – das schiebt man besser noch etwas auf. Solange sie noch kann, will Rosa in ihrem Haus wohnen. Mit 95 ist sie noch nicht einmal die älteste Bewohnerin ihres Dorfes. Sie hofft, dass ihr Gedächtnis sie auch weiterhin nicht im Stich lässt, und dass sich Stürze in Grenzen halten, damit sie noch lange ihr Leben genießen kann – so, wie es gerade ist.

10 Zwischen Nähe und Differenz: Erkenntnisse aus dem deutsch-schweizerischen Kontext

Die vorliegende Arbeit trägt zu einem bisher sehr kleinen Korpus an Forschungen zu hochqualifizierter, innereuropäischer Migration bei. Der besondere Fokus auf minimale soziokulturelle Differenzen bzw. kulturelle und geographische Nähe bietet eine erweiterte Perspektive auf ein Phänomen, welches im Vergleich zu anderen Formen der Migration (insbesondere Flucht und Asyl) als »unproblematisch« gilt und damit als Forschungsfeld wenig Beachtung findet. Diese Forschung zeigt diverse Problemfelder, aber auch individuelle und kollektive Strategien und Erfahrungen im Kontext der Migration, welche die Notwendigkeit und den Beitrag zu einer erweiterten Migrationsforschung verdeutlichen. Die vorliegende Arbeit eröffnet damit eine neue Perspektive auf zwei wenig beachtete Gruppen im Migrationsgeschehen und auf deren komplexes Verhältnis.

Meine Dissertation konzentriert sich auf hochqualifizierte Lebensstilmigrant*innen in ein kulturell und geographisch nahes Land: die Migration zwischen der Schweiz und Deutschland. Im Rahmen von innereuropäischer Migration Hochqualifizierter kommen viele Hürden, welche die Migration und Integration negativ beeinflussen, auf den ersten Blick nicht zum Tragen: Anstelle einer deutlich markierten Grenze mit den entsprechenden Hürden tritt die Erfahrung eines diffusen und komplexen Kontinuums der Differenz (Alba 2005: 41). Die Schweiz und Deutschland teilen denselben soziokulturellen Hintergrund, traditionelle Religionszugehörigkeiten sowie (im Falle der Deutschschweiz) die Sprache. Die wirtschaftliche Situation, der Lebensstandard und die Sicherheitslage sind ebenfalls in beiden Ländern, gesamtgesellschaftlich betrachtet, sehr gut. Die Personenfreizügigkeit erleichtert die Migration zwischen den beiden Ländern und viele rechtliche Verfahren. Dies hat in den letzten zwei Jahrzehnten zu einer erhöhten Migration geführt. Hier sei daran erinnert, dass Deutsche mittlerweile die zweitgrößte Gruppe der Migrant*innen in der Schweiz nach den Italiener*innen darstellen – mit über 323.000 Menschen, etwas über 13 % der gesamten ausländischen Wohnbevölkerung oder ca. 3,6 % der Gesamtbevölkerung (BFS 2024). Schweizer*innen in Deutschland bilden die zweitgrößte Gruppe der Schweizer*innen im Ausland, mit über 98.000 Menschen machen sie jedoch nur etwas mehr als 0,1 % der Gesamtbevölkerung in Deutschland aus (BFS 2023).

Aus dem Vergleich dieser beiden Gruppen ergibt sich die Hauptfrage der Forschung: Welche Erfahrungen machen Menschen und welchen Herausforderungen begegnen sie im Feld der schweizerisch-deutschen und deutsch-schweizerischen Migration, welches sich auf den ersten Blick nur durch minimale Unterschiede kennzeichnet? Die Hauptfrage wird anhand der folgenden sechs Unterfragen beantwortet: 1) Was für ein demographisches, berufliches und biographisches Profil haben die deutschen und Schweizer Migrant*innen? 2) Was sind die Auslöser und Gründe für die Migration in die Schweiz bzw. nach Deutschland, und inwiefern beeinflussen diese die Erfahrungen der Menschen im Zielland? 3) Mit welchen Reaktionen und Debatten werden Schweizer*innen und Deutsche im Nachbarland im täglichen Leben konfrontiert? Inwiefern beeinflussen diese Debatten nachhaltig, positiv wie negativ, das Leben der Teilnehmenden, ihre Integration und ihre Entscheidungen zur Zukunftsgestaltung? Konkreter differenziert: 4) Wie sieht die Lebensgestaltung im Zielland aus? 5) Wie zeigt sich die Zugehörigkeit und eventuell auch die Distanz zum Ziel- und Heimatland? 6) Welche Entscheidungsprozesse und Gestaltungsmöglichkeiten eröffnen sich in der Zukunftsgestaltung?

Für eine holistische Betrachtung von Migration wurden sowohl vergangene als auch gegenwärtige Erfahrungen sowie Zukunftsaussichten berücksichtigt. Dazu gehören die Gründe für die Migration, die Wahrnehmung des Heimat- und Ziellandes, der Lebensstil der Menschen, die Zugehörigkeit und die Zukunftsgestaltung, die eng miteinander verbunden sind. Bevor ich zu Implikationen meiner Forschung übergehe, stelle ich die Ergebnisse zu den einzelnen Aspekten vor.

10.1 Von der Migrationsentscheidung bis zur Zukunftsperspektive: Zentrale Befunde

1) Profil der Migrant*innen

Um eine breite Darstellung von Migrant*innen im Rahmen dieser Studie zu zeigen, sollten die Teilnehmenden eine vielfältige Palette von Migrationsgründen und anderen demographischen Faktoren repräsentieren. Das Sample besteht aus 36 Personen aus Deutschland und 32 aus der Schweiz, die in etwa die demographischen Merkmale der Gesamtgruppe an Ausgewanderten widerspiegeln: Personen im erwerbsfähigen Alter (25–64), welche in jungen Jahren migriert sind und bereits über zehn Jahre im Zielland wohnen, machen einen entsprechend großen Anteil des Samples aus (BFS 2023; OECD 2015). Wie im nächsten Punkt ausgeführt wird, wird die Migrationsentscheidung vor allem von der Suche nach etwas Neuem – sei es im Arbeitsleben, in persönlichen Beziehungen oder auch im Bereich der Selbstverwirklichung – ausgelöst. Ergänzend wird von einigen Personen Perspektivlosigkeit in der Herkunftsregion genannt, wobei dies kein durchgängiges Motiv ist. So lässt sich ganz überwiegend von einer Migration sprechen, die aus einer relativ gesicherten Position heraus geschieht. Dies deutet auf den Aspekt der Lebensstilmigration hin, der u.a. von Benson und O'Reilly (2009) diskutiert wird. Wenngleich Ausnahmen vorhanden sind, lassen sich die Teilnehmenden meiner Studie überwiegend mit den vom Sinus-Institut (Flaig/Barth 2023: 13–19) definierten Grundorientierungen der Modernisierung (Individualisierung, Selbstverwirklichung,

Genuss) und der Neuorientierung assoziieren. Angehörige des Milieus mit traditioneller Grundorientierung sind hingegen kaum unter den Teilnehmenden meiner Studie auszumachen. Die meisten Interviewpartner*innen lassen sich der Oberschicht, der oberen und der mittleren Mittelschicht sowie gelegentlich der unteren Mittelschicht zuordnen. Bei der Einschätzung des Profils der Migrant*innen können diese Schichtzuordnungen als ein mehr oder weniger direkter Indikator der Klassenzugehörigkeit betrachtet werden. Dieser Indikator wird ergänzt durch die vergleichsweise hohe Qualifikation vieler Interviewpartner*innen gemäß der Internationalen Standardklassifikation des Bildungswesens (ISCED) und der Internationalen Standardklassifikation der Berufe (ISCO).

2) Hauptmotive der Migration

Bei den Migrationsgründen bestätigt sich eine Diversität an verschiedenen Motiven und demographischen Faktoren, welche unterschiedlichen Typen von Migration zugrunde liegen. Arbeitsmigration ist ein Hauptmotiv, insbesondere seit der Personenfreizügigkeit, darüber hinaus spielen aber auch Familien- bzw. Paarbeziehungen, spezifische Wohnorte sowie die Suche nach Abenteuer eine wichtige Rolle. Bei der beruflichen Motivation findet sich eine Vielzahl an individuellen Motiven; angefangen bei Manager*innen, die nach neuen Herausforderungen suchen, Akademiker*innen, die auf eine Professur hinarbeiten, Kreativen, die ihren Träumen folgen möchten, bis hin zu Handwerkern ohne Perspektiven in ihrer Herkunftsregion. Aufgrund einer wirtschaftlichen Asymmetrie sind finanzielle Anreize für deutsche Migrant*innen stärker ausgeprägt, während Schweizer Migrant*innen vermehrt nach Abenteuern in den größten Städten Deutschlands suchen, die einen offenen und toleranten Ruf besitzen und eine Vielzahl kultureller Aktivitäten bieten. Strukturelle Unterschiede zwischen der Schweiz und Deutschland begünstigen zudem die Altersmigration in Richtung Deutschland, während in die andere Richtung Menschen mit fehlender beruflicher Perspektive migrieren. Liebe und andere Beziehungsmotive werden in beiden Gruppen an zweiter Stelle genannt und widerlegen die Erzählung von rein ökonomisch motivierten Migrant*innen. Sehr oft findet sich eine Vermengung diverser Motive, welche in ihrer Gesamtheit den individuellen Migrationsgrund ausmachen. Wie bei europäischer Migration insgesamt tragen meist sowohl ökonomische als auch kulturelle Faktoren zur Migrationsentscheidung bei (Belot/Ederveen 2012: 1100).

Während es naheliegend scheint, dass insbesondere junge Menschen ohne Familie migrationswillig sind, zeigt sich bei den Teilnehmenden meiner Studie, dass auch ältere Personen mit etablierten Karrieren mit und ohne Familie bei ausreichenden Anreizen die Migration erwägen. Lebensabschnitte gelten generell als geeignete Zeitpunkte für Veränderung und daher auch für die Migration; die Mehrheit meiner Teilnehmenden befand sich jedoch mitten im Leben, als sie die Entscheidung zur Migration getroffen haben. Dies gilt insbesondere für Teilnehmende, welche aus Liebe migriert sind, aber auch für viele mit beruflichen Motiven. Konkret heißt dies, dass sie in unbefristeten Arbeitsverhältnissen beschäftigt und in ihrem Umfeld gut integriert waren. Sie trafen die Entscheidung aus einer vergleichsweise sicheren Position, aber mit dem Wunsch, bestimmte Veränderungen an ihrem Status quo vorzunehmen. Am ehesten lassen sich Umbrü-

che bei Teilnehmenden mit schlechten Zukunftsaussichten oder mit unkonventionellen Karrierewegen konstatieren. Insgesamt finden sich viele Aspekte der Lebensstilmigration wieder, welche Benson und O'Reilly (2009: 609) als Migration relativ wohlhabender Migrant*innen auf der Suche nach einer besseren Lebensqualität charakterisieren. Wie genau die bessere Lebensqualität aussieht, wird individuell ausgehandelt und kann sich sowohl auf berufliche und finanzielle wie private bzw. soziale Aspekte beziehen.

Aufgrund relativ niedriger Migrationshürden und der Nähe beider Länder zum Trotz war das Wissen über das Nachbarland oft beschränkt, bevor die Teilnehmenden sich zur Migration entschieden. Einerseits herrscht die Annahme, aufgrund der Ähnlichkeiten ausreichend Bescheid zu wissen, andererseits treten viele Deutsche und Schweizer*innen die Migration ins Nachbarland zeitnah und mit wenig Vorbereitung an. Folglich wurden deutsche Migrant*innen häufiger von der negativen externen Sicht auf Deutsche überrascht, die im Gegensatz zu ihrer eigenen Sicht auf die Schweiz stand.

3) Reaktionen auf Migration im öffentlichen Diskurs und im Alltag

In der Schweiz wurde lange Zeit ein negatives, auf Stereotypen basierendes Bild von Deutschen perpetuiert, welches bis heute in der Politik und Medienberichterstattung vorherrscht (Imhof 2008). Eine Kombination von miteinander verflochtenen Faktoren – wie eine lange Geschichte der Angst vor Überfremdung (Althaus 2017: 23–24; Dahinden 2014), die wahrgenommene Bedrohung der deutschen Kultur gegenüber der schweizerischen Kultur und Identität (Helbling 2011), sowie (im direkten Vergleich) größere wahrgenommene kulturelle Unterschiede zwischen den beiden Ländern (Schläpfer/Gutzwiller/Schmid 1985) – sind Teil eines langanhaltenden Identitätsdiskurses in der Schweiz, dessen Distinktionsversuche mitunter germanophobe Züge annehmen. Dies entspringt dem Bestreben, sich von Deutschland abzugrenzen, indem geringe kulturelle Unterschiede betont werden (Theiler 2004: 648). Schnelle Veränderungen in den Einwanderungsmustern nach der Einführung der Freizügigkeit haben die Debatte in den 2000er Jahren neu entfacht (Helbling 2011: 11). Helbling zeigt überdies, dass negative Ansichten gegenüber Deutschen unabhängig von der Bildung vorkommen; insbesondere jüngere Hochqualifizierte mit Aufstiegsambitionen fühlen sich von der direkten Konkurrenz bedroht (ebd.: 19). Diese Atmosphäre beeinflusst viele Aspekte des Lebens, wie den Lebensstil der Menschen, die Bildung sozialer Netzwerke, die Zugehörigkeit und folglich auch ihre Zukunftsaussichten.

Dies steht im Gegensatz zu den Erfahrungen der Schweizer Migrant*innen in Deutschland. Keiner der genannten Faktoren trifft auf sie zu, da die Zahl der Schweizer Migrant*innen im Gesamtbild so gering ist, dass sie in öffentlichen Debatten äußerst selten in Erscheinung treten. Wenn Schweizer Migrant*innen überhaupt als solche markiert werden, dann meist in Form eines positiven Bias, der auf langanhaltenden Stereotypen über die Schweiz beruht. Das typische Bild von malerischen Landschaften, Geld und Erfolg überträgt sich auf Einzelpersonen. In Kombination mit soziokulturellen Ähnlichkeiten kann dies zu einer bevorzugten Behandlung oder einem strukturellen Vorteil führen. Während dieses Bild oberflächliche Interaktionen, Besuche bei Behörden und vielleicht sogar Jobmöglichkeiten beeinflusst, ist das Alltagsleben der Schweizer*innen in Deutschland relativ unbeeinflusst von ihrem Status als Migrant*innen.

Die Differenzierungsdiskurse führten zu einer meist gegensätzlichen stereotypen Charakterisierung bzw. Attribuierung von Persönlichkeitsmerkmalen von Deutschen und Schweizer*innen. Diese wird jedoch nicht nur in den Medien rezipiert. Auch unter den Teilnehmenden macht sich bei der Zuschreibung von Eigenschaften ein Konsens bemerkbar, welcher den medialen Diskurs wiedergibt: bei Deutschen erfolgt eine Charakterisierung u.a. als arrogant, laut, unhöflich und direkt gegenüber den höflichen, zurückhaltenden und indirekt kommunizierenden Schweizer*innen. Das stereotype Deutsche oder Schweizerische dient letztlich als Erklärung in einer Vielzahl von Narrativen, die Teilnehmenden entschieden sich jedoch individuell und situativ, sich damit zu identifizieren oder aber sich davon abzugrenzen – und in Übereinstimmung mit ihren eigenen Zielen zu handeln. Deutsche Teilnehmende distanzieren sich öfter von diesem negativen Fremdbild, bestätigen die Persönlichkeitsmerkmale jedoch im gleichen Zug im Hinblick auf andere Deutsche – und tragen damit ebenfalls zur Verstärkung der Stereotype bei. Einige deutsche Teilnehmende konnten die Eigenschaften, meist im Berufsleben, gewinnbringend für sich einsetzen. Schweizer Teilnehmende können sich wiederum, insbesondere im direkten Vergleich mit Deutschen, eher mit den Stereotypen identifizieren. Dabei entstehen ihnen jedoch kaum Nachteile.

4) Lebensgestaltung im Zielland

Die Lebensgestaltung der Teilnehmenden lässt sich mithilfe von Konzepten wie Lebensstil (Barth 2023; Benson/O'Reilly 2009: 616; Habeck 2019c: 9), »*homemaking*« (Boccagni 2023b) und »*place-making*« (Cresswell 2011: 6–8; Gieryn 2000) fassen, welche alltägliche Praktiken der Verortung und Zugehörigkeit beleuchten. Aus dem alltäglichen Leben geht meist ein großer Teil der Zufriedenheit der Teilnehmenden hervor, welche damit einen wichtigen Aspekt für die Themenbereiche Zugehörigkeit und Zukunftsgestaltung darstellt. Im Alltag unterscheidet sich das Leben der Schweizer und deutschen Migrant*innen wenig von der einheimischen Bevölkerung. Arbeit, Freizeit, Familie und die eigenen vier Wände stellen wichtige Aspekte dar. Die meisten Teilnehmenden bevorzugen Wohnorte in lebenswerten Städten in der Nähe ihres Arbeitsplatzes und gleichzeitig in der Nähe von Natur, Kultur- und Freizeiteinrichtungen. Insbesondere Berlin und Hamburg punkten mit ihrem kulturellen Angebot und einer offenen, multikulturellen Gesellschaft. In der Schweiz und Schleswig-Holstein werden vermehrt die Natur und naturnahe Aktivitäten hervorgehoben.

Ihre Kinder nehmen bei Teilnehmenden mit Familie einen hohen Stellenwert ein, weswegen auch Diskurse zur Kinderbetreuung, Kindererziehung und zum Schulsystem eine prominente Stellung einnehmen. Bei diesen Fragen treten die eigene Sozialisierung und auch der Migrationshintergrund wieder zentral auf. Bei der Kinderbetreuung und -erziehung fehlen einerseits familiäre Netzwerke aus dem Heimatland, andererseits ist der gesetzliche Rahmen sehr unterschiedlich. In Deutschland finden sich eine längere gesetzlich festgelegte Elternzeit, höhere Verfügbarkeit von Kita-Plätzen und niedrigere Betreuungskosten. Damit stehen in Deutschland staatliche Maßnahmen im Vordergrund, die Schweiz setzt im Gegensatz eher auf individuelle Lösungen. Während Deutschland bei der Kinderbetreuung und der Vereinbarkeit von Familie und Beruf besser abschneidet, bevorzugen bei der Schulbildung beide Gruppen das System des Hei-

matlandes. Unterschiedliche positive und negative sowie staatliche und individuelle Faktoren beeinflussen das Leben mit Kindern, welches für Familien einen zentralen Aspekt bei der Evaluation der Zukunft darstellt.

Auch das Heimatland nimmt durch aktive und regelmäßige Kommunikation mit Freunden und Verwandten und durch Besuche eine wichtige Stellung ein. Alle Teilnehmenden pflegen damit einen transnationalen Lebensstil. Darüber hinaus pflegen die Teilnehmenden Traditionen – z.B. die Einschulung mit einer Schultüte oder »Eiertütschen« zu Ostern –, bauen neue Netzwerke mit Menschen aus dem Heimatland auf und vermitteln bestimmte Werte an die nächste Generation. Während Schweizer Migrant*innen ermutigt werden, einen schweizerischen Lebensstil zu führen, haben Deutsche manchmal das Gefühl, sich entscheiden zu müssen zwischen Solidarität mit ihrer eigenen Gruppe und der Notwendigkeit, sich von einer negativen Diskussion im Zielland, in diesem Falle also in der Schweiz, abzugrenzen und bestimmte Werte und Verhaltensweisen abzulegen oder zu verbergen.

5) Zugehörigkeit: Distanz zum Heimatland und zum Zielland

Aus diesem Grund werden Netzwerke, die Menschen aus dem Heimat- oder Zielland ein- oder ausschließen, zu einem starken Marker für die Zugehörigkeit von Deutschen in der Schweiz. Schweizer Freund*innen gelten als Zeichen der Integration in die schweizerische Gesellschaft, während ausschließlich deutsche Freund*innen ein deutlicher Indikator für fehlende Verbindungen und folglich für das Fehlen einer Zugehörigkeit zur Schweiz gedeutet werden. Für Schweizer*innen in Deutschland sind schweizerische Kontakte eine willkommene Ergänzung zum sozialen Netzwerk, das normalerweise hauptsächlich aus Deutschen oder anderen Ausländer*innen besteht.

Belonging, als menschliches Grundbedürfnis, bedeutungsvolle Beziehungen zu bilden (Baumeister/Leary 1995), stellt jedoch für alle Teilnehmenden eine wichtige Motivation dar – keine sozialen Beziehungen zu pflegen, ist daher keine Option. Teilnehmende, welche Schwierigkeiten haben, neue Kontakte zu knüpfen, suchen den Grund dafür oftmals in kulturellen Differenzen; insbesondere die Verslossenheit von Schweizer*innen führt bei deutschen Teilnehmenden zu Frustration. Hinzu kommt die Befürchtung, aufgrund der eigenen Nationalität abgelehnt zu werden. Es zeigt sich jedoch, dass andere Faktoren wie die Sozialisierung, die (politische) Weltsicht, der in Beziehungen investierte Aufwand oder auch diverse demographische Aspekte die Bildung von neuen Beziehungen gleichermaßen positiv und negativ beeinflussen. Schweizer Teilnehmende bemerken weniger Probleme beim Knüpfen neuer Kontakte, können fehlende Kontakte aber auch weniger durch äußere Umstände erklären.

Grundsätzlich gelten die Arbeit, Freizeitaktivitäten oder die Kinder als gute Anknüpfungspunkte für neue Netzwerke. Die überwiegende Mehrheit der Teilnehmenden konnte nach einiger Zeit tiefergehende Beziehungen aufbauen. Die Heimatvereine stellen ergänzende Foren dar, in denen Netzwerke erweitert und die eigene Identität gepflegt werden kann. Als solche verbildlichen sie die aktive Aushandlung der Identität der Schweizer Teilnehmenden zwischen dem Heimat- und dem Zielland.

Familiäre, freundschaftliche und teilweise berufliche Netzwerke ins Heimatland werden von allen Teilnehmenden ungeachtet ihrer Einbindung im Zielland aufrecht-

erhalten. Für Interviewpartner*innen ohne oder mit nur wenigen Kontakten im Zielland nehmen die Kontakte im Heimatland einen höheren Stellenwert ein und sie werden entsprechend intensiver gepflegt, was sich durch häufigere und längere Besuche zeigt. Auch für ältere Teilnehmende, welche teilweise vor mehr als 40 Jahren migriert sind, stellen alte (Kindheits-)Freund*innen jedoch weiterhin wichtige Bezugspersonen dar. Dies verdeutlicht, dass enge und intensive Beziehungen im Heimat- und Zielland gleichermaßen erhalten und aufgebaut werden können. Die geographische Nähe erleichtert die Pflege der Heimatnetzwerke; Kommunikation per Telefon oder Video stellen sich als ebenso fruchtbare Medien zur Aufrechterhaltung von Kontakten heraus. Trotzdem schwinden die Netzwerke in der Heimat tendenziell mit einer höheren Aufenthaltsdauer oder höherem Alter, während die Netzwerke im Zielland aktiv erweitert werden.

Auf formaler Ebene dominieren ethnonationalistische und pragmatische Überlegungen zur Staatsbürgerschaft, was die meisten Teilnehmenden davon abhält, die Einbürgerung anzustreben – trotz der Möglichkeit einer doppelten Staatsbürgerschaft. Grundsätzlich ist die Nationalität in der Schweiz – und folglich für Schweizer Teilnehmende – weniger problemgeladen und kann entsprechend unbefangen ausgelebt werden, während in Deutschland aufgrund der historischen Gegebenheiten mehr Vorsicht herrscht. Personen, welche Kategorisierungen anhand der Nationalität oder Staatsbürgerschaft ablehnen, finden sich trotzdem in beiden Gruppen.

Teilnehmende mit einer ethnonationalistischen Sichtweise auf die Staatsbürgerschaft betonen, dass es unmöglich sei, die Nationalität zu verändern, die mit ihrer eigenen Identität verknüpft ist. Bei pragmatischen Überlegungen erfolgt eine Kosten-Nutzen-Analyse mit dem Ergebnis, dass der rechtliche Rahmen bereits ausreichende Sicherheit gewährleistet und der Nutzen des gewonnenen Wahlrechts nicht genug Anreiz bietet. Auf individueller Ebene können Wahlrechte, Staatsbürgerschaft als äußeres Zeichen der Zugehörigkeit oder das Streben nach einem sicheren Status dazu führen, dass Teilnehmende die Einbürgerung anstreben. Auf persönlicher Ebene müssen die Teilnehmenden jedoch ebenso ihre Identität als Selbstverständnis aushandeln und in einem fremden Land eine Zugehörigkeit schaffen. In den meisten Fällen scheinen informelle und regionale Formen der Zugehörigkeit, welche in enger Verbindung zu einem »sense of place« (Agnew 1987) stehen, eine einfachere Ergänzung zur nationalen Identität der Teilnehmenden darzustellen, welche nicht damit kollidieren.

6) Entscheidungsprozesse und Gestaltungsmöglichkeiten in der Zukunftsgestaltung

Bei der Zukunftsgestaltung finden sich einerseits Zukunftsideen, welche nicht mit Migration in Verbindung stehen, andererseits wiederholen sich die Motive und Entscheidungsprozesse – insbesondere familiäre und ökonomische Faktoren –, welche bei ursprünglichen Migrationsgründen relevant wurden. Darüber hinaus beeinflussen Erfahrungen in der Vergangenheit und Gegenwart die Zukunftsvorstellungen der Teilnehmenden. Übergänge im Lebenszyklus wie die Gründung einer Familie oder der Eintritt in den Ruhestand stellen zeitliche Horizonte dar, welche potenzielle Remigrationsentscheidungen einrahmen. Bei der Lokalität kommen neben dem Heimatland und anderen Drittländern auch hybride Arrangements in Frage, aufgrund der geographischen Nähe insbesondere transnationale Lebensstile zwischen Deutschland und

der Schweiz. Bei Bleibe- und Remigrationsentscheidungen sind *attachments* (Carling/Pettersen 2014: 13), *anchors* (Grzymala-Kazłowska 2016, 2018) und *assets* (Moser 2007, 2008) relevant, welche in individuelle und mit dem Umfeld verbundene Prozesse eingebunden werden (Hof/Pemberton/Pietka-Nykaza 2021). Anders als bei der initialen Migration stehen soziale Gründe – im Ziel- und im Heimatland – noch mehr im Mittelpunkt. Eine stärkere Verankerung und Bindungen im Zielland erhöhen die Chance auf einen Verbleib, während stärkere Bindungen im Heimatland eher zur Remigration führen. Starke und schwache Beziehungen in beide Länder führten vermehrt zu einer Evaluation der Lebenssituation, eine konkrete Entscheidung wird aber in die Zukunft verschoben. Teilnehmende, die Familie und alte Freund*innen vermissen oder keine engen Bindungen im Zielland entwickelt haben, wollen am ehesten zurück ins Heimatland. Dies zeigt die Bedeutung von Integrationsprogrammen, aber gleichzeitig auch ihre Grenzen angesichts starker Bindungen zum Heimatland, die jahrzehntelang aufrechterhalten werden. Die Mehrheit der Teilnehmenden stellt sich in der nahen Zukunft nur wenige größere Veränderungen vor: Der angenommene Verbleib im Zielland ist oft verbunden mit fehlenden langfristigen Perspektiven in unsicheren Zeiten, stark beeinflusst durch die Covid-19-Pandemie, oder einer gegenwärtigen Zufriedenheit. Dies verdeutlicht den temporalen Aspekt der Bleibeentscheidung als andauernden Prozess.

Entsprechend lässt sich die Zukunftsgestaltung in konkrete Pläne und Erwartungen sowie eher unsichere antizipatorische Auseinandersetzungen teilen. Konkrete Pläne finden sich vermehrt bei der Gestaltung der näheren Zukunft, während die erhöhte zeitliche Distanz auch eine Ungewissheit bringt. Konkrete langfristige Zukunftspläne sind unter den Teilnehmenden entsprechend selten vorzufinden.

Zusammenfassend sind deutsche Migrant*innen in der Schweiz größtenteils hochqualifizierte Fachkräfte, die ihre wirtschaftlichen und beruflichen Perspektiven verbessern möchten. Trotz der Germanophobie haben die meisten für sich ein zufriedenstellendes Leben geschaffen. Selbst wenn sie sich nicht vollständig in die schweizerische Gesellschaft integriert fühlen, pflegen sie erfüllende soziale Netzwerke im Gast- und Heimatland, und ihre finanzielle Situation ermöglicht es ihnen, das Leben zu genießen. Insgesamt erwarten die meisten, in der Schweiz zu bleiben, während sie die finanzielle Freiheit erhalten, später zurückzukehren oder erneut zu migrieren.

Schweizer Migrant*innen in Deutschland sind zunehmend aus individuellen Gründen migriert, um einzigartige Karrieremöglichkeiten, Beziehungen oder Abenteuer zu verfolgen. Sie haben seitdem ein neues Leben für sich geschaffen und gleichzeitig enge Bindungen zu ihrem Heimatland aufrechterhalten. Die Pflege ihrer Kultur ist meist ein wichtiger Teil ihrer Identität im Ausland. Die meisten planen in Deutschland zu bleiben, weil ihre Familie in der Schweiz begrenzt ist, während die Zukunft – Kinder und Enkelkinder – in Deutschland liegt. Finanzen sind ein weiterer Grund zu bleiben, da eine Rückkehr in das teurere Heimatland mit einem niedrigeren Lebensstandard verbunden wäre.

Ein Vergleich von Schweizer und deutschen Migrant*innen zeigt, wie scheinbar geringfügige oder unwichtige – demographische, sozioökonomische, kulturelle, historische – Unterschiede die Erfahrungen dieser Migrant*innen beeinflussen. Gleichzeitig gilt: In einem ganzheitlichen Vergleich der Erfahrungen von Schweizer und deutschen Migrant*innen rücken individuelle Strategien auf der Suche nach einem besseren Le-

ben in den Vordergrund, während strukturelle Aspekte und die zugrundeliegende Atmosphäre den Rahmen bilden.

10.2 Wissenschaftliche Implikationen und Limitierungen der Studie

Die Intention dieser Arbeit war eine holistische Betrachtung der Migrationserfahrung zweier Gruppen, von der Vergangenheit über die Gegenwart bis in die Zukunft und von Migrationsgründen über die Lebensgestaltung bis zu den Zukunftsaussichten. Die Stärken und Schwächen eines Übersichtswerkes beschreibt James Clifford passend: »*This essay has the strengths and weaknesses of a survey: one sees the tips of many icebergs*« (Clifford 1994: 302). Die Arbeit zeigt die Diversität von Erfahrungen, Motivationen und Menschen auf, welche Teil der deutschen und Schweizer Migration im Nachbarland sind. Sie zeigt konträre und geteilte Narrative, Wünsche und Lebenswege, welche als Ganzes ein Bild dieser spezifischen Dynamik zwischen der Schweiz und Deutschland abbilden können. Unter den Spitzen vieler Eisberge gibt es jedoch einiges mehr zu entdecken als ich im Rahmen dieser Arbeit zu erforschen und darzustellen vermochte. Jedes Kapitel ließe sich vertiefen und erweitern (siehe u.a. Bregy 2024a, 2024b). Eine zusätzliche Fokussierung auf bestimmte Demographien, z.B. Alter oder Geschlecht, sowie auf spezifische Aspekte wie die Liebesmigration oder Personen mit Remigrationswunsch stellen nur einige Möglichkeiten dar.

Die einzelnen Kapitel können darüber hinaus in einem erweiterten Kontext und Vergleich mit anderen Gruppen angewandt werden; sowohl deutsche wie schweizerische, deutschsprachige, innereuropäische oder hochqualifizierte Migration bieten sich als Anhaltspunkt an. Eine Abkehr von nationalen Kategorisierungen mit einem regionalen Fokus ist ebenfalls ein produktives Feld im Zusammenhang mit lokaler und regionaler Zugehörigkeit. Dafür bieten sich Zugänge an, welche vermehrt auf die alltägliche Lebensgestaltung und Aushandlung der Migrationserfahrung eingehen (vgl. Boccagni 2010, 2017b).

Daraus ergeben sich relevante Ansätze für die Weiterentwicklung der ethnologischen Migrationsforschung, die unterschiedliche Paradigmen durchlaufen hat (Darieva 2007; Klocke-Daffa 2014) und in den letzten drei Jahrzehnten intensiv mit dem Konzept des Transnationalismus arbeitet (Glick Schiller 2014, 2018). In der Folge setze ich mich mit den Themen Rückkehr, Hausbau, »*homemaking*« (Boccagni 2023b) sowie der Charakterisierung hochqualifizierter Migrant*innen auseinander und komme auf einige Kernkonzepte der Migrationsforschung zurück. Im Zuge dessen situiere ich meine Studie im Kontext diverser ethnologischer Studien der letzten Jahre.

Rückkehr spielt im Rahmen dieser Studie eine eher untergeordnete Rolle; die geringe Zahl derer, die eine Rückkehr in Betracht zieht oder plant, deckt sich mit früheren Studien (OECD 2015: 94–95). Langanhaltende Rückkehr- oder Remigrationsabsichten sind vermehrt bei Teilnehmenden präsent, welche mit Teilbereichen ihres Lebens im Zielland unzufrieden sind – oder deren Bindungen zugunsten des Heimatlandes ausfallen. Eine Rückkehr wird kaum in einen Kontext von Erfolg oder Misserfolg gerückt (vgl. Haas/Fokkema/Fihri 2015), in der Vergangenheit entstanden Rückkehrwünsche bei den Teilnehmenden jedoch oft im Zusammenhang mit Krisen. Mit der erfolgreichen Überwin-

dung der Krise verschwanden auch die Rückkehrintentionen. Die Rückkehr wird somit wie die ursprüngliche Migration eine Möglichkeit zur Veränderung eines unerwünschten Status quo. Da die in dieser Studie vertretenen Teilnehmenden die Rückkehr jedoch nur in sehr seltenen Fällen ausgeführt haben, lassen sich Aspekte des Misserfolgs nicht ausloten. Rückkehr im Sinne eines »*nostalgischen Neuanfang[s]*« (Pauli 2022: 180) mit einer Betonung von Verlust aufgrund veränderter Lebensumstände im Heimatland oder einer ungeplanten bzw. unfreiwilligen Rückkehr findet sich bei den Teilnehmenden entsprechend ebenfalls nicht.

Das Konzept lässt sich im Rahmen dieser Studie jedoch trotzdem produktiv nutzen. Während die von Pauli (2022) portraitierten Rückkehrer*innen ihre eigene oder die Veränderungen im Heimatland oft erst nach der Rückkehr feststellten, beschäftigten sich meine Interviewpartner*innen vielseitig mit zeitlichem Wandel und der inneren Veränderung aufgrund ihrer Migrationserfahrung. Eine beobachtete Differenz oder die befürchtete Inkompatibilität mit früheren sozialen Kontakten stellt einen Hinderungsgrund für die Rückkehr dar.

Die von mir interviewten Personen sprachen oft über spekulative Zukünfte. Dabei wird ersichtlich, dass eine Rückkehr einen Verlust im Sinne eines »*nostalgischen Neuanfang[s]*« (Pauli 2022: 180) darstellen kann. Die Teilnehmenden sind sich bewusst, dass das Leben in ihrem früheren Wohnort nicht stehengeblieben ist und sich soziale Beziehungen sowie die physische Umgebung verändert haben¹. Darüber hinaus dient die erste Zeit nach der Migration und die Erinnerung an die damaligen Schwierigkeiten soziale Kontakte zu knüpfen als Referenz dessen, was bei einer Remigration bevorstehen würde. Demgegenüber steht die Zufriedenheit der Teilnehmenden, welche in den meisten Fällen einen wichtigen Bleibegrund darstellt. Genauso wie soziale Beziehungen den wichtigsten Grund für eine Rückkehr bilden (OECD 2015: 95), wirken sie auch als Bleibegrund zentral. Teilnehmende streben nicht unendlich nach einer Verbesserung des Status quo, wenn die gegenwärtigen Lebensumstände ihre wichtigen Bedürfnisse erfüllen. Wie gezeigt, ist die Suche nach einem verbesserten Lebensstil der Treiber für die Migration, die in diesem Rahmen ein Mittel zum Zweck wird; war die Suche erfolgreich, streben nur wenige Teilnehmende nach einem erneuten Wechsel des Lebensmittelpunktes.

In der Studie von Pauli (2022) zeigt sich die Differenz und ein damit einhergehendes Gefühl von Verlust mitunter durch den Hausbau und damit einhergehende Veränderungen in der physischen Umgebung. Der Hausbau im Heimatland (Boccagni/Bivand Erdal 2020; Pauli/Bedorf 2018), oft durch Remittances finanziert, wird als Rückkehrintention von Migrant*innen gesehen; als »*Festhalten an der Idee der Rückkehr in den Herkunftsort*« (Pauli 2022: 181). Im Rahmen meiner Studie zeigen sich diverse Unterschiede: 1) Ein Haus (oder allgemeiner Eigentum) wird in der überwiegenden Mehrheit der Fälle im Zielland – in wenigen Ausnahmen in einem Drittland – erworben; 2) Häuser werden durch Kredite finanziert; 3) es handelt sich meist um einen Hauskauf und selten um einen Hausbau; 4) Häuser sind eine Investition in die Zukunft, aber mehr noch in die Gegenwart; 5) Teilnehmende kommen am ehesten durch ein Erbe in den Besitz von Häusern im Heimatland. Statt als Rückkehrintention kann der Bau bzw. Kauf eines Hauses, im Sinne

1 Viele erhalten zwar alte Freundschaften aus der Kindheit, es bleibt jedoch unklar, ob diese auch das Bedürfnis nach intensiven und alltäglichen Beziehungen erfüllen können.

einer lokalisierten Investition von Ressourcen, allgemeiner als Indikator der Zugehörigkeit und der Zukunftspläne von Migrant*innen gesehen werden. Punkt eins bestärkt damit die geringen Rückkehrintentionen. Der zweite Punkt führt in Kombination mit der ökonomischen Asymmetrie dazu, dass Schweizer*innen in Deutschland, insbesondere im ländlichen Schleswig-Holstein, eher das nötige Kapital für einen Kredit besitzen als Deutsche in der Schweiz. Der dritte und vierte Punkt bringt mich genauer zur Frage, für wen ein Hauskauf eine Option und einen Wunsch darstellt. Hausbesitz findet man eher bei älteren Teilnehmenden mit Familie und Kindern, die auf dem Land oder in der Agglomeration größerer Städte wohnen. Ein Hauskauf stellt aber keinesfalls ein universelles Bedürfnis unter den Teilnehmenden dar. Für junge Teilnehmende, die mobil bleiben möchten, ist eine Investition in Immobilien nicht sinnvoll; andere sehen den Häuserkauf in einer stratifizierten Gesellschaft grundsätzlich kritisch; für wieder andere stellt der Besitz von Eigentum keinen sichtbaren Nutzen dar. Hier zeigt sich eine Verbindung zu gewissen Milieus bzw. postmaterialistischen Werten (Flaig/Barth 2023: 13–19). Der fünfte Punkt verdeutlicht schließlich, dass der Besitz eines Hauses im Herkunftsland in der Regel nicht als aktive, eigenständige Investition in eine zukünftige Rückkehr, sondern – wenn überhaupt – als potenzielle Rückfalloption für spekulative Zukünfte fungiert.

Was wiederum für fast alle Teilnehmenden eine enorme Wichtigkeit besitzt, sind Formen von »*homemaking*« (Boccagni 2023b) oder allgemeiner »*place-making*« (Cresswell 2011: 6–8; Gieryn 2000). Dies bezieht sich bei den Teilnehmenden auf die Wahl und Gestaltung des eigenen Wohnraumes, der Nachbarschaft, des Wohnortes oder der Region. Neben der aktiven Gestaltung eines physischen Ortes zeigt sich dies auch in einem »*sense of place*« (Agnew 1987) als subjektive und emotionale Bindung an einen Ort. Es gibt diverse Aspekte, welche sich positiv auf den Grad der lokalen Einbindung auswirken können: z.B. eine längere Aufenthaltsdauer, die bewusste Entscheidung für einen spezifischen Wohnort als Migrationsgrund, Perspektiven der Zukunftsgestaltung im Zielland bzw. am Wohnort, Verbindungen zu lokalen Netzwerken und Einheimischen, Familiengründung, politisches und gesellschaftliches Interesse, sowie die aktive Freizeitgestaltung. Hervorzuheben ist, dass die meisten Teilnehmenden aktiv nach lokalen Netzwerken suchen und ihre Umgebung mitbeeinflussen wollen; teilweise steht ihnen dabei im Weg, dass sie die Gesellschaft des Ziellandes noch nicht ausreichend durchdrungen haben.

Diese Tendenzen stehen im Gegensatz zu der Charakterisierung hochqualifizierter Migrant*innen, wie sie bei Dahinden (2007, 2009, 2010) erfolgt, nämlich, dass hochqualifizierte Migrant*innen starke transnationale Netzwerke aufweisen würden, aber kaum lokal eingebunden seien. Dahinden (2009) stellt in ihrer Untersuchung der Netzwerke von Bewohner*innen Neuchâtel fest, dass insbesondere die Gruppe »*highly skilled, mobile transnationals*« (Dahinden 2009: 1377) starke Netzwerke ins Ausland pflegt; 44 % der genannten Personen in den Netzwerken der Befragten wohnen außerhalb der Schweiz. Diese Gruppe zeichnet sich durch hohe Mobilität und kulturelles Kapital aus. Gleichzeitig besitzen sie wenig lokales Wissen über die Stadt, da sie nicht in der Stadt verankert sind, und identifizieren sich als Weltbürger*innen. Anhand der demographischen Übersicht zeigt sich, dass die von Dahinden untersuchte Gruppe Hochqualifizierter sich vom

Sample meiner Studie deutlich unterscheidet². Es handelt sich vermehrt um Bürger*innen aus Drittstaaten mit auf ein Jahr befristeten Aufenthaltsgenehmigungen und damit kürzerer Aufenthaltsdauer.

Im Kontrast dazu handelt es sich bei meinen Teilnehmenden um gut und hochqualifizierte europäische Migrant*innen, welche mehrheitlich nach der Einführung der Freizügigkeit in die Schweiz oder nach Deutschland gezogen sind, nun aber bereits über 10 Jahre dort wohnhaft sind³. Nur eine geringe Zahl ist mehrfach migriert und identifiziert sich als Weltbürger*innen. Die meisten sind lokal verortet, was sich in lokalen Netzwerken, im Wissen über den eigenen Wohnort und nicht zuletzt in lokalen und regionalen Identitäten zeigt. Intensive transnationale Beziehungen, welche die lokalen Bindungen ergänzen, werden durch die geographische Nähe und ein hohes kulturelles und finanzielles Kapital begünstigt. Fast alle Teilnehmenden weisen in ihren Netzwerken und der Ausgestaltung des Lebensstils einen hohen Grad an Transnationalität – oft begrenzt auf das Heimat- und Zielland – auf, eine hohe Mobilität zeigt sich jedoch üblicherweise in Besuchen oder Urlauben, nicht in wiederholter Migration.

Hochqualifizierte Migrant*innen werden oft als hypermobile Akteur*innen mit extensiven transnationalen Netzwerken dargestellt (Cwerner 2001: 29–30; Sheller/Urry 2006), die nach wenigen Jahren Aufenthalt in einem Land weiterziehen und deswegen wenig lokale Bindungen entwickeln. Für andere Gruppen mag das stimmen; für hochqualifizierte Deutsche sind längere Aufenthaltsdauern von über zehn Jahren jedoch auch in anderen Ländern der Welt die Regel (OECD 2015: 140)⁴. Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer von über zehn Jahren unter den Teilnehmenden bestätigt diese Tendenz. Die niedrigeren Migrationshürden innerhalb der EU/EWR sorgen scheinbar nicht für erhöhte Re- oder Rückkehrmigration.

Diese Beobachtungen verweisen bereits darauf, dass eine ausschließliche Betrachtung durch die Linse von Mobilität und Migration zu kurz greift. Dahinden (2016a, 2016b) vertritt eine reflexive Migrationsforschung, welche Migrant*innen und Einheimische nicht a priori als unterschiedlich kategorisiert. Dies entspricht der Ablehnung eines methodologischen Nationalismus (Glick Schiller 2010, 2014), bei dem Personen lediglich auf ihre migrantische und nationale Identität reduziert werden. Insbesondere in der Darstellung der Lebensgestaltung aber auch in den übrigen Kapiteln zeigt sich, dass vielen Entscheidungsprozessen nicht lediglich eine migrantische Linse zugrunde liegt, was diese Herangehensweise bestätigt. Im Kontext dieser Studie zeigen sich jedoch auch

-
- 2 Bei den anderen drei Gruppen handelt es sich um 1) etablierte Schweizer*innen, 2) Gastarbeiter*innen und 3) transnationale Außenseiter*innen (Menschen mit kurzen Aufenthaltsgenehmigungen, Asylsuchende, marginalisierte Frauen) – keiner dieser Gruppen entspricht dem Sample dieser Studie besser.
 - 3 Bei Dahinden wird die Dauer des Aufenthaltes im Wohnort betrachtet, welche einiges geringer ausfallen kann als die Aufenthaltsdauer im Land. Aufgrund der Größe der Städte Hamburg und Berlin ist es viel wahrscheinlicher, dass Teilnehmende innerhalb dieser Städte umziehen, als dies in kleineren Ortschaften der Schweiz der Fall ist. Ein Vergleich der Aufenthaltsdauer in den Wohnorten würde entsprechend ungleiche Resultate hervorbringen, welche jedoch nicht zielführend sind.
 - 4 Die Auslandschweizerstatistik (Bundesamt für Statistik 2023) differenziert nicht nach Bildung und Aufenthaltsdauer.

Aspekte und Strukturen eines langanhaltenden Identitätsdiskurses, welche insbesondere die Nationalität der deutschen Teilnehmenden in den Mittelpunkt rückt. Um dieses Phänomen und die Stellung deutscher Migrant*innen als gut qualifizierte, kulturell ähnliche und trotzdem von Xenophobie betroffene Gruppe zu erfassen und in der Folge auch zu hinterfragen, ist die teilweise Fokussierung auf Nationalität und damit einhergehende Fremdzuschreibungen nötig. Erst in der Fokussierung auf von der Migration abhängige und unabhängige Aspekte kann ein holistisches Bild entstehen.

10.3 Implikationen für Wirtschaft, Politik und Gesellschaft

Auch wenn die vorliegende Arbeit keine parteipolitischen Interessen vertritt, lassen sich bestimmte praktische Implikationen formulieren, welche auch für politische Akteur*innen von Belang sein können. Aus politischer Sicht sind vermehrt wirtschaftliche Aspekte relevant, allen voran der Fachkräftemangel, weswegen wirtschaftliche und politische Interessen letztlich ineinander übergehen. Aufgrund systemischer Unterschiede sind in Deutschland vermehrt staatliche Akteure und in der Schweiz eher wirtschaftliche Akteure gefragt, um etwaige Maßnahmen umzusetzen. Wichtig ist die Zusammenarbeit beider sowie lokaler, regionaler und nationaler Instanzen.

Diese Arbeit verdeutlicht, dass hochqualifizierte Migrant*innen den Schritt ins Ausland oft aus beruflichen Gründen vornehmen, dies geht aber mit einer grundsätzlichen Verbesserung des Lebensstils einher, welcher auch soziale Aspekte beinhaltet. Sowohl um Fachkräfte anzuziehen als auch um diese im Land zu halten, müssen daher die Arbeitsbedingungen und das soziale Umfeld hinreichend attraktiv sein. Wenngleich sich die Vielzahl persönlicher Motive der Migration nicht in vollem Umfang als »soziale Aspekte« abbilden lässt, so zeigen sich dennoch Bereiche, in denen eine Optimierung möglich ist: z.B. Arbeitsbedingungen, insbesondere die Vereinbarkeit von Familie und Beruf und eine verbesserte Work-Life-Balance; Unterstützung beim Migrationsprozess für Migrant*innen und deren Familie – sowohl davor als auch danach; lebenswerte Stadtgestaltung; und nicht zuletzt bei den oft polemischen Diskursen um Migration und Integration.

Deutschland punktet unter den Teilnehmenden mit staatlichen Strukturen, welche sowohl die Vereinbarkeit von Familie und Beruf erleichtern als auch eine gute Work-Life-Balance ermöglichen. Für Familien bietet Deutschland daher trotz geringerer Kaufkraft oft bessere Bedingungen. Gleichzeitig stellen hohe Steuerlasten und eine komplizierte Bürokratie signifikante Nachteile dar. Große Städte wie Berlin oder Hamburg bieten ein ideales Umfeld für junge Migrant*innen, welche die kulturellen Angebote nutzen wollen und sich in einem multikulturellen Umfeld verwirklichen wollen. Dem stehen jedoch auch eine Wohnungsknappheit und sich verschlechternde Bedingungen für sozial schwache Gruppen gegenüber, welche durch Gentrifizierung an den sozialen Rand gedrängt werden (Feiereisen/Sassin 2021). Grundsätzlich scheinen zurzeit gerade diejenigen Aspekte unter Druck zu geraten, welche Deutschland für die Teilnehmenden besonders attraktiv machen: Ein vielfältiges und offenes gesellschaftliches Leben in Kombination mit einer (für alle) erschwinglichen Lebensgestaltung.

Die Schweiz bietet eine Aufwertung des Lebensstandards insbesondere für Handwerker*innen und Teilnehmende ohne tertiäre Bildung. Aufgrund der höheren Kaufkraft finden aber auch die meisten Akademiker*innen finanzielle Vorteile. Neben besseren Verdienstmöglichkeiten bemerken die Teilnehmenden ein entspannteres Arbeitsklima und mehr Wertschätzung. Darüber hinaus punktet die Schweiz mit ihrer Natur und einer gewissen Ordnung und Sicherheit: in der Schweiz ist das Leben »noch in Ordnung«. Der große Nachteil der Schweiz zeigt sich auf sozialer Ebene. Migrant*innen kommen nicht umhin, ein xenophobes und im Fall von Deutschen ein germanophobes Klima zu spüren. Dies erschwert die Bildung neuer Freundschaften und Netzwerke und gleichzeitig erinnert es deutsche Teilnehmende an ihren Außenseiterstatus. Während die wirtschaftlichen Bedingungen vorteilhaft sind, schaffen es viele Teilnehmende nicht (oder nicht auf Anhieb), feste Wurzeln zu schlagen, die eine langfristige Zukunft in der Schweiz ermöglichen würden.

Das Beispiel der Schweiz zeigt, wie wichtig die gesamtgesellschaftliche Offenheit des Ziellandes und Integrationsbemühungen für Migrant*innen aus geographisch und kulturell nahen Ländern sind. Einerseits wird deutschen Migrant*innen vorgeworfen, sich nicht ausreichend anzupassen, andererseits wird in der Schweiz ein Abgrenzungsdiskurs betrieben, welcher die kulturellen Unterschiede zwischen Deutschen und Schweizer*innen stark betont. Nur ein Bestreben beider Seiten kann eine sinnvolle Verständigung fördern. Maßnahmen zur Integration sollten auf lokaler und regionaler Ebene angesetzt sein, da Zugehörigkeitsgefühle sich bei den Teilnehmenden selten auf den Nationalstaat bezogen haben (und auch, weil Entscheidungen über Staatsbürgerschaft maßgeblich auf kommunaler Ebene erfolgen). Gleichzeitig sollte eine bürgerliche Partizipation in den Vordergrund gerückt und gefördert werden, wie die Mitwirkung in lokalen Organisationen oder in der Nachbarschaft, welche Migrant*innen in den Kontakt mit Einheimischen bringt. Da die Teilnehmenden ähnliche Aktivitäten pflegen wie Einheimische, gibt es eigentlich wenig Hindernisse diese in lokale Strukturen einzubeziehen. Nicht zuletzt sollte die nationale Zugehörigkeit als Endpunkt von Integrationsbemühungen überdacht werden. Einerseits ist die Staatsbürgerschaft angesichts der Personenfreizügigkeit weniger relevant, andererseits hat ein Pass wenig Aussagekraft über die tatsächliche Integration – im Positiven wie im Negativen.

Gesellschaftliche (Differenzierungs-)Diskurse zum Thema Migration drehen sich oft um Kultur, Religion und Ethnizität. In der Schweiz werden Pluralismus und Diversität zelebriert, wenn es um die Kohäsion der vier Sprachgruppen geht. Nach außen hin finden jedoch Grenzziehungsprozesse statt (Dahinden 2014). Sowohl in der Schweiz als auch in Deutschland wird die Polarisierung beim Thema Migration deutlich. In Deutschland zeigt sich die Brisanz des Themas im Januar 2024, als das »Potsdamer Geheimtreffen«, die dort geschmiedeten Pläne zur Ausweisung von Menschen mit Migrationshintergrund – unabhängig vom deutschen Pass – sowie die Verstrickungen der rechtsextremen Szene mit der AfD bekannt werden (Bensmann et al. 2024; Flade et al. 2024). Es folgen Demonstrationen gegen Rechtsextremismus und die AfD, und die Diskussion um ein Verbot der Partei nimmt erneut Fahrt auf. In der Schweiz wie in Deutschland gibt es Bevölkerungsgruppen und Parteien, die Migration und Diversität ablehnen, befürworten oder zumindest hinnehmen. In den letzten Jahren haben jedoch Extrempositionen, die sich grundsätzlich gegen jegliche Form von Migration richten, an Sichtbarkeit und

Einfluss gewonnen. Sie überlagern oft gemäßigte Stimmen und tragen zu einem gesellschaftlichen Klima bei, das ein respektvolles und konstruktives Zusammenleben zunehmend erschwert. Diese Entwicklung ist nicht nur in der Schweiz und Deutschland, sondern weltweit zu beobachten. Europaweit stehen sie im Zusammenhang mit gescheiterten Integrationsbemühungen und -politiken in den 1990er- und 2000er-Jahren und werden von einem Aufschwung rechtspopulistischer Parteien begleitet (Dahinden 2014: 109–110).

Während sich viele dieser Diskurse gegen Menschen aus geographisch entfernten Ländern richten, zeigt sich bei deutschen Migrant*innen, dass das Bild komplexer ist. Subtile, implizite, aber auch explizite Wertungen von Gruppen finden sich in diversen Kontexten. Eine Wertung von Migrant*innen anhand äußerer Charakteristika, ihres Bildungshintergrunds oder ihrer Nationalität und eine daraus folgende Beurteilung als »gute« oder »schlechte« Migrant*innen scheint in unserer neoliberalen Gesellschaft allgegenwärtig und unumgänglich zu sein. Derlei Kategorisierungen entlang konventioneller »Schubladen« sollten jedoch stets mit dem Respekt verbunden sein, dass Herkunft, Existenzen, Zugehörigkeiten und Identifikationen sehr viel komplexer sind, als sie auf den ersten Blick scheinen.

Abschließend dient diese Dissertation als Zeugnis der geteilten Hoffnungen und Erungenschaften von Migrant*innen aus der Schweiz und Deutschland, aber auch als Aufruf zum Handeln. Sie ruft uns dazu auf, ein Umfeld zu fördern, in dem Mobilität weder übermäßig gefeiert noch verteufelt wird, Vielfalt anerkannt wird und Raum für diverse individuelle und kollektive Lebensentwürfe und Zukunftsvisionen bleibt. Durch solche Bemühungen, die sich nicht nur auf innereuropäische und hochqualifizierte Migration beschränken sollten, können wir sicherstellen, dass die Geschichte der Migration eine der gegenseitigen Bereicherung bleibt.

Die in dieser Arbeit vorgestellten hochqualifizierten Migrant*innen unterscheiden sich aufgrund bestimmter demographischer Merkmale von anderen Gruppen. Gleichzeitig sind sie für die Komplexität migrantischer Zugehörigkeiten sensibilisiert und durch den gemeinsamen Wunsch nach verbesserten Lebensumständen vereint, der ihre Migration ausgelöst hat. Daher stellt sich für sie zukünftig noch dringlicher die Frage, wie sie sich in diesem Kontext positionieren wollen. Suchen sie die Annäherung an die Mehrheitsgesellschaft, differenzieren sich als teilweise unsichtbare, hochqualifizierte und vermeintlich »gute« Migrant*innen von anderen Gruppen oder solidarisieren sie sich mit einem größeren Kollektiv? Der Umgang mit dem »Fremden« dürfte als zentrales gesellschaftliches Thema auch meine Interviewpartner*innen weiterhin beschäftigen.

Literaturverzeichnis

- Abbate, Tania & Fernández G. G., Eva (2018). Switzerland: Vulnerable Groups and Multiple Solidarities in a Composite State. In Veronica Federico & Christian Lahusen (Hg.), *Solidarity as a Public Virtue? Law and Public Policies in the European Union* (S. 421–468). Baden-Baden: Nomos. <https://doi.org/10.5771/9783845290058-422>.
- Abbrassart, Aurélien; Busemeyer, Marius R.; Cattaneo, Maria A. & Wolter, Stefan C. (2020). Do adult foreign residents prefer academic to vocational education? Evidence from a survey of public opinion in Switzerland. *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 46(15), 3314–3334. <https://doi.org/10.1080/1369183X.2018.1517595>.
- Achermann, Christin & Gass, Stefanie (2004). Staatsbuergerinnen werden – SchweizerInnen machen. Eine Ethnographie der Einbürgerungspraxis in der Stadt Basel. *Tsantsa*, (9), 38–48.
- Agnew, John A. (1987). *Place and politics. The geographical mediation of state and society*. London: Routledge.
- Ahearn, Laura M. (2017). *Living Language: An Introduction to Linguistic Anthropology* (2. Aufl.). Malden/MA: Wiley-Blackwell.
- Alba, Richard (2005). Bright vs. blurred boundaries. Second-generation assimilation and exclusion in France, Germany and the United States. *Ethnic and Racial Studies*, 28(1), 20–49. <https://doi.org/10.1080/0141987042000280003>.
- Alba, Richard (2008). Why we still need a theory of mainstream assimilation. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. (Sonderheft 48), 37–56.
- Albrecht, Anne-Grit; Ones, Deniz S. & Sinangil, Handan Kepir (2017). Expatriate Management. In Deniz Ones, Neil Anderson, Handan Sinangil & Chockalingam Viswesvaran (Hg.), *The Sage handbook of industrial, work and organizational psychology* (S. 429–465). London: Sage Publications. <https://doi.org/10.4135/9781473914964.n20>.
- Alich, Holger (2014, 15. Januar). Fremdenfeindlichkeit in der Schweiz. *Handelsblatt*. Zugriff am 14. September 2023 unter www.handelsblatt.com/politik/international/fremdenfeindlichkeit-in-der-schweiz-kein-grueezi-fuer-die-deutschen/9322182.htm.
- Allenbach, Brigit (2012). Bairam, Balkanslang, Basketball...Die vielfältigen Zugehörigkeiten von muslimischen Jugendlichen in der Schweiz. *Tsantsa*, (17), 86–95.

- Althaus, Andrea (2017). *Vom Glück in der Schweiz? Weibliche Arbeitsmigration aus Deutschland und Österreich (1920–1965)* (Reihe »Geschichte und Geschlechter«, Band 68). Frankfurt: Campus. <https://doi.org/10.1093/gerhis/ghy003>.
- Ambrosini, Maurizio & Boccagni, Paolo (2015). Urban Multiculturalism beyond the ›Backlash‹: New Discourses and Different Practices in Immigrant Policies across European Cities. *Journal of Intercultural Studies*, 36(1), 35–53. <https://doi.org/10.1080/07256868.2014.990362>.
- Amelina, Anna (2013). Jenseits des Homogenitätsmodells der Kultur. In Richard Bettmann & Michael Roslon (Hg.), *Going the Distance. Impulse für die interkulturelle Qualitative Sozialforschung* (S. 35–59). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-00871-0_2.
- American Anthropological Association (2013). *The Ethics of Research on Facebook*. Zugriff am 8. April 2023 unter ethics.americananthro.org/the-ethics-of-research-on-facebook/.
- Ammon, Ulrich (1995). *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110872170>.
- Amrith, Megha; Sakti, Victoria K. & Sampaio, Dora (Hg.) (2023). *Aspiring in later life. Movements across time, space, and generations*. New Brunswick: Rutgers University Press. <https://doi.org/10.36019/9781978830431>.
- Anderson, Kristen Layne (2021). *Immigration in American history* (Seminar studies). London: Routledge Taylor & Francis Group.
- Andrzejewski, Marek (2002). *Schweizer in Polen. Spuren der Geschichte eines Brückenschlages* (Studia Polono-Helvetica, Bd. 4). Basel: Schwabe & Co Ag.
- Arlettaz, Gérald (1979). *Émigration et colonisation suisses en Amérique, 1815–1918*. Bern: Schweizerisches Bundesarchiv.
- Arn, Brigitte & Fassnacht, Lena (2004). Einbürgerung im Wandel. Kontroverse Entwicklungen in der Stadt Zürich. *Tsantsa*, (9), 29–37.
- Arslan, C.; Dumont, Jean-Christophe; Kone, Zovanga; Moullan, Yasser; Ozden, Caglar; Parsons, Christopher & Xenogiani, Theodora (2014). *A New Profile of Migrants in the Aftermath of the Recent Economic Crisis* (OECD Publishing, Hg.) (OECD Social, Employment and Migration Working Papers Nr. 160). <https://doi.org/10.1787/5jxt2t3nnjr5-en>.
- Autorengruppe Bildungsberichterstattung (2020). *Bildung in Deutschland kompakt 2020. Zentrale Befunde des Bildungsberichts*. Bielefeld: Bundesministerium für Bildung und Forschung.
- Bade, Klaus J. (1980). German Emigration to the United States and Continental Immigration to Germany in the Late Nineteenth and Early Twentieth Centuries. *Central European History*, 13(4), 348–377. <https://doi.org/10.1017/S0008938900009924>.
- Bade, Klaus J. (1995). From Emigration to Immigration. The German Experience in the Nineteenth and Twentieth Centuries. *Central European History*, 28(4), 507–535. <https://doi.org/10.1017/S0008938900012292>.
- Bade, Klaus J. (2017). *Migration, Flucht, Integration. Kritische Politikbegleitung von der »Gastarbeiterfrage« bis zur »Flüchtlingskrise«. Erinnerungen und Beiträge*. Karlsruhe: von Loeper Literaturverlag.

- Baley Jones, Rachel (2011). Intolerable Intolerance: Toxic Xenophobia and Pedagogy of Resistance. *The High School Journal*, 95(1), 34–45. <https://doi.org/10.1353/hsj.2011.0016>.
- Bantman-Masum, Eve (2011). »You Need to Come Here... to See What Living Is Really About«. Staging North American Expatriation in Merida (Mexico), *Miranda* (5). Zugriff am 27. November 2023 unter journals.openedition.org/miranda/2494. <https://doi.org/10.4000/miranda.2494>.
- Barlösius, Eva (1988). Soziale und historische Aspekte der deutschen Küche. In Steven Mennell (Hg.), *Die Kultivierung des Appetits. Die Geschichte des Essens vom Mittelalter bis heute* (S. 423–444). Frankfurt a.M.: Athenäum. <https://doi.org/10.7767/lhomme.1991.2.1.138>.
- Bartels, Ann-Kathrin (2021). »Foreign Infiltration« VS »Immigration Country«. In Jordana Silverstein, Rachel Stevens & Joy Damousi (Hg.), *Refugee journeys. Histories of resettlement, representation and resistance* (S. 89–108). Canberra: ANU Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctv1h45md2.9>.
- Barth, Bertram (2023). Die Verwendung der Sinus-Milieus® in den Gesellschaftswissenschaften. In Bertram Barth, Berthold Bodo Flaig & Norbert Schäuble (Hg.), *Praxis der Sinus-Milieus®. Gegenwart und Zukunft eines modernen Gesellschafts- und Zielgruppenmodells* (2. vollständig überarbeitete Auflage, S. 77–92). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-42380-3_5.
- Barth, Bertram & Flaig, Berthold Bodo (2023). Ist die Milieubetrachtung noch zeitgemäß? Zur Relevanz der Sinus-Milieus®. In Bertram Barth, Berthold Bodo Flaig & Norbert Schäuble (Hg.), *Praxis der Sinus-Milieus®. Gegenwart und Zukunft eines modernen Gesellschafts- und Zielgruppenmodells* (2. vollständig überarbeitete Auflage, S. 57–76). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-42380-3_4.
- Barth, Bertram; Flaig, Berthold Bodo & Schäuble, Norbert (Hg.) (2023). *Praxis der Sinus-Milieus®. Gegenwart und Zukunft eines modernen Gesellschafts- und Zielgruppenmodells* (2. vollständig überarbeitete Auflage). Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-42380-3>.
- Baumeister, Roy F. & Leary, Mark R. (1995). The need to belong: Desire for interpersonal attachments as a fundamental human motivation. *Psychological Bulletin*, 117(3), 497–529. <https://doi.org/10.1037/0033-2909.117.3.497>.
- Baycan Herzog, Esma & Gianni, Matteo (2019). What is wrong with the Swiss Minaret Ban? In Jonathan Seglow & Andrew Shorten (Hg.), *Religion and political theory. Secularism, accommodation and the new challenges of religious diversity* (S. 175–195). Colchester, UK: ECPR Press; Rowman & Littlefield International. <https://doi.org/10.1093/jcs/csa030>.
- Beer, Bettina & König, Anika (Hg.) (2020). *Methoden ethnologischer Feldforschung* (3. Aufl.). Berlin: Dietrich Reimer Verlag. <https://doi.org/10.5771/9783496030355>.
- Bell, Claudia (2017). »We Feel Like the King and Queen«. Western Retirees in Bali, Indonesia. *Asian Journal of Social Science*, 45(3), 271–293. <https://doi.org/10.1163/15685314-04503003>.
- Belot, Michèle & Ederveen, Sjef (2012). Cultural barriers in migration between OECD countries. *Journal of Population Economics*, 25(3), 1077–1105. <https://doi.org/10.1007/s00148-011-0356-x>.

- Bender, Désirée; Hollstein, Tina & Schweppe, Cornelia (2018). International retirement migration revisited: From amenity seeking to precarity migration? *Transnational Social Review*, 8(1), 98–102. <https://doi.org/10.1080/21931674.2018.1429080>.
- Bensmann, Marcus; Daniels, Justus von; Dowideit, Anette; Peters, Jean & Keller, Gabriela (2024, 10. Januar). Geheimplan gegen Deutschland. *correctiv.org*. Zugriff am 31. Januar 2024 unter correctiv.org/aktuelles/neue-rechte/2024/01/10/geheimplan-remigration-vertreibung-afd-rechtsextreme-november-treffen/.
- Benson, Michaela (2013). Postcoloniality and Privilege in New Lifestyle Flows: The Case of North Americans in Panama. *Mobilities*, 8(3), 313–330. <https://doi.org/10.1080/17450101.2013.810403>.
- Benson, Michaela & O'Reilly, Karen (2009). Migration and the Search for a Better Way of Life: A Critical Exploration of Lifestyle Migration. *The Sociological Review*, 57(4), 608–625. <https://doi.org/10.1111/j.1467-954X.2009.01864.x>.
- Benson, Michaela & O'Reilly, Karen (2016). *Lifestyle migration. Expectations, aspirations and experiences* (Studies in migration and diaspora). London: Routledge. <https://doi.org/10.4000/etudesafricaines.19029>.
- Bergen, Stefan von (2011, 5. Februar). Der lange Atem eines Abbruchobjekts. *Berner Zeitung*. Zugriff am 26. Juni 2023 unter www.bernerzeitung.ch/der-lange-atem-eines-abbruchobjekts-336303159918.
- Berger, Hannah (2020). *Metalheads sind die besseren Menschen*, jetzt.de. Zugriff am 2. Mai 2023 unter www.jetzt.de/meine-theorie/warum-metal-fans-die-besseren-menschen-sind.
- Berndeutsch-Deutsch Wörterbuch (2018). *huere*. Zugriff am 14. März 2022 unter www.berndeutsch.ch/words/13962.
- Berner Zeitung (2012, 28. August). Biel hat am meisten Sozialhilfebezüger der Schweiz. *Berner Zeitung*. Zugriff am 23. Juni 2023 unter www.bernerzeitung.ch/biel-hat-am-meisten-sozialhilfebezuenger-der-schweiz-341389163160.
- Berner Zeitung (2013, 16. Dezember). Reitschule: Schandfleck oder Freiraum? Zugriff am 26. Juni 2023 unter www.bernerzeitung.ch/reitschule-schandfleck-oder-freiraum-802843758958.
- Berry, John W. (1997). Immigration, Acculturation, and Adaptation. *Applied Psychology*, 46(1), 5–34. <https://doi.org/10.1111/j.1464-0597.1997.tb01087.x>.
- Berthele, Raphael (2004). Vor lauter Linguisten die Sprache nicht mehr sehen. Diglossie und Ideologie in der deutschsprachigen Schweiz. In Helen Christen & Agnès Noyer (Hg.), *Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum. Beiträge zum 1. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Marburg/Lahn*, 5.–8. März 2003 (S. 111–136). Wien: Edition Praesens. <https://doi.org/10.25162/9783515129183>.
- Berwein, Lothar (2003). *Ansiedlung von Schweizer Kolonisten im Rahmen der Repeuplierung Ostpreußens. Untersuchung einer 1712 ausgewanderten Gruppe aus der Landvogtei Sax-Forstreck* (Sonderschriften des Vereins für Familienforschung in Ost- und Westpreußen e.V., Nr. 103). Dissertation: Universität Mainz. Hamburg: Verein für Familienforschung in Ost- und Westpreußen.
- Beyeler, Sarah & Suter Reich, Virginia. Sichtbarkeit von Inkorporationsbedingungen. Ein Vergleich muslimischer Bauvorhaben in der Schweiz. *Tsantsa*, (14), 141–146.

- Bickel, Hans (2001). Schweizerdeutsch; kein minderwertiges Hochdeutsch! Das Deutsche als plurizentrische Sprache aus Schweizer Sicht. *Babylonia*, 2(1), 19–22.
- Bilgili, Özge & Siegel, Melissa (2017). To return permanently or to return temporarily? Explaining migrants' intentions. *Migration and Development*, 6(1), 14–33. <https://doi.org/10.1080/21632324.2015.1088241>.
- Blome, Nikolaus; Böll, Sven; Kuntz, Katrin; Kurbjuweit, Dirk; Mayr, Walter; Rohr, Mathieu von; Scheuermann, Christoph & Schult, Christoph (2015, 23. März). The Fourth Reich. What Some Europeans See When They Look at Germany. *Spiegel*. Zugriff am 5. September 2022 unter www.spiegel.de/international/germany/german-power-in-the-age-of-the-euro-crisis-a-1024714.html.
- Boccagni, Paolo (2010). Private, public or both? On the scope and impact of transnationalism in immigrants' everyday lives. In T. Faist & R. Bauböck (Hg.), *Diaspora and Transnationalism. Concepts, Theories and Methods* (Concepts, Theories and Methods, S. 185–204). Amsterdam: Amsterdam University Press. <https://doi.org/10.5117/9789089642387>.
- Boccagni, Paolo (2011). The framing of return from above and below in Ecuadorian migration: a project, a myth, or a political device? *Global Networks*, 11(4), 461–480. <https://doi.org/10.1111/j.1471-0374.2011.00323.x>.
- Boccagni, Paolo (2012). Practising Motherhood at a Distance: Retention and Loss in Ecuadorian Transnational Families. *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 38(2), 261–277. <https://doi.org/10.1080/1369183X.2012.646421>.
- Boccagni, Paolo (2014). What's in a (Migrant) House? Changing Domestic Spaces, the Negotiation of Belonging and Home-making in Ecuadorian Migration. *Housing, Theory and Society*, 31(3), 277–293. <https://doi.org/10.1080/14036096.2013.867280>.
- Boccagni, Paolo (2017a). Aspirations and the subjective future of migration: comparing views and desires of the »time ahead« through the narratives of immigrant domestic workers. *Comparative Migration Studies*, 5(1), 4. <https://doi.org/10.1186/s40878-016-0047-6>.
- Boccagni, Paolo (2017b). *Migration and the Search for Home. Mapping Domestic Space in Migrants' Everyday Lives* (SpringerLink Bücher). New York: Palgrave Macmillan. <https://doi.org/10.25285/2078-1938-2017-9-3-160-163>.
- Boccagni, Paolo (Hg.) (2023a). *Handbook on home and migration* (Elgar handbooks in migration). Cheltenham: Edward Elgar Publishing. <https://doi.org/10.33134/njmr.998>.
- Boccagni, Paolo (2023b). Introduction. Home and migration – setting the terms of belonging and place-making on the move. In P. Boccagni (Hg.), *Handbook on home and migration* (Elgar handbooks in migration, S. 1–28). Cheltenham: Edward Elgar Publishing. <https://doi.org/10.4337/9781800882775.00008>.
- Boccagni, Paolo & Baldassar, Loretta (2015). Emotions on the move: Mapping the emergent field of emotion and migration. *Emotion, Space and Society*, 16, 73–80. <https://doi.org/10.1016/j.emospa.2015.06.009>.
- Boccagni, Paolo & Bivand Erdal, Marta (2020). On the theoretical potential of »remittance houses«: toward a research agenda across emigration contexts. *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 47(1), 1–18. <https://doi.org/10.1080/1369183X.2020.1804340>.

- Boccagni, Paolo & Bonfanti, Sara (Hg.) (2023). *Migration and Domestic Space. Ethnographies of Home in the Making* (IMISCOE Research Series). Cham: Springer Nature. <https://doi.org/10.1007/978-3-031-23125-4>.
- Boccagni, Paolo & Brighenti, Andrea Mubi (2017). Immigrants and home in the making: thresholds of domesticity, commonality and publicness. *Journal of Housing and the Built Environment*, 32(1), 1–11. <https://doi.org/10.1007/s10901-015-9487-9>.
- Boccagni, Paolo; Lafleur, Jean-Michel & Levitt, Peggy (2018). Transnational Politics as Cultural Circulation: Toward a Conceptual Understanding of Migrant Political Participation on the Move. In Mimi Sheller & Kevin Hannam (Hg.), *Crossing Borders* (S. 102–121). London: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315178776-6>.
- Boccagni, Paolo & Lagomarsino, Francesca (2011). Migration and the Global Crisis: New Prospects for Return? The Case of Ecuadorians in Europe. *Bulletin of Latin American Research*, 30(3), 282–297. <https://doi.org/10.1111/j.1470-9856.2010.00494.x>.
- Bohn, David Earle (1980). Consociational Democracy and the Case of Switzerland. *The Journal of Politics*, 42(1), 165–179. <https://doi.org/10.2307/2130020>.
- Bolli, Thomas; Rageth, Ladina & Renold, Ursula (2018). *Der soziale Status der Berufsbildung in der Schweiz. Informationsbroschüre für Fachleute aus der Berufsbildung* (ETH Zürich, Hg.) (KOF Studien Nr. 110). <https://doi.org/10.2307/j.ctvbkjz1s.7>.
- Bonizzoni, Paola & Boccagni, Paolo (2014). Care (and) circulation revisited. a conceptual map of diversity in transnational parenting. In L. Baldassar & L. Merla (Hg.), *Transnational families, migration and the circulation of care. Understanding mobility and absence in family life* (Routledge research in transnationalism, Bd. 29, S. 78–94). New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203077535-11>.
- Bott, Esther (2010). Favourites and others: reflexivity and the shaping of subjectivities and data in qualitative research. *Qualitative Research*, 10(2), 159–173. <https://doi.org/10.1177/1468794109356736>.
- Bourdieu, Pierre (2021 [1979]). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft* (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 658, 28. Auflage). Frankfurt a.M.: Suhrkamp. <https://doi.org/10.1007/s11616-007-0193-9>.
- Bovay, E. H. (1976). *Le Canada et les Suisses, 1604–1974* (Études et recherches d'histoire contemporaine). Fribourg: Éditions Universitaires.
- boyd, danah (2011). Social Network Sites as Networked Publics. Affordances, Dynamics, and Implications. In Zizi Papacharissi (Hg.), *A networked self. Identity, community and culture on social network sites* (S. 39–58). London: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203876527-8>.
- Bregy, Natascha (2024a). Is citizenship worth it? Naturalisation attitudes among Swiss migrants to Germany and German migrants to Switzerland. *Citizenship Studies*, 28(7), 709–727. <https://doi.org/10.1080/13621025.2024.2446216>.
- Bregy, Natascha (2024b). Neighbours in knowledge? German and Swiss migrants' efforts to reconcile children's well-being and educational success. In Jonas Scharfenberg, Julia Hufnagl, Mara Spiekenheuer & Amani Kroner (Hg.), *Migration und Bildung in der globalisierten Welt. Perspektiven, Herausforderungen und Chancen in der Migrationsgesellschaft* // *Migration and education in a globalised world: perspectives, challenges, and opportunities in the migration society* (Gemeinsam Schule gestalten, Bd. 5, S. 51–61). Münster: Waxmann. https://doi.org/10.31244/9783830998419_4.

- Brettschneider, Antonio & Klammer, Ute (2016). *Lebenswege in die Altersarmut. Biografische Analysen und sozialpolitische Perspektiven* (Sozialpolitische Schriften, Band 94). Berlin: Duncker & Humblot. <https://doi.org/10.3790/978-3-428-54790-6>.
- Brommer, Sarah (2014). Wird Standarddeutsch für Deutschschweizer aufgrund der neuen Medien zur Fremdsprache? Anmerkungen zu einem Topos des sprachreflexiven Diskurses. *Deutschblätter*, 66, 53–62. <https://doi.org/10.13092/lo.24.636>.
- Brönnimann, Gabriel (2017, 20. Januar). »Ich musste hier einiges aushalten«. *TagesWoche*. Zugriff am 14. Juli 2023 unter tageswoche.ch/politik/ich-musste-hier-einiges-aushalten/.
- Brücker, Herbert; Jaschke, Philipp & Kosyakova, Yuliya (2025). *10 Jahre Fluchtmigration 2015: Haben wir es geschafft? Eine Analyse aus Sicht des Arbeitsmarktes* (IAB-Kurzbericht 17/2025). Institut für Arbeitsmarkt und Berufsforschung. <https://doi.org/10.2478/wd-2025-0160>.
- Bryant, Rebecca & Knight, Daniel M. (2019). *The Anthropology of the Future* (New departures in anthropology). Cambridge: Cambridge University Press.
- Bühler, Elisabeth & Meier Kruker, Verena (2002). Gendered labour arrangements in Switzerland: Structures, cultures, meanings: statistical evidence and biographical narratives. *GeoJournal*, 56(4), 305–313. <https://doi.org/10.1023/A:1025904010911>.
- Bühler, Roman; Gander-Wold, Heidi; Goehrke, Carsten; Rauber, Urs; Schudin, Gisela & Voegeli, Josef (1987). *Schweizer im Zarenreich. Zur Geschichte der Auswanderung nach Russland* (Beiträge zur Geschichte der Russlandschweizer, Bd. 1). Zürich: Hans Rohr. <https://doi.org/10.2307/2499205>.
- Bundesamt für Sozialversicherungen (2022). *Gebundene Selbstvorsorge (Säule 3a)*. Zugriff am 22. Juni 2023 unter www.bsv.admin.ch/bsv/de/home/sozialversicherungen/bv/grundlagen-und-gesetze/grundlagen/gebundene-selbstvorsorge.html.
- Bundesamt für Statistik (2000). *Analyseregionen*. Zugriff am 20. Dezember 2022 unter www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/querschnittsthemen/raeumliche-analysen/raeumliche-gliederungen/analyseregionen.html.
- Bundesamt für Statistik (2018, 19. November). *20 Wirtschaftliche und soziale Situation der Bevölkerung. Haushaltsbudgeterhebung 2016*. Zugriff am 17. Dezember 2019 unter www.bfs.admin.ch/news/de/2018-0386.
- Bundesamt für Statistik (2019a). *Arbeitsmarktindikatoren 2019. Themenbereich »Arbeit und Erwerb«* (Statistik der Schweiz), Neuchâtel.
- Bundesamt für Statistik (2019b). *Auslandschweizer/innen 2018. 01 Bevölkerung*. Zugriff am 14. April 2023 unter www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/migration-integration/auslandschweizer.assetdetail.7826261.html.
- Bundesamt für Statistik (2019c). *BFS Aktuell 01 Bevölkerung. Vielfalt und Sichtbarkeit* (1/2019), Neuchâtel. Zugriff am 14. April 2023 unter www.swissstats.bfs.admin.ch/collection/ch.admin.bfs.swissstat.de.issue1901238190105.
- Bundesamt für Statistik (2019d). *Parteistärken*. Zugriff am 22. Juni 2023 unter www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/politik/wahlen/nationalratswahlen/parteistaerken.html.
- Bundesamt für Statistik (2020a). *Schweizerische Arbeitskräfteerhebung (SAKE). Vereinbarkeit von Beruf und Familie in der Schweiz und im europäischen Vergleich 2018* (Statistik der Schweiz), Neuchâtel.

- Bundesamt für Statistik (2020b, 21. April). *Quantilsgrenzen (monatlicher Nettolohn), Voll- und Teilzeitbeschäftigte nach Beschäftigungsgrad – Privater Sektor und öffentlicher Sektor zusammen – Schweiz [T2_netto] 2006, 2008, 2010, 2012, 2014, 2016, 2018 | Tabelle | Bundesamt für Statistik*. Zugriff am 14. September 2023 unter www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/arbeit-erwerb/loehne-erwerbseinkommen-arbeitskosten/loohniveau-schweiz/verteilung-nettoloehne.assetdetail.12488303.html.
- Bundesamt für Statistik (2022a). *Sekundarstufe II. Maturitätsquote*. Zugriff am 14. Juli 2023 unter www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bildung-wissenschaft/bildungsindikatoren/themen/bildungserfolg/maturitaetsquote.html.
- Bundesamt für Statistik (2022b, 25. August). *Ständige ausländische Wohnbevölkerung nach Staatsangehörigkeit, 1980–2021*. Zugriff am 14. April 2023 unter www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/migration-integration/auslaendische-bevoelkerung.assetdetail.23064674.html.
- Bundesamt für Statistik (2023). *Bestand der Auslandschweizerinnen und -schweizer nach Wohnsitzstaat bzw. -gebiet, Konsularkreis, Bürgerrecht, Geschlecht und Alter, 2016–2022*. Zugriff am 14. April 2023 unter www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/aktuell/neue-veroeffentlichungen.assetdetail.24310289.html.
- Bundesamt für Statistik (2024, 22. August). *Ständige ausländische Wohnbevölkerung nach Staatsangehörigkeit, 1980–2023*. Zugriff am 17. September 2025 unter www.bfs.admin.ch/bfs/rm/home/statisticas/catalogs-bancas-datas.assetdetail.32229100.html.
- Bundesamt für Statistik; Schweizerische Arbeitskräfteerhebung & Schweizerische Lohnstrukturerhebung (2021). *Arbeit und Erwerb 2019*. Zugriff am 7. April 2021 unter www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/arbeit-erwerb.assetdetail.15864524.html.
- Bundeskanzlei (1970a). Eidgenössische Volksinitiative ›Ueberfremdung‹, *Abgestimmt am 07.06.1970*. Zugriff am 2. September 2022 unter www.bk.admin.ch/ch/d/pore/vi/vis93.html.
- Bundeskanzlei (1970b). Eidgenössische Volksinitiative ›Ueberfremdung‹. Die Initiative im Wortlaut, *Abgestimmt am 07.06.1970*. Zugriff am 2. September 2022 unter www.bk.admin.ch/ch/d/pore/vi/vis93.html.
- Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (2022). *Schwellenland*. Zugriff am 12. Juli 2022 unter www.bmz.de/de/service/lexikon/schwellenland-14810.
- Bundesverwaltungsamt (2014, 22. August). *Doppelte Staatsbürgerschaft (Mehrstaatigkeit) nach deutschem Recht*. Zugriff am 11. Mai 2023 unter www.bva.bund.de/SharedDocs/Kurzmeldungen/DE/Buerger/Ausweis-Dokumente-Recht/Staatsangehoerigkeit/Sonstige_Meldungen/DoppelteStaatsbuergerschaft.html.
- Bundeszentrale für politische Bildung (2005). *Parallelgesellschaften?*, Bundeszentrale für politische Bildung. Zugriff am 21. April 2023 unter www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/30001/parallelgesellschaften/.
- Bürgelt, Petra T.; Morgan, Mandy & Pernice, Regina (2008). Staying or returning. Pre-migration influences on the migration process of German migrants to New Zealand. *Journal of Community & Applied Social Psychology*, 18(4), 282–298. <https://doi.org/10.1002/casp.924>.

- Cai, Ruohong; Esipova, Neli; Oppenheimer, Michael & Feng, Shuaizhang (2014). International Migration Desires Related to Subjective Well-Being. *IZA Journal of Migration*, 3(1), 1–20. <https://doi.org/10.1186/2193-9039-3-8>.
- Camenisch, Aldina (2019). *Swiss migrant professionals in China. middling migration between privilege and marginality* Dissertation. Basel: Universität Basel.
- Camenisch, Aldina & Müller, Seraina (2019). My Foreign Self as Privileged Outsider. Differing Lines for Marginalization and Inclusion of Swiss Living Abroad. In Marissa Sonnis-Bell, David E. Bell & Michelle Ryan (Hg.), *Strangers, aliens, foreigners. The politics of othering from migrants to corporations* (At the interface/probing the boundaries, 1570–7113, Bd. 106, S. 19–32). Leiden: Brill Rodopi. https://doi.org/10.1163/9789004383128_004.
- Canache, Damarys; Hayes, Matthew; Mondak, Jeffery J. & Wals, Sergio C. (2013). Openness, extraversion and the intention to emigrate. *Journal of Research in Personality*, 47(4), 351–355. <https://doi.org/10.1016/j.jrp.2013.02.008>.
- Carling, Jørgen & Pettersen, Silje Vatne (2014). Return Migration Intentions in the Integration-Transnationalism Matrix. *International Migration*, 52(6), 13–30. <https://doi.org/10.1111/imig.12161>.
- Castro-Martin, Theresa & Cortina, Clara (2015). Demographic Issues of Intra-European Migration: Destinations, Family and Settlement. *European Journal of Population*, 31(2), 109–125. <https://doi.org/10.1007/s10680-015-9348-y>.
- Cervin, Vladimir (1953). The Ancient Swiss Cooperative Community. *American Sociological Review*, 18(3), 260–271. <https://doi.org/10.2307/2087880>.
- Charmillot, Emmanuel & Dahinden, Janine (2021). Mobilities, locality and place-making. Understanding categories of (non-)membership in a peripheral valley. *Mobilities*, 17(3), 366–381. <https://doi.org/10.1080/17450101.2021.1971054>.
- Chege, N. (2014). *Male beach workers and western female tourists: Livelihood strategies in Kenya's South coast region*. Dissertation. Lausanne: Université de Lausanne.
- Christen, Helen (2005). Die Deutschschweizer Diglossie und die Sprachendiskussion. In Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (Hg.), *Sprachendiskurs in der Schweiz. Vom Vorzeigefall zum Problemfall? ; Tagung der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften vom 11. November 2005 in Biel = Colloque de l'Académie suisse des sciences humaines et sociales du 11 novembre 2005 à Bienne* (Schriftenreihe des Schwerpunktes » Sprachen und Kulturen «, S. 85–96). Bern: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.24894/978-3-7965-4421-7>.
- Church, Clive H. & Head, Randolph C. (2013). *A concise history of Switzerland* (Cambridge concise histories). Cambridge: Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/s0008938914001964>.
- Classen, Claus Dieter (2016). Rückkehr der Grenzkontrollen in Europa – Sicherung der nationalen Identität oder Zeichen von nationalem Egoismus? *Die Friedens-Warte*, 91(1/2), 103–125. <https://doi.org/10.35998/fw-2016-0005>.
- Clifford, James (1994). Diasporas. *Cultural Anthropology*, 9(3), 302–338. <https://doi.org/10.1525/can.1994.9.3.02a00040>.
- Clyne, Michael G. (1995). *The German language in a changing Europe*. Cambridge: Cambridge University Press.

- Coe, Cati & Pauli, Julia (2020). Migration and Social Class in Africa. Class-Making Projects in Translocal Social Fields. *Africa Today*, 66(3–4), 2–19. https://doi.org/10.2979/africatoday.66.3_4.01.
- Cohen, Rhaina (2024). *The other significant others. reimagining life with friendship at the center*. New York, NY: St. Martin's Press.
- Cole, Jennifer & Durham, Deborah (2007). *Generations and Globalization. Youth, Age, and Family in the New World Economy*: Indiana University Press. <https://doi.org/10.1353/arw.2008.0006>.
- Conte, Édouard (2002). Peut-on devenir Allemand? *Études rurales*, 163/164, 67–90. <https://doi.org/10.4000/etudesrurales.7973>.
- Crawley, Ernest (1927). *The Mystic Rose: A Study of Primitive Marriage and of primitive thought in its bearing on marriage* (2. Aufl.). London: Methuen & co. Ltd.
- Cresswell, Tim (2011). *Place. A short introduction* (Short introductions to geography). Malden/MA: Wiley-Blackwell.
- Croucher, Sheila (2007). »They Love Us Here«. American Migrants in Mexico. *Dissent*, 54(1), 23–28. <https://doi.org/10.1353/dss.2007.0018>.
- Croucher, Sheila (2009). *The Other Side of the Fence. American Migrants in Mexico*. Austin: University of Texas Press.
- Cureton, Adam (2012). Solidarity and Social Moral Rules. *Ethical Theory and Moral Practice*, 15(5), 691–706. <https://doi.org/10.1007/s10677-011-9313-8>.
- Currle, Edda; Lederer, Harald; Neske, Matthias & Rühl, Stefan (2004). *Migration in Europa. Daten und Hintergründe* (Forum Migration, Bd. 8). Berlin: De Gruyter Oldenbourg. <https://doi.org/10.1515/9783110508864>.
- Cwerner, Saulo B. (2001). The Times of Migration. *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 27(1), 7–36. <https://doi.org/10.1080/13691830125283>.
- Dahinden, Janine (2007). Soziale Netzwerke und Zugehörigkeiten. Eine schweizerische Kleinstadt in Zeiten der Globalisierung. *Tsantsa*. (12), 129–135.
- Dahinden, Janine (2009). Are we all transnationals now? Network transnationalism and transnational subjectivity: the differing impacts of globalization on the inhabitants of a small Swiss city. *Ethnic and Racial Studies*, 32(8), 1365–1386. <https://doi.org/10.1080/01419870802506534>.
- Dahinden, Janine (2010). Wer entwickelt einen transnationalen Habitus? Ungleiche Transnationalisierungsprozesse als Ausdruck ungleicher Ressourcenausstattung. In Christian Reutlinger, Nadia Baghdadi & Johannes Kniffki (Hg.), *Die soziale Welt quer denken. Transnationalisierung und ihre Folgen für die soziale Arbeit* (Transposition – Ostschweizer Beiträge zu Lehre, Forschung und Entwicklung in der Sozialen Arbeit, Bd. 2). Berlin: Frank & Timme. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91760-3_5.
- Dahinden, Janine (2014). »Kultur« als Form symbolischer Gewalt: Grenzziehungsprozesse im Kontext von Migration am Beispiel der Schweiz. In Boris Nieswand & Heike Drotbohm (Hg.), *Kultur, Gesellschaft, Migration* (S. 97–121). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-03626-3_4.
- Dahinden, Janine (2016a). A plea for the »de-migranticization« of research on migration and integration. *Ethnic and Racial Studies*, 39(13), 2207–2225. <https://doi.org/10.1080/01419870.2015.1124129>.

- Dahinden, Janine (2016b). Migration im Fokus? Plädoyer für eine reflexive Migrationsforschung. In Jennifer Carvill Schellenbacher, Julia Dahlvik, Heinz Fassmann & Christoph Reinprecht (Hg.), *Migration und Integration – wissenschaftliche Perspektiven aus Österreich* (Jahrbuch 3, S. 1–20). Göttingen: V&R Unipress. <https://doi.org/10.14220/9783737005951.11>.
- Darieva, Tsypylma (2007). Migrationsforschung in der Ethnologie. In Brigitta Schmid-Laubert (Hg.), *Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder* (Reimer Kulturwissenschaften, S. 69–94). Berlin: Reimer. <https://doi.org/10.5771/0257-9774-2009-2-639>.
- Darieva, Tsypylma (2023). *Making a homeland. Roots and routes of transnational Armenian engagement* (Global Studies). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839462546>.
- Debatte. Schwacher Euro: Darf man im Ausland einkaufen gehen? (2015, 31. Januar). *Aargauer Zeitung*. Zugriff am 20. Februar 2024 unter www.aargauerzeitung.ch/schweiz/schwacher-euro-darf-man-im-ausland-einkaufen-gehen-ld.1671087.
- Degen, Bernard (2005). Entstehung und Entwicklung des schweizerischen Sozialstaates. *Studien und Quellen*. (31), 17–48.
- Dekker, Henk; Dijkgraaf, Bob & Meijerink, Frits (2007). Behaviour and attitude; effect of attitude on behavioural desire with respect to foreign countries and peoples and Germany and Germans in particular. In E. Poppe & M. Verkuyten (Hg.), *Culture and Conflict* (S. 197–215). Amsterdam: Aksant Academic Publishers.
- Dekker, Henk & Jansen, Lutsen B. (1995). Attitudes and Stereotypes of Young People in the Netherlands with respect to Germany. In Sibylle Hübner-Funk (Hg.), *The puzzle of integration* (European Yearbook on youth policy and research, v.1/1995, S. 49–61). Berlin: Walter de Gruyter.
- Dorschel, Andreas (2007). Das anwesende Abwesende. Musik und Erinnerung. In Andreas Dorschel (Hg.), *Resonanzen. Vom Erinnern in der Musik* (Studien zur Wertungsforschung, Bd. 47). Wien: Universal Edition. <https://doi.org/10.7767/omz.2010.65.78.81a>.
- Dpa (2023, 19. Juni). Migration: Entscheid zeigt Unzufriedenheit mit Migrationspolitik. *Die Zeit*. Zugriff am 19. September 2024 unter www.zeit.de/news/2023-06/19/landrat-greifswalder-entscheid-ein-signal-an-land-und-bund.
- Drotbohm, Heike (2012). »It's Like Belonging to a Place That Has Never Been Yours.« Deportees Negotiating Involuntary Immobility and Conditions of Return in Cape Verde. In M. Messer, R. Schroeder & R. Wodak (Hg.), *Migrations: Interdisciplinary Perspectives* (S. 129–140). Wien: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-7091-0950-2_12.
- Drotbohm, Heike (2017). Migrationsethnologie. In Bettina Beer, Julia Pauli & Hans Fischer (Hg.), *Ethnologie. Einführung in die Erforschung kultureller Vielfalt* (Ethnologische paperbacks, 9. Aufl., S. 247–261). Berlin: Reimer. <https://doi.org/10.5771/9783496030072-247>.
- Drotbohm, Heike & Nieswand, Boris (2014). Einleitung: Die reflexive Wende in der Migrationsforschung. In Boris Nieswand & Heike Drotbohm (Hg.), *Kultur, Gesellschaft, Migration* (1–37). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-03626-3_1.

- Duchêne-Lacroix, Cédric & Beutter, Anna (2011). Praesenzdynamik und -dimensionen der Kultstaette einer Minderheit. Der tamilische Hindutempel in Basel. *Tsantsa*, 2011(16), 129–139.
- Duden (Cornelsen Verlag GmbH, Hg.) (2023). *Zuhause*. Zugriff am 11. Oktober 2023 unter www.duden.de/rechtschreibung/Zuhause.
- Durkheim, Émile (2007 [1893]). *De la division du travail social*. Paris: PUF.
- El-Mafaalani, Aladin (2017). Diskriminierung von Menschen mit Migrationshintergrund. In Albert Scherr, Aladin El-Mafaalani & Gökçen Yüksel (Hg.), *Handbuch Diskriminierung* (S. 465–478). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-10976-9_26.
- El-Mafaalani, Aladin (2018). *Das Integrationsparadox. Warum gelungene Integration zu mehr Konflikten führt* (2. Auflage). Köln: Kiepenheuer & Witsch. <https://doi.org/10.5771/0257-9774-2020-2-565>.
- El-Mafaalani, Aladin; Waleciak, Julian & Weitzel, Gerrit (2017). Tatsächliche, messbare und subjektiv wahrgenommene Diskriminierung. In Albert Scherr, Aladin El-Mafaalani & Gökçen Yüksel (Hg.), *Handbuch Diskriminierung* (S. 173–189). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-10976-9_10.
- Esser, Hartmut (2008). Assimilation, ethnische Schichtung oder selektive Akkulturation? Neuere Theorien der Eingliederung von Migranten und das Modell der intergenerationalen Integration. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 48*, 81–107. <https://doi.org/10.1007/s11575-006-0059-9>.
- Ette, Andreas & Sauer, Lenore (2010). *Auswanderung aus Deutschland. Daten und Analysen zur internationalen Migration deutscher Staatsbürger*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92465-6_7.
- Ette, Andreas; Weinmann, Martin & Schneider, Norbert F. (2021). Kulturelle Diversität in der öffentlichen Verwaltung in Deutschland. Forschungsstand, Theorien und Forschungsfragen. In Andreas Ette, Sophie Straub, Martin Weinmann & Norbert F. Schneider (Hg.), *Kulturelle Vielfalt der öffentlichen Verwaltung. Repräsentation, Wahrnehmung und Konsequenzen von Diversität* (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, S. 19–42). Opladen: Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctv1qbstkf.7>.
- Evans, Stephen (2013, 23. Mai). BBC poll. Germany most popular country in the world. BBC. Zugriff am 5. September 2022 unter www.bbc.com/news/world-europe-22624104.
- EVS (2022): EVS Trend File 1981–2017. GESIS Data Archive, Cologne. ZA7503 Data file Version 3.0.0, doi:10.4232/1.14021.
- Ezli, Özkan (2022). *Narrative der Migration. Eine andere deutsche Kulturgeschichte* (Undisziplinierte Bücher, Band 5). Berlin: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110731347>.
- Faist, Thomas (2001). Doppelte Staatsbürgerschaft als überlappende Mitgliedschaft. *Politische Vierteljahresschrift*, 42(2), 247–264. <https://doi.org/10.1007/s11615-001-0036-7>.
- Faist, Thomas (2013). The mobility turn: a new paradigm for the social sciences? *Ethnic and Racial Studies*, 36(11), 1637–1646. <https://doi.org/10.1080/01419870.2013.812229>.
- Farin, Klaus; Schami, Rafik & Helberg, Kristin (2018). *Flucht aus Syrien – neue Heimat Deutschland?* Berlin: Hirnkost KG.
- Feiereisen, Florence & Sassin, Erin (2021). Sounding Out the Symptoms of Gentrification in Berlin. *Resonance*, 2(1), 27–51. <https://doi.org/10.1525/res.2021.2.1.27>.

- Flade, Florian; Heck, Jana; Kaul, Martin; Riedel, Katja & Pittelkow, Sebastian (2024, 30. Januar). Geheimtreffen in Potsdam. AfD stärker involviert als bisher bekannt. *tagesschau.de*. Zugriff am 31. Januar 2024 unter www.tagesschau.de/investigativ/ndr-wdr/afd-correctiv-potsdam-rechtsextremismus-identitaere-bewegung-100.html.
- Flaig, Berthold Bodo & Barth, Bertram (2023). Hoher Nutzwert und vielfältige Anwendung. Entstehung und Entfaltung des Informationssystems Sinus-Milieus®. In Bertram Barth, Berthold Bodo Flaig & Norbert Schäuble (Hg.), *Praxis der Sinus-Milieus®. Gegenwart und Zukunft eines modernen Gesellschafts- und Zielgruppenmodells* (2. vollständig überarbeitete Auflage, S. 3–26). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-42380-3_1.
- Fokus TV Reportage (2015, 12. August). *Gruezi, Job! Deutsche Gastarbeiter in der Schweiz – Focus TV Reportage*. Zugriff am 10. Februar 2019 unter www.youtube.com/watch?v=bKbdFM5r7DU.
- Förderprogramm »Integration durch Qualifizierung« (2020). *Should I Stay or Should I Go? Auswanderung aus Deutschland von Personen mit und ohne deutsche Staatsbürgerschaft* (Fachstelle Einwanderung, Hg.) (Working Paper 03/2020), Berlin.
- Foucault, Michel & Konersmann, Ralf (2017). *Die Ordnung des Diskurses* (Fischer Wissenschaft, Bd. 10083, 14. Auflage). Frankfurt a.M.: Fischer.
- Freud, Sigmund (1930). *Das Unbehagen in der Kultur*. Wien: Internationaler Psychoanalytischer Verlag. https://doi.org/10.1007/978-3-211-69499-2_32.
- Friedrichsen, Jana & Schmacker, Renke (2019). Die Angst vor Stigmatisierung hindert Menschen daran, Transferleistungen in Anspruch zu nehmen. *DIW Wochenbericht*. (26), 455–461.
- Fussell, Elizabeth (2010). The Cumulative Causation of International Migration in Latin America. *The Annals of the American Academy of Political and Social Science*. (630), 162–177. <https://doi.org/10.1177/0002716210368108>.
- Gabriel, Rainer; Koch, Uwe; Meier, Gisela & Kubat, Sonja (2023). *Pro Senectute Altersmonitor. Nichtbezug von Ergänzungsleistungen in der Schweiz: Teilbericht 2*. Zürich: Pro Senectute Schweiz.
- Gandelsman-Trier, Mijal (2017). Migrationsforschung in der Ethnologie: von ethnischen Enklaven zu transnationalen Netzwerken. In Felix Wiedemann, Kerstin Hofmann & Hans-Joachim Gehrke (Hg.), *Vom Wandern der Völker. Migrationserzählungen in den Altertumswissenschaften* (S. 325–345). Berlin: Edition Topoi.
- Gay, Denis (1998). » En Suisse, nous sommes tous frères »: La recomposition identitaire des Bangladeshis en exil. *Tsantsa*. (3), 104–109.
- Gehrig, Tina (2003). Destins différés: l'expérience afghane des politiques d'asile allemandes. Problematique d'une recherche en cours à Hambourg, 2002–2003. *Tsantsa*, (8), 184–187.
- Geissbühler, S. (1999). The Bernese emigration to the United States, 1870–1930. A quantitative analysis of economic factors. *Migracijske teme*, 15(3), 377–391.
- Gell, Alfred (1992). *The anthropology of time. Cultural constructions of temporal maps and images* (Explorations in anthropology). Oxford: Berg. <https://doi.org/10.4324/9781003135180>
- Genz, Carolin (2020). *Wohnen, Alter und Protest. Eine Ethnographie städtischer Protest- und Netzwerkpraktiken von Senior_innen* (Stadt, Raum und Gesellschaft). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-29187-7>

- GfK (2021). *Bild des Monats. GfK Kaufkraft in Deutschland, Österreich und der Schweiz 2021*. Zugriff am 15. Oktober 2023 unter www.gfk.com/de/insights/bild-des-monats-gfk-kaufkraft-deutschland-oesterreich-schweiz-2021.
- Gfs.bern (2022). *Credit Suisse Sorgenbarometer 2022. Helvetischer Alleingang oder europäische Allianz?* (Credit Suisse, Hg.).
- Ghosh, Bimal (Hg.) (2000). *Return Migration. Journey of Hope or Despair?* Genf: International Organization for Migration.
- Giddens, Anthony (1991). *Modernity and self-identity. Self and society in the late modern age* (repr). Cambridge: Polity Press. <https://doi.org/10.15581/009.26.31171>
- Gieryn, Thomas F. (2000). A Space for Place in Sociology. *Annual Review of Sociology*, 26, 463–496. <https://doi.org/10.1146/annurev.soc.26.1.463>
- Gilmartin, Mary & Migge, Bettina (2015). European migrants in Ireland: Pathways to integration. *European Urban and Regional Studies*, 22(3), 285–299. <https://doi.org/10.1177/0969776412474583>.
- Glassdoor & Llewellyn Consulting (April 2016). *Which Countries in Europe Offer the Best Standard of Living?* Zugriff am 16. Dezember 2019 unter www.glassdoor.com/research/europe-best-standard-of-living.
- Glassner, Barry & Hertz, Rosanna (Hg.) (2003). *Our studies, ourselves. Sociologists' lives and work*. Oxford: Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/os0/9780195146615.001.0001>.
- Glatz, Markus (1997). *Schweizerische Einwanderer in Misiones. Ein Beispiel ausländischer Siedlungskolonisation in Argentinien im 20. Jahrhundert* (Hispano-Americana, Bd. 17). Frankfurt a.M.: P. Lang.
- Glick Schiller, Nina (2010). A global perspective on transnational migration. Theorising migration without methodological nationalism. In Rainer Bauböck & Thomas Faist (Hg.), *Diaspora and Transnationalism. Concepts, Theories and Methods* (S. 109–129). Amsterdam: Amsterdam Univ. Press. <https://doi.org/10.5117/9789089642387>.
- Glick Schiller, Nina (2014). Das transnationale Migrationsparadigma. Globale Perspektiven auf die Migrationsforschung. In Boris Nieswand & Heike Drotbohm (Hg.), *Kultur, Gesellschaft, Migration* (S. 153–178). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-03626-3_6.
- Glick Schiller, Nina (2018). Theorising Transnational Migration in Our Times. A multiscale temporal perspective. *Nordic Journal of Migration Research*, 8(4), 201–212. <https://doi.org/10.2478/njmr-2018-0032>.
- Glick Schiller, Nina; Nieswand, Boris; Schlee, Günther; Darieva, Tsypylma; Yalcin-Heckmann, Lale & Foszto, László (2004). Pathways of Migrant Incorporation in Germany. *Transit*, 1(1), 31–52. <https://doi.org/10.5070/T711009697>.
- Glorius, Birgit (2018). Migration to Germany: Structures, processes, and discourses. *Regional Statistics*, 8(1), 3–28. <https://doi.org/10.15196/RS080101>.
- Goffman, Erving (1959). *The presentation of self in everyday life*. New York: Doubleday.
- Graw, Ansgar (2009, 7. Mai). Neue Umfrage: 83 Prozent sind stolz darauf, Deutsche zu sein. *Welt*. Zugriff am 11. Mai 2023 unter www.welt.de/politik/article3696088/83-Prozent-sind-stolz-darauf-Deutsche-zu-sein.html.
- Grillo, Ralph (Hg.) (2008). *The Family in Question. Immigrant and Ethnic Minorities in Multi-cultural Europe*. Amsterdam: Amsterdam University Press.

- Grzymala-Kazłowska, Aleksandra (2016). Social Anchoring: Immigrant Identity, Security and Integration Reconnected? *Sociology*, 50(6), 1123–1139. <https://doi.org/10.1177/0038038515594091>.
- Grzymala-Kazłowska, Aleksandra (2018). From connecting to social anchoring: adaptation and ›settlement‹ of Polish migrants in the UK. *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 44(2), 252–269. <https://doi.org/10.1080/1369183X.2017.1341713>.
- Güngör, Nil Demet & Tansel, Aysit (2008). Brain drain from Turkey: an investigation of students' return intentions. *Applied Economics*, 40(23), 3069–3087. <https://doi.org/10.1080/00036840600993999>.
- Gursoy, Furkan & Badur, Bertan (2021). An Agent-Based Modeling Approach to Brain Drain. *IEEE Transactions on Computational Social Systems*, 1–10. <https://doi.org/10.1109/tcss.2021.3066074>.
- Gustafson, Per (2008). Transnationalism in retirement migration: the case of North European retirees in Spain. *Ethnic and Racial Studies*, 31(3), 451–475. <https://doi.org/10.1080/01419870701492000>.
- Haas, Hein de; Fokkema, Tineke & Fihri, Mohamed Fassi (2015). Return Migration as Failure or Success? The Determinants of Return Migration Intentions among Moroccan Migrants in Europe. *Journal of international migration and integration*, 16(2), 415–429. <https://doi.org/10.1007/s12134-014-0344-6>.
- Habeck, Joachim Otto (2019a). Conclusions. In Joachim Otto Habeck (Hg.), *Lifestyle in Siberia and the Russian North* (S. 399–434). Cambridge: Open Book Publishers. <https://doi.org/10.11647/OBP.0171.11>.
- Habeck, Joachim Otto (2019b). Introduction: Studying Lifestyle in Russia. In Joachim Otto Habeck (Hg.), *Lifestyle in Siberia and the Russian North* (S. 1–35). Cambridge: Open Book Publishers. <https://doi.org/10.11647/OBP.0171.01>.
- Habeck, Joachim Otto (Hg.) (2019c). *Lifestyle in Siberia and the Russian North*. Cambridge: Open Book Publishers. <https://doi.org/10.25285/2078-1938-2020-12-3-223-226>.
- Haerpfer, Christian; Inglehart, Ronald; Moreno, Alejandro; Welzel, Christian; Kizilova, Kseniya; Diez-Medrano, Jaime; Lagos, Marta; Norris, Pippa; Ponarin, Eduard & Puranen, Bi (2022). World Values Survey Trend File (1981–2022) Cross-National Data-Set. Madrid: JD Systems Institute & WWSA Secretariat. doi:10.14281/18241.27.
- Hagan, Jacqueline Maria & Wassink, Joshua Thomas (2020). Return Migration around the World. An Integrated Agenda for Future Research. *Annual Review of Sociology*, 46(1), 533–552. <https://doi.org/10.1146/annurev-soc-120319-015855>.
- Hägi, Sara & Scharloth, Joachim (2005). Ist Standarddeutsch für Deutschschweizer eine Fremdsprache? Untersuchungen zu einem Topos des sprachreflexiven Diskurses. *Linguistik online*, 24(3), 19–47. <https://doi.org/10.13092/lo.24.636>.
- Hahn, Hans-Henning & Hahn, Eva (2002). Nationale Stereotypen. In Hans-Henning Hahn & Stephan Scholz (Hg.), *Stereotyp, Identität und Geschichte. Die Funktion von Stereotypen in gesellschaftlichen Diskursen* (Mitteleuropa-Osteuropa, Bd. 5). Frankfurt a.M.: P. Lang. <https://doi.org/10.1524/hzhz.2013.0096>.
- Halbwachs, Maurice & Coser, Lewis A. (2020 [1925]). *On Collective Memory* (Heritage of Sociology Series). Chicago: University of Chicago Press.
- Hall, Edward T. (1976). *Beyond culture*. New York: Doubleday; Anchor Books.

- Hall, Jeffrey A. (2019). How many hours does it take to make a friend? *Journal of Social and Personal Relationships*, 36(4), 1278–1296. <https://doi.org/10.1177/0265407518761225>.
- Hansen, Eric T. (2010). *Nörgeln! Des Deutschen größte Lust* (Fischer, Bd. 17859). Frankfurt a.M.: Fischer-Taschenbuch.
- Hayes, Matthew (2014). »We Gained a Lot Over What We Would Have Had«: The Geographic Arbitrage of North American Lifestyle Migrants to Cuenca, Ecuador. *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 40(12), 1953–1971. <https://doi.org/10.1080/1369183X.2014.880335>.
- Hayes, Matthew (2015). Moving South: The Economic Motives and Structural Context of North America's Emigrants in Cuenca, Ecuador. *Mobilities*, 10(2), 267–284. <https://doi.org/10.1080/17450101.2013.858940>.
- Hayes, Matthew (2018). *Gringolandia. Lifestyle Migration under Late Capitalism* (Globalization and Community, Bd. 29). Minneapolis: University of Minnesota Press. <https://doi.org/10.7202/1075689ar>.
- Heffner, Simon (2016, 15. Mai). The Fourth Reich is here – without a shot being fired. *The Telegraph*. Zugriff am 5. September 2022 unter www.telegraph.co.uk/news/2016/05/15/the-fourth-reich-is-here---without-a-shot-being-fired/.
- Helbling, Marc (2010a). *Germanophobia in Switzerland* (Discussion papers, 2010–702). Berlin: WZB.
- Helbling, Marc (2010b, 08. Januar). *Why Swiss-Germans dislike Germans. On negative attitudes towards a culturally and socially similar group*, Paper prepared for presentation at the annual meeting of the Swiss Political Science Association, University of Geneva. <https://doi.org/10.1080/14616696.2010.533784>.
- Helbling, Marc (2011). Why Swiss-Germans Dislike Germans. Oppositions to culturally similar and highly skilled immigrants. *European Societies*, 13(1), 5–27. <https://doi.org/10.1080/14616696.2010.533784>.
- Helleiner, Jane (2017). Recruiting the »culturally compatible« migrant. *Ethnicities*, 17(3), 299–319. <https://doi.org/10.1177/1468796815610354>.
- Hermann, Michael (2012). *Das politische Profil der Auslandschweizer*. Zürich: Sotomo; Universität Zürich.
- Hieronimi, Otto (2008). Refugee Children and Their Future. *Refugee Survey Quarterly*, 27(4), 6–25. <https://doi.org/10.1093/rsq/hdn058>.
- Hjerm, Mikael (1998). National Identities, National Pride and Xenophobia. A Comparison of Four Western Countries. *Acta Sociologica*, 41(4), 335–347. <https://doi.org/10.1177/000169939804100403>.
- Hoenig, Ragnar (2020). *Der Abstand der Rente zur Grundsicherung. Eine rentenpolitische Forderung aus sozial- und verfassungsrechtlicher Sicht* (Sozialrecht und Sozialpolitik in Europa, Band 44). Münster: Lit-Verlag.
- Hof, Helena; Pemberton, Simon & Pietka-Nykaza, Emilia (2021). EU migrant retention and the temporalities of migrant staying: a new conceptual framework. *Comparative Migration Studies*, 9(1), 1–18. <https://doi.org/10.1186/s40878-021-00225-5>.
- Hofstede Insights (2023). *Compare countries*. Zugriff am 26. April 2023 unter www.hofstede-insights.com/product/compare-countries/.
- Horn, Vincent & Schweppe, Cornelia (2016). *Transnational aging. Current insights and future challenges*. New York: Routledge.

- Howard, Robert W. (2008). Western retirees in Thailand: motives, experiences, well-being, assimilation and future needs. *Ageing and Society*, 28(2), 145–163. <https://doi.org/10.1017/S0144686X07006290>.
- Huber, Andreas & O'Reilly, Karen (2004). The construction of Heimat under conditions of individualised modernity: Swiss and British elderly migrants in Spain. *Ageing and Society*, 24(3), 327–351. <https://doi.org/10.1017/S0144686X03001478>.
- Hunger, Uwe (2000). Vom »Brain-Drain« zum »Brain-Gain«: Migration, Netzwerkbildung und sozio-ökonomische Entwicklung. das Beispiel der indischen »Software-Migranten«. *IMIS-Beiträge*, 16(2000), 7–21. https://doi.org/10.1007/978-3-322-80416-7_4.
- Ichou, M. (2014). Who They Were There: Immigrants' Educational Selectivity and Their Children's Educational Attainment. *European Sociological Review*, 30(6), 750–765. <https://doi.org/10.1093/esr/jcu071>.
- Imhof, K. (2008). Die Schweiz wird deutsch! Eine Medienanalyse. In Daniel Müller-Jentsch (Hg.), *Die neue Zuwanderung. Die Schweiz zwischen Brain-Gain und Überfremdungsangst* (NZZ Libro). Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung. <https://doi.org/10.1007/s11615-005-0236-7>.
- International Labour Organization (2022). *Classification. International Standard Classification of Occupations (ISCO)*. Zugriff am 14. September 2022 unter ilostat.ilo.org/resources/concepts-and-definitions/classification-occupation/.
- International Monetary Fund (2022). *World Economic Outlook database. April 2021*. Zugriff am 6. Oktober 2023 unter <https://www.imf.org/en/Publications/WEO/weo-database/2021/April/weo-report?c=122,134,146,&s=PPPGDP,NGDPDPC,PPPPC,LUR,LE,LP,&sy=2020&ey=2020&ssm=0&scsm=1&ssc=0&ssd=1&ssc=0&sic=0&sort=subject&ds=.&br=1>.
- Jablłowska, Joanna (2009). »Wie klein unser Land ist«. Zum Problem der Enge in der Schweizer Nachkriegsliteratur. In Dariusz Komorowski (Hg.), *Jenseits von Frisch und Dürrenmatt. Raumgestaltung in der gegenwärtigen Deutschschweizer Literatur* (S. 39–48). Würzburg: Königshausen und Neumann. https://doi.org/10.1007/978-3-658-18076-8_3.
- Jackson, Anthony (Hg.) (1987). *Anthropology at home* (ASA Monographs, Bd. 25). London: Tavistock.
- Jackson, Michael (2023). *Friendship*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Jakubetz, Christian (2012, 18. Mai). Das deutschfeindlichste Land Europas. *Cicero Online*. Zugriff am 14. Juli 2023 unter www.cicero.de/aussenpolitik/das-deutschfeindlichste-land-europas/49363.
- Jesse, Moritz (Hg.) (2020). *European societies, migration, and the law. The ›others‹ amongst ›us‹*. Cambridge: Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/9781108767637>.
- Jetten, Jolanda; Haslam, Catherine & Haslam, Alexander (2012). *The social cure. Identity, health and well-being*. Hove: Psychology Press. <https://doi.org/10.4324/9781315648569-16>.
- Jorio, Marco (2006). Geistige Landesverteidigung. *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*. Zugriff am 10. Mai 2023 unter hls-dhs-dss.ch/de/articles/017426/2006-11-23/. <https://doi.org/10.1524/hzhz.2012.0565>.

- Kaiser, Claudia (2011). *Transnationale Altersmigration in Europa. Sozialgeographische und gerontologische Perspektiven* (VS research). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93493-8_2.
- Kazubowski-Houston, Magdalena (2020). Agency and dramatic storytelling: Roving through pasts, presents and futures. In Juan Francisco Salazar, Sarah Pink, Andrew Irving & Johannes Sjöberg (Hg.), *Anthropologies and futures. Researching emerging and uncertain worlds*. London: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781003084570-13>.
- Kiefl, Oliver (2014). Diskursanalyse. In Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling, Walter Leimgruber, Stefan Bauernschmidt, Werner Bellwald, Fritz Böhler, Miriam Cohn, Florian von Dobeneck, Sandra Eckardt, Eva-Christina Edinger & Simone Egger (Hg.), *Methoden der Kulturanthropologie* (UTB Kulturwissenschaft, Bd. 3948, S. 431–443). Bern: Haupt Verlag. <https://doi.org/10.36198/9783838539485>.
- Kılınç, Nilay & King, Russell (2017). The quest for a ›better life‹. Second-generation Turkish-Germans ›return‹ to ›paradise‹. *Demographic Research*, 36, 1491–1514. <https://doi.org/10.4054/DemRes.2017.36.49>.
- King, Russell (2015). *Return migration and regional economic problems* (Routledge library editions: Economic geography, Bd. 6). London: Routledge.
- King, Russell; Warnes, T. & Williams, Allan M. (2000). *Sunset Lives: British Retirement Migration to the Mediterranean*. Oxford: Berg Publishers.
- Kinzer, Stephen (1995, 8. Februar). For Dutch, It's O.K. To Despise Germans. *The New York Times*. Zugriff am 11. Februar 2019 unter <https://www.nytimes.com/1995/02/08/world/for-dutch-it-s-ok-todespise-germans.html>.
- Klauth, Jan (2023, 19. Juni). Migration: Arbeitsmarktintegration hat sich über Jahrzehnte verschlechtert. *Welt*. Zugriff am 19. Juni 2023 unter www.welt.de/wirtschaft/article245904880/Migration-Arbeitsmarktintegration-hat-sich-ueber-Jahrzehnte-verschlechtert.html.
- Kley, Stefanie A. & Mulder, Clara H. (2010). Considering, planning, and realizing migration in early adulthood. The influence of life-course events and perceived opportunities on leaving the city in Germany. *Journal of Housing and the Built Environment*, 25(1), 73–94. <https://doi.org/10.1007/s10901-009-9167-8>.
- Klocke-Daffa, Sabine (2014). Migration als Thema und Herausforderung der Ethnologie. In Ursula Bertels (Hg.), *Einwanderungsland Deutschland. Wie kann Integration aus ethnologischer Sicht gelingen?* Münster: Waxmann.
- Köllen, Thomas (2015). *Arbeitssituation und Arbeitsklima für Deutsche in der Schweiz*. Wien: WU Wien.
- Köllen, Thomas (2016). *Arbeitssituation und Arbeitsklima für Deutsche in Österreich*. Wien: WU Wien; Institut für Gender und Diversität in Organisationen.
- Koser, K. & Salt, J. (1997). The geography of highly skilled international migration. *International journal of population geography: IJPG*, 3(4), 285–303. [https://doi.org/10.1002/\(SICI\)1099-1220\(199712\)3:4<285::AID-IJPG72>3.0.CO;2-W](https://doi.org/10.1002/(SICI)1099-1220(199712)3:4<285::AID-IJPG72>3.0.CO;2-W).
- Kraler, Albert; Kofman, Eleonore; Kohli, Martin & Schmoll, Camille (Hg.) (2011). *Gender, Generations and the Family in International Migration*. Amsterdam: Amsterdam University Press. https://doi.org/10.26530/oapen_418151.

- Kritz, Mary M. & Gurak, Douglas T. (1979). International Migration Trends in Latin America. Research and Data Survey. *International Migration Review*, 13(3), 407–427. <https://doi.org/10.1177/019791837901300301>.
- Kursawe, Kathy; Elsner, Margrit & Adlt, Manja (2010). *Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena 2008. Herausgegeben in deren Auftrag von Hans-Georg Soeffner* (2010 edition). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92035-1_2.
- Lacourrègè, Deborah; Pinto, Cyrill; Hossli, Peter; Schätti, Guido & Widmer, Joël (2015, 25. Januar). Minder findet »Einkaufstouristen unpatriotisch«. Der Streit um die Einkaufsschlacht im Ausland. *Blick*. Zugriff am 20. Februar 2024 unter www.blick.ch/wirtschaft/minder-findet-einkaufstouristen-unpatriotisch-der-streit-um-die-einkaufsschlacht-im-ausland-id3432336.html. <https://doi.org/10.17104/9783406668975-289>.
- Lamprecht, M.; Bürgi, R.; Gebert, A. & Stamm, H. P. (2017). *Sportvereine in der Schweiz. Entwicklungen, Herausforderungen und Perspektiven*. Magglingen: Bundesamt für Sport (BASPO). <https://doi.org/10.1007/s12662-017-0443-6>.
- Lee, Everett S. (1966). A Theory of Migration. *Demography*, 3(1), 47–57. <https://doi.org/10.2307/2060063>.
- Leimgruber, Walter (2016). Aktuelle Entwicklungstendenzen des Profils der Auswanderinnen und Auswanderer aus der Schweiz. *Politorbis*, 62(2), 33–36.
- Leu, Stéphanie (2016). La construction de la Cinquième Suisse au cœur de l'internationalisation de l'économie. *Politorbis*, 62(2), 31–32.
- Lewis, J. D. & Weigert, A. J. (1981). The Structures and Meanings of Social Time. *Social Forces*, 60(2), 432–462. <https://doi.org/10.2307/2578444>.
- Lohstroh, Annika & Thiel, Michael (2011). *Deutschland, einig Jammerland. Warum uns Nörgeln nach vorne bringt* (1. Aufl.). Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Lötscher, Andreas (2017). *Areale Diversität und Sprachwandel im Dialektwortschatz. Untersuchungen anhand des Sprachatlas der deutschen Schweiz*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag. <https://doi.org/10.25162/9783515116893>.
- Luncă, Dumitrița (2023). *Intimate Luggage. Love, Sex and Gender among Romanian Transmigrants in Rome*. Unv. Dissertation. Hamburg: Universität Hamburg.
- Mahroum, Sami (2000). Highly skilled globetrotters: mapping the international migration of human capital. *R&D Management*, 30(1), 23–32. <https://doi.org/10.1111/1467-9310.00154>.
- Mai, Jochen (2021, 23. Dezember). *Bewerbung in der Schweiz. Tipps + Unterschiede*. Zugriff am 6. Juli 2023 unter karrierebibel.de/bewerbung-schweiz/.
- Maier, Franziska (2021). Citizenship from below: exploring subjective perspectives on German citizenship. *Political Research Exchange*, 3(1), 1–23. <https://doi.org/10.1080/2474736X.2021.1934048>.
- Maier, Franziska (2022). *What makes a citizen? A discursive investigation of citizenship and the boundary problem*. Dissertation. Stuttgart: Universität Stuttgart.
- Malkki, Liisa (1992). National Geographic: The Rooting of Peoples and the Territorialization of National Identity among Scholars and Refugees. *Cultural Anthropology*, 7(1), 24–44. <https://doi.org/10.1525/can.1992.7.1.02a00030>.

- Mara, Isilda & Landesmann, Michael (2013). *Do I Stay because I am Happy or am I Happy because I Stay? Life Satisfaction in Migration, and the Decision to Stay Permanently, Return and Out-migrate* (Working Papers Nr. 103), Wien: Wiener Institut für Internationale Wirtschaftsvergleiche.
- Mattern, Philipp (2018). *Mieterkämpfe. Vom Kaiserreich bis heute – das Beispiel Berlin/Philipp Mattern* (Hg.) (Realität der Utopie, Bd. 3). Berlin: Bertz + Fischer.
- Mayr, Karin & Peri, Giovanni (2009). *Brain Drain and Brain Return: Theory and Application to Eastern-Western Europe* (Working Papers Nr. 0907). Wien: Universität Wien. <https://doi.org/10.2202/1935-1682.2271>.
- McPherson, Miller, Lynn Smith-Lovin, und James M. Cook. 2001. »Birds of a Feather: Homophily in Social Net-works.« *Annual Review of Sociology* 27 (January): 415–44. <https://doi.org/10.1146/annurev.soc.27.1.415>
- Mead, Margaret (1978). The Contribution of Anthropology to the Science of the Future. In Magoroh Maruyama & Arthur M. Harkins (Hg.), *Cultures of the Future. 9th International Congress of Anthropological and Ethnological Sciences: Selected papers* (S. 3–6). Berlin; Boston: De Gruyter Mouton.
- Meares, Carina (2010). A fine balance: Women, work and skilled migration. *Women's Studies International Forum*, 33(5), 473–481. <https://doi.org/10.1016/j.wsif.2010.06.001>.
- Menjívar, Cecilia (2015a). Guatemalan Immigrants to the United States. In J. Stone, R. M. Dennis, P. Rizova, A. D. Smith & X. Hou (Hg.), *The Wiley Blackwell encyclopedia of race, ethnicity, and nationalism* (Wiley Blackwell encyclopedias in social science, S. 1–3). Malden, MA: Wiley-Blackwell. <https://doi.org/10.1002/9781118663202>.
- Menjívar, Cecilia (2015b). Salvadoran Immigrants to the United States. In J. Stone, R. M. Dennis, P. Rizova, A. D. Smith & X. Hou (Hg.), *The Wiley Blackwell encyclopedia of race, ethnicity, and nationalism* (Wiley Blackwell encyclopedias in social science). Malden, MA: Wiley-Blackwell. <https://doi.org/10.1002/9781118663202>.
- Menjívar, Cecilia; Cervantes, Andrea & Staples, William (2021). 8. Masking Punitive Practices: Latina Immigrants' Experiences in the U.S. Detention Complex. In V. Lopez (Hg.), *Latinas in the Criminal Justice System. Victims, Targets, and Offenders* (Latina/o Sociology Ser, v.18, S. 182–208). New York: New York University Press. <https://doi.org/10.18574/nyu/9781479804634.003.0009>.
- Menkens, Sabine (2018, 1. Mai). Soziale Gerechtigkeit ist Deutschen wichtiger als Freiheit. *Welt*. Zugriff am 20. Februar 2023 unter www.welt.de/politik/deutschland/article175965584/Ipsos-Studie-Deutsche-sehnen-sich-nach-sozialer-Gerechtigkeit.html.
- Migration: Faeser bietet Tunesien Kooperation an (2023, 19. Juni). *Süddeutsche Zeitung*. Zugriff am 19. Juni 2023 unter www.sueddeutsche.de/politik/migration-migration-faeser-bietet-tunesien-kooperation-an-dpa.urn-newsml-dpa-com-20090101-230619-99-106794.
- Min, Pyong Gap (1992). A Comparison of the Korean Minorities in China and Japan. *International Migration Review*, 26(1), 4. <https://doi.org/10.1177/019791839202600101>.
- Morales, Alejandro & Hanson, William E. (2005). Language Brokering: An Integrative Review of the Literature. *Hispanic Journal of Behavioral Sciences*, 27(4), 471–503. <https://doi.org/10.1177/0739986305281333>.

- Moravek, Claudia (2006). *The Grass is Always Greener on the Other Side of the Hill. Motive und Hoffnungen von auswanderungswilligen Deutschen* (Magisterarbeit). Köln: Universität zu Köln.
- Moser, Caroline (2007). Asset accumulation policy and poverty reduction. In C. Moser (Hg.), *Reducing global poverty. The case for asset accumulation* (S. 83–103). Washington, D.C.: Brookings Institution Press. <https://doi.org/10.4337/9781849805162.00075>.
- Moser, Caroline (2008). Assets and Livelihoods: A Framework for Asset-Based Social Policy. In C. Moser & A. A. Dani (Hg.), *Assets and Livelihoods: a Framework for Asset-Based Social Policy* (New Frontiers of Social Policy, S. 43–84). Washington, D.C.: World Bank. <https://doi.org/10.1596/978-0-8213-6995-1>.
- Müller-Jentsch, Daniel (Hg.) (2008). *Die neue Zuwanderung. Die Schweiz zwischen Brain-Gain und Überfremdungsangst* (NZZ Libro). Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung. <https://doi.org/10.1515/mks-2019-2013>.
- Münz, Julian (2020, 26. Februar). Einkaufen in Polen: Sind billige Zigaretten aus Polen bald Geschichte? *Lausitzer Rundschau*. Zugriff am 26. Juni 2023 unter www.lr-online.de/nachrichten/polen/einkaufen-in-polen-sind-billige-zigaretten-aus-polen-bald-geschichte_-43998675.html. <https://doi.org/10.2307/j.ctvbnm2cj.6>.
- Nakagawa, Yuri (2007). Moving beyond the Dichotomy of ›We‹ and ›They‹. Retrospect and Prospect in ›Home Anthropology‹. *Senshū daigaku jinbunkagaku kenkyūsho geppō (sairoku »chūgoku kankei ronsetsu shiryō« dai 55 gō, 2009)* [Monatsbericht des Instituts für geisteswissenschaftliche Forschung der Senshu-Universität (abgedruckt in China Relations Editorial Material, Nr. 55, 2009)], 1–27.
- Nccr – on the move (2022a). *Migration-Mobility Indicators*. Zugriff am 26. August 2022 unter nccr-onthemove.ch/indicators/?lang=de.
- Nccr – on the move (2022b). *Migration-Mobility Indicators. Wo leben die Auslandschweizer*innen?* Zugriff am 26. August 2022 unter nccr-onthemove.ch/indicators/wo-leben-die-auslandschweizerinnen/?lang=de.
- Nicoulin, Martin & Chaunu, Pierre (2002). *La genèse de Nova Friburgo. Émigration et colonisation suisse au Brésil, 1817–1827* (Études et recherches d'histoire contemporaine. Série historique, Bd. 2, 6. Aufl.). Fribourg: Éditions Universitaires. <https://doi.org/10.2307/2545148>.
- Nokielski, H. (2005). Transnationale Ruhestandsmigration. In T. Drepper, H. Nokielski & A. Göbel (Hg.), *Sozialer Wandel und kulturelle Innovation* (S. 311–334). Berlin: Duncker & Humblot. <https://doi.org/10.3790/978-3-428-51624-7>.
- Notarp, Ulrike (2018). *Lebenskonzepte und Lebensstile in West- und Ostdeutschland, der Tschechischen Republik und Polen. Eine Morphologie des sozio-kulturellen Systems*. Dresden: Neisse Verlag.
- NZZ Format (2014). *Die Auswanderer. Deutsche in der Schweiz – Dokumentation von NZZ Format*, Schweizer Radio und Fernsehen. Zugriff am 10. Februar 2019 unter www.youtube.com/watch?v=7Dz1iHaEND0.
- OECD (2015). *Talente im Ausland: Ein Bericht über deutsche Auswanderer*. Paris: OECD Publishing. <https://doi.org/10.1787/9789264234055-de>.
- OECD (2020a). *A global profile of emigrants to OECD countries: Younger and more skilled migrants from more diverse countries* (OECD Social, Employment and Migration Working Papers Nr. 239). Paris: OECD Publishing. <https://doi.org/10.1787/ocb305d3-en>.

- OECD (2020b). *Education at a Glance 2020. OECD Indicators*. Paris: OECD Publishing.
- OECD (2021a). *International Migration Outlook 2021*. Paris: OECD Publishing.
- OECD (2021b). *Pensions at a Glance 2021. OECD and G20 Indicators*. Paris: OECD Publishing.
<https://doi.org/10.1787/ca401ebd-en>.
- OECD (2021c). *Taxing Wages*. Paris: OECD Publishing.
- Oishi, Nana (2012). The Limits of Immigration Policies. *American Behavioral Scientist*, 56(8), 1080–1100. <https://doi.org/10.1177/0002764212441787>.
- Olschowsky, Heinrich (2002). Die Literatur und das nationale Stereotyp. In Hans-Henning Hahn & Stephan Scholz (Hg.), *Stereotyp, Identität und Geschichte. Die Funktion von Stereotypen in gesellschaftlichen Diskursen* (Mitteleuropa-Osteuropa, Bd. 5). Frankfurt a.M.: P. Lang. <https://doi.org/10.1524/9783050086095.274>.
- O'Reilly, Karen (2000). *The British on the Costa del Sol. Transnational identities and local communities*. London: Routledge.
- Orellana, Marjorie Faulstich (2009). *Translating childhoods. Immigrant youth, language, and culture* (The Rutgers series in childhood studies). New Brunswick, N.J: Rutgers Univ. Press. <https://doi.org/10.1080/15235882.2012.704543>.
- Pauli, Julia (2008). A house of one's own: Gender, migration, and residence in rural Mexico. *American Ethnologist*, 35(1), 171–187. <https://doi.org/10.1111/j.1548-1425.2008.00012.x>.
- Pauli, Julia (2015). Gebauter Lebenssinn. Häuser in transnationalen mexikanischen Familien. *Sociologus*, 65(2), 153–175. <https://doi.org/10.3790/soc.65.2.153>.
- Pauli, Julia (2020). Class-Switching: Migrants' Multiple Class Identities in Rural and Urban Namibia. *Africa Today*, 66(3–4), 115. https://doi.org/10.2979/africatoday.66.3_4.06.
- Pauli, Julia (2021). Return migration. In Jeffrey H. Cohen & İbrahim Sirkeci (Hg.), *Handbook of culture and migration* (Elgar handbooks in migration, S. 95–109). Cheltenham: Edward Elgar Publishing. <https://doi.org/10.4337/9781789903461.00016>.
- Pauli, Julia (2022). Nostalgischer Neuanfang, Mexikanische Migration und Rückkehr. In Michaela Haug & Rosalie Stolz (Hg.), *Ethnographic Encounters. Essays in Honour of Martin Rössler* (S. 179–191). Köln: Rüdiger Köppe.
- Pauli, Julia (2023a). Before it ends. Aging, gender, and migration in a transnational Mexican community. In Megha Amrith, Victoria K. Sakti & Dora Sampaio (Hg.), *Aspiring in later life. Movements across time, space, and generations* (S. 129–144). New Brunswick: Rutgers University Press. <https://doi.org/10.36019/9781978830431-008>.
- Pauli, Julia (2023b). Migrant homemaking in Sub-Saharan Africa: from self-help housing to conspicuous construction. In P. Boccagni (Hg.), *Handbook on home and migration* (Elgar handbooks in migration, S. 595–608). Cheltenham: Edward Elgar Publishing. <https://doi.org/10.4337/9781800882775.00062>.
- Pauli, Julia & Bedorf, Franziska (2018). Retiring Home? House Construction, Age Inscriptions, and the Building of Belonging among Mexican Migrants and their Families in Chicago and Rural Mexico. *Anthropology & Aging*, 39(1), 48–65. <https://doi.org/10.5195/aa.2018.173>.
- Pedraza, Sivlia (1991). Women and Migration. The Social Consequences of Gender. *Annual Review of Sociology*, 17, 303–325. <https://doi.org/10.1146/annurev.soc.17.1.303>.
- Perret, M. E. (1950). *Les colonies tessinoises en Californie*. Lausanne: F. Rouge.

- Piccoli, Lorenzo (2020). Diaspora Policies, Consular Services and Social Protection for Swiss Citizens Abroad. In J.-M. Lafleur & D. Vintila (Hg.), *Migration and Social Protection in Europe and Beyond* (Bd. 3) (S. 347–362). Cham: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-030-51237-8_21.
- Piccoli, Lorenzo; Gianni, Matteo; Ruedin, Didier; Achermann, Christin; Dahinden, Janine; Hoffmeyer-Zlotnik, Paula; Nedelcu, Mihaela & Zittoun, Tania (2024). What Is the Nexus between Migration and Mobility? A Framework to Understand the Interplay between Different Ideal Types of Human Movement. *Sociology* 58(5), 1019–1037. <https://doi.org/10.1177/00380385241228836>.
- Potter, Robert B. (2005). ›Young, gifted and back‹: second-generation transnational return migrants to the Caribbean. *Progress in Development Studies*, 5(3), 213–236. <https://doi.org/10.1191/1464993405ps1140a>.
- Pro Juventute (2023). In *Punkto Familienpolitik gibt es in der Schweiz noch viel zu tun*. Zugriff am 20. Februar 2023 unter www.projuventute.ch/de/eltern/familie-gesellschaft/elternteil.
- Prognos (2007). *Gründe für die Auswanderung von Fach- und Führungskräften aus Wirtschaft und Wissenschaft*. Basel: Prognos.
- Prognos (2018). *Hintergrund zur grossen ZDF-Deutschland-Studie. Wo lebt es sich am besten?* Basel: Prognos.
- Ramsey, Doug; Thimm, Tatanja & Hehn, Leonie (2019). Cross-border Shopping Tourism: A Switzerland-Germany Case Study. *European Journal of Tourism, Hospitality and Recreation*, 9(1), 3–17. <https://doi.org/10.2478/ejthr-2019-0002>.
- Ravenstein, E. G. (1885). The Laws of Migration. *Journal of Statistical Society of London*, 48(2), 167–235. <https://doi.org/10.2307/2979181>.
- Reihl, Bruno (2009). *Der feine Unterschied. Ein Handbuch für Deutsche in der Schweiz*. St. Gallen: Midas Management Verlag AG.
- Riggan, Jennifer (2011). In Between Nations: Ethiopian-Born Eritreans, Liminality, and War. *PoLAR: Political and Legal Anthropology Review*, 34(1), 131–154. <https://doi.org/10.1111/j.1555-2934.2011.01143.x>.
- Rindlisbacher, Stefan (2021). *Lebensreform in der Schweiz (1850–1950). Vegetarisch essen, nackt baden und im Grünen wohnen*. Berlin: Peter Lang. <https://doi.org/10.4000/ifha.12909>.
- Ringel, Felix (2020). *Back to the postindustrial future. An Ethnography of Germany's Fastest-Shrinking City* (EASA series, Bd. 33, First paperback edition). New York: Berghahn Books. <https://doi.org/10.1080/15387216.2019.1627233>.
- Rodriguez, Vicente; Fernandez-Mayoralas, Gloria & Rojo, Fermina (2004). International Retirement Migration: Retired Europeans Living on the Costa Del Sol, Spain. *Population Review*, 43(1), 1–36. <https://doi.org/10.1353/prv.2004.0009>.
- Sabin, Thomas (2022, 29. August). Folgen der Inflation. Top-Ökonom verrät, warum so viele Deutsche kein Geld zum Sparen haben. *Focus online*. Zugriff am 2. Februar 2023 unter www.focus.de/finanzen/so-spart-deutschland-den-deutschen-gehen-die-ersparnisse-aus-viele-haben-gar-keine_id_137157669.html. https://doi.org/10.1007/978-3-662-65083-7_3.
- Sadecky, Vanessa (2014, 08. Februar). 7 Dinge, die Schweizer an Deutschen hassen (Huffpost, Hg.). Zugriff am 10. Februar 2019 unter www.huffingtonpost.de/2014/02/08/7-dinge-die-schweizer-an-deutschen-hassen_n_4723167.html.

- Said, Edward W. (1978). *Orientalism*. New York: Pantheon Books.
- Salomo, Katja (2021). *Mechanisms of Resentment. Causes of Social Intolerance and Anti-Democratic Attitudes in Europe*. Dissertation. Jena: Friedrich-Schiller-Universität Jena.
- Sanders, Angela (2019). »Swissness Abroad«. Whiteness and the Boundaries of Belonging. In B. Lüthi & D. Skenderovic (Hg.), *Switzerland and Migration. Historical and Current Perspectives on a Changing Landscape* (Palgrave Studies in Migration History, S. 293–316). Cham: Palgrave Macmillan. https://doi.org/10.1007/978-3-319-94247-6_14.
- Scharloth, Joachim (2005a). Asymmetrische Plurizentrität und Sprachbewusstsein. Einstellungen der Deutschschweizer zum Standarddeutschen. *Zeitschrift für Germanistische Linguistik*, 33(2), 236–267. <https://doi.org/10.1515/zfagl.33.2-3.236>.
- Scharloth, Joachim (2005b). Zwischen Fremdsprache und nationaler Varietät. Untersuchungen zum Plurizentritätsbewusstsein der Deutschschweizer. In Rudolf Muhr (Hg.), *Standardvariationen und Sprachideologien in verschiedenen Sprachkulturen der Welt/ Standard variations and language ideologies in different language cultures around the world* (Österreichisches Deutsch, Sprache der Gegenwart, Bd. 4, S. 21–44). Frankfurt a.M.: P. Lang. <https://doi.org/10.37307/j.2198-2430.1976.05.10>.
- Schelbert, Leo (2004). Swiss Diaspora. In Melvin Ember, Carol R. Ember & Ian A. Skogsgard (Hg.), *Encyclopedia of diasporas* (S. 296–307). New York: Kluwer Academic Plenum Publishers. https://doi.org/10.1007/978-0-387-29904-4_29.
- Schildberg, Cäcilie (2010). *Politische Identität und soziales Europa. Parteikonzeptionen und Bürgereinstellungen in Deutschland, Grossbritannien und Polen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92241-6>.
- Schläpfer, Robert; Gutzwiller, Jürg & Schmid, Beat (1985). *Das Spannungsfeld zwischen Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz. Spracheinstellungen junger Deutsch-und Welschschweizer* (Pädagogische Rekrutenprüfungen = examens p'edagogiques des recrues = Esami pedagogici delle reclute, Bd.12). Bern: Sauerländer.
- Schlee, Günther (2017). »Civilizations«, Eurasia and the Hochkulturgürtel: An Essay about how to subdivide the world in terms of cultural history and what to explain with the units thereby created. *Zeitschrift für Ethnologie*, 142(2), 205–224.
- Schnegg, Michael & Lang, Hartmut (2008). *Die Analyse kultureller Domänen. Eine praxisorientierte Einführung* (Methoden der Ethnographie, Bd. 3).
- Schnegg, Michael (2020). Die ethnologische Netzwerkanalyse. In Bettina Beer & Anika König (Hg.), *Methoden ethnologischer Feldforschung* (3. Aufl., S. 179–200). Berlin: Dietrich Reimer Verlag. <https://doi.org/10.5771/9783496030355-179>
- Schneider, Charlot (2025). Guesting: rethinking the relationship between hospitality and homemaking within temporary refugee accommodation. *Journal of the Royal Anthropological Institute*. <https://doi.org/10.1111/1467-9655.14291>.
- Schneiter, F. (1983). *Die schweizerische Einwanderung in Chile = La inmigración suiza en Chile*. Bern: Stämpfli.
- Schönenberger, Silvia & Efionayi-Mäder, Denise (2010). Die fünfte Schweiz. Eine Vorstudie zur schweizerischen Diaspora. *Swiss Forum for Migration and Population Studies*. (7), 58–60.

- Schulz, Hellmuth H. (2003). *Schweizer Institutionen und bedeutende Schweizer in Hamburg im Zeitraum von 1846 bis 2003* - Hamburg: Schweizer Verein »Helvetia« Hamburg.
- Schupp, Jürgen & Liebau, Elisabeth (2010). Auswanderungsabsichten. deutsche Akademiker zieht es ins Ausland – jedoch nur auf Zeit. *Wochenbericht des DIW Berlin*, 37, 2–9.
- Schwarze-Thurm, Till & Hansen, Axel (2014, 10. Februar). Einwanderer in der Schweiz: »Als Deutscher eckt man immer wieder an«. *Die Zeit*. Zugriff am 14. Juli 2023 unter www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2014-02/schweiz-einwanderung-deutsche-protokolle.
- Schweizer, Thomas (Hg.) (1989). *Netzwerkanalyse. Ethnologische Perspektiven* (Ethnologische paperbacks). Berlin: D. Reimer.
- Schweizer Radio und Fernsehen (2007, 25. Januar). *Die Deutschen kommen – Und wie lieb wir sie haben*. Zugriff am 30. Oktober 2023 unter www.srf.ch/play/tv/dok/video/die-deutschen-kommen-und-wie-lieb-wir-sie-haben?urn=urn:srf:video:fdb64486-cef3-492a-ac71-88a836e43038.
- Schweizer Radio und Fernsehen (2010, 27. Januar). *Club. Deutsche in der Schweiz: qualifiziert, integriert, unerwünscht?* Zugriff am 10. Februar 2019 unter www.youtube.com/watch?v=w8DoSPCFjpo.
- Schweizer Radio und Fernsehen (2014, 11. Februar). *Tschüss Schweiz. Warum Deutsche der Schweiz den Rücken kehren | Reportage | SRF DOK*. Zugriff am 10. Februar 2019 unter www.youtube.com/watch?v=bdSHdoZOxSA.
- Schweizer Verein »Helvetia« Hamburg (2022). *Schwiizerdütsche Stammtisch*. Zugriff am 13. September 2022 unter schweizerverein-hamburg.de/stammtisch.html.
- Schweizerischer Städteverband (2018). *Statistik der Schweizer Städte 2018. Die städtische Bevölkerung im Fokus*. unter staedteverband.ch/44/de/statistik-der-schweizer-stadte-2018-die-stadtische-bevolkerung-im-fokus.
- Schweizerischer Städteverband; Bundesamt für Statistik (2021). *Statistik der Schweizer Städte 2021. Wohnen in der Stadt*. Zugriff am 19. April 2022 unter [www.bfs.admin.ch/bfs/de/home.assetdetail.16504128.html](http://bfs.admin.ch/bfs/de/home.assetdetail.16504128.html).
- Schweizerisches Bundesarchiv (1991). Bericht des Bundesrates zur Ausländer- und Flüchtlingspolitik vom 15. Mai 1991. *Bundesblatt*, 3(27), 291–323.
- Schweizerisches Bundesarchiv (Hg.) (2002). *Die Auslandschweizer im 20. Jahrhundert* (Studien und Quellen, Bd. 28). Bern: Chronos; Paul Haupt.
- Sen, Amartya (2020). *Die Identitätsfalle. Warum es keinen Krieg der Kulturen gibt* (4. Auflage). München: Beck. https://doi.org/10.1007/978-3-658-13213-2_100.
- Sheller, Mimi & Urry, John (2006). The New Mobilities Paradigm. *Environment and Planning A: Economy and Space*, 38(2), 207–226. <https://doi.org/10.1068/a37268>.
- Simmons, William Paul; Menjivar, Cecilia & Valdez, Elizabeth Salerno (2021). The Gendered Effects of Local Immigration Enforcement: Latinas' Social Isolation in Chicago, Houston, Los Angeles, and Phoenix. *International Migration Review*, 55(1), 108–134. <https://doi.org/10.1177/0197918320905504>.
- Simon, Silvia (2011). Deutsche am Schweizer Arbeitsmarkt. *Wirtschaftsdienst*, 91(3), 202–208. <https://doi.org/10.1007/s10273-011-1206-x>.
- Sinatti, Giulia (2015). Return migration as a win-win-win scenario? Visions of return among Senegalese migrants, the state of origin and receiving countries. *Ethnic and Racial Studies*, 38(2), 275–291. <https://doi.org/10.1080/01419870.2013.868016>.

- Sinus-Institut (2018). *Sinus-Migrantenmilieus*. Zugriff am 23. Januar 2024 unter www.sinus-institut.de/sinus-milieus/migrantenmilieus.
- Sitzler, Susann (2009). *Grüezi und Willkommen. Die Schweiz für Deutsche* (5. Aufl.). Berlin: Ch. Links.
- Sonnis-Bell, Marissa (2019). Introduction. Arbitrary Constructions and Real Consequences of the Self and Other. In Marissa Sonnis-Bell, David E. Bell & Michelle Ryan (Hg.), *Strangers, aliens, foreigners. The politics of othering from migrants to corporations* (At the interface/probing the boundaries, 1570–7113, Bd. 106, S. 1–7). Leiden: Brill Rodopi. https://doi.org/10.1163/9789004383128_002.
- Soon, Jan-Jan (2008). *The determinants of international students' return intention* (University of Otago, Hg.) (Economics Discussion Papers Nr. 0806).
- Spera, Christopher; Wentzel, Kathryn R. & Matto, Holly C. (2009). Parental aspirations for their children's educational attainment: relations to ethnicity, parental education, children's academic performance, and parental perceptions of school climate. *Journal of Youth and Adolescence*, 38(8), 1140–1152. <https://doi.org/10.1007/s10964-008-9314-7>.
- Spiegel (2019, 03. Januar). *Deutsche zahlen ganz gern Steuern*. Zugriff am 20. Februar 2023 unter www.spiegel.de/wirtschaft/soziales/steuern-deutsche-zahlen-im-internationalen-vergleich-gerne-a-1246243.html.
- Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation SBFI (2023). *Ergänzungsprüfung Passerelle*. Zugriff am 24. Januar 2023 unter www.sbf.admin.ch/sbf/de/home/bildung/maturitaet/gymnasiale-maturitaet/passerelle.html.
- Staatssekretariat für Migration SEM (2020, 17. Dezember). *Die Ordentliche Einbürgerung*. Zugriff am 2. August 2022 unter www.sem.admin.ch/sem/de/home/integration-einbuengerung/schweizer-werden/ordentlich.html.
- Staatssekretariat für Migration SEM (2021, 01. März). *Ausweis C EU/EFTA (Niederlassungsbewilligung)*. Zugriff am 12. Mai 2023 unter www.sem.admin.ch/sem/de/home/themen/aufenthalt/eu_efta/ausweis_c_eu_efta.html.
- Staatssekretariat für Wirtschaft SECO (2022, 10. Januar). *Ferien*. Zugriff am 7. Juli 2023 unter www.seco.admin.ch/seco/de/home/Arbeit/Personenfreizugigkeit_Arbeitsbeziehungen/Arbeitsrecht/FAQ_zum_privaten_Arbeitsrecht/ferien.html.
- Staatssekretariat für Wirtschaft SECO (2023, 15. Februar). *Arbeits- und Ruhezeiten*. Zugriff am 7. Juli 2023 unter www.seco.admin.ch/seco/de/home/Arbeit/Arbeitsbedingungen/Arbeitnehmerschutz/Arbeits-und-Ruhezeiten.html. <https://doi.org/10.5771/9783845294957-261>.
- Statista (2009). *Sind Sie stolz darauf Deutscher zu sein?* unter de.statista.com/statistik/daten/studie/6573/umfrage/stolz-deutscher-zu-sein. <https://doi.org/10.51202/1664-6533-2021-4-014>
- Statista (2021). *Sozialleistungsquote in der Schweiz von 2009 bis 2019*. Zugriff am 26. Juni 2023 unter de.statista.com/statistik/daten/studie/972385/umfrage/sozialleistungsquote-in-der-schweiz/.
- Statista (2022a). *Anteil der Ausgaben für Sozialschutz am Bruttoinlandsprodukt (BIP) in Deutschland von 2009 bis 2020*. Zugriff am 26. Juni 2023 unter de.statista.com/statistik/daten/studie/159248/umfrage/anteil-der-ausgaben-fuer-sozialschutz-am-bruttoinlandsprodukt-in-deutschland/. https://doi.org/10.1007/978-3-658-23413-3_3.

- Statista (2022b). *Anzahl der Ausländer in Deutschland nach Herkunftsland von 2019 bis 2021*. Zugriff am 18. August 2022 unter de.statista.com/statistik/daten/studie/1221/umfrage/anzahl-der-auslaender-in-deutschland-nach-herkunftsland/.
- Statista (2022c). *Die 20 Länder mit dem höchsten Durchschnittsalter der Bevölkerung im Jahr 2022. Altersmedian in Jahren*. Zugriff am 18. August 2022 unter de.statista.com/statistik/daten/studie/242823/umfrage/laender-mit-dem-hoechsten-durchschnittsalter-der-bevoelkerung/.
- Statista (2022d). *Intraregional migration in Latin America. Statistics & Facts*. Zugriff am 26. Juli 2022 unter www.statista.com/topics/9065/intraregional-migration-in-latin-america/#topicHeader__wrapper. <https://doi.org/10.1037/0000234-001>.
- Statista (2022e). *Statistiken zum Sport in der Schweiz*. Zugriff am 1. Februar 2023 unter de.statista.com/themen/4629/sport-in-in-der-schweiz/#topicOverview.
- Statista (2022f). *Urbanisierungsgrad. Anteil der Stadtbewohner an der Gesamtbevölkerung in Deutschland in den Jahren von 2000 bis 2021*. Zugriff am 22. November 2022 unter de.statista.com/statistik/daten/studie/662560/umfrage/urbanisierung-in-deutschland/.
- Statista (2023a). *Jährlich durch Streiks ausgefallene Arbeitstage nach Ländern bis 2021*. Zugriff am 27. Juni 2023 unter de.statista.com/statistik/daten/studie/384248/umfrage/jaehrlich-durch-streiks-ausgefallene-arbeitstage-nach-laendern/.
- Statista (2023b). *Welche Art von Sport/Fitness betreiben Sie regelmäßig (mindestens 1 Mal in der Woche)?* Zugriff am 1. Februar 2023 unter de.statista.com/statistik/daten/studie/979334/umfrage/lieblingssportarten-der-deutschen/.
- Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein (Hg.) (2018). *Hamburg und seine Partnerländer. Schweiz*.
- Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein (Hg.) (2020). *Die registrierten Ausländer in Schleswig-Holstein am 31.12.2019*.
- Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein (Hg.) (2021). *Ausländische Bevölkerung in Hamburg am 31.12.2020*, Hamburg.
- Statistisches Bundesamt (2019). *Statistisches Jahrbuch 2019. Bevölkerung, Familie, Lebensformen*.
- Statistisches Bundesamt (2023). *Bevölkerung nach Nationalität und Bundesländern*. Zugriff am 17. November 2023 unter www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Bevoelkerungsstand/Tabellen/bevoelkerung-nichtdeutsch-laender.html.
- Steiner, Ilka (2012). Les immigrants allemands hautement qualifiés. Projets et réalités migratoires. *terra cognita*, 21, 46–49.
- Steiner, Ilka (2014). Spatial Selectivity and Demographic Impact of Recent German Immigrants in the Swiss Regions. *Europa Regional*, 19(2), 56–68.
- Steiner, Ilka (2019). Settlement or Mobility? Immigrants' Re-migration Decision-Making Process in a High-Income Country Setting. *Journal of International Migration and Integration*, 20(1), 223–245. <https://doi.org/10.1007/s12134-018-0602-0>.
- Stienen, Angela (2001). »Papierlos« – »Illegalisiert« – »klandestin«. Die vom schweizerischen Ausländerrecht nicht anerkannte gesellschaftliche Integration von MigrantInnen. Diskurse aus Wissenschaft und Praxis. *Tsantsa*, (6), 96–101.

- Stolz, Jörg (2000). *Soziologie der Fremdenfeindlichkeit. Theoretische und empirische Analysen*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Studer, Brigitte (Hg.) (2015). *Die Schweiz anderswo. AuslandschweizerInnen – SchweizerInnen im Ausland = La Suisse ailleurs: les Suisses de l'étranger – les Suisses à l'étranger* (Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 29). Zürich: Chronos.
- Surber, Lara (2022). *Kosten für die Einbürgerung in die Schweiz*, Comparis.ch. Zugriff am 12. Mai 2023 unter www.comparis.ch/umzug-schweiz/leben/kosten-einbuengerung.
- Swiss German Club GmbH (2018). *Swiss German Club. Das Kompetenzzentrum Schweiz – Deutschland*. Zugriff am 11. März 2024 unter www.swiss-german-club.ch/index.cfm?parents_id=816.
- Swissinfo (2004, 05. März). *Das Phänomen des neuen Nationalstolzes*. Zugriff am 10. Mai 2023 unter www.swissinfo.ch/ger/das-phaenomen-des-neuen-nationalstolzes/3801344.
- SWR Aktuell (2023). *Schweizer Kunden können Mehrwertsteuer digital einreichen*, SWR Aktuell. Zugriff am 26. Juni 2023 unter www.swr.de/swraktuell/baden-wuerttemberg/suedbaden/digitale-mehrwertsteuer-schweiz-einkaufstourismus-100.html.
- Talhout, Lisa Joana (2019). *Muslimische Frauen und Männer in Deutschland. Eine empirische Studie zu geschlechtsspezifischen Diskriminierungserfahrungen* (essentials). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-24844-4>.
- Theiler, Tobias (2004). The origins of Euroscepticism in German-speaking Switzerland. *European Journal of Political Research*, (43), 635–656. <https://doi.org/10.1111/j.1475-6765.2004.00168.x>.
- Trompenaars, Fons (2020). *Riding the Waves of Culture. Understanding diversity in global business* (4. Aufl.). New York: McGraw-Hill Education.
- Trompenaars, Fons & Hampden-Turner, Charles (2022, 22. März). *Compare Countries. Explore what binds and divides for reconciliation*. Zugriff am 8. Februar 2023 unter www3.thtconsulting.com/culture-factory/culture-explore/compare-countries/.
- Trüdinger, Eva-Maria (2011). *Reformszenarien im deutschen Wohlfahrtsstaat aus Sicht der Bevölkerung. Wertvorstellungen als Reformkorridor?* (Studien zur Wahl- und Einstellungsforschung, Band 19). Baden-Baden: Nomos. <https://doi.org/10.5771/9783845232607>.
- Üblicher, Jan (2018). *Gentrifizierungsforschung in Deutschland. Eine systematische Forschungssynthese der empirischen Befunde zur Aufwertung von Wohngebieten*. Opladen: Budrich UniPress Ltd. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzpfr>.
- Uebelmesser, Silke (2005). *To Go or Not to Go. Emigration from Germany* (CESifo Working Paper Nr. 1626). <https://doi.org/10.2139/ssrn.875585>.
- United Nations Department of Economic and Social Affairs, Population Division (2020). *International Migrant Stock 2020* (United Nations database, POP/DB/MIG/Stock/Rev.2020). <https://doi.org/10.18356/9789210048194c005>.
- Valley, Paul (2007, 07. September). *Switzerland. Europe's heart of darkness?* (The Independent, Hg.). Zugriff am 16. September 2022 unter web.archive.org/web/20110913201740/www.independent.co.uk/news/world/europe/switzerland-europes-heart-of-darkness-401619.html.
- Van Dalen, Hendrik P. & Henkens, Kène (2007). Longing for the Good Life. Understanding Emigration from a High-Income Country. *Population and Development Review*, 33(1), 37–65. <https://doi.org/10.1111/j.1728-4457.2007.00158.x>.

- Van Houtum, Henk & van Naerssen, Ton (2002). Bordering, Ordering and Othering. *Tijdschrift voor economische en sociale geografie*, 93(2), 125–136. <https://doi.org/10.1111/1467-9663.00189>.
- Van Ramshorst, Jared P. (2018). Anti-immigrant Sentiment, Rising Populism, and the Oaxacan Trump. *Journal of Latin American Geography*, 17(1), 253–256. <https://doi.org/10.1353/lag.2018.0011>.
- Verein für Deutsche in der Schweiz (2021). *Grüezi und willkommen in der Schweiz*. Zugriff am 11. März 2024 unter www.deutsch-schweiz.ch/home.
- Verein für Deutsche in der Schweiz (2023). *Events & Stammtisch*. Zugriff am 3. Februar 2023 unter www.deutsch-schweiz.ch/mitglieder/events.
- Verwiebe, Roland (2006). Transnationale Mobilität innerhalb Europas und soziale Ungleichheit. In Martin Heidenreich (Hg.), *Europäisierung und soziale Ungleichheit. Zur transnationalen Klassen- und Sozialstrukturanalyse* (S. 155–186). Frankfurt a.M.: Campus. <https://doi.org/10.1007/s11577-006-0269-y>.
- Verwiebe, Roland (2014). Why do Europeans Migrate to Berlin? Social-Structural Differences for Italian, British, French and Polish Nationals in the Period between 1980 and 2002*. *International Migration*, 52(4), 209–230. <https://doi.org/10.1111/j.1468-2435.2010.00663.x>.
- Verwiebe, Roland; Mau, S.; Seidel, N. & Kathmann, T. (2010). Skilled German migrants and their motives for migration within Europe. *Journal of international migration and integration*, 11(3), 273–293. <https://doi.org/10.1007/s12134-010-0141-9>.
- Verwiebe, Roland; Wiesböck, Laura & Teitzer, Roland (2014). New forms of intra-European migration, labour market dynamics and social inequality in Europe. *Migration Letters*, 11(2), 125–136. <https://doi.org/10.33182/ml.v11i2.234>.
- Waldis, Barbara (2001). Wenn heiraten wieder politisch wird. *Tsantsa*, (6), 49–59.
- Webber, F. (2011). How voluntary are voluntary returns? *Race & Class*, 52(4), 98–107. <https://doi.org/10.1177/0306396810396606>.
- Wegmann, Susanne (1989). *The Swiss in Australia*. Grösch: Verlag Rügger.
- Weinstein, Deena (2000). *Heavy Metal. The Music and its Culture, Revised Edition*. Boulder, Colorado: Da Capo Press.
- Wellman, Barry (2007). Challenges in Collecting Personal Network Data: The Nature of Personal Network Analysis. *Field Methods*, 19(2), 111–115. <https://doi.org/10.1177/1525822X06299133>.
- Werlen, Iwar (1998). Mediale Diglossie oder asymmetrische Zweisprachigkeit? Mundart und Hochsprache in der deutschen Schweiz. *Babylonia*, 1(98), 22–35.
- Wessendorf, Susanne (2008). Italian Families in Switzerland: Sites of Belonging or ›Golden Cages? Perception and Discourses inside and outside the Migrant Family. In Ralph Grillo (Hg.), *The Family in Question. Immigrant and Ethnic Minorities in Multicultural Europe* (S. 205–224). Amsterdam: Amsterdam University Press. <https://doi.org/10.1017/9789048501533.010>.
- Westwood, Sallie & Phizacklea, Annie (2000). *Transnationalism and the Politics of Belonging*. London: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315008530>.
- Willmeroth, Sandra & Hämmerli, Fredy (2009). *Exgüsi. Ein Knigge für Deutsche und Schweizer zur Vermeidung grober Missverständnisse*. Zürich: Orell Füssli.

- Wingens, Matthias; Windzio, Michael; Valk, Helga de & Aybek, Can (2011). *A Life-Course Perspective on Migration and Integration*. Dordrecht: Springer Netherlands. <https://doi.org/10.1007/978-94-007-1545-5>.
- Wolff, Michael (2021). *Soziale Teilhabe von älteren Menschen. Empirischer Vergleich und sozial-ethische Reflexion dreier Wohlfahrtsstaaten* (Ethik und Gesellschaft, Bd. 9). Dissertation. Baden-Baden: Nomos. <https://doi.org/10.5771/9783748926788>.
- Zaimoglu, Feridun (2017). *Hier. Geschichten von jungen Flüchtlingen in Deutschland*. Hamburg: Arbeitsgemeinschaft Selbstständiger Migranten e.V.
- ZDF Länderspiegel (2016, 17. Dezember). *Schweizer shoppen billig in Deutschland*. Zugriff am 26. Juni 2023 unter www.zdf.de/politik/laenderspiegel/laenderspiegel-clip-2-108.html.
- Ziauddin, Bruno (2010). *Grüezi Gummihälse. Warum uns die Deutschen manchmal auf die Nerven gehen*. Reinbek: Rowohlt Digitalbuch.
- Zigon, Jarrett (2007). Moral breakdown and the ethical demand. *Anthropological Theory*, 7(2), 131–150. <https://doi.org/10.1177/1463499607077295>.

Anhang

Glossar

Helvetismus	1) spezifische Begriffe, welche nur im Schweizer Hochdeutsch vorkommen 2) Im gesamten deutschen Sprachgebiet benutzte Begriffe, die ursprünglich aus der Schweiz stammen Im Rahmen dieser Arbeit ist die erste Definition relevant
Hochdeutsch	Deutsche Standardsprache, der Begriff wird teilweise auch in der Schweiz benutzt
Mundart	Anderer Begriff für Schweizer Dialekte, der auf den ursprünglich mündlichen Gebrauch zurückgeht
Schriftdeutsch	In der Schweiz verwendete Standardsprache, welche meist in formeller und schriftlicher Kommunikation verwendet wird; Umgangssprachlicher Begriff für Schweizer Hochdeutsch
Schweizerdeutsch	bezeichnet in der Deutschschweiz gesprochene Dialekte, Baslerdeutsch ist z.B. ein regionaler schweizerdeutscher Dialekt

Liste an Schweizerdeutschen Begriffen und Helvetismen

Bünzli	Spießer, Spießbürger
Eiertütschen	Ostertradition, bei welcher in einem »Wettbewerb« Eier gegeneinandergeschlagen werden, um den Sieger mit dem unversehrten Ei zu bestimmen
Fasnacht-schüechli	Typisches Schweizer Fasnachtsgebäck (Karneval/Fasching) aus Mehl, Eiern und Salz in Fett gebacken
Finken	Hausschuhe
Gipfel(i)	Croissant, Gipferl, Hörnchen
luege/lüege	(Berndeutscher bzw. Walliserdeutscher Begriff für) schauen
Matur(a)	Abitur

Romandie/ Romands	Französische Schweiz bzw. Personen aus der französischen Schweiz
schaffe	Arbeiten
Spital	Krankenhaus
Temporärbüro	Zeitarbeitsfirma
Trychlä	große Kuhglocke
Znüni/Zvieri	Zwischenmahlzeit am Morgen bzw. Nachmittag, abgeleitet von den Zahlen neun und vier, welche auf die Uhrzeit hinweisen, zu der die Mahlzeiten üblicherweise eingenommen wurden
Zügle	Umziehen, die Wohnung wechseln

Abkürzungsverzeichnis

AfD	Alternative für Deutschland
AHV	Alters- und Hinterlassenenversicherung, Schweizer Rentenversicherung
ALG I	Arbeitslosengeld
ASO	Auslandschweizer-Organisation
CSU	Christlich-Soziale Union in Bayern
CVP	Christdemokratische Volkspartei der Schweiz, seit 2021 »Die Mitte«
EU	Europäische Union
EWK	Europäischer Wirtschaftsraum
FDP	FDP.Die Liberalen, Schweiz
Hartz IV	ALG II, Seit 2022 Bürgergeld, früher Umgangssprachlich Hartz IV genannt
OECD	Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung
Pegida	Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes
SVP	Schweizerische Volkspartei
UN	Vereinte Nationen

Übersicht über die Teilnehmenden

Bundesländer:	Kantone:
BW = Baden-Württemberg;	AG = Aargau;
BY = Bayern;	AR = Appenzell Ausserrhoden
B = Berlin;	BE = Bern
BB = Brandenburg;	BS = Basel-Stadt
HH = Hamburg;	GR = Graubünden
HE = Hessen;	LU = Luzern

NI = Niedersachsen;
NW = Nordrhein-Westfalen;
RP = Rheinland-Pfalz;
SN = Sachsen;
ST = Sachsen-Anhalt;
SH = Schleswig-Holstein;
TH = Thüringen

SG = St. Gallen
SO = Solothurn
TG = Thurgau
VD = Waadt
ZG = Zug
ZH = Zürich
CH = keine klare kantonale Herkunft

Teilnehmende: Herkunft Deutschland

Name	Geschlecht und Alter	Herkunft	Wohnort	Aufenthaltsdauer in Jahren	Staatsangehörigkeit	Beruf	Interview
Alena	W, 29	BW	ZH	3	DE	Doktorandin (Biologie)	10.07.2020
Alexandra	W, 33	HH	ZH	7	DE	Grafikdesignerin, Kommunikationsdesignerin	18.06.2020
Amalia	W, 44	BY	ZH	15	DE/CH	Hausfrau	26.06.2020
Benedikt	M, 40	SN	SO	8	DE	Ingenieur Risk Manager Representative	30.06.2020
Dana	W, 52	NW	TG	6	DE	Pflegefachperson	07.06.2020
Eric	M, 41	SN	BE	23	DE/CH	Koch, Restaurantbetreiber	06.07.2020
Fabian	M, 44	NI	ZH	11	DE	Senior Controller Operations	28.06.2020
Frederike	W, 68	NW	BE	49	DE/CH	Rentnerin (Medizinische Praxisassistentin)	07.05.2020
Georg	M, 48	B	BE	8	DE	Croupier	19.06.2020
Hannah	W, 45	BB	SO	17	DE	Fachverkäuferin	11.06.2020
Henning	M, 53	ST	ZH	10	DE	Sanitärmonteur	27.06.2020
Ida	W, 50	BB/B	SG	16	DE	Hausfrau	23.06.2020
Jan	M, 39	ST	BE	14	DE	Plattenleger	21.05.2020
Jette	W, 56	SN	ZH	16	DE	Geschäftsführerin, Kosmetikerin	20.07.2020

Josef	M, 65	TH	ZH	1	DE	Rentner (JVA-Beamter, Musiker)	23.06.2020
Karl	M, 56	BW	BE	16	DE	Chief Marketing Officer	08.06.2020
Lena	W, 34	SN	BE	1	DE	Wissenschaftliche Mitarbeiterin, Projektleiterin	22.06.2020
Lilli	W, 31	BW	VD	4	DE/US	Frontline Systems Coordinator	28.06.2020
Lisa	W, 33	RP	ZH	11	DE	Assistentin der Geschäftsführung	05.06.2020
Luisa	W, 31	SN	TG	4	DE	Manager Multichannel Business Development	09.06.2020
Maja	W, 37	BY	ZH	6	DE	Biologin, Wissenschaftliche Mitarbeiterin	05.06.2020
Marlen	W, 38	SN	ZH	12	DE	Sachbearbeiterin	25.06.2020
Moritz	M, 30	HE	BE	2	DE	Entwicklungsingenieur	08.06.2020
Neele	W, 43	NW	ZH	10	DE	Marketingmanagerin	07.06.2020
Nikolas	M, 55	NW	AG	6	DE	Geschäftsführer	25.06.2020
Noah	M, 22	ST	ZH	3	DE	Student (Naturwissenschaft)	04.07.2020
Oskar	M, 41	SN	ZG	4	DE	Betriebswirt	11.07.2020
Paul	M, 53	NI	AG	15	DE	Fachmann für Versicherungswirtschaft	05.06.2020
Richard	M, 53	BY	ZH	18	DE	Geschäftsführer, Ingenieur Elektrotechnik	08.06.2020
Rosa	W, 95	BB	BE	58	CH	Rentnerin (Gehörlosenlehrerin)	04.06.2020
Sarah	W, 40	BW	BE	13	DE	Kulturmanagerin	09.07.2020
Sophie	W, 31	BW	ZH	1	DE	Sales Channel Communication Manager	07.06.2020
Stefan	M, 52	BW	SH*	20	DE	Anästhesiepflegeexperte, Notfallsanitäter	02.09.2019

Tessa	W, 54	NW	ZH	25	DE/CH	Business und Karrierecoach	09.06.2020
Tim	M, 37	ST	BE	13	DE	Servicetechniker	29.04.2020
Viktoria	W, 58	BY	ZH	15	DE	Specialised management	28.06.2020

* Stefan ist der deutsche Rückkehrer

Teilnehmende: Herkunft Schweiz

Name	Geschlecht und Alter	Herkunft	Wohnort	Aufenthaltsdauer in Jahren	Staatsangehörigkeit	Beruf	Interview
Adrian	M, 60	SO	B	8	CH	Autor, Tierarzt, Therapeut	17.09.2019
Alice	W, 59	GR	HH	27	CH	selbstständige Beraterin	08.07.2019
Anna	W, 55	CH	B	26	CH	Krankenschwester, Bühnenbildmalerin	17.09.2019
Annemarie	W, 37	BE	HH	11	CH	Ärztin	19.08.2019
Arnold	M, 62	ZH	HH	27	CH	Fachwirt Grundstücks- und Wohnungswirtschaft	20.08.2019
Esther	W, 36	ZH	SH	2	CH	Geomatikerin	15.07.2019
Janine	W, 48	AG	B	3	CH	Professorin	07.10.2019
Jessica	W, 70	ZH	B	48	CH	Rentnerin (Lehrerin)	17.09.2019
Joachim	M, 71	BW/BS	SH	6	CH	Rentner (Controller)	30.08.2019
Joel	M, 38	CH	B	5	CH	Damenschneider	16.09.2019
Jonas	M, 53	SO	HH	23	CH	Clown, Schauspieler	15.10.2019
Klara	W, 64	ZH	HH	44	CH/DE	Buchhalterin	06.07.2019
Laila	W, 29	BE	B	3	CH	Ausbildung Heilpraktikerin	28.04.2019, 05.05.2019

Livia	W, 44	BE	B	5	CH	Mikrobiologin	27.10.2019
Marco	M, 56	BS	SH	18	CH	Geschäftsführer, Betriebswirt	02.11.2019
Marina	W, 49	ZH	HH	23	CH	Altenpflegerin	13.09.2019
Mario	M, 44	BE	B	5	CH	Geschäftsführer, Ingenieur Elektro- technik	27.10.2019
Martha	W, 83	ZH	HH	50	CH	Rentnerin (Sach- bearbeiterin)	10.10.2019
Martin	M, 33	ZG	SH	5	CH	Notfallsanitäter	12.10.2019
Michael	M, 60	BS	HH	16	CH	Geschäftsführer, Betriebswirt	12.08.2019
Nina	W, 39	SG	B	8	CH	Data-Scientist	18.9.2019
Remo	M, 27	BE	SH	1	CH	Mitarbeiter Land- handel	05.10.2019
Rolf	M, 77	ZH	B	11	CH	Rentner (Bankan- gestellter)	26.10.2019
Romina	W, 38	BS	HH	16	CH	Mediatorin/ Supervisorin	17.07.2019
Ruth	W, 64	TG	SH	2	CH	Rentnerin (Er- wachsenenbildne- rin, Körperthera- peutin)	30.08.2019
Sonja	W, 55	LU	HH	12	CH	Qualitätsmanage- rin	19.08.2019
Stephanie	W, 55	BE	HH	1	CH	Buchhalterin	13.09.2019
Susann	W, 49	BS	B	23	CH	Freie Journalistin, Autorin	08.10.2019
Thomas	M, 62	BE	SH	27	CH/DE	Professor	27.08.2019
Ulrich	M, 65	SG	SH	44	CH	Rentner (Schiffsin- genieur)	08.08.2019
Ursula	W, 65	AR	B	49	CH	Rentnerin (Studi- enrätin)	07.10.2019

Eine Teilnehmerin fehlt, die sich im Verlauf der Forschung gegen die Nutzung ihrer Daten entschieden hat.